

DAS WORT

Literarische Monatsschrift

2. Jahrgang 1937

Heft 9–12



RÜTTEN & LOENING · BERLIN

Fotomechanischer Nachdruck
des Exemplars der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin

1. Auflage 1968

Alle Rechte vorbehalten · Rütten & Loening, Berlin

Printed in the German Democratic Republic

Lizenz-Nr. 220-415/72/68

Einbandgestaltung: Hans Kurzhahn

Druck: (52) Nationales Druckhaus VOB National, 1055 Berlin

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 9

September 1937

J O U R G A Z - V E R L A G M O S K A U

INHALT

Seite

Vorwort	3
-------------------	---

Prosa und Lyrik:

Manuel Altolaguirre: Letztes Sterben	8
H. W. Katz: Kinder auf der Flucht	9
Wolf Franck: Aber	14
F. C. Weiskopf: Der ferne Klang	15
Piter Sylt: Ein Schiff fährt nach Deutschland	34

Essay:

Klaus Mann: Gottfried Benn	35
Bernhard Ziegler: „Nun ist dies Erbe zuende“	42
Hans Behrend, Attentat auf Händel	50
Rudolf Fuchs: Petr Bezruč, ein Dichter wider Willen	55

Übersetzungen:

Petr Bezruč: Der Bergmann	60
-------------------------------------	----

Kulturerbe:

Oscar Wilde: Die Maschine als Kulturinstrument	62
--	----

Kritik:

Fritz Erpenbeck: Falsches Gewicht	65
Justin Steinfeld: Hebräerland, Else Lasker-Schüler und der Duce	68
Kurt Kersten: Traven, Schwinghammer und die Mittelschichten	72
Heinrich Werth: Zwischen Sudeten und Karpathen	74

An den Rand geschrieben:

Brief aus Paris. Brief aus Schweden. Brief aus Südafrika. Brief aus England. Brief aus der Tschechoslowakei. Deutsche Interpunktion. Ein Emigranten-Roman. Nachruf für Carlo Rosselli. Grabrede auf den Gefreiten Franke. Bäuerin in der Sierra. Ist es auch Wahnsinn	
Warnung von Dämonen. Ach, die alte gute Zeit! Nicht in eigener Sache. Petr Bezruč. Kinder auf der Flucht	78-91

Bibliographie:

Antifaschistische Publizistik, April — Juni	92
Zur Besprechung eingesandte Bücher	96

„Was erstreben wir? Dasselbe rein menschliche Gedächtnis, das den Freiwilligen der republikanischen Heere Spaniens gewiß ist. Aus unseren Reihen sind sie hervorgegangen, diese antifaschistischen Schriftsteller, geben aber jetzt in Spanien ihr lebendiges Blut für die Sache; und ihr dienen auch wir, wenn unser Geist sich ausgibt über das Maß. Ihnen gleichen, ist alle was wir wollen.“

Heinrich Mann

I

Drei Jahre sind vergangen, seit Maxim Gorki ausländischen Schriftstellern, die am Kongreß der Sowjetschriftsteller in Moskau teilnahmen, die Frage stellte, was sie zu unternehmen gedächten, um den Krieg, den der Weltfaschismus vorbereite, zu verhindern. Ihm wurde geantwortet, die Schriftsteller würden Freiwilligenbataillone bilden, und wie Lord Byron und Gottfried Keller mit der Waffe in der Hand den Freiheitskämpfern anderer Länder zu Hilfe eilen. Maxim Gorki meinte darauf, er sei von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, aber sie sollten nie vergessen, daß die dem Faschismus gefährlichste Waffe nicht immer das Gewehr sei — das geschriebene *Wort*, das Wort der Wahrheit und Freiheit, könne ihm gefährlicher werden; und dieses Wort sei die Waffe des Schriftstellers; diese sollten sie auf den gemeinsamen Feind, den Faschismus, richten und so verhindern, daß der Krieg überhaupt entfesselt würde. Bräche die Katastrophe aber dennoch über die Völker herein — die Hauptwaffe des Schriftstellers müsse das Wort bleiben, das Wort, das die erbärmlichen Kriegstreiber entlarve und dazu beitrage, diese Feinde der Menschheit auszurotten.

Nur drei Jahre sind seither vergangen. Der italienische Faschismus ist über das tapfere abessinische Volk hergefallen und hat die Bevölkerung ganzer Provinzen mit einem Riesenaufwand an Bombenfliegern und Tanks vernichtet. Mit Unterstützung der Faschisten in Rom und Berlin hat sich der Faschismus in Spanien gegen das spanische Volk erhoben; ein Sieg der faschistischen Diktatur in Spanien soll dem Faschismus militärisch und politisch das Übergewicht in Europa geben. Es ging aber nicht so, wie erhofft:

Spaniens Volk kapitulierte nicht vor den faschistischen Militärs, sondern es erhob sich, um die Freiheit des Landes zu verteidigen. Nach einem Jahre Bürgerkrieg, nach vielen Rückschlägen hat das republikanische Spanien, eines der friedfertigsten Völker der Erde, eine Volksarmee aus dem Boden gestampft und einen Heldenmut bewiesen, ebenbürtig dem Heldenmut, der in den größten Freiheitskämpfen der Menschheitsgeschichte bewiesen wurde.

II

Ein besonderes Heldenlied dieses großen Freiheitskampfes ist die *internationale Solidarität* mit dem spanischen Volk. Die Staatsmänner demokratischer Staaten behaupten, den Frieden zu schützen, wenn sie vor dem aggressiven Faschismus zurückweichen; die Werktätigen jedoch und die fortschrittlichen Intellektuellen, unter ihnen nicht zuletzt die Schriftsteller, eilen Spanien zu Hilfe. *André Malraux*, Frankreichs preisgekrönter Schriftsteller, organisiert republikanische Fliegerstaffeln. Unser deutscher Kamerad *Ludwig Renn*, ehemaliger Stabsoffizier in der deutschen Armee, ist Stabschef der republikanischen Volksarmee. Der in Spanien gefallene ungarische Schriftsteller *Paul Lukács* war General. *Ralph Fox*, der junge englische Schriftsteller, der ebenfalls im Kampf gegen die faschistische Intervention für Spaniens Freiheit sein Leben hingab, war politischer Kommissar, wie es unser Freund *Gustav Regler* ist, der, schwer verwundet, vor den Schriftstellern in Madrid mit ergreifenden Worten vom Opfermut und Heldentum der antifaschistischen Kämpfer in der spanischen Volksarmee sprach. Die Schriftsteller haben wahrgemacht, was sie Maxim Gorki versprochen.

Aber Gorkis Mahnung, die starke Waffe des Schriftstellers, das *Wort*, kämpferisch handhaben zu lernen und gegen den Faschismus zu richten? Gewiß hat keiner der Schriftsteller, die mit dem Gewehr in der Hand an der Front des spanischen Freiheitskampfes stehen, Gorkis Mahnung vergessen. Ludwig Renn betonte dies in seiner Ansprache an den Kongreß:

„Wir legen die Feder nicht fort, weil wir der Meinung sind, das Schreiben wäre überflüssig. Im Gegenteil. Für unsere Sache muß nicht nur das Gewehr, es muß auch das Wort kämpfen!“

III

Über neunzig Schriftsteller aus allen Ländern der Welt kamen nach Spanien, darunter allein zwölf aus Latein-Amerika.* Es war für viele beschwerlich und gewiß auch nicht ganz ungefährlich, zu einem Kongreß zu kommen, der in einem Lande abgehalten wurde, in dem Krieg geführt wird. Es wurden auch von einigen Schriftstellern Bedenken geäußert, ob nicht etwa Bomben auf den Kongreß abgeworfen werden könnten. Die spanischen Schriftsteller erklärten ruhig: heute gäbe es eine Volksarmee, und diese würde die Gäste der spanischen Republik schützen.

* In unserer nächsten Nummer werden wir ausführliche Berichte vom Kongreß veröffentlichen.

Gleich am Tage der Eröffnung des Kongresses in Valencia ertönten abends die Alarmsirenen. Faschistische Flieger näherten sich. Die Abwehrgeschütze der Volksarmee vertrieben sie, bevor sie das Zentrum der Stadt erreichen konnten.

Madrid war in den Tagen der Kongreßsitzungen fast allabendlich Bombardements ausgesetzt. Die republikanische Artillerie brachte aber auch hier die feindliche stets zum Schweigen. Die spanischen Kameraden haben Wort gehalten: *die republikanische Volksarmee hat den Kongreß gut geschützt.*

IV

Es ist schon viel über das belagerte Madrid geschrieben worden. Wer aber zum erstenmal die Stadt betritt, findet alles ganz anders, als er es sich vorgestellt hat. Wir fuhren spät abends durch die verdunkelten Straßen; fern hörte man das dumpfe Dröhnen der Artillerie; pfeifend sausten Geschosse über die Häuser. Doch die Straßenbahnen fuhren. Autos flitzten mit abgeblendeten Lichtern durch die Straße. Vor den Häusern saßen Menschen und erfrischten sich in der Abendkühle. Erstaunlich, wie sich das Leben gegen den ständig lauernnden, heimtückischen Tod behauptet.

Am nächsten Tag sahen wir die Verwüstungen, die monatelange Bombardements angerichtet hatten, sahen Fassaden von Häusern, gespenstische Fassaden, hinter denen sich buchstäblich nichts mehr befindet... aber in solchen Häusern haben viele *Familien* gewohnt, Junge und Alte, Frauen und Kinder! In vielen Häusern hatten die Bomben und Granaten einige Etagen durchschlagen, die Stockwerke darunter und darüber sind weiter bewohnt. Das neue hohe Gebäude des Telegraphenamts in der Gran Via nehmen die Faschisten besonders stark unter Feuer; unzählige Einschläge sind zu sehen, viele Löcher mit Sandsäcken nur notdürftig zugestopft. Doch vom ersten Tage des Bombardements an bis zum heutigen, also seit mehr als acht Monaten, wird der Betrieb im Granatenhagel aufrechterhalten, erscheinen die madrider Telephonistinnen wie in Friedenszeiten pünktlich zum Dienst. In der Gran Via, der Hauptstraße von Madrid, die immer wieder von der faschistischen Artillerie beschossen wird, ist keiner der großen Prachtbauten unbeschädigt; doch auch hier geht das Leben weiter. Man kann im Café, hinter Sandsackbergen seinen Kaffee oder Wermuth trinken; kann in den Geschäften, die statt Glasscheiben Drahtnetze vor ihren Auslagen haben, einkaufen; ein großes Einheitspreis-Kaufhaus in dieser Straße, ebenfalls mit Barrikaden von Sandsäcken geschützt, ist nach wie vor geöffnet: hinter langen Ladentischen arbeiten Verkäuferinnen, vor der Theke, an der Bier ausgeschenkt wird, drängen sich Milizionäre, und aus einer Ecke, in der Grammophonplatten verkauft werden, klingt Schlagermusik durch den riesigen Verkaufsraum — nichts gemahnt hier an Krieg und Tod, und doch kann jeden Augenblick eine Granate hereinplatzen.

Das ist das Große, das geradezu Unfaßliche in Madrid: Tag für Tag und

Nacht für Nacht haust der Tod unter der Bevölkerung, doch das Leben bleibt Sieger, das Leben der Hunderttausende geht geordnet weiter: Arbeiter gehn zur bestimmten Morgenstunde in die Fabriken, Angestellte in die Büros und Geschäfte, Soldaten fahren mit der Straßenbahn zur Ablösung an die Front: Frauen stehen Schlange vor den Geschäften; und die Kinder gehen in die Schulen und tollen nach Schulschluß auf den Straßen — und das alles, obwohl einige Kilometer weiter, an der Peripherie, die faschistischen Kanonen stehen, deren Abschüsse man hört wie die dumpfen Einschläge der Granaten und das helle Geknatter der Maschinengewehre. Oft kommen auch Flieger, werfen Bomben und werden häufig von republikanischen Fliegern zum Kampf gezwungen. Dann rennen die Menschen auf die Straßen und verfolgen aufgeregt den Kampf in der Luft.

Die Faschisten wollten durch unausgesetzte Bombardements die Einwohner Madrids zermürben, in Panik versetzen — sie haben das Gegenteil erreicht. Madrid ist in den Monaten der Leiden und Schrecken nur noch stärker und kampfbereitschlossener geworden, ist in seinem Haß und seinem Widerstand gegen die faschistischen Barbaren ins Heldenhafte gewachsen, wie noch keine Stadt zuvor.

V

Der Kongreß in Valencia und Madrid war kein Kongreß langer theoretischer Auseinandersetzungen, kein Kongreß, der sich mit abstrakten Problemen beschäftigte, sondern ein Kongreß einmütiger Anklage gegen die faschistischen Greuel und einmütiger Bereitschaft zur Unterstützung des spanischen Volkes in seinem Kampfe für die Verteidigung seiner Kultur und seiner Freiheit. *André Malraux*, der Schriftsteller und Kampfflieger, formulierte dies mit folgenden Worten:

„Ich stieg einmal auf mit meinem Schützen, der Anarchist war. Wir stritten heftig über alle möglichen Probleme. Ja, wir haderten noch, als wir uns in den Lüften befanden. Als wir aber ins Licht eines faschistischen Scheinwerfers gerieten, da war kein Streit mehr zwischen uns, sondern nur noch tiefste Kameradschaft.“

Wir Schriftsteller stehen heute im Scheinwerferlicht des Faschismus und wir können nur eines tun: feste Kameradschaft gegen den gemeinsamen Feind halten!“

Eine solche feste Kameradschaft aller Antifaschisten ist auf diesem Kongreß geschlossen worden. Als José Bergamin, der bekannte spanische Schriftsteller, André Gide anklagte, er falle mit seinen infamen Verleumdungen gegen die Sowjetunion nicht nur dem Sowjetvolke, nicht nur den Freiheitskämpfern anderer Länder, sondern auch und vor allem dem spanischen Volk in seinem schweren Kampf gegen den Faschismus in den Rücken — da erhob sich der ganze Kongreß und gab durch stürmischen Beifall seine völlige Übereinstimmung mit dieser Anklage zu erkennen.

VI

Die Schriftsteller Latein-Amerikas riefen die Schriftsteller auf, in der ganzen Welt einen Werbefeldzug für das republikanische Spanien und gegen den Faschismus zu organisieren, überall die ganze Autorität und Macht der Schriftsteller einzusetzen, damit sich endlich die beiden millionenstarken Arbeiterinternationalen zur gemeinsamen Hilfe für das spanische Volk finden. Und die Teilnehmer des Kongresses gelobten, in diesem Sinne in ihren Ländern zu wirken. Denn wahr werden muß, was der spanische Geschichtsforscher und jetzige Botschafter in Washington, *Fernandez de los Rio*, in seiner Rede auf dem Kongreß sagte:

„Einmal wird es heißen: damals, als die Welt am Rande der faschistischen Barbarei stand, als der Faschismus in Italien und Deutschland seine blutige Diktatur errichten konnte, weil die Werktätigen dieser Völker in viele Parteien gespalten waren, als der Faschismus in Österreich sein Haupt erheben konnte, obgleich die Arbeiter sich mutig wehrten, als er in Polen, in Ungarn, in den Balkanländern die Macht an sich riß und überall die Rechte des Volkes mit Füßen trat, die Wahrheit vergewaltigte und das Recht schändete — da war es Spanien, das in Freundschaft mit dem großen Bunde der Sowjetvölker, dem Faschismus Einhalt gebot, da war es Spanien, das ihm die erste Niederlage beibrachte, da war es Spanien, das durch seinen Heldenkampf die Selbstbesinnung der Völker wachrüttelte und die Menschheit von der faschistischen Geißel befreite.“

Valencia, Juli 1937.

Willi Bredel

LETZTES STERBEN

von

Manuel Altolaguirre

Ich fordere das letzte Sterben dieses Krieges,
 weil ich mich spiegeln will im Laufe des Flusses
 wie ein zermürbter Körper voller Wunden,
 gleich einem Baume, dem die Frucht sie raubten,
 dem sie die Zweige nahmen
 und dessen Stamm sie noch zu Holz zerschlagen...

Und wenn ich mich nicht sehe,
 wenn nur die Wurzeln von mir übrig bleiben,
 und wenn die Vögel ohne Hoffnung suchen
 die Stelle ihrer Nester
 in meiner Arme trostesleerem Mangel —
 dann werden aus der Tiefe
 im ungestümen Atem jungen Frühlings
 der Erde wuchernd neu entsprossen
 Schößlinge von Grün und Leben...

Dann werd ich sein die Schar von jungen Menschen
 und jener Kranz von Lorbeer, der umwindet
 den schiefgebrochnen Stumpf des Baumes —
 ein vielgestaltig Leben gibt das Sterben,
 und vielfach sind die Strahlen unsrer Morgenröte!

Aus dem Spanischen

KINDER AUF DER FLUCHT

von

H. W. Katz

An diesem Tage flüchtete der letzte Zug, die letzte Lokomotive aus dem Osten ...

Wir sprangen vom Leiterwagen und stürzten auf den Bahnhof. Es war eine große Schlacht. Die Menschen schlugen sich um einen Platz. Wer nicht mehr in den Wagen hineingelangte, hing an der Tür, an den Griffen, wie eine überzählige Frucht; selbst auf die Dächer krochen die Verzweifelten. Wer will denn auch zurückbleiben, wenn die Kosaken kommen, diese „Brandstifter“, diese „Kinderschlächter“?

Eine traurige Panik herrschte. Der wildeste Taumel hatte uns alle gepackt. Wir hieben aufeinander ein. Kinder schrien nach ihren Müttern, Mütter nach ihren Kindern, Familien wurden auseinandergerissen.

Der letzte Zug ...!

Keiner wußte, ob dies nur ein Gerücht war. Hersch und ich kämpften, mit einer Hand festgeklammert am Mantel der Mutter, mit dem Ellenbogen des freien Armes, mit den Füßen, mit den Schultern. Wir kratzten um uns, wir bissen in fremde Finger, wir stießen andere Kinder von den Trittbrettern. Schwer keuchend, mit blutenden Händen, fanden wir uns endlich mit der Mutter, drei Zerzauste, in einem Viehwagen. Wir saßen auf einem Strohaufen, der noch nach dem Staub der Lagerböden roch. Die Großeltern werden in einem andern Wagen untergekommen sein, dachten wir ...

Durch die offene Schiebetür unseres Viehwagens konnten wir auf die Bahnsteige 1 und 2 sehen; dort rollten ohne Unterbrechung lange Soldatenzüge, Lastzüge mit Kanonen, Pferden, Materialien. Die Soldaten trugen Eichenlaub an den Kappen. Gesang dröhnte über die Gleise hinweg zu dem Flüchtlingszug herüber. An den Wagentüren der Soldatenzüge stand mit Kreide geschrieben:

„6 Pferde oder 40 Mann.“

„Jeder Schuß ein Russ!“

„Was kostet Rußland?“

Vorläufig aber lagerten die Russen in einer zerstörten österreichischen Provinz, und an der Schranke vor dem Bahnhof dieses galizischen Städtchens standen jammernde, verhärmte Flüchtlinge: Frauen mit ihren Kindern, alte Männer, Halbwüchsige; Menschen vieler Religionen und Nationen; und diese zurückbleibenden Unglücklichen verfluchten nicht etwa den Krieg, sondern uns „Glückliche“, die wir in dem abrollenden Zug saßen ...

Immer kleiner wurden die drohenden Fäuste, immer weniger Steine schlugen gegen die Wagenwände, immer leiser wurde das Geschrei des Hasses und des Protestes.

Wir fuhren.

Die Schienen tasteten sich hinaus, sie liefen ins Ungewisse. Auf diesen Schienen zottelten hämmernd und stoßend die Wagen mit den Vertriebenen durch den ersten Kriegsherbst. Jeder Stoß der Räder hieb in die Rippen der Flüchtlinge. Stück für Stück blieb das bisherige Leben zurück. Wie Laub im Sturmwind fielen die guten Triebe von den Menschen...

Die Geschichte dieses letzten Flüchtlingszuges voller Juden aus Galizien ist lehrreich. Man versperrte die Türen der Wagen und ließ die Insassen unterwegs auf den Bahnhöfen nur unter Bewachung Luft schnappen. Natürlich waren sich alle „guten Österreicher“ darüber einig, daß auch Flüchtlinge Landeskinder seien: „Fleisch von unserm Fleisch, Blut von unserm Blut.“ Überhaupt gaben wir viel Zeitungs- und Rednerstoff ab. Es wimmelte nur so von Komitees und Arbeit. Aber leider schien sich alles zu komplizieren, weil wir halt aus Galizien kamen. Ich stelle mir vor, wieviel solche und ähnliche Reden über das „Hilfswerk“ gehalten worden sind:

„Ganz abgesehen davon, daß die meisten Flüchtlinge galizische Juden sind — was natürlich keine Rolle spielt — ganz abgesehen davon, wie gesagt, gibt es für uns verantwortliche Menschen noch einen ganz objektiven vaterländischen Grund, nämlich: die Zuversicht im Hinterland, die von den armen Flüchtlingen empfindlich, wenn auch ungewollt, gestört werden könnte! Für uns Behörden und für uns Männer und Frauen, die wir uns freiwillig dem nationalen Hilfswerk zur Verfügung gestellt haben — für uns ergibt sich eben leider aus der Verwirklichung all dieser Probleme eine sogenannte Zwickmühle, aus der herauszukommen es gar nicht so einfach ist, wie sich das vielleicht in den Augen von Nichtfachleuten ausnehmen könnte...“

Ach, wir Armen! Vor den Russen geflüchtet, gerieten wir in die Hände von „Fachleuten für Flüchtlingswesen“ — das heißt: man schob unsern Zug von einer Stadt in die andere.

Die Atmosphäre dieses traurigen Flüchtlingslebens habe ich damals mit sehr wachen, wenn auch jungen Sinnen in mich aufgenommen. Der Flüchtlingszug, die Flüchtlingsbaracken, die Läuse und Wanzen, die mildtätigen Damen und vor allem der hinter mitleidigen Ausrufen notdürftig verborgene Abscheu vor uns „dreckigen galizischen Judenkindern“ — das ist es, was in mir, in meinen Erinnerungen wie eine nie verheilende Wunde brennt, die mir, dem damals Siebenjährigen, eine verrohte Welt beibrachte.

Der Zug kam nach Wien. Aber dort gab es, wie die Zeitungen witzelten, schon „mehr Flüchtlinge als Wiener“. Also durften wir den Zug nicht verlassen.

Er zottelte weiter... nach Budapest... von Budapest nach Prag...

An fast allen Zwischenstationen hielt dieser aus alten Pferdewaggons zusammengestellte Zug des Elends. Seine Insassen wurden auf den Strohbündeln, die in Fäulnis übergegangen waren, durcheinandergeschüttelt. Auf jedem größeren Bahnhof erwarteten uns Damen, die aus Wohltätigkeit und

aus Körben belegte Brote verteilen. Sie vergaßen dabei nicht, daß man sein mitfühlendes Herz keineswegs zu verbergen braucht . . .

Da wir nirgends aussteigen durften, gingen diese Damen, begleitet von Herren, die zu den Damen sehr höflich waren, von Wagen zu Wagen. Dieses, ihr Gehen von Wagen zu Wagen, erschien ihnen, da wir armen galizischen Flüchtlinge sehr unsauber waren (Seufzer, entsetzter Augenaufschlag, Händeringen: „Ach ja!“) als eine nicht zu unterschätzende patriotische Leistung für das k. und k. Vaterland. Und dabei hatten die Damen und ihre höflichen — zu den Damen höflichen — Begleiter nicht einmal unrecht mit ihrem Urteil über unsere mangelnde Sauberkeit. Aber ich stelle mir oft vor, wie wohl diese feinen Damen und Herren ausgesehen haben würden, wenn sie die stinkenden, stickigen Viehwagen tagelang nicht hätten verlassen dürfen. In den verschlossenen, plombierten Eisenkästen fehlte ja nicht nur Luft, es fehlte auch Wasser! In unserem verfilzten Haar und in den verschmutzten Kleidern kroch allerlei Ungeziefer herum. Wir hatten uns übel wundgekratzt. Und so konnten denn die scharf beobachtenden Damen mit sicherlich großem Staunen „zuckende Körper, seltsam ruckweise Kopfbewegungen, sowie merkwürdige, fast tierisch zu nennende Blicke, die Furcht vor der ungewohnten Umgebung verraten“, feststellen und dann mit wirklich echter Rührung in ihren Hilfsstellen berichten, daß die „seelische Konstitution der galizischen Flüchtlingskinder eine fast exotische“ sei. Damals sprach ich, der verlauste und verschmutzte kleine „exotische“ Flüchtling außer meiner Muttersprache Jiddisch, auch noch ganz gut Polnisch, Deutsch und etwas Ruthenisch; ich übersetzte schon hebräische Texte aus der Bibel, konnte aus dem Gebetbuche ganze Seiten auswendig hersagen . . . aber was mir und allen andern Flüchtlingen fehlte, war: Wasser, frische Luft, Seife, eine Bürste und . . . Freiheit und Friede!

In einem dieser Wagen kauerte eine Frau, die selbst bei der Brot- und Kaffeeverteilung die Hände ihrer beiden Kinder nicht freigeben wollte. Bei Nacht schlief sie nur halb und am Tage wachte sie nur halb; so entschädigte sie ihren Körper für den entgangenen Schlaf . . . aber Tag und Nacht fühlte sie die Hände ihrer Kinder. Diese Frau war Lea Fischmann, meine Mutter . . . Immer weiter stampfte der Zug, von Ort zu Ort, als suchte er eine Stadt, die es nicht gab.

Mutter dachte an Amerika, an Vater.

Der Zug knatterte weiter: durch ganz Österreich-Ungarn, immer im Kreise herum.

Mutter dachte ängstlich an die Großeltern; wir hatten sie verloren. Auch ich fragte nach ihnen. Auch Hersch fragte. Aber keiner von uns beiden fragte nach dem Vater. Wir hatten ganz vergessen, daß wir einen Vater hatten, der in New York lebte . . .

Einmal ließ man uns doch aussteigen. Wir kamen in eine der vielen Flüchtlingsbaracken. Hundertundfünfzig Menschen lagen bereits dort, als man noch zweihundert von uns dazustopfte. Schon von draußen sah man, daß

Türen und Scheiben eingetreten und zerbrochen waren. Drinnen stanken die Wanzen, die Läuse, das übrige Ungeziefer, die dreckigen Strohhaufen und die verfaulten Matratzen, die uns mitleidige Seelen gespendet hatten. Und nun in zerlumpten, zerdrückten, verstaubten, beschmutzten Kleidern: Kinder, Weiber, Männer . . . armseliges, geplagtes Pack, kümmerliche Menschenreste — galizische Flüchtlinge!

Noch hieß es: „Es sind Österreicher, brave Landsleute, die vor den Russen Zuflucht suchen . . .“ Zwölf Monate später waren aus den Landsleuten schon „verdammte Galizier“ geworden . . .

Vorläufig aber sah man noch das Elend. Die mildtätigen Gefühle waren noch nicht abgestumpft. Noch gab jeder, der halbwegs konnte, nicht nur aus Mitleid sondern auch aus Solidarität: keiner wußte ja, ob die Russen nicht eines Tages das ganze Land überschwemmen würden. Man half aus dem Gefühl der eigenen Schwäche gegenüber dem furchtbaren Krieg und dem bisherigen Sieger. Man half „den Feind schlagen“ und beruhigte seine Angst, indem man uns Kleidungsstücke brachte, denn es war bereits empfindlich kalt geworden.

In den kommenden Monaten, als die Russen zurückgingen, ging mit ihnen . . . die Mildtätigkeit. Schon damals erkannte ich, daß gute Menschen rar sind. Die meisten Leute schrien uns in der Stadt, wo die Flüchtlingsbaracke stand, jene Worte nach, die sich von nun ab wie Pech an meine Füße hefteten: „Dreckiger Jud!“

Ach, von uns und unsern Leiden sprach man wenig und später gar nicht mehr. Die Welt, die den Krieg geduldet, hatte viele von uns von heute auf morgen zu Bettlern gemacht, machte sie nun zu Schnorrern, zu Asozialen, zu Haltlosen — denn die meisten von uns verloren ja in diesen Jahren alles, was einem Halt gibt: Heimat, Familie, das eigene Dach und vor allem den Glauben an sich selbst.

In den zwei riesigen Sälen, in denen die Flüchtlinge schlafen sollten, plärrten Säuglinge, bekamen Epileptiker ihre Anfälle, einige wurden sogar wahnsinnig. Das Rote Kreuz war endlich gezwungen, eine besondere Rettungswache in unserer Baracke zu errichten — bald, bald hieß es: „Für die verdammten galizischen Juden!“ Es wurden Salben gegen das Ungeziefer ausgegeben, für die wundgekratzten Bißstellen. Es gab Reispuder für die Kinder; einen Rabbiner für uns, mehrere Popen für die Christen und Milch für die stillenden Mütter. Die ganze Nacht hindurch mußte in beiden Sälen Licht gebrannt werden; das verurteilte die Flüchtlinge vollends zur Schlaflosigkeit und Entnervung. Die Aufregung, die Zwischenfälle, die Ausbrüche steigerten sich von Tag zu Tag. Man kann ja von Ertrinkenden nicht gut süßen Chorgesang von Frühlingsliedern verlangen; auch nicht, daß sie wie leblose Zinnsoldaten die Hände an die aufgemalten Hosennähte pressen und schweigen . . .

Geschwiegen wurde wenig. Um so mehr geweint. Auch Diebstähle kamen vor. Die Nichtjuden bezichtigten die Juden, diese wiederum die Nichtjuden. In jeder Stunde kam es zu Szenen. Hinterher fand man meist den gesuchten

Gegenstand beim Eigentümer selbst: er hatte ihn, um nicht bestohlen zu werden, versteckt, aber das Versteck in der Zwischenzeit wieder vergessen. Auch das Gedächtnis leidet in solchen Baracken, wo alles abstumpft.

Die Mütter hatten ihre Not mit den Köpfen der Kinder. Meine mußte uns täglich das Haar waschen, denn die Läuse, die sich einnisteten, waren nur auf vierundzwanzig Stunden zu verdrängen.

Immer unruhiger, immer abgespannter wurde die Mutter. Ihr bekam ihr Feldzug nicht wie eine Badekur... sie fiel zusehends zusammen; und sie war doch noch so jung...!

Um etwas zu verdienen, nahmen die Flüchtlinge die Jagd nach Arbeit auf. Sie nähten Militärdecken, stopften Zigaretten, strickten Socken und klöppelten Spitzen.

Auch wir wollten ein paar Heller verdienen. Mutter holte sich ein Paket Tabak und tausend lange, weiße Zigarettenhülsen. Der Tabak war noch feucht und duftete stark, als sie ihn auf einem großen Papierbogen ausbreitete. Sie ergriff, nicht sehr geschickt, das kleine Holzstäbchen und die Schere; sie begann die leicht zerreißbaren Hülsen vollzustopfen.

Ich zählte immer fünfzig Stück ab; ich schnitt auch die überstehenden Tabakenden von den fertigen Zigaretten weg. Hersch füllte die bereitstehenden leeren Schachteln. Wir lernten diese Arbeit, auf die wir sehr stolz waren, gemeinsam mit unserer Mutter.

Und Mutter war sehr traurig...

Dann sehe ich uns in einer niedrigen Lehmhütte wohnen, im letzten „Gebäude“ der Stadt, am Rande endloser Krautfelder und in der Nähe der Bahnstation. Mutter hatte, zusammen mit noch zwei andern Familien, diese verlassene „Wohnung“ entdeckt: ohne Fenster, ohne Türen, ohne Bodenbelag, aber immer noch komfortabler als die Massenbaracke...

Die „Lehmhüttenzeit“ — sie ist es, die in mir wie ein untilgbarer Makel brennt! Noch sehe ich mich: mich und die andern Kinder, Flüchtlingskinder... Auf den Feldern stehen hochbeladene Krautwagen, die nicht weggeführt werden können, weil die Pferde fehlen... wir schleichen uns heran... wir stehlen täglich Krautköpfe — das ist unsere einzige Nahrung. Wir stehlen bald auch andere Dinge; auf den Gleisen des Bahnhofs warten offene Güterwagen vergebens auf die Lokomotiven, die in den Krieg gezogen sind; und auf diesen Wagen liegen greifbar viele Schätze: Holz, Kohlen, Früchte, Mais...

Mutter weiß nicht, daß wir stehlen. Sie glaubt, was wir ihr erzählen: daß wir alles in der Stadt von einheimischen mitleidigen Juden geschenkt bekommen. Wie weint sie jedesmal, wenn wir mit den vollen Säcken ankommen! Wie würde sie erst weinen, wenn sie wüßte, daß ihre beiden Kinder zu einer richtigen Diebsbande gehören, gebildet von Flüchtlingskindern und angeführt von einem siebzehnjährigen Rotkopf...!

Sie hat keine Kraft mehr. Sie weint viel; sehr viel.

Alle Tage gibt es Kraut, morgens, mittags, abends immer nur Kraut. Wir stehlen mehr, als wir essen können. Je mehr wir herumstrolchen, desto mehr Freude finden wir daran. Wenn die Mutter uns ausfragt, erzählen wir ihr auf meisterhafte Art die glaubwürdigsten Geschichten. Wir bestehlen Fremde und belügen die Mutter. Jeden Abend sucht sie uns, trotz unseres Protestes, nach Läusen und Flöhen ab. Auf Flohjad gehen ist wenigstens lustig: die kleinen Biester verstecken sich so geschickt in den verstaubten Nähten der Hosen und Jacken, und wenn man sie fangen will, springen sie genau so flink davon wie wir von den Krautfeldern oder Güterwagen springen, wenn uns jemand greifen will.

Wir stehlen, lügen, führen schmutzige Reden, rauchen sogar schon Zigaretten, die einer unserer Freunde aus einem Laden in der Stadt stiehlt. Mutter aber quält uns jeden Morgen und jeden Abend mit der blöden Wascherei — sie tut so, als habe sich für uns Kinder nichts geändert . . .

Ach, sie hat von diesem fürchterlichen Bandenleben nichts gewußt! Wir logen zu meisterhaft. Und dieses Leben führten wir Flüchtlingskinder ein ganzes Jahr. So tief stieß uns der Krieg hinab, der Krieg, den ich nie aufhören werde zu hassen . . .!

Um etwas mehr zu verdienen, ließ sich Mutter in der Stadt jetzt ganze Tabakblätter geben und schnitt sie so, wie sie einst in Strody Nudeln geschnitten hatte, nur noch viel feiner. Nach und nach verarbeitete sie auf diese Weise fünfzigtausend Zigarettenhülsen. Die gleiche Anzahl ging mir und Hersch durch die nach nassem Tabak riechenden, kleinen Hände . . . Dann trat die große Wandlung in unserem Leben ein.

A B E R . . .

von

Wolf Franck

Wälder gibt es in aller Welt,
Schluchten und wogendes Getreide
und das Meer, das zum Himmel fällt —
aber ein Land nur, an dem ich leide.

Schwere Stunden stehn überall,
trunken schwere und schwere bittre,
Stunden in ungezähltem Fall —
aber nur eine, um die ich zittere.

Fülle der Sehnsucht, die mich betört,
und der Gesichte, die ich beschwöre, —
aber die eine Not nur gehört
mir allein, wie ich ihr gehöre.

Brüder und Schwestern im Erdenrund —
In eurer Mitte bin ich geboren, —
aber aus meinem blutenden Mund
formt sich ein eigener Schrei nach dem Morgen.

Fällt mit dem euren zusammen und schweigt
abseits doch — ohnmächtige Bö.

Deutschland.

Und eine Lerche steigt
ihrer gewiß in die schwindelnde Höh.

DER FERNE KLANG

von

F. C. Weiskopf

I

Das Dorf heißt Černoholovo, was soviel bedeutet wie das Schwarzköpfige.

Vielleicht hat man es so genannt, weil seine Hütten, von der Hochebene aus gesehen, sich ausnehmen wie die schwarzköpfigen Pilze, die sommers von den Mädchen gesammelt und nach Volovoje gebracht werden, zu Ivan Galko, dem Schmied, der daraus Heilmittel für hustende Pferde und Tränke für schwangere Frauen braut, die sich vor dem bösen Blick fürchten. Vielleicht auch heißt es das Schwarzköpfige nach den Föhren des Waldes, der Felder und Anwesen umfließt wie ein großer Strom eine kleine Insel: nach den Föhren, deren Wipfel die Wolken oft tagelang festhalten, — man könnte glauben, sie zögen den Himmel zu sich herunter.

Oder verdankt es seinen Namen den vielen Kindern, die nicht alt werden, weil sie zu schwere, unförmige Schädel haben, — Wasserköpfe, in denen es, wie man sagt, immer finster bleibt? Doch dann müßten auch alle anderen

Dörfer bis hinüber zu den Grenzkämmen jenseits der Hochebene, Černoholovo heißen.

Die Hütten glichen einander alle. Über allen stand der gleiche weißgraue Qualm von feuchtem, schwer brennendem Reisig. In allen staute sich der gleiche dumpfe Geruch von Menschen, Ziegen, ungeschmalzenen Pferdebohnen und Machut, der Suppe aus Leinkuchen und gedörrtem Baumschwamm.

Auch die Gewohnheiten der Menschen glichen einander. Die Tage rollten ab, einer wie der andere, grau und einförmig. Nur die Oster-, die Weihnachts- und die Einkaufstage unterschieden sich von den anderen.

Eingekauft wurde zu Monatsende, immer an einem Freitag. Da war, in Erwartung des nahenden Sabbaths, Simche Rabinovics, Schankwirt und Krämer unten in Volovoje, bereits feiertäglich gestimmt und spendete zuweilen, außer den Neuigkeiten eines ganzen Monats, auch noch ein Achtelchen Brantwein als Draufgabe zu den gekauften Waren. Die wurden nicht gleich bezahlt, sondern angeschrieben. Ein halbes Jahr lang. Dann wurde die Rechnung glattgemacht. Im Herbst brachte man zu diesem Zweck Simche das Schwein, das man nur für ihn und die Steuerbehörde aufgemästet hatte, und im Frühling arbeitete man die andere Halbjahresschuld mit Holzschlägen ab.

Wenn Gäste ins Dorf kamen, so war das ein ganz besonderer Tag. Doch geschah es nur selten und unregelmäßig. Oft verging zwischen Besuch und Besuch mehr als ein Jahr. Um so länger sprach man davon, wenn einer der Burschen, die bei böhmischen und mährischen Regimentern dienten oder in der Slowakei Bahnen bauten oder mit Mausefallen und Körben irgendwo in der Welt herumzogen, sich wieder einmal zeigte. Und wahre Märchen erzählte man sich von dem Besuch eines Borkanuk, dessen Vater Jahrzehnte vor dem Krieg nach Amerika ausgewandert war, und der sich im zwanziger und einundzwanziger Jahr die alte Heimat angesehen hatte, ein Herr mit Goldzähnen im Mund und einer blondhaarigen Frau, die Zigaretten rauchte und eine goldgefaßte Brille trug. Seit damals sagte man in Černoholovo, wenn es galt, der Verwunderung über etwas besonders Überraschendes und Unglaubliches Ausdruck zu geben: „Das kommt mir vor, wie der Borkanuk aus Amerika!“

Es gab allerdings auch Besuche, von denen böse und voller Haß gesprochen wurde. Wie hätte man auch anders von den Steuerbeamten sprechen sollen, die plötzlich ins Dorf einfielen, um Rückstände einzutreiben, oder von den Hegern des Grafen Schönborn, die immer wieder nach gestohlenem Reisig oder versteckter Wildererbeute fahndeten?

Dagegen wurde, wenn Vasil Vasilčuk sich nach längerer Abwesenheit wieder einmal in Černoholovo blicken ließ, davon kein Aufhebens gemacht. Man beachtete sein Kommen nicht, man bemerkte es kaum. Was konnte man

auch mit Vasil Vasilčuk anfangen? Er hatte einen Wasserkopf und seine Zunge lahnte fast noch ärger als sein rechtes Bein mit dem Klumpfuß. Wenn er etwas sagen wollte, verdrehte er zuvor die Augen wie eine kreißende Ziege und stöhnte bei jedem Wort. Kaum jemand hörte ihn zu Ende an, man wußte ja: was er da hervorstotterte, war entweder eine Bitte um Tabak, oder irgendeine wirre Geschichte von Waldteufeln, denen er bei seinen Streifzügen durch die Berge — er sammelte Wurzeln für den Apotheker von Bardiov — begegnet sein wollte.

Man nannte ihn selbst einen Waldteufel, teils wegen dieser Geschichten, teils wegen des Klumpfußes, und die Großmütter schreckten mit ihm die Kleinsten. Doch auch die kamen bald dahinter, daß Vasil ein ungefährlicher Teufel war. Sowie er im Dorf erschien, liefen sie mit den älteren Geschwistern kreischend hinter ihm her und bewarfen ihn mit Kot und Steinen. Er jedoch kümmerte sich weder darum, noch um die Abweisung der Erwachsenen; er erbettelte sich ein paar Bissen und einen Schlafplatz im Ziegenstall — und verschwand am nächsten oder übernächsten Tag unbeachtet, wie er gekommen war. Kaum verschwunden, war er auch schon vergessen. Nur die Kinder erinnerten sich seiner zuweilen, und die alten Frauen, wenn sie Märchen von Waldteufeln erzählten.

II

So wäre es auch diesmal gewesen.

Vasil Vasilčuk war mit den letzten Spinnweben des Altweibersommers ins Dorf geweht und noch vor den ersten Herbststürmen wieder davongewirbelt. Bis zu seinem nächsten Auftauchen im Frühling oder Sommer hätte keiner von den Černoholovern an ihn gedacht, wäre er ihnen nicht auf eine besondere Weise in Erinnerung gebracht worden.

In den ersten Oktobertagen, als man gerade die Ställe für den Winter hergerichtet hatte, erschien im Dorf der Gehilfe des Postenkommandanten in Volovoje, ein junger, tschechischer Wachtmeister. Er ließ alle Erwachsenen in das Haus des Gemeindevorstehers zusammenrufen und begann dort einen um den anderen nach zwei Burschen auszufragen, die im Slowakischen arbeiteten: Janko Volotyr und Nikola Krivosub.

Er erfuhr wenig. Was verrät man schon einem Fremden, noch dazu einem Gendarmen? Übrigens war den Leuten von Černoholovo selbst nicht viel über die zwei Jungen bekannt. Janko Volotyr hatte zwar eine Braut im Dorf, Olena Bodnar, aber die wußte nur (oder wollte nur wissen), daß Janko beim Bau der Margecaner Bahn beschäftigt sei und jede Woche ein paar Kronen zurücklegte, um Olena, wenn er genug beisammen hätte, zu holen. Briefe schrieb er nicht. Olena hätte sich das Geschriebene vom Popen vorlesen lassen müssen, und der Pope verlangte dafür drei Eier oder gar ein Huhn. Soviel konnte Olena nicht bezahlen, und selbst wenn sie es hätte können, würde sie es gelassen haben. Was sollte ihr ein Stück Papier mit Kritzelzeichen, die doch nur der Pope zum Sprechen bringen konnte? Wurde

davon etwa die Zeit des Wartens kürzer? Nein, da war es schon besser, man trug das Huhn zu Simche Rabinovics und tauschte es gegen einen Topf oder sonst etwas für den künftigen Haushalt ein.

Das alles erzählte Olena durcheinander, sehr schnell und auf Ukrainisch. Der Gendarm gab sich Mühe, ihr zu folgen, aber er erfaßte doch nur jedes zweite oder dritte Wort. Verärgert brach er die Vernehmung ab. War das ein Dienst hier oben! Unter solchem Volk! Er knurrte Olena an: es sei gut, vielmehr schlecht, er brauche sie nicht mehr, sie solle verschwinden. Aber Olena blieb und begann zu heulen. Sie müsse wissen, was mit Janko los sei; der Herr Wachtmeister solle es ihr um Gotteswillen sagen; und bevor sie es nicht wisse, weiche sie nicht von der Stelle.

Rot vor Zorn jagte der Gendarm sie und, da einige ihrer Freundinnen in das Gejammer einstimmten, auch alle anderen Weiber aus der Stube. Die Männer bekamen seinen ganzen Vorrat an ukrainischen und slowakischen Flüchen zu hören und noch ein paar von den tschechischen. Dann wurde ihnen eingeschärft, über die Vernehmung Schweigen zu bewahren und alles, was sie von Janko Volotyr und Nikola Krivosub erführen, sofort an das Postenkommando zu melden. Dorthin sei auch, wenn er sich zeige, Vasil Vasilčuk zu schicken. Der Waldteufel habe in Sinevir und Herehovišče von den beiden Burschen herumerzählt...

Es folgten wieder ein paar Drohungen und Flüche. Dann schulterte der Wachtmeister seinen Karabiner und wandte sich zum Gehen. Ein Volotyr, der ihm nachlief und fragte, ob sein Verwandter Janko wirklich ein Verbrechen begangen habe, daß die Gendarmen nach ihm forschen, bekam einen Stoß in die Rippen. Was das für eine neue Sitte sei, die Behörde auszufragen? Zu fragen habe nur die Behörde, verstanden?

Die Tür knallte zu wie ein Schuß.

Noch am andern Tag glich das Dorf einem Waldbienenstock, dem der Bär einen Besuch abgestattet hat.

Es war vor allem Olena, die keinen zu Ruhe kommen ließ. Sie lief von Hütte zu Hütte und redete auf die Männer ein, sie sollten sich aufmachen und Vasil Vasilčuk suchen.

„Das hat keinen Sinn, Olena. Wie willst du den Alten in den Wäldern finden? Ein Mensch verliert sich dort wie ein Floh im Schafspelz.“

„Ihr habt wohl noch nie einen Floh gefangen?“

„Gut, Olena, vielleicht finden wir ihn. Aber was ist damit getan? Du wirst ja doch nicht klug aus dem, was er brabbelt. Er hat Rauch im Kopf und keinen Verstand!“

Aber binde einen Weiberwunsch mit zehn Riemen an zehn Pflöcken fest, — er reißt sich doch los.

Olena setzte durch, was sie sich vorgenommen hatte. Die Männer begaben sich auf die Suche nach dem Waldteufel.

Sie stöberten den Alten auch wirklich auf, und was er über Janko Volotyr

und Nikola Krivosub berichtete, klang nicht einmal unverständlich... aber klug wurde man aus seiner Geschichte doch nicht.

Die Zwei seien auf und davon. Nein, entlassen habe man sie nicht; Streit habe es auch nicht gegeben. Sie seien aus freien Stücken davon.

„Und wohin sind sie, Vasil?“

„Weit. In ein fremdes Land. Irgendwo hinter sieben Grenzen.“

„Was redest du für Unsinn zusammen. Vasil! Das ist doch nicht wahr!“

„Doch. Es ist so. Sie sind in das fremde Land, hinter den sieben Grenzen.“

„Aber was wollen sie denn in dem Land, Vasil? Und warum sind sie hin?“

Auf diese Frage gab Vasil Vasilčuk zunächst keine Antwort. Doch als Olena nicht nachließ mit ihrem „So sag doch, warum, Vasil“, verdrehte er die Augen, daß nur noch das Weiße zu sehen war, und krächzte:

„Weil... Vielleicht gibt es eben wieder Krieg, mein Täubchen!“

„Aber Vasil! Was faselst du da? Krieg? Das ist doch Unsinn!“ Allein der Alte blieb dabei und Olena gab es schließlich auf, weiter in ihn zu dringen. Trotzdem war sie nicht einer Meinung mit den Männern, die großspurig erklärten, jetzt sehe man wieder einmal, wer recht behalten habe; aus Vasil's Reden werde niemand klug, am wenigsten er selber, und alles was er von den zwei Burschen erzähle, sei blauer Dunst. Olena schien es vielmehr, daß in dieser seltsamen Geschichte von dem fremden Land, ja sogar in dem Gerede vom Krieg etwas Wahres stecke. Man mußte nur herausbekommen, was.

Verstohlen, damit die Männer es nicht merkten, die hätten sie ja doch nur ausgelacht, begann Olena die Ziegenjungen und Hegerkinder und überhaupt alle auszuhorchen, die mit Leuten von anderwärts zusammenkamen. Ob ihnen nichts von einem Lande hinter sieben Grenzen bekannt geworden sei. Oder von einem Krieg. Oder von einer geheimnisvollen Reise zweier Burschen vom Bahnbau in Margecan.

Das, was sie wissen wollte, konnte ihr niemand sagen, doch erfuhr sie von einem Zigeuner aus Akna Slatina, daß sich auch dort eines Tages zwei oder drei Männer auf und davon gemacht hätten, unbekannt, wohin; und daß auch sie von den Gendarmen gesucht würden, wie Janko und Nikola.

Das war ein Fingerzeig! Es galt nun Näheres über die Verschwundenen von Akna Slatina in Erfahrung zu bringen. Und wo konnte man das besser tun, als in Volovoje bei Simche Rabinovics, der die Neuigkeiten anzog, wie der Mist die Fliegen; der die Zeitung zu lesen verstand und aus jeder Klemme einen Ausweg, in jeder Lage einen guten Rat wußte.

Zuerst wollte Olena bis zum nächsten Einkaufstag warten, doch besann sie sich bald eines andern. An einem Einkaufstag konnte sie mit Simche nicht reden, ohne daß jemand aus Černoholovo zuhörte. Auch war an einem solchen Tage der Trubel zu groß: Simche mußte dem einen etwas zeigen, dem andern etwas erklären und allen miteinander berichten, was es in der Welt Neues gab; wo sollte er da Zeit für ein langes Gespräch mit Olena her-

nehmen? Und schließlich sträubte sich auch Olenas Unruhe gegen ein weiteres Warten. So schlüpfte sie schon am nächsten Morgen, ganz früh, in die hohen Schaftstiefel — einziges Erbeil ihres im Krieg gefallenen Vaters; wickelte ein Stück Maisfladen in den Zipfel des Umhangtuches — Erbeil der gleichfalls längst verstorbenen Mutter — und rief der Großmutter zu, sie gehe weg, in den Bruch, nachsehen, ob es vielleicht Waldhonig gebe und werde erst abends wieder zurück sein.

„Aber nimm das Bild der Heiligen Großmartyrerin mit, Olena, oder sonst etwas zum Schutz!“

„Ja, ja, ich nehme schon etwas mit.“

Sie fing das Huhn ein, steckte es in den Henkelkorb und machte sich auf den Weg, bergab, durch den Hochwald, nach Volovoje.

III

Simche Rabinovics stand hinten im Laden, bei den Eisengeräten, und beschäftigte sich mit zwei Bauern, einem alten und einem jungen, die grobgezähnte Sägeblätter kaufen wollten.

Er zog die rechte Braue hoch, als er Olena eintreten sah, aber er ließ sich nicht weiter stören. Wer wird auch zu Passah gleich Neujahr mitfeiern wollen? Jedes Ding braucht seine Weile! Jetzt war das Geschäft mit den zwei Bauern an der Reihe. Die hielten mit ihrem Angebot erst bei sechzehn Kronen fünfzig und Simche mit seinem Gegenangebot noch bei vierundzwanzig. Bei zwanzig würde man sich treffen, aber bis dahin mußte noch eine gute Stunde vergehen. Eine Stunde zähen Kampfes, eine anstrengende, aber köstliche Stunde, die Simche um keinen Preis missen wollte. Denn was wäre der Händlerberuf ohne das Messen des eigenen Witzes mit dem des Kunden? Was wäre ein Verkauf ohne das Ab und Auf des Feilschens, ohne Listen und Kniffe, ohne Scherz und Klage, ohne Abbruch und Wiederaufnahme der Verhandlungen? „Ein Schalet ohne Gänsefett!“ würde Simche antworten, „eine Hochzeit ohne Braut, ein Sabbath ohne Ruhe!“

Simche Rabinovics dachte nicht daran, mitten im besten Handel aufzuhören, nur weil dieses Mädchen aus Černoholovo erschienen war — obschon ihr Kommen zu so ungewohnter Zeit seine Neugierde außerordentlich erregte. Nun, sie wird schon nicht davonlaufen, dachte er und widmete sich weiter seinen zwei Kunden.

„Sie sind nicht biegsam genug“, mälte der alte Bauer und klopfte auf die Eisen, die vor ihm lagen, „hör nur, wie sie klingen! Ganz dumpf!“

Simche hob verachtungsvoll die Schultern. Seine Stimme kippte beinahe um vor Schmerz und Hohn.

„Klingen nicht gut! Hat man das schon gehört? Seit wann sind Sägeblätter Glocken, daß sie klingen müssen wie Silber? Schneiden sollen sie, und die hier schneiden besser als Rasiermesser. Aber wenn ihr sie nicht haben wollt...“

Er brach ab, machte eine Bewegung, als schicke er sich an, die Sägeblätter wegzuräumen. doch schob er sie nur näher an die beiden heran.

Der Alte kratzte sich ausgiebig, stumm. Für ihn antwortete der Junge:

„Wollen wollen wir schon, aber können können wir nicht. Vierundzwanzig Kronen. Soviel bringt die ganze Arbeit nicht ein. Du mußt nachlassen. Simche. Hörst Du?“

Aber Simche beschäftigte sich mit einem kleinen Mädchen, das schon vor einer Weile hereingekommen war und anderthalb Liter Petroleum verlangt hatte. Jetzt goß er umständlich die Flüssigkeit in eine zerbeulte Konservenbüchse. Die Kleine zahlte und ging. Nun erst schienen die Worte des jungen Bauern Simches Ohr zu erreichen. Er wandte sich wieder den beiden zu. „Nachlassen! Immer nur nachlassen! Und wovon soll ich leben? Bei diesen Zeiten! Aber gut, ihr sollt Simche kennenlernen. Gut. Sagt selbst, wieviel ihr geben wollt!“

Der Junge öffnete die Lippen, aber der Alte legte ihm die Hand auf den Mund. „Siebzehn“, sagte er schnell, „mehr geht nicht. Das ist das äußerste. Siebzehn.“

„Tsss!“ machte Simche darauf nur und blickte unbeteiligt zu der hölzernen Krämerschlange empor, die gerade über dem Kopf des Alten hing.

Die grobgeschnittene Krämerschlange war früher einmal bunt bemalt gewesen, blau und grün am Kopf- und Schwanzende, gelb und orange in der Mitte, aber jetzt sah man von den Farben nur kümmerliche Reste. Doch davon merkte Olena nichts. Ihr erschien die Krämerschlange mit den von ihr herabhängenden Dochten, Peitschenschnüren, Riemen, Schuhbändern und Glasperlenketten wunderbar wie der ganze Laden von Simche Rabinovics. Der Laden! Olena war schon mehrmals hiergewesen, doch stets nur an einem Einkaufstage, und da hatte sie sich vor Hast, Lärm und Durcheinander nie richtig umsehen können. Heute war das anders. Wie gut, daß Simche mit den zwei Bauern noch zu tun hatte! So hatte Olena Muße zum Schauen und Bestaunen. Was gab es nicht alles in diesem geräumigen, von einem dämmerigen Halbdunkel erfüllten, nach Pflaumenschnaps, Petroleum, Fischlauge und noch vielem anderen, märchenhaft Unbekannten duftenden Laden!

An der Längswand, hinter der Theke, kletterten die Regale bis zur Decke hinauf. Vorn, in der Nähe der Tür, wo es noch hell war, lagen die Kattun- und Tuchrollen, die seidenen Tücher für die Mädchen, die Mützen und Schlipse für die Burschen. Etwas weiter hinten prangten die buntbemalten Teller, die kupfernen Pfannen, die hellblauen Emailletöpfe und die braunen Kasserollen. Und über ihnen, auf dem letzten Brett, stand der geheimnisvolle Kasten, den Simches Ältester gebaut hatte, Jankel, der in Unfrieden von Hause weggegangen war, weil er weder Krämer noch Raw werden wollte. Mit dem Kasten konnte man Töne aus der Luft holen, Worte, die jemand irgendwo ganz in der Ferne sprach, oder Musik aus Prag und Budapest. Das hatte Snull Zipper, der Fuhrmann erzählt, der manchmal durch Černoholovo kam; und von ihm wußte man auch, daß Jankel in der Stadt war, in Užhorod, und dort Maschinen zusammensetzen

lernte... Neben den Tellern und Töpfen lockten die Fächer mit Zucker und Salz, Mehl und Bohnen, gebranntem Korn und allerlei Gewürzen. Und neben den Lebensmitteln lagerten die Sensen- und Sägeblätter, die Beile, Rohre, Drahtkränze, Bleche und LötKolben, — Ausrüstung für gut zwei Dutzend Kesselflicker, Gerät und Hausrat für ein ganzes Dorf! Olena mußte an die Geschichte vom Zaubergarten denken, die ihr früher, als Kind, so sehr gefallen hatte.

Im Zaubergarten gab es auch eine fast unvorstellbare Fülle begehrenswerter Dinge, und — was noch schöner war als hier — man konnte sich davon nehmen, wonach man begehrte. Es galt allerdings, vorher den Zugang zum Zaubergarten zu finden, und der war hinter Felsen und Gestrüpp versteckt, hoch oben in den Bergen, unauffindbar für jeden, der nicht den Schlüssel besaß — ein bei Mondschein aufgeblühtes Rosmarin, auf dem Friedhof gepflückt, um Mitternacht und nach einem Frühlingsgewitter...

Olena schreckte wie aus einem tiefen Schlaf auf, als jemand sie an der Schulter berührte.

Es war Srull Zipper, dessen Eintritt sie gar nicht bemerkt hatte.

Srull übte seit einiger Zeit seinen Fuhrmannsberuf nicht aus; ein Auto hatte ihm die rechte große Zehe abgefahren und nun mußte er, bis zum Ausgang des Schadenersatzprozesses, doch zeigen, daß er durch den Unfall arbeitsunfähig geworden war. So lungerte er auf der Straße herum und half den Krämern die Ware loben.

Was Olena in Volovoje mache, wollte Srull wissen. In Volovoje zu Monatsbeginn und ganz allein! Etwa das Huhn verkaufen? Und warum? Erwarte sie vielleicht ihren Bräutigam? Das war doch der lange schwarze Junge, der in Margecan beim Bahnbau arbeitete? ... Wie? ... Der sei verschwunden? ... Der auch? ... Und gerade zu Simche Rabinovics komme sie in dieser Sache um Rat fragen? Oj, oj, oj...

Srull hatte bei den letzten Worten die Stimme gesenkt und machte Olena Zeichen, zu schweigen, oder von anderem zu sprechen, aber es war schon zu spät.

Rotfleckigen Gesichtes, mit gesträubtem Bart, die Kaftanärmel wie Fledermausflügel bewegend, kam Simche Rabinovics herbeigeschossen und fuhr Srull an: hier sei nicht der Ort für Klatsch und Unfug, Srull möge seine dummen Reden gefälligst anderswo halten, und zwar gleich, dort drüben finde er die Tür!

Dann wurde Olena angefaucht: auch sie habe hier nichts weiter verloren; ihr Huhn werde nicht gebraucht, und wenn sie nur gekommen sei, um Simche nach irgendwelchen verschwundenen Strolchen zu fragen, so könne sie sich jede weitere Mühe sparen; von solchen Leuten wisse er nichts und wollte er nichts wissen... Damit drängte er Srull und Olena aus dem Laden.

„Tz-tz-tz!“ machte Srull draußen und schnitt der Tür eine Grimasse, „tz-tz-tz!“

Dann wandte er sich zu Olena.

„Und du hast ihn ausgerechnet daran erinnern müssen, daß sein Jankel auch hinuntergefahren ist!“

Er sah Olenas offenen Mund, sah ihre weit aufgerissenen, leeren Augen und mußte über ihre Verdutzttheit lachen.

„Na, ja“, erläuterte er, „sein Sohn, der Jankel, ist nämlich hinuntergefahren, wie dein Junge und die aus Akna Slatina. Und wenn man vor dem Alten davon spricht, wird er meschugge. Ich habe dir doch gewinkt, du sollst still sein!“

Olera begriff nicht. Srull mußte seine Erläuterung wiederholen, aber auch dann dauerte es noch eine ganze Weile, bevor Olena so weit war, daß sie fragen konnte, was Srull gemeint habe mit dem „Hinunterfahren“, und wohin denn nun eigentlich ihr Janko und die anderen gefahren seien?

Srull Zipper wiegte den Kopf. Es fiel ihm nicht ein, sich durch eine schnelle, gerade Antwort um den Genuß zu bringen, der in einer langsamen, allmählichen Preisgabe seiner großen Neuigkeit lag.

„Wohin sie gefahren sind?“ sagte er gedehnt, „was für eine Frage! Wohin werden sie gefahren sein?“

Er kniff die Augen zu und sah Olena mit schiefgelegtem Kopf an. Dem Mädchen wurden plötzlich die Knie weich! Es mußte sich auf die Stufen vor dem Ladeneingang setzen. Jetzt erst beugte sich Srull Zipper zu Olenas Ohr und vertraute ihr an, was „hinunter“ bedeutete.

IV

Die Nachricht versetzte das ganze Dorf in Aufregung.

Janko Volotyr und Nikola Krivosub waren in ein fremdes Land gefahren, weit weg, irgendwo im Süden. Spanien hieß das Land, und es wurde dort Krieg geführt.

Also hatte der alte Vasil Vasilčuk doch recht gehabt mit seiner dunklen Geschichte von der Reise über sieben Grenzen? Also hatte er doch recht gehabt mit seiner Vermutung, daß die beiden in den Krieg gezogen waren!

So etwas hatte es noch nicht gegeben. Was war dagegen Borkanuk aus Amerika? Die Welt stand Kopf!

Man ließ alles liegen und versammelte sich — Männer, Frauen, Burschen und Mädchen, ganz Černoholovo — bei Miter Sedorjak, der das Haus mit der größten Stube hatte.

„Man muß erfahren, was für ein Krieg das ist, in den sie gezogen sind“, überschrie Miter Sedorjak das Stimmengewirr, und es wurde still. Nur Sedorjaks Nachbar und alter Rivale Kyrill Grib fragte herausfordernd:

„So? Muß man? Warum eigentlich?“

„Weil“, gab Miter überlegen zurück, „wenn zwei Burschen aus dem Dorf in diesen Krieg gezogen sind, es einfach auch unser Krieg ist, und über den müssen wir Bescheid wissen, oder vielleicht nicht?“

Alle stimmten zu bis auf Grib, der sich grollend zurückzog. Miter wandte sich an Olena:

„Hat man dir denn unten nichts weiter über den Krieg gesagt?“ Nein, Snull hatte ihr weiter nichts berichtet, und sie selbst war nicht auf den Gedanken gekommen, ihn nach Genauerem zu fragen. Aber sie konnte ja gleich morgen nochmals nach Volovoje gehen und das Versäumte nachholen.

„Nein“, entschied Miter, „es soll ein Mann gehen. Erstens sind Kriege Mönnersachen, und zweitens kehrt ein neuer Besen immer besser als der alte ...“

Er machte sich selbst auf den Weg. Als er zurückkam, brachte er ein Zeitungsblatt mit.

„Hier ist alles aufgezeichnet, was die Leute in der Stadt von dem Krieg wissen!“ verkündete er wichtig. Die Stube in seinem Haus war wieder voller Menschen, und alle drängten sich herum, um das Papier zu betrachten, das Miter auf den Tisch gelegt hatte. Aber die schwarzen Zeichen sagten ihnen nichts.

„Jetzt sind wir genau so klug wie zuvor“, höhnte Kvrill Grib, „oder hast du gleich auch lesen gelernt, Miter?“

Doch Miter Sedorjak ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Lesen kann ich so wenig wie du, aber auf den Kopf bin ich darum noch nicht gefallen. Das Blatt besorgen, auf dem alles aufgezeichnet steht, ist eins. Lesen ist ein anderes. Das Blatt besorgt habe ich; vorlesen wird es uns der Pope.“

„Und er wird dafür nichts verlangen, wie?“ meckerte Grib. „Wenn du das glaubst, Freundchen ... Bei dem ist nicht einmal der Tod umsonst!“

Auch darauf wußte Miter eine Antwort:

„Ich sage ihm einfach, es ist für die Gemeinde notwendig, zu wissen, was da aufgeschrieben steht, dann muß er uns es vorlesen, dazu ist er verpflichtet.“

Grib gab sich nicht geschlagen.

„Ach, du meinst wohl, er merkt nicht, daß du ihn hinters Licht führst? Mein Lieber, der riecht den Braten, noch bevor das Schaf geschlachtet ist ...“

Olena unterbrach ihn. Sie hatte schon die ganze Zeit lang wie auf Brennnesseln gestanden. Jetzt platzte sie los:

„So laß es ruhig was kosten! Aus Deinem geht es ja ohnehin nicht, alter Filz!“

„Oho“, ereiferte sich Grib, „seht euch Olena an, wie leichtsinnig sie geworden ist! Als ob du es so fett hättest. Seelchen! Spar dir lieber deine Siebensachen. Wer weiß, ob dein Ausreißer wiederkommt und dich holt!“

Olena wollte ihm ins Gesicht fahren, aber Miter trat dazwischen und rief jetzt werde nicht gekeift, sondern zum Popen gegangen und Schluß!

Er wählte aus, wer ihn begleiten sollte: einen Krivosub, einen Volotyr, einen Borkanuk und den alten Juraj Metko, von dem es hieß, er sei härter als Leder und habe einen noch längeren Atem als Simche Rabinovics.

Miter zählte die Ausgewählten ab. Vier Mann. Er war der Fünfte. Das war gerade die richtige Zahl.

Da fragte Olena:

„Und ich?“

Erstaunt blickte Miter sie an. Was? Das Mädchen wollte mit? Als ob fünf Männer nicht genügten! Nein, daraus würde nichts. Olena sollte nur da-bleiben wie die anderen alle und sich nicht in Männergeschäfte mischen.

Schon schickte er sich an, ihr das klarzumachen, da fiel ihm ein: genau so hatte sie schon einmal vor ihm gestanden, rot vor Eifer und Aufregung, damals, als sie von den Männern verlangte, sie sollten Vasil Vasilčuk in den Wäldern suchen. Damals war ihm Olenas Verlangen auch sonderbar und albern erschienen und hatte sich später doch als gar nicht so unrichtig erwiesen. Wer weiß, vielleicht kam auch diesmal etwas ganz Gutes heraus, wenn man Olena ihren Willen tat. Haare hatte sie auf den Zähnen, und nicht umsonst hieß es: „Scheuch den Teufel mit Weihwasser und den Popen mit Weiberreden!“

Miter verschluckte das Nein, das ihm schon auf der Zunge saß, und willigte ein:

„Na, wenn dir so viel daran gelegen ist, komm mit!“

Als sie schon auf dem Wege zum Popen waren, kam ihnen Kyrill Grib nachgerannt:

„Wenn Olena mit dabei ist, werde ich auch mit dabei sein!“ stieß er atemlos vor Ärger und Aufregung, hervor. Er stierte Miter streitsüchtig an, doch der winkte nur mit der Hand. „Meinethalben“ bedeutete die Handbewegung, „meinethalben du auch!“

Kyrill Grib war enttäuscht. Er kam noch eine kurze Strecke mit und blieb dann stehen.

„Hat ja doch keinen Sinn!“ krächzte er hinter den andern her, doch keiner drehte sich auch nur um.

V

Der Pope geriet außer Fassung.

Da hatte er den sechs unverhofften Besuchern zwei Stunden aus der Zeitung vorgelesen und dabei auseinandergesetzt, worum es in Spanien eigentlich ging: daß dort gegen den Antichrist gekämpft werde, gegen des Satans rote Horden, die Kirchen zerstörten, Gutshöfe niederbrannten, Priester pfälten und Nonnen in siedendes Öl warfen . . . und jetzt, da er fragte, ob sie alles begriffen hätten, antwortete der Juraj Metko: nein, eines leuchte ihm nicht ein, weshalb nämlich Bauern — und es seien doch, wie der ehrwürdige Vater erzählt habe, Bauern mit dabei — weshalb die also Gutshöfe ansteckten?

„Weshalb?“ schrie der ehrwürdige Vater und die Stimme kippte ihm dabei um, „weshalb? Weil sie vom Teufel besessen sind! Weil ihnen die Räuber den Kopf verdreht haben! Weil sie genau so vernagelt und leicht an der Nase herumzuführen sind wie du! Verstanden?“

Er hielt inne, wartete auf eine Entgegnung, einen Widerspruch und auch die

Blicke der Gefährten richteten sich erwartungsvoll auf Juraj Metko, doch der saß da, als habe er nichts gehört, und starrte zum Fenster hinaus. Wohin starrte er?

Sah er vielleicht den Schnee auf dem gegenüberliegenden Hang schon in der Sonne des nächsten Frühlings schmelzen und die spärliche Ackerkrume bergab schwemmen? Sah er den Bauer sein „wanderndes Feld“ auf dem Rücken wieder zurückschaffen? Sah er schon die Wildschweine im Sommer aus den Wäldern brechen und über die karge Saat herfallen, dreist, als wüßten sie, daß der Bauer nicht schießen durfte, weil sonst die gräflichen Heger über den Wilddieb kommen?

Sah er das alles und erinnerte er sich dabei der rauchenden gräflichen Jagdhäuschen und Vorwerke, in Brand gesteckt von Nikola Suhaj, dem großen Räuber, den die Popen und Gendarmen auch „Sohn des Satans“ und „Mordbrenner“ genannt hatten, und der doch nur den Reichen ein Schrecken, den Armen jedoch ein Freund und Wohltäter gewesen war?

Oder er sah und dachte gar nicht dieses, sah nur die fernen blauen Grenzkämme und dachte dabei an den Rauch, der hinter ihnen aufgestiegen war, damals als sich der Bauer gegen Zar und Schlechte erhoben, seinen Pflug über die Herrenacker geführt und den verteilten Boden nicht wieder hergegeben hatte . . .

Zum Erstaunen des Popen und der Gefährten stand Juraj Metko mit einem jähen Ruck auf und erklärte:

„Es hat keinen Zweck, hier länger zu sitzen und runde Worte zu hören. Wir müssen wissen, weshalb die Gutshöfe brennen in dem Land Spanien.“

Der Pope zuckte zusammen.

„Aber ich habe es euch ja gesagt“, kreischte er mit einem Gesicht, das der Ärger grünlich färbte, „und in der Zeitung steht es auch geschrieben!“ Er schielte Juraj böse an, doch der kümmerte sich nicht darum.

„Vielleicht hat sie dich belogen, die Zeitung, ehrwürdiger Vater“, sagte er zu dem Popen, „vielleicht weiß sie auch selbst nicht die Wahrheit. Nur Gott weiß die Wahrheit, hast du uns ja gepredigt.“ Und zu den Gefährten:

„Kommt, wir werden von anderswo Nachricht holen!“

„Dich wird der Teufel holen!“ knurrte der Pope.

Die Männer zauderten, Juraj zu folgen, aber Olena stellte sich auf seine Seite.

„Er hat recht. Gehen wir!“

Sie gingen. Auf der Straße fragte Olena:

„Und wer wird die Nachricht holen? Du, Juraj?“

Er nickte.

„Und wo wirst du sie holen?“

Juraj hob die Rechte und zeigte mit einer weiten Bewegung irgendwo ins Unbestimmte hin.

„Weiß der Fuchs im voraus, wo er die Maus erwischen wird? Laß mich nur machen . . .“

Er verschwand aus Černoholovo und kehrte erst nach drei Tagen wieder zurück.

Sein erster Gang führte zu Miter Sedorjak. Auf Miters drängende Fragen hatte er eine und dieselbe Antwort:

„Geh und ruf die Leute zusammen, ich weiß alles, was notwendig ist!“ Nur noch zu der einen Mitteilung ließ er sich herbei: daß nämlich alles so sei, wie er vermutet hätte.

Knurrend holte Miter die Černoholover zusammen, aber sein Groll über Jurajs Geheimniskrämerei verflög, als er hörte, was der Alte zu berichten wußte.

Der Bauernpflug war über Herrenland gegangen in Spanien, und jetzt wollten die Herren den Boden wieder zurücknehmen, und dem Bauer oben-drein eine Lehre gehen. Deshalb wäre Krieg. Die Herren führten ihn mit Hilfe von Fremden, Römischen, Deutschen, ja sogar Mohren, die sie über das Meer ins Land gebracht hatten. Mohren gegen Christenmenschen! Die Herren hatten mehr und bessere Waffen als die Bauern, deshalb mußte den Bauern geholfen werden. Janko Volotyr und Nikola Krivosub waren ihnen zu Hilfe gezogen und kämpften mit ihnen.

Der Krieg dort unten — und damit schloß Juraj Metko seinen Bericht — dieser Krieg sei also nicht irgend ein Streithandel, mit dem das Dorf nichts zu tun habe; dieser Krieg sei vielleicht auch ihre, der Bauern von Černoholovo, eigene Sache, und sie müßten deshalb genau wissen, wie es um ihn stehe. Das schulde man sich selber und den zwei Burschen aus dem Dorf und den Bauernbrüdern in Spanien.

„Habe ich recht?“

„Klar!“ Das war Miter Sedorjak.

„Klar!“ schrien jetzt auch die andern. Nicht einmal Kyril Grib schloß sich aus.

Man kam überein, so oft wie möglich, auf keinen Fall jedoch seltener als einmal in der Woche, jemand nach Volovoje zu schicken, um dort Nachrichten über den spanischen Krieg einzuholen.

VI

In der ersten Woche ging alles glatt, aber schon in der zweiten setzte heftiger Schneefall ein und machte den Gang zurück ins Dorf sehr beschwerlich.

„Was werdet ihr tun, wenn erst die Schneewehen den Weg ganz ungangbar gemacht haben?“ wurden Juraj und Olena, die in der dritten Woche trotz Glatteis und Nebel nach Volovoje kamen, von Sruhl Zipper gefragt, dem der immer noch schwebende Schadenersatzprozeß Zeit genug gab, sich über die Sorgen anderer Leute den Kopf zu zerbrechen, „was werdet ihr dann tun?“

„Vielleicht ist es bis dahin zu Ende.“

Srull lachte auf, halb höhnisch, halb mitleidsvoll. Dann belehrte er sie: „Ein richtiger Krieg geht niemals rasch zu Ende, wenn er überhaupt zu Ende geht!“

Er weidete sich eine ganze Weile an Olenas Bestürzung und fuhr dann fort: Nein, nein, mit einem schnellen Ende dürfe man nicht rechnen. Aber er, Srull, habe glücklicherweise einen großartigen Plan, wie die Černoholover auch im ärgsten Sturmwinter tagtäglich erfahren könnten, was mit dem Krieg und ihren zwei Burschen unten in Spanien los sei. Und wenn Juraj und Olena ihm ein Viertel Schnaps und zwei junge Hühner versprochen — oh, selbstverständlich nur für den Fall, daß die Sache auch tadellos klappe — stelle er sich und seinen Plan den Černoholovern zur Verfügung.

„Gut!“ sagte Olena rasch entschlossen, während Juraj noch zweifelnd mit dem Kopf wackelte, „gut, Srull! Was ist das für ein Plan?“

Juraj wackelte wiederum mit dem Kopf, als Srull seinen Plan erläuterte, doch Olena meinte, mit Zweifeln und Zögern sei nichts getan; was Srull vorschlage, höre sich vielleicht seltsam und unglaublich an, — allein sei nicht die ganze Geschichte von Janko und Nikola und dem Krieg unglaublich, aber wahr? Warum sollte es unmöglich sein, daß die Spanier ihre Botschaften nach Černoholovo schickten, wo doch Černoholovo seine Burschen zu den Spaniern geschickt habe? Auf einen Versuch könne man es schon ankommen lassen. Schließlich müsse man wirklich an die Zeit der großen Schneewehen denken und daran, wie man sich dann Nachricht über den Krieg beschaffen wolle.

„Na, dann los“, drängt Srull, „machen wir den Versuch! Gehen wir gleich mal zu Simche Rabinovics und handeln wir die Sache aus!“

Wider Erwarten wollte Simche jedoch von Srulls Vorschlag nichts wissen.

Genügte es nicht, daß Jankel, der ungeratene Sohn, sich in diese Sache eingelassen hatte, die einen Rabinovics aus Volovoje genau so wenig anging, wie den römischen Papst die Fehde zwischen dem Belzer Wunderrabbi und dem Hohen Raw von Sadagura? Sollte jetzt Jankels Radiokasten dazu dienen, die Černoholover, denen diese miese spanische Geschichte ohnehin schon zu sehr im Kopf steckte, ganz meschugge zu machen? Und was, zum Teufel, hatte Srull bei einem Handel zwischen Simche Rabinovics und den Leuten von Černoholovo zu suchen? Nein, nein, aus dem Geschäft würde nichts; das sollten sie sich gefälligst aus dem Sinn schlagen.

Wieder einmal bewährte sich Olenas Zähigkeit. Simche wurde nach langem Hin und Her umgestimmt. Das Geschäft kam zustande. Simche erhielt drei junge Hühner und zehn Tage Holzfällerarbeit für den nächsten Frühling zugesagt, und die Černoholover bekamen dafür den Radiokasten.

Die Verpflichtung der Černoholover wurde umständlich auf der kleinen Schiefertafel vermerkt, die am Türpfosten hing. Dann stieg Simche auf den Ladentisch und holte das Funkgerät vom Regal herunter.

Ein dünnes, und wie es Olena und Juraj dünkte, geheimnisvolles Klirren ertönte im Inneren des Schränkchens, als Simche es vor sie hinstellte.

„So“, meinte Simche, „da ist das Zeug!“

Er konnte es sich nicht versagen, Srull Zipper, der sich nun doch in den Handel hineingedrängt hatte, eins auszuwischen. Er warf hin: „Wie man damit umgeht, muß euch jener weisen . . . Wenn er's kann, nämlich.“

„Pfff!“ machte Srull nur, ohne Simche überhaupt eines Blickes zu würdigen; hob den Kasten auf die Schulter, gab Juraj und Olena einen Wink und verließ den Laden.

Es war abgemacht, daß er den Kasten selbst nach Černoholovo schaffen und dort vor allen zum Sprechen bringen werde. Erst dann sollte die Vereinbarung über den Schnaps und die Hühner in Kraft treten.

Simche Rabinovics trat unter die Ladentür und schaute den dreien nach, die rasch bergan schritten, — Srull voran, stolz, als trage er die Schaubrote aus dem heiligen Tempel Mosis.

„So ein Ganeff!“

Stärker als vorhin wurde Simche von dem Verlangen gepackt, Srull einen Hieb zu versetzen. Er legte die gewölbten Hände an den Mund und schrie:

„Hej, ihr aus Černoholovo, laßt euch von dem alten Gauner nicht übers Ohr hauen! Seht ihm richtig auf die Finger!“

Er wartete darauf, daß Srull böse werden und antworten würde. Aber Srull ging gleichmütig weiter und lud nur, durch eine stumme, doch unmißverständliche Gebärde, Simche zu einer höchst ehrenrührigen Verrichtung ein.

Juraj und Olena lachten.

Simches Gesicht bekam die Masern. Er jappte nach Luft. Der Ärger stieg ihm in die Kehle und hinderte ihn am Schreien. So spuckte er nur mit aller Kraft aus, drehte sich um und schlürfte in den Laden zurück.

„Pack!“ knurrte er vor sich hin, „Pack pofeliges! Aber wartet nur . . .“

Er war fest überzeugt, daß Srull und die Černoholover sich in die Haare geraten würden.

VII

Beinahe wäre es auch so gekommen. Als nämlich der Kasten — von Srull mit viel Geheimnistuerei in Betrieb gesetzt — wohl zu sprechen begann, die Sprache jedoch fremd und unverständlich war, bemächtigte sich der gespannt lauschenden Černoholover eine zornige Enttäuschung.

„Schwindel!“ gröhlte Kyrill Grib und fand lebhafte Zustimmung. „Wir sind betrogen! Und für so was sollen wir ein Viertel Schnaps und zwei gute Hühner hergeben? Ein paar Mauschellen rechts und links, ja, und dann den Hang hinunter mit dem Schwindler, samt seiner Wunderkiste . . .“

Nur mit knapper Not, nur weil Miter Sedorjak und Juraj Metko sich ins Mittel legten, entgingen Srull und der Apparat einem Lynchgericht.

Doch kaum fühlte sich Srull einigermaßen sicher, ließ er seine Zunge spielen, wie geölt.

Die Sprache des Kastens sei nicht verständlich? Aber gerade das beweise ja, wie ehrlich Srull sei! Spanisch müsse einem Černoholower spanisch vorkommen, sonst sei es doch kein Spanisch.

„Ist es nicht so, Miter?“

Jawohl, es sei so, mußte Miter zugeben. Und jawohl, es sei so, gaben auch andere zu. Nur Kyrill Grib verharnte in feindseliger Ablehnung.

„Was nützt uns der Kasten, wenn wir ihn nicht verstehen?“ murnte er.

„Gut, er läßt uns die Spanier hören, aber weißt du nun, ob sie uns eine günstige Nachricht herüberrufen oder eine schlimme? He!“

Darauf war nicht leicht zu antworten, aber Srull brachte es trotzdem zustande.

Es sei richtig, räumte er ein, der Kasten biete keine Nachrichten, die man verstehen könne; aber was habe man schon mit den Nachrichten aus Volovoje anfangen können? Seien sie nicht voller Widersprüche und Lügen gewesen? Wie oft habe es schon geheißt, daß die Hauptstadt Madrid, um die vor allem gekämpft wurde, von den Herren erobert sei? Viermal? Fünfmal? Oder noch öfter? . . . Nein, nein, auf Nachrichten könne man nicht bauen, da müsse man sich schon nach etwas Verlässlicherem umsehen. Und es gebe so etwas. Es gebe ein untrügliches Zeichen dafür, daß die Stadt Madrid sich gut halte, und ein genau so sicheres Zeichen für das Gegenteil. Um dieses Zeichen zu verstehen, brauche man weder Zeitunglesen noch Spanisch zu können, man müsse bloß offene Ohren haben. Denn das eine Zeichen sei ein Lied, das Lied der kämpfenden Bauern und ihrer Kameraden. Zu einer bestimmten Stunde werde es von Madrid aus in die Welt hinausgeschickt. Solange dies geschehe, stehe es gut um die Stadt: bleibe das Lied zu einer bestimmten Stunde aus, so sei dies das andere Zeichen, das schlimme . . . So, und jetzt sollten alle ganz still sein, er wolle nach dem Lied suchen, denn gerade zu dieser Stunde zwischen Abend und Nacht sei die richtige Zeit dafür.

Srull beugte sich zu dem Kasten nieder und begann an den Knöpfen zu drehen. Es war nur das Knacken von Srulls Hantierung zu hören und der hastige schnaufende Atem der Männer und Frauen. Dann wurde die unbekannte, unverständliche Sprache wieder laut und erst nach einer langen Weile, als die Černoholover sich schon genasführt glaubten, setzte plötzlich das Lied ein. Ein fremdartiges, zugleich getragen und stürmisch klingendes zum Kampf rufendes und vom Sieg singendes Lied, — der alte Marsch des Coronel Riego, die Hymne der spanischen Republik.

„Da“, sagte Srull Zipper, und in seine Stimme kam, wider seinen Willen und ihm selbst zum Erstaunen, ein Zittern der Ergriffenheit, „da ist es. Wenn ihr dieses Lied hört, wißt ihr, daß Janko und Nikola und die anderen sich gut schlagen. Ihr braucht nichts zu tun, als abends, nach dem Ziegenfüttern, diesen kleinen Hebel hier nach rechts umzulegen. Nichts mehr als das!“

Und recht behutsam. Seht ihr: so! Und wenn das Lied aus ist, legt ihr den Hebel wieder nach links um. So! Sonst dreht ihr an keinem Knopf, rüttelt nicht an dem Kasten, rührt ihn überhaupt nicht an, verstanden? Ja? Also paßt auf, ich zeige es euch jetzt nochmals: so und so. Und jetzt probiert es mal selbst!“

Es klappte.

Da steckte Srull Zipper die schwer verdienten Hühner in den mitgebrachten Sack und ging.

Fortab saßen die Leute von Černoholovo allabendlich in Miter Sedorjaks großer Stube beisammen und warteten auf das Lied. An manchen Tagen war es laut und klar zu hören, als werde es nicht irgendwo hinter sieben Grenzen gespielt, sondern nebenan im Stall oder im Vorraum.

„Es ist nicht viel los unten“, sagte dann Juraj Metko, der im Krieg gewesen war und sich der stillen Tage an der tiroler Front erinnerte, „die andern funken nicht herüber, man kann ungestört auf der Latrine sitzen, kann Karten spielen und die Wäsche ablausen.“

Manchmal wieder war das Lied kaum zu vernehmen; ein wildes Rauschen und Knattern deckte es fast völlig zu.

„Dicke Luft“, erklärte dann Juraj, „kennen wir auch. Vom Isonzo her, wenn die Italiener mit schweren Brocken herüberschossen und man nicht einmal die Nasenspitze aus der Kaverne hervorstecken durfte. Dreckige Sache! Na, aber schließlich habe ich es auch überlebt...“

Allein, ob deutlich oder unklar, es war allabendlich da, das Lied von Madrid, ihr Lied, wie sie es nun bereits nannten; und es verkündete, daß die ferne Stadt, die ihnen schon vertraut erschien wie Volovoje oder Sinevir, daß diese fremde und dem Herzen doch so nahe Stadt tapfer standhielt.

VIII

So ging es Wochen hindurch.

In regelmäßigen Abständen erschien, wie es mit ihm abgemacht war, Srull Zipper im Dorf und „gab dem Kasten zu essen“, schraubte an ihm herum und tauschte irgendwelche Bestandteile aus.

Was Srull an Neuigkeiten über den spanischen Krieg mitbrachte und was Sinche Rabinovics an den Einkaufstagen mitzuteilen wußte, bestätigte nur die bisherige Botschaft des Liedes: die Stadt Madrid hielt sich. Es war ein harter und blutiger Kampf, aber die Herren kamen nicht vorwärts, so wild sie auch ihre Mohren und Deutschen und Römischen stürmen ließen.

So wuchs das Vertrauen der Černoholover zu dem Lied. Es wurde ihnen zu mehr als nur zu einer guten Botschaft; es wurde zum Freund.

Aber plötzlich, eines Tages in der zweiten Hälfte des Januar, setzte das Lied aus.

Sie warteten vergeblich bis tief in die Nacht hinein. Sie warteten, in steigender Erregung, am nächsten Tag; das Lied kam nicht. Als es auch am

dritten Tag nicht laut wurde, konnte man nicht mehr an einen Zufall glauben. Die Unruhe verwandelte sich in Angst. Der Stadt, ihrer Stadt Madrid, drohte Gefahr! Die zwei Burschen, ihre zwei Burschen aus Černoholovo waren bedroht! Sollte der Krieg, ihr Krieg, verloren gehen? Man mußte sich Gewißheit verschaffen. So schnell wie möglich. Es wurde beschlossen, andern Tags eine Abordnung nach Volovoje zu schicken: Miter, Juraj und einige andere, auch Olena. Den Kasten sollten sie mitnehmen.

Als sich die Mitglieder der Abordnung am nächsten Morgen vor Miter Sedorjaks Haus versammelten, strömte die ganze Einwohnerschaft von Černoholovo zusammen, und alle — bis auf die Alten, die Kranken, die Kinder und einige Frauen — erklärten, daß sie mitkommen wollten. Obwohl sich ein schweres Unwetter ankündigte, brach man auf. Voran die Abordnung mit dem Radiokasten, hinterdrein in langer Doppelpetee die andern. Man hätte an eine hinter ihrem Reliquienschein einherwallende Prozession denken können, und in der Tat sangen die Frauen wie beim Fronleichnamzug.

In der ersten Stunde ging alles glatt von statten. Sie kamen gut vorwärts. Doch dann setzte ein scharfes, Sicht und Atem raubendes Schneetreiben ein, gegen das sie hart ankämpfen mußten.

Als sie mittags erst die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten und der Sturm mit unverminderter Heftigkeit andauerte, gaben die meisten Frauen, aber auch einige Männer den Marsch auf und kehrten um.

Der Rest jedoch — immer noch an dreißig Köpfe stark — hielt durch und arbeitete sich, von den Schneeverwehungen immer zu neuen Umwegen gezwungen, mühsam, aber zäh an das Ziel heran. Am späten Nachmittag kamen sie an. Sie suchten zuerst nach Sroll Zipper, doch der war nicht im Ort; eine Vorladung hatte ihn tags zuvor nach Užhorod gerufen, — sein Prozeß wurde endlich verhandelt. So zogen die Černoholover weiter, zu Simche Rabinovics. Als sie vor dem Kramladen anlangten, stand Simche gerade an der Tür und schloß ab.

Er ließ Juraj und Miter, die ihn bitten wollten, sich den Kasten anzusehen, gar nicht ausreden.

Was, schrie er, jetzt komme man zu ihm? Jetzt? Am Freitagabend? Zu Sabbathbeginn? Sie seien wohl nicht recht bei Troste! Nein, jetzt werde nichts angesehen, nichts ausprobiert, nichts angerührt. Jetzt werde Sabbath gefeiert.

„Bis morgen abend!“

Das wurde so bestimmt und so abweisend gesagt, daß Miter und Juraj nicht einmal mehr den Versuch unternahmen, Simche umzustimmen. Nur Olena wagte noch einen Einwand. Stockend fragte sie, ob der Sabbathanfang nicht verschoben werden könne. Um ein bißchen, um eine Viertelstunde nur.

Simches Kopf schwoll bei dieser Zumutung sichtlich an.

Was? Was verlange Olena da von ihm? Unerhört! Ungeheuerlich! Den Sabbath verschieben? Wie stellte sie sich so etwas vor? Als ob er die Sonne aufhalten könne wie Josuah...

Er stockte plötzlich.

Josuah... Josuah... hieß nicht Jankel, sein Sohn, mit dem andern Namen Josuah? Und war er nicht in jener Stadt, von der Miter und Juraj gesprochen hatten? In jener bedrohten Stadt Madrid, die vielleicht gerade jetzt in Feindeshand fiel, und deren Verteidiger vielleicht gerade jetzt niedergemacht wurden? ... Es war richtig: der Junge hatte sich heimlich davongemacht, gegen Simches Willen, aber er blieb doch sein Sohn! Wenn er jetzt in Gefahr war, in tödlicher Gefahr, wie konnte man sich da ruhig und gesammelt der Feier des Sabbath hingeben? Wie konnte man das, wenn der Junge vielleicht gerade jetzt „Vater!“ rief, verwundet oder röchelnd.

Weder Olena, noch Miter, noch Juraj, noch einer von den andern hätten später angeben können, wie alles im einzelnen vor sich gegangen war.

Sie wußten nur, daß sie plötzlich alle in Simches, von den festlich strahlenden Sabbathleuchtern erhelltem Wohnzimmer gestanden, aber nur für den Radiokasten Augen gehabt hatten; nur für den Kasten und für Simches fiebrig an den Knöpfen drehende Hände. Sie wußten nur, daß es lang, unendlich lang, zum Verzweifeln lang gedauert hatte, bis endlich, schon gegen alle Hoffnung und ganz leise, aber doch unverkennbar, das Lied erklungen war. Sie wußten nur, daß Simche sich in jenem Augenblick aufgerichtet und mit einer sonderbar rauhen Stimme gesagt hatte:

„So... und jetzt ist Sabbath... und was für einer!“

Noch am gleichen Abend machten sie sich auf den Rückweg. Es war sehr dunkel, und der Sturm hielt immer noch an, aber es schien ihnen, als seien alle Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihnen auf dem Herweg so viel Mühe bereitet hatten, unterdessen kleiner geworden.

Sie trugen abwechselnd den Kasten, das ließ sich keiner nehmen. Der Kasten war jetzt stumm, aber in ihnen sang das Lied: seine Weise klang zugleich getragen und stürmisch; es rief zum Kampf, und es kündete den Sieg.

EIN SCHIFF FÄHRT NACH DEUTSCHLAND

von

Piter Sylt

Die Nacht ist weit. Das Meer schickt seinen Wind.
Ich liege wach in dieser fremden Stadt,
die noch kein Band um mich gechlungen hat,
die mich so einsam ließ, wie Fremde sind.

Da trifft mein Ohr ein tiefer, starker Klang:
ein großes Schiff verläßt den nahen Pier.
Dumpf heult es auf wie ein befreites Tier.
Ich spüre seine Kraft sekundenlang . . .

Da geht mein Herz mit ihm auf große Fahrt,
da träumt mein Herz sich heim zu fernen Ufern
und hört den Ruf von unbekannten Rufern
zum Kampf um meines Volkes Sinn und Art.

Es ist das gleiche Ziel, für das wir fechten,
ihr in der Heimat, wir, die wir vertrieben;
und deine Söhne, Deutschland, die dich lieben
in heimwehkranken, sternenlosen Nächten —

sie kommen wieder! Doch der Glockenschlag,
da auch für uns das Schiff die Anker lichtet,
wenn es den Kurs zur freien Heimat richtet,
löscht diese Jahre aus wie einen Tag.

Die beiden nachstehenden Beiträge von Klaus Mann und Bernhard Ziegler, die eine Frage anschneiden, deren Beantwortung uns, weit über das Schaffen und die Haltung Gottfried Benns hinaus, von grundsätzlicher Wichtigkeit zu sein scheint, nämlich die Frage nach der Grundlage und dem Wesen des Expressionismus, stellen wir zur Diskussion.

Die Redaktion

GOTTFRIED BENN

Die Geschichte einer Verirrung

VON

Klaus Mann

Begonnen werden muß mit der Frage: Warum beschäftigt uns „der Fall Gottfried Benn“? Weil ich — Autor dieser Zeilen — für einige von Benns Versen eine ziemlich tiefgehende Schwäche hatte — oder habe? Weil ich, gleich zu Anfang der Emigration, eine Korrespondenz mit ihm führte — die übrigens nur von Benn aus der Öffentlichkeit vorgelegt und öffentlich ausgenutzt wurde, so weit es aber an mir lag, durchaus privat blieb —, und die trotzdem — eben durch Benns unfaire „Flucht in die Öffentlichkeit“ — vielleicht bis zum gewissen Grade repräsentativ geworden ist für die Auseinandersetzung zwischen zwei Schriftstellern, von denen der eine den Faschismus verabscheute, der andere aber entschlossen war, seinen Frieden mit ihm zu machen?

All dies wären gewiß keine Gründe, um heute noch über Benn zu reden. Sein „Fall“ ist nur deshalb noch interessant, weil es sich bei ihm um den einzigen — den einzigen! — deutschen Schriftsteller von Rang handelt, der sich allen Ernstes und mit einiger geistiger Konsequenz in den Nationalsozialismus verirrt hat. Alle anderen, die heute zu einem Institut gehören, das sich — wie man mir berichtet — „Reichsschrifttumskammer“ nennt, haben nur eben so ein bißchen „mitgemacht“ — manchmal vielleicht sogar mit ein wenig Groll im Herzen —: aus Opportunismus, aus Angst und Schwäche, aus kleinbürgerlich-reaktionären Instinkten. Dagegen dürfte es ein Factum sein, daß Gottfried Benn, mindestens eine Zeitlang, der plump und kreichend lügenden Propaganda des deutschen Faschismus wirklich verfallen war. Heute mag er enttäuscht sein, bitterlich vereinsamt, desillu-

sioniert —: Aber spielt das eine Rolle? Ist es nicht eine Selbstverständlichkeit, daß er heute sich enttäuscht, vereinsamt, desillusioniert befindet, da er sich ja in eine völlig unmögliche, schiefe, sogar groteske Position manövriert hat? Da man ihn ja nicht *will* bei den Nazis — die einen untrüglichen Instinkt haben *gegen* alle seine Qualitäten? Da er ja in Deutschland überhaupt kein Publikum mehr findet, die wenigen Leser, die er jemals hatte, vertrieben oder doch mundtot gemacht sieht? Nun sitzt er als ein grämlicher Stabsarzt in Hannover — was eine beneidenswerte Situation kaum sein dürfte. Aber, wie gesagt, diese nachträgliche Enttäuschung wollen wir völlig bei Seite lassen: sie ist selbstverständlich und nebensächlich. Wichtig bleibt einzig und allein, daß dieser nicht unbedeutende Geist notorisch sich hatte verführen, berauschen, auf die ärgsten Pfade verlocken lassen. Einen Umstand freilich gibt es, der dafür spricht, daß eben diese Berauschtigkeit niemals so ganz tief gegangen ist, sondern immer halber Opportunismus, halbe Berechnung — und als solche also prinzipiell uninteressant war. Ich meine die sehr auffallende Tatsache, daß das patriotische Thema, das Führer-Thema, der ganze fascistische Themen-Komplex niemals in seine *Lyrik* — also niemals in sein eigentliches Werk — eingedrungen sind; sondern daß er dieses durchaus rein zu halten wußte. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß bei Benn die Essays fast im gleichen Range neben den Gedichten stehen, und daß eben in diesen Aufsätzen — besonders in denen unter dem Titel „*Kunst und Macht*“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, zusammengefaßten — sich Bekenntnisse und politische Deklamationen finden, deren Eindeutigkeit und Fanatismus nicht mehr zu überbieten — und verblüffend sind.

Ich schreibe „verblüffend“, und bin mir wohl bewußt, daß es nicht unbillig wäre, zu erwidern: Aber was wollen Sie! Der Fall ist doch logisch! Dieser Benn — er hat doch genau so sich entwickelt, wie er sich entwickeln *mußte*; er ist genau den Weg gegangen, der ihm vorgezeichnet war. — Darüber bin ich mir ebenso wohl im Klaren, wie jene, die mir solche Antwort entgegenhalten könnten — und trotzdem bin ich verblüfft: Verblüfft nämlich darüber, daß Benn vor den ärgsten Entgleisungen, vor dem schlimmsten Absturz nicht behütet blieb durch sein Wissen um gewisse geistige Werte; daß *sein Niveau* ihn nicht davor bewahrte, den Stilisten von „*Mein Kampf*“ für einen großen Mann allen Ernstes zu halten. Man bedenke doch, daß Geister, bei denen es mindestens ebenso viele intellektuelle Affinitäten zum Fascismus gab wie bei Gottfried Benn — daß etwa Oswald Spengler oder Stefan George sich sofort in eine durchaus dezidierte Opposition zum neu-deutschen Regime begaben — einfach weil die physische und die „spirituelle“ Physiognomie dieser durch Intrige an die Macht gekommenen Führer-Garnitur sie *ekelte*; weil es sich mit ihrem ästhetischen Gewissen nicht vertrug, Goebbels und Rosenberg als ihre geistigen Mentoren — oder auch nur als ihre geistigen Schüler anzuerkennen. Da wir also Zeugen waren, daß ein Mann wie Stefan George, dem das Propaganda-Ministerium nur zu gerne alle Herrlichkeit der Erden zu Füßen gelegt hätte, für den Jargon

des „Angriffs“ und des „Mythos des XX. Jahrhunderts“ nichts übrig hatte, als die Gebärde kalten Dégout — so verzeihe man mir meine „Verblüffung“ über die ruchlos-infantile Leichtgläubigkeit, mit der Benn auf diesen riesenhaft geblähten Schwindel hereinfiel. Ja, vielleicht ist es eben die unbarmherzige und exemplarische *Logik* des Falles, die mich überrascht und verblüfft. Als ich Benn, schon 1930 und 1931, vor seinen Neigungen zum Irrationalen und zum „Mythischen“ und vor seinem verdächtigen Widerwillen gegen den „Fortschritt“ publizistisch warnte — wie übrigens damals auch andere Autoren, etwa der unvergessene Werner Hegemann es taten —, da meinte ich doch wohl nicht, daß er bis zu diesem Grade mit seinen Irrtümern Ernst machen würde; da hielt ich es doch wohl kaum für möglich, daß selbst noch die Schreie aus den Konzentrationslagern ihm wie schöne Urlaute aus „frühen Schichten“ in den Ohren tönen würden; da erschien es mir doch wohl als ausgeschlossen, daß der Verfasser der „Morgue“-Gedichte eine „Bewegung“, die den 30. Juni, die Juden-, Priester- und Sozialisten-Verfolgungen und die Beschießung von Guernica mit sich bringt, als eine Tat der „Zucht, Ordnung und Disziplin“ zu glorifizieren die Stirn haben könnte. All dies ist beschämendes Ereignis geworden; die intellektuelle Logik wirkte sich stärker aus als das „Niveau“, als das Wissen um artistische Verfeinerungen — und es lohnt sich also wohl der Mühe, den Gesetzen dieser Logik ein wenig nachzuspüren...

Alles beginnt hier mit dem atavistischen Komplex; mit der Sehnsucht nach dem Zurück — oder, vielmehr: das Vorwärts wird, in seinem Endziel, mit dem Zurück identifiziert —; mit dem Heimweh nach der „frühen Schicht“.

„Oh, daß wir unsere Ururahnen wären,
Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor!“ —:

mit diesem recht verdächtigen Aufschrei beginnen vier Strophen des frühen, „expressionistischen“ Benn, die „Gesänge“ überschrieben sind und die ich in den Band „Ausgewählte Gedichte“ (Deutsche Verlagsanstalt, 1936) aufgenommen finde. Wie charakteristisch ist dieses Heimweh nach der vormenschlichen, vor-zivilisierten, der Urschleim-Form! — Es erscheint mir heute als die ärgste Platitude, die Idee des Fortschrittes als „Platitude“ verächtlich zu machen. Eben in diesem Trick — dem eigentlich gefährlichen und eigentlich widerwärtigen Trick des XX. Jahrhunderts — exzellierte Benn Jahre lang: bis er denn dazu kam, den sittlichen Niedergang ohne Beispiel, den der Faschismus bedeutet, als „geschichtliche Bewegung“ frech zu preisen... „Oh, daß wir unsere Ururahnen wären...“ Das würde dem Benn wohl so passen, und dann wäre das Leben bequemer für ihn! Schwieriger freilich, als sich mit atavistischen Fluchtversuchen interessant zu machen und vor einem Parkett von Goebbels-Journalisten den wilden und tiefsinnigen Mann zu spielen, ist es, der Idee des menschlichen Fortschrittes, der Idee der *Zivilisation* die Treue zu wahren, und doch kein platter Rationalist und Aufklärer zu werden. Von dieser echten und legitimen Problematik, der

Europas wirkliche geistige Avantgarde sich mit Mut und Leidenschaft stellt, scheint Benn mit seinen billigen Urschleim-Schwärmereien keine Ahnung zu haben . . .

Da das Fortschritts-, das Entwicklungs-, das Zivilisations-Problem sich mit dem beliebten und von der Obrigkeit gar nicht ungern gesehenen atavistischen Komplex also nicht verträgt, klammert Benn sich, mit einer wahrhaft manischen Hartnäckigkeit, an ein anderes geistiges Thema: an das Thema der *Form*. Da es den Fortschritt nicht geben soll, und da die Vorstellung, das Los der Menschen auf diesem Stern könne sich vielleicht einmal verbessern, eine dem tiefen Künstler unerträgliche Platitude ist, bleibt das Form-Problem — isoliert, hochmütig, unfruchtbar, manisch — übrig.

„Doch dir bestimmt: kein Werden,
du bleibst gebannt und bist
der Himmel und der Erden
Formalist —“:

wie es in einem schwachen — und gerade formal schwachen —, aber sehr offenenherzigen Gedicht einmal ausgedrückt ist. In den Essays wird die *idée fixe* dieser „zentralen Bedeutung des Formproblems“ bis zum Überdruß wiederholt, variiert, immer noch einmal neu — oder vielmehr *nicht* neu — beleuchtet. Der Umstand, daß die Kunst — oder die Philosophie — jemals soziologische, gesellschaftskritische Inhalte gehabt haben könnte, wird überhaupt nicht in Betracht gezogen. Von allem anderen zunächst einmal abgesehen, was über diese ungeheuer einseitige und willkürliche Darstellung und Deutung des Künstler-Phänomens zu bemerken wäre, ist es wesentlich und unerläßlich, zu betonen, daß, gerade *wenn* man das Form-Problem als das europäische und *als* das deutsche Problem par excellence empfindet und stilisiert, das neu-deutsche Regime *erst recht* — wenn auch, meiner Meinung nach, mit falschen oder doch ungenügenden Argumenten — abzulehnen, ja, zu hassen bleibt. Jeder, der in Deutschland das Form-Problem jemals ernst genommen hat — und gerade Nietzsche, auf den Benn sich hundert Mal, in völlig unsinniger und verwirrter Weise, bezieht — hat es mit dem Komplex: Süden-Mittelmeer-Antike — kurzum: mit dem Komplex *Europa* in Zusammenhang gebracht. Gerade vom Mittelmeer und von der Antike — gerade von jeder Überlieferung europäischer Form — wollen die Nazis doch Deutschland distancieren und lösen. Warum hätte denn Nietzsche diese Nazis verabscheut —? — denn es ist für mich gar keine Frage, daß er sie verabscheut und zutiefst verachtet hätte. Doch eben *weil* sie den „germanischen Mythos“ und seine Formlosigkeit (jenen Mythos, gegen den sich Nietzsches Instinkte am heftigsten wehrten) gegen „Europa“ (und das bedeutet in diesem Zusammenhang: gegen das Mittelmeer und gegen Frankreich) ausspielen und den unbedingten Primat des Germanischen über das Europäische beanspruchen. — Warum denn *hat* Stefan George alles Hitlerium perhorresciert? — und ich *weiß*, daß er es getan hat. Doch eben *weil* in seiner Conception der Schönheit das Mittelmeer-Element, das antike und das französische Element viel zu wesentlich, viel zu zentral waren, als daß

er die Rosenbergsche „Rückkehr nach Walhall“, den ganzen faulen Zauber von Bayreuth und Braunau hätte ertragbar finden können. George stirbt in Gram und Einsamkeit, stirbt *in der Verbannung* — und Benn — der von den Gegenständen, die ich hier anrühre, ebenso viel weiß oder wissen sollte wie ich — stellt sich hin in einem öffentlichen berliner Saal und spricht aus, „daß sein Axiom“ — gemeint ist wohl das Axiom der „neuen Zeit“, der „Bewegung“ — „in der Kunst Georges wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone als *ein Kommando* lebt“.

Die wahrhaft schamlose Leichenschändung an George wird komplett, wenn man in Betracht zieht, daß die „Rede auf Stefan George“ unmittelbar neben einer „Rede auf Marinetti“ steht, und daß die gleichen Phrasen über die „Form“, mit denen Benn das Andenken Georges kränkt und lästert, nun dazu herhalten, um der „Exzellenz“, dem Clown Mussolinis, dem Barden des Abessynischen Feldzuges um den Bart zu gehen. „Form!“ ruft der zukünftige Stabsarzt von Hannover der Römischen Exzellenz zu —, „Form —: in ihrem Namen wurde alles erkämpft, was Sie im neuen Deutschland um sich sehen: Form und Zucht: die beiden Symbole der neuen Reiche; Zucht und Stil im Staat und in der Kunst: die Grundlage des imperativen Weltbildes, das ich kommen sehe.“ — Da bleibt einem doch der Mund offen stehen, und man schämt sich in Grund und Boden, daß man jemals irgendetwas übrig hatte für ein paar Verse, die dem Autor dieser nicht „imperativen“, sondern durchaus impertinenten Worte ehemals geglückt sind! Denn man vergesse doch nicht, *wer* hier zu *wem* spricht, und wer hier die Begriffe der „Form“ und der „Zucht“ als dreiste Umschreibung gebraucht für eine Fülle der Greuelthaten ohnegleichen; für eine erst geplante oder schon ausgeführte Masse der krassen Verbrechen.

Die Marinetti-Rede wurde gehalten „auf dem Bankett der Union nationaler Schriftsteller, Berlin, 29. März 1934“. Damals standen Hitler und Mussolini wohl gerade gut. Dann kam es zu den bekannten Unannehmlichkeiten in Wien, und eine Zeitlang waren Hitler und sein Kreis für die römische Presse eine Bande von „Mördern und Päderasten“. Gerade im Augenblick der Verstimmung zwischen den zwei Diktaturen hatte ich meinerseits die Gelegenheit, Exzellenz Marinetti kennenzulernen — ohne freilich gleich eine Rede auf ihn zu halten. Damals schimpfte er auf Berlin wie ein Rohrspatz —: Hitler hatte ja, aus lauter Sinn für Form und Zucht, den Kanzler in Wien umbringen lassen, wodurch Mussolini seinerseits nervös geworden war. Plötzlich erinnerten sich Exzellenz gar nicht mehr daran, daß die „neuen Reiche“ doch den Willen zu Form und Zucht gemeinsam haben —: heute ist es dem amüsanten „Futuristen“ und Liebhaber der Kolonial-Metzeleien gewiß wieder eingefallen. — Hat Marinetti denn nicht grinsen müssen, als Benn ihm mit seiner schönen, sonoren Stimme ganz ernsthaft erzählte, die italienische und die deutsche Diktatur basierten auf dem Willen zu „Form und Zucht“? Aber diese Clowns der Macht haben ja wohl das Grinsen verlernt . . .

Freilich, ich hatte schon früher die Gelegenheit, zu beobachten, wie Gott-

fried Benn ungeheuer und feierlich ernst bleiben konnte, während er Dinge aussprach, die eigentlich komisch waren. Da gab es, zum Beispiel, die große Feierlichkeit zu Heinrich Manns sechzigstem Geburtstag —: er wurde, noch ganz kurz vor Ausbruch der Hitlerei, von allen offiziellen Schriftsteller-Organisationen mit größtem Aufwand begangen. Benn gehörte zu den Festrednern.

Ferne liegt es mir, zu leugnen, daß seine Ansprache starke lyrische Schönheiten, und oft sehr bezwingende Akzente hatte. Aber andererseits war sie doch auch sehr komisch, und jetzt erst kann man ihre tiefe Drolligkeit so recht würdigen. — In den Essay-Band „Kunst und Macht“ (in dem nur Marinetti und der „Kunstwille“ des „Führers“ gepriesen werden) ist die Heinrich Mann-Rede freilich nicht mehr aufgenommen; aber ich finde sie in einem älteren Buch von Bennschen Aufsätzen wieder. Benn unternahm damals — und zwar noch in seiner Eigenschaft als besonders glühender Verehrer Heinrich Manns — den Versuch, den Autor des „Untertans“ und des Zola-Essays zum radikalen Ästheteten, zum „Formalisten“ — im Bennschen Sinn —, zum manisch auf die Form Versessenen zu stilisieren — das heißt: zu fälschen. Gerade auf Heinrich Mann angewendet und im Zusammenhang mit ihm — der für Benn doch wohl einmal ein sehr wichtiger, sehr zentraler Zusammenhang gewesen ist — erweist sich ja die ganze Absurdität, die fast klinische Abwegigkeit des Form-Ethos, wie es bei Benn sich dargestellt findet und wie es ihm sich darstellt. Denn eben im Fall Heinrich Mann wird es ja auf eine exemplarische Art deutlich, daß aus dem Willen zur Form der Wille zur Zivilisation — und das heißt also: der Wille zum gesellschaftlichen Fortschritt — kommt, und wie diese beiden Willens-Tendenzen sich ergänzen und eine sich auf bedeutende Art an der anderen steigert.

Als „Ästhet“ beginnen und als Sozialist enden: ich habe in solcher Entwicklungskurve ein Paradox niemals zu sehen vermocht. Das Schönheits-Pathos kann auf dem geraden Weg zum sozial-moralischen Pathos führen — oder, um beim Beispiel Heinrich Mann zu bleiben: von seinen frühen italienischen Novellen und den Herzoginnen von Assy bis zu seinen flammenden Protest- und Anklage-Schriften gegen das Hitler-Regime führt eine direkte Linie — ich wüßte gar nicht, wo die Abweichung, der Umweg liegen sollte. Als paradox, als frivol und obendrein als etwas dumm freilich erscheint es mir, bei einem Schriftsteller, dessen ganzes Werk der Idee des gesellschaftlichen Fortschrittes mit Leidenschaft dient, eben diesen Fortschrittswillen als eine Art von ästhetischem Schnörkel am Rande, als eine artistische Caprice und Nebensache hinzustellen. Genau das zu tun, versucht Gottfried Benn in seiner Festrede. Eigensinnig und seinerseits kapriziös, und übrigens — wohl damals schon — mit bösen politischen Hintergedanken, versucht er den ganzen Thomen-Komplex dieses Werkes auf das eine Thema — „das Verhältnis des Nordens zur Form“ — zu reduzieren. Als ob ein ernsthafter Wille zur Form ohne den Willen zum Humanismus — und als ob der Wille zum Humanismus ohne ein innig bemühtes In-

teresse fürs Gesellschaftliche überhaupt vorstellbar wären! Mit seinem falschen Pathos der Form verengt und verdirbt Benn den Begriff und das Wesen der menschlichen Gesittung überhaupt — was kaum wundernehmen kann, da er ja den ganzen Gesittungs-Begriff in seinen atavistischen Sehnsüchten und Räuschen eigentlich aufheben möchte...

Man sieht: die Geschichte dieser Verirrung, dieses geistigen Falles, dieser intellektuellen und moralischen *Abdankung* ist im Grunde sehr einfach: Sie beginnt mit dem lyrischen Schrei nach dem großen „Zurück!“, sie führt zu der manischen Isolierung des Form-Problems und zu der *doppelten* Verfälschung eben dieses Problems (doppelt, weil Benn das Thema „Form“ einerseits vom Thema „antike Überlieferung — Mittelmeer-lateinisch-europäische Kultur“ — andererseits vom Thema „sozialer Fortschritt“ zu trennen und solcherart all seiner wirklichen Inhalte zu berauben versucht;) — und sie führt —: wohin? Ach, genau dorthin, wo wir den entgleisten Benn heute sehen...

Wir sehen ihn bei Beschäftigungen, die uns recht eigentlich ins Irrenhaus zu gehören scheinen; während er, zum Beispiel, vorgibt, den „Lebensweg eines Intellektuellen“ — seinen eigenen Lebensweg nämlich — zu erzählen, treibt er Rassen- und Familien-Forschung auf eine Art, die uns ebenso grausig wie humoristisch anmutet. Zunächst muß natürlich festgestellt werden, daß kein jüdisches Blut in der Familie ist. Dann berichtet der Prophet des „imperativen Weltbildes“ allen Ernstes, er habe im Weinhaus Kempinski — welches bekanntlich in „arische Hände übergegangen“ ist — auf der Getränkekarte einen edlen Tropfen namens „Dürkheimer Benn“ angeführt gefunden. „Nachforschungen ergaben“, daß eine Weinsorte, genannt der „Hochbenn“, existiert — und dieser „Hochbenn“ — von dem wir hoffen, daß er recht süffig sei und eine prima Blume habe — muß wiederum als Beweis dafür herhalten, daß es in der Familie Benn kein semitisches Blut gibt. Mit solchen Scherzen gibt ein erwachsener Mensch sich ab, der früher einmal schöne Verse gemacht hat und übrigens ein recht brauchbarer Hautarzt gewesen sein soll...

Eine andre seiner macabren Spielereien ist, daß er es versucht, den Expressionismus vor dem Propaganda-Ministerium zu rechtfertigen — als ob vor diesem überhaupt irgendetwas Kulturelles zu rechtfertigen wäre. Ideologisch läßt sich über den Expressionismus — dessen Charakteristikum ja geradezu die ideologische Wirrheit ist — alles behaupten. Aber Eines steht doch für die Nazis fest: daß diese ganze — teilweise sehr wertvolle — Literatur der deutschen Nachkriegsepoche über Hitlers Horizont geht und also „Kulturholschewismus“ ist. Benn indessen beschwört seinen Goebbels bei „jenem enormen biologischen Instinkt für das rassenhaft Vollkommene, das über der ganzen Bewegung schwebt“, bei dem außerordentlichen „Maß an Interesse, das die Führung des neuen Deutschland den Fragen der Kunst entgegenbringt“, dem Expressionismus doch ja zu verzeihen, daß einige seiner Anhänger inzwischen Sozialisten geworden sind. Verlorene Liebesmüh! Während Benn an höchster Stelle um Nachsicht für jene Talente bet-

telt — die heute entweder in der Verbannung oder aber (wie Staatsrat Johst) keine Talente mehr sind — werden die großen expressionistischen Maler aus den deutschen Museen in die Keller verbannt. „Einen solchen Widersinn“, ruft Benn beschwörend, „wird das neue Deutschland bestimmt nicht mitmachen — die Leute, die es führen, selber ja artistisch produktive Typen, wissen zu viel von der Kunst . . .“ Mir scheint leider, das „neue Deutschland“ und seine artistisch kolossal produktiven Führer haben schon ganz anderen Widersinn mitgemacht, als die Ächtung von Otto Dix oder Georg Trakl . . .

In welche Abgründe ist dieser Benn gestürzt, mit seinen Atavismen und Formproblemen! „Auch der Züchtungsgedanke fällt unter dies Formproblem“, heißt es einmal — und da sind wir ja schon mitten im Abgrund, tief drin in der Finsternis, im krankhaften Aberglauben an die „hehre Sendung des Germanentums“, in der Sphäre des „Stürmers“, im Barbarismus . . .

Ist der Fall Benn noch interessant? Ach, kaum — wenn man nur das liest, was er heute schreibt; aber doch ziemlich interessant noch — will mir scheinen —, wenn man an das denkt, was Benn früher gewesen ist.

Sein Beispiel bleibt das krasseste für die Entwürdigung, den Absturz, die *Selbstvernichtung* eines Intellektuellen, der die Ideen des Fortschritts und des Humanismus an die Pseudo-Ideologie der „Form“ und der „Züchtung“ verrät. Solcher Selbstverrat straft sich fürchterlich. Man wird nicht nur nach Hannover versetzt, sondern in die Hölle.

Der Intellektuelle, der gegen den Geist zeugt, verweist bei lebendigem Leibe. Nicht ohne Grauen kann ich heute die Zeilen des frühen Benn wiederlesen:

„O Seele, um und um verweste,
kaum lebst du noch und noch zuviel!“

„NUN IST DIES ERBE ZU ENDE...“

von

Bernhard Ziegler

Zu den Voraussetzungen einer fruchtbaren Weiterentwicklung unserer antifaschistischen Literatur gehört die Auseinandersetzung mit der jüngeren Vergangenheit der Kunst Deutschlands und Europas, deren letzte große Stilbewegung der Expressionismus gewesen ist.

Lohnt es sich, heute noch viel über den Expressionismus zu reden? könnte man fragen; er ist doch eine längst überholte Etappe. So scheint es. Aber es scheint nur so. Ich weiß, daß ich nicht nur ein persönliches Gefühl ausdrücke, wenn ich sage: jedesmal, wenn es mir gelingt, in ihrer Gänze jene

Periode wieder heraufzubeschwören, in die die Anfangszeit der geistigen und künstlerischen Entwicklung unserer Generation (der Generation der gerade noch im neunzehnten Jahrhundert Geborenen) fiel, überfällt es mich wie ein tiefer Schrecken, der mir die alte Geschichte vom Reiter über den Bodensee ins Gedächtnis ruft. Mir ist dann, als müßte ich die Feder sofort und für immer hinlegen. Und das, obwohl ich mir bewußt bin, hinüber zu sein und wirklich festen Boden unter den Füßen zu haben.

Dies Erlebnis wiederholt sich mit einer Regelmäßigkeit, die dafür spricht, daß die Leidenschaftlichkeit der Reaktion auf diese im Bewußtsein längst überwundene Kunstepoche tiefere Gründe haben muß. Auf kurze Formeln gebracht, scheinen mir diese Gründe folgende zu sein:

Erstens läßt sich heute klar erkennen, was Geistes Kind der Expressionismus war, und wohin dieser Geist, ganz befolgt, führt: in den Faschismus.

Zweitens müssen wir (ich meine die obengenannte Generation — aber auch ein gut Teil der vorhergehenden Generation, aus der fast jeder so oder so dem Expressionismus und seinen Götzen geopfert hat) ehrlicherweise zugeben; daß jedem von uns aus jener Zeit etwas in den Knochen steckengeblieben ist.

Das sind zwei harte Behauptungen und ich bin mir bewußt, sie in einem kurzen Aufsatz auch nicht annähernd beweisen zu können. Denn es geht hier um die ganze geistige „Erbschaft“ des neunzehnten Jahrhunderts und um ihr Schicksal im ersten Drittel unseres Jahrhunderts — um ein Problem also, das bis jetzt so gut wie überhaupt noch nicht von einem außerhalb liegenden Standpunkt behandelt worden ist: denn die kritischen Arbeiten über den Expressionismus (von den apologetischen ganz zu schweigen) entsprangen der gleichen Denkwelt, von der der Expressionismus eine Erscheinungsform war. Aber die Diskussion muß einmal eröffnet werden. Denn von der Abrechnung mit der expressionistischen Geistes- und Gefühlslage, von ihrer wirklichen Überwindung hängt es ab, ob unsere deutsche antifaschistische Literatur mehr als eine Etappe im allgemeinen Zerfall der deutschen Dichtung, oder ob sie der Beginn einer großen, wieder an die eigentlichen Traditionen der nationalen und internationalen Geisteskultur anknüpfenden Kunst werden kann.

Ich will gleich sagen, was der unmittelbare — zufällige — Anlaß dafür war, daß diese Gedanken sich wieder einmal in mir meldeten: beim Ordnen einer Bibliothek fiel mir ein Bändchen der „Aktionsbücherei der Äternisten“ in die Hand: „Der Vermessungsdirigent“ von Gottfried Benn (ihm folgt im gleichen Bändchen Benns „Rapides Drama“ „Karandasch“). Ich schlug das Buch auf und begann zu lesen. Und plötzlich entdeckte ich, daß ich ganze Absätze auswendig wußte. Aber mehr — mit Zeilen wie:

„Pameelen: Karandasch... das ist die große Eidesformel, die ich gebrauchte, wenn ich mitten im sogenannten Dasein stehe, und heißt: als ob Worte Sinn hätten. Wir glauben es doch nicht mehr, Renz. Alle Vokabeln, in die das Bürgerhirn seine Seele sabberte, Jahrtausendelang, sind aufgelöst, wohin, ich weiß es nicht. Wir müssen quas-

seln, weil wir fressen müssen, wir müssen grinsen, weil wir arme Luders sind, aber Karandasch, Karandasch — das ist die Schachtel: die Worte sind geordnet: unter jedem steht ein kleiner Mann. Nachts schläft der kleine Mann bei kleiner Frau, fortzupflanzen, anzuschließen ... Renz, der Worte sind so viele: Spreu der Tenne, Schatten der Verlorenen, aber die alten Worte, Renz, die uralten Worte — Karandasch — Karandasch ...“

— mit solchen Zeilen, die sich heute lesen wie das Gefasel eines Paranoikers, war auf einmal eine ganze Welt da und nah: Reichenhall 1917, Militärlazarett, ein zerlesenes Heft der „Weißen Blätter“, an einem Klavier ließ Hemmerich in Anstaltskleidung „Peleas und Melisande“ erdröhnen, um die Kurkapelle draußen (Wagner: „Herr Graf, ein Schaf...“) zu übertönen ... und das ist nicht nur „Jugenderinnerung“, das ist irgendwie unheimlich lebendig! Es ruft sofort tausende von Assoziationen wach:

„Vom Laboratorium ins Museum gehend, sah ich den Göttern in die Gurgel. — Sie sahen ...? — Gips!...“

Der Apoll von Belvedere — Hohngelächter! Gips für alte Tanten. Aber die Ägineten, schmerzlich lächelnd, weltentrückt — nicht wahr? Totempfähle von den Fitschiinseln ... Cimabue ... und ... und ... Jedes Wort eine ganze Welt, jeder Name bis zum Bersten vollgestopft mit Urteilen und Werten. Damit waren wir aufgewachsen. Das hatten wir uns — so glaubten wir — erkämpft!

Wir wußten nicht, was das für eine Welt war, wo sie herkam, wohin sie mündete. Sie schien uns ganz neu, ganz nur unseren Sinnen, unserem Gehirn entsprungen. Aus diesem Bewußtsein sprudelten die extatischen Hymnen und verzückten Zeichnungen jener Zeit, in denen Madonnen mit der Fahne des Aufruhrs umherliefen und Propheten matte Völker in den Staub donnerten.

Wir ahnten nicht, daß das ein Woher und Wohin hatte. Aber heute wissen wir es, können wir es wenigstens wissen.

Und ich will bei dem bleiben, der mir dieser Tage zum Anlaß einer Wiederheraufbeschwörung der expressionistischen Gespenster wurde, bei Gottfried Benn. Warum soll man eines Dichters nicht auch aus Anlaß seines 51. Geburtstags gedenken — den fünfzigsten feiern kann jeder Banause. Unter Menschen von Rang, von Niveau, die um geistige Werte wissen ...

Ja, das waren so Maßstäbe damals: Rang, Niveau, geistige Werte. Wer fragte ernsthaft danach, wo (auf welchem Ring des Höllenrichters) der „Rang“ lag, von welchem „Geist“ die Rede war? „Geist“: ein Jahr später gab es einen „Zielbund“, „tätiger Geist“ war seine Devise. Ich war ein paar Wochen so was wie ein Sekretär darin. Ehrenvorsitzender war Heinrich Mann. Motor war der geschäftige Philosoph der Langeweile, der Todfeind der Geschäftigkeit, Kurt Hiller. Als Oberpriester zelebrierte Hans Blüher. Heißumworben wurde Franz Werfel. Was war der „Geist“, den man meinte? Gottfried Benn gibt eine Antwort. Denn Gottfried Benn ist kein Einzelfall. Es nützt nichts, ihn isoliert zu untersuchen und sich entrüstet von einem

„Renegaten“ abzuwenden. Es geht bei Gottfried Benn nicht um Gottfried Benn; es geht um den Expressionismus, um dessen Herkunft, um dessen Auslauf.

Ich habe mir nach der Wiederbegegnung mit „Karandasch“ das ganze Werk von Benn noch einmal vorgenommen, vom „Morgue“ über Rönne und Pameelen bis zum „Lebensweg eines Intellektuellen“. Es gibt keinen unter den Expressionisten, der die Gedanken- und Gefühlswelt dieses „Stils“ (und Benn hat recht, wenn er ihn als „europäischen Stil“ bezeichnet) so konsequent gebraucht und so auf den letzten gedanklichen Ausdruck gebracht hat, wie Benn; keinen, der dem Expressionismus so bis zuletzt, bis unter Hitlers Dolche, die Treue bewahrt hat.

Der Ausgangspunkt: er liegt nicht so sehr in „Morgue“, in diesen sechs Programmstücken der „Ästhetik des Häßlichen“, die ihn berühmt machten; dies Programm erfüllten damals auch andere und besser. Es beginnt eigentlich in den Dramen und Prosastücken aus Brüssel. Hier wurde Bewußtsein, was 1912 und 13 bei dem, leicht lädiert aus dem Militärdienst in eine Kassenpraxis (Belle-Alliance-Platz!) übergehenden Haut- usw.-Arzt „Gefühlsausdruck“ gewesen war. Das lyrische Bewußtsein des Mannes, der in jedem Gegenüber nur eine Variation der zerfressenen Elendspatienten seiner Tagespraxis sah und ihn sich (Gottlob einmal jemand, den man nicht zu betasten brauchte!) zwei Meter vom Leibe hielt — dieses „lyrische“ Bewußtsein wurde analytisch.

Und in welcher Umgebung! Brüssel 1916/17. Man muß dort gewesen sein, um zu verstehen. (Ich war dort, von Beverloo aus, sonntags, auf einer Spritztour aus dem Ausbildungslager.) Man sieht ihn ordentlich vor sich, den Sprößling eines brandenburgischen Pfarrhauses, den eigentlich Feld- und Garnisonsdienstuntauglichen als Militärarzt im Kreise der Ober- und Stabsärzte, der an- und abschwimmelnden Etappenhengste, die er tagsüber — man weiß schon wovon — kurieren mußte, um sich abends im Kasino ihr Gewäsch und Geblödel, ihre Graben-, Heimat- und Bordellanekdoten, ihre stets fertigen Redewendungen — „Körchen-Mallörchen“, „Stolz will ich den Spanier“, „machine kaputt“ — anzuhören. Tagaus tagein. Quintessenz des finstersten Deutschland, zusammenströmend an dem finstersten, verdorbensten Punkt der Etappe. Und er, Gottfried Benn, hatte noch den Duft märkischer Wiesen in der Nase, den Ton junger Weidenzweige im Ohr, die man mit dem Messerrücken auf den Knien klopft, und den Kopf voll Griechenland und Goethe, voll neuer erstaunlicher Entdeckungen und Gedanken aus Physik, Chemie, Biologie, Ethnologie, voll all der Dinge, die ein aufgeschlossener Geist damals in sich hineinfräß.

Das prallte nun aufeinander: diese Innen- und diese Außenwelt! Damit konnte „ein Mann allein“ nicht fertig werden. Hier wurden in diesen Jahren die zwei Figuren Rönne und Pameelen geboren: Rönne, der Arzt, der sein Ich nur noch als Summe von um ein Nichts herumgeklebten Konventionen empfindet; Pameelen, auch ein Arzt, der da fortfährt, wo Rönne aufhört, der das konventionelle Ich abstreift und sich aufmacht, die ganze Welt aus

dem Nichts seines Ich heraus (das nur individuell ein Nichts, im Grunde aber alles, der Kern der Welt, ist) als Form neu aufzubauen.

Dunkles aber intensives Gefühl eines Weltuntergangs.

„Nun ist dies Erbe zuende . . .“, das Erbe von vierhundert Jahren nämlich, meinte Benn. So definierte er sein Weltgefühl in Brüssel 1916. Weltende — aber auch Beginn von etwas ganz Neuem. Alles fängt von vorne an. Und er tut sich auf, er gibt sich hin.

Aber was in ihn, den ausgehöhlten, durchgerüttelten Militärarzt und Kassinostammgast von Brüssel, hineinstürzt, ist alles andere als „Tao“, der Urgrund des Lebens: es ist der Absud aus den Töpfen, in denen die Bourgeoisie des 20. Jahrhunderts das schon ein halbes Jahrhundert lang zerkaute Erbe ihrer Väter endgültig zu Brei zerkocht:

„Ein Bouvard und Pécuchet unserer Zeit hat Benn alles in sich hineingefressen, was es Neues und Erstaunliches in den verschiedensten Wissenszweigen gibt. Das wird alles erwähnt, was gut und teuer ist! Da kommt natürlich Freud, aber noch mehr Jung, Planck und Einstein, Schrödinger und Heisenberg, Kammerer und Tower, Driesch und Köhler, Jordan und Johannsen, Daqué und Klaatsch, Spemann und Mangold, Kretschmar und Klages, und so weiter, usw.! Die meisten werden nicht genannt, in Stichworten nur tauchen ihre Entdeckungen, Hypothesen und Schlußfolgerungen auf. Und so entsteht ein wahrer Hexensabbath immer neuer, immerfort einander ablösender und aufhebender Theorien.“

So schrieb ich einmal im Jahre 1931, als ich Benn in zwei Artikeln „Symptome“ und „Eine Akademie faschistischer Mystik“ seine Hitlerzukunft voraussagte. Anhand der seither veröffentlichten Reden und Aufsätze Benns könnte man die Liste dieser Autoren noch fortsetzen: Troeltsch, Frobenius, Worringer, Scheler, Spengler, Curtius, Bertram, Semi Meyer . . . schier endlos. Es ist geradezu erstaunlich, wie er es fertiggebracht hat, sich das alles anzulesen und es durchzudenken, eins gegen das andere. Denn das hat er getan. Nur, daß nichts dabei herauskam, nichts herauskommen konnte, als eine ständige Vertiefung des brüsseler Grundgefühls:

„Keine Welten mehr zu leben, keine Wirklichkeiten mehr zu fühlen, keine Erkenntnisse mehr zum Glauben, dabei ewig gereizt der in diesen Breiten nächst dem Hunger brutalste Trieb, die Einheit des Denkens herzustellen, dieser Trieb nach Definition, qualvoller als Hunger und erschütternder als Liebe, kehrend sich gegen das sogenannte eigene Ich.“

— Gefühl eines Weltenendes, Ragnarökr. Es blieb ein Fieberzustand. Das Ich — ein Vulkan, der glühende Brocken hinauswirft . . . aber es sind immer die gleichen Brocken, zerhacktes, zerschmolzenes Erbe der Väter.

Und noch etwas kam hinzu. Zur gleichen Zeit, wie die Termiten der bürgerlichen Ideologie alles zernagten und aus den Schnipseln hohle Riesentürme aufbauten, trug der Räume und Zeiten überwindende Weltverkehr und der Bienenfluß von Spezialisten uns die Resultate des Denkens und Schaffens aller Völker, aller Zeiten ins Haus. Da lag es um uns, über uns: T'ang-Plastiken, Buddhareden, Nippesfiguren aus Kreta, Gilgamesch, Leonardoskizzen, indische Felsentempel, Skythengold, Brockes, Beninplastik, skandinavische Felsbilder, — endlos — alles gleichwertig nebeneinander,

niemand weiß, wie was zusammengehört: oder vielmehr: Dutzende von „Gelehrten“ und „Philosophen“ tischen jeden Tag neue Theorien auf; was kann man nicht alles aus einer solchen Fülle heraus-, was nicht in sie hineingeheimnissen!

Und doch eine herrliche, überwältigende Fülle, was für ein Material, um den Weg des Menschen zu begreifen!

Aber entwurzelt, schöpferisch ermattet, weil der letzten Verbindungen mit den lebendigen Kräften des Volkes beraubt, versagte der stolze „westliche Mensch“. Wir entsinnen uns (um nur ein paar grobe Beispiele zu nennen): Pölzig baut auf einmal spätägyptisch, Hermann Hesse dichtet indisch, Pechstein malt Negerplastik, Barlach schnitzt Ikone...

Als ganz neu, urwüchsig, elementar wurde es ausgegeben, dieses „Denken“ sowohl wie diese „Kunst“, ein noch nie dagewesener Durchbruch.

Und war doch so alt, so gar nichts anderes, als die ganz konsequente Fortführung einer Entwicklung, die schon seit 50 Jahren und mehr im Gange war! Letztes Wort jener Auflösung des klassischen Erbes, die während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts einzige Beschäftigung der bürgerlichen Ideologen war. Letzte Etappe dieser Auflösung mit dem kläglichem Versuch einer Synthese der auseinanderstrebenden Pseudoantinomien.

Das müßte man nun beweisen, müßte Stück für Stück die Theoreme Benns vornehmen (Theoreme des Expressionismus, einer ganzen Generation!) und zeigen, wie sie in diesen trüben, gurgelnden, bodenlosen Strom der Selbstzersetzung des bürgerlichen Denkens eingebettet sind. Das würde ein ganzes Buch ergeben — und dieses Buch muß einmal geschrieben werden. Hier wollen wir nur ein einziges Beispiel betrachten: die Stellung zur Antike. Antike Gestalten wandeln bei Benn neben den Syphilitikern vom Belle-Alliance-Platz und den Stabsärzten aus Brüssel einträchtig durch die ligurischen Gefilde, Bordelle und märkischen Wiesen des ganzen Werkes dahin, Ikarus stürzt in die Friedrichstraße, Venus mit den Tauben kommt in die Sprechstunde, Dionysos der Nächtliche, die Fichte im Haar, schreitet über den Prenzlauer Berg, Pasiphä am Kurfürstendamm. Apollo lehnt geheim an Eduard Krawutsche... alles ist da. Und zuletzt, 1934, wird es gedeutet: „Dorische Welt. Die Geburt der Kunst aus der Macht.“ Ganz neu! Ganz groß! Und was ist es? Kläglich geleimtes Gerümpel, ein Gebäude aufgetürmt aus dem Sägemehl, das die nagende Arbeit der Bachofen, Rhode, Burckhardt, Nietzsche, Chamberlain, Bäumler, Rosenberg vom klassischen Bild der Antike der Winkelmann-Goethe übriggelassen haben! Nicht ein einziger eigener Gedanke, auch nicht ein Ansatz zu einer Untersuchung der Materie selbst (das wenigstens hatten die Bachofen, Rhode, Burckhardt noch getan), alles aus zweiter, dritter Hand unbesehen hingenommen, ohne das geringste Gefühl für die Gesetzmäßigkeit des Wandels und Wechsels jener Theorien, Substantive, „große Schachteln“ aneinandergepappt — Karandasch! Und wozu das alles? Eine Neuauflage der Wagnerschen Entschuldigung, eine neue Rechtfertigung dessen, was Thomas Mann „machtgeschützte Innerlichkeit“ genannt hat. Man, d. h. Gottfried Benn, müßte erklären,

warum er sich in den Schatten der Dolche Hitlers geflüchtet hatte. Dazu die Entdeckung der „dorischen Welt“ als „Synthese“ all der zersetzenden Umdeutungen der Antike, die das 19. Jahrhundert hinterlassen hat. Was bedeutet diese „Entdeckung der dorischen Welt“ grundsätzlich, welches ist ihr historischer Ort? O weh! Sie ist nicht einmal Weiterführung jener fremden Gedanken, sie ist Rückkehr, Rückkehr auf niedrigerer, niedrigerer Stufe zu der Position, von der aus die Liquidierung der jakobinischen Etappe der bürgerlichen Auffassung von der Antike vor hundert Jahren begonnen hatte. Der Jakobinismus war mutig und draufgängerisch gewesen. Das System seiner Gedanken war voller Widersprüche, startete von Kanten und Ecken, die für die Alltagsphase der bürgerlichen Herrschaft unerträglich wurden. Mit der Abfeilung dieser Ecken und Kanten hatte die Auflösung des klassischen Erbes der vorletzten Jahrhundertwende begonnen. „Juste milieu“ war die Losung. Aber der Traum von der goldenen Mitte war bald ausgeträumt. Eine neue Klasse meldete sich: das Proletariat. Gegen sie brauchte die Bourgeoisie damals das, was Bann ihr auch jetzt wieder geben will:

„Gehirne mit Eckzähnen, Gebiß aus Donnerkeilen. Verbrecherisch, wer den neuen Menschen träumerisch sieht, statt ihn zu hämmern; kämpfen muß er können, das lernt er nicht aus Märchen, Spukgeschichten, Minnesang . . .“

Es fanden sich die Ärzte, die dem weichgewordenen Bürgerhirn das neue Gebiß anmontierten. Nietzsche, Stomatologe und Zahnklempner in einer Person, mit dem Holzhammer in der Hand, leitete das Laboratorium. Aber bei dieser komplizierten Arbeit gab es neue Widersprüche, neue Ecken und Kanten. Auch das bei diesen Operationen im 19. Jahrhundert angehäuften „Erbe“ wurde schließlich für die Bourgeoisie der imperialistischen Endphase unerträglich. Eine neue Liquidation, eine neue „Versöhnung“ war fällig. Das Resultat war die Zusammenkoppelung von Apoll und Dionysos, von hellem und dunklem Griechenland, von Intellekt und élan vital. Dabei kam ein Griechenland heraus, das dem Original genau so ähnlich ist, wie die saftlosen Kompositionen eines Chirico der Akropolis von Athen ähneln. Der Expressionismus, der „titanische, supergescheite, dämonische, kristallklare“ (alles zusammen!) — eine trübe Lauge, in der die Brocken der liquidierten Liquidation des klassischen Erbes, die Reste der Bemühungen dreier Generationen bürgerlicher Denker um die Rettung des nicht zu Rettenden herumschwimmen! Ein verdünnter Aufguß des juste milieu! Das klingt paradox, und doch: das Gesamtbild der Werke von Gottfried Bann, dieses konsequenten Vertreters des Expressionismus führt unausweichlich zu dieser Schlußfolgerung. Auf ihre Herkunft und ihren Inhalt untersucht, führen die Lösungen, die er all den aufgeworfenen Problemen zu geben versucht (Antike, Kunst, Ich, Form, Persönlichkeit usw.) zu demselben Resultat: Zersetzung einer Zersetzung; Zersetzung, in der auch noch das Wenige zerfressen wird, was hundert Jahre bürgerliche Geistesentwicklung neben allem Unfug an Wahrheits- und Kunstwerten doch noch zustandegebracht haben — und dann ein letzter lahmer Versuch einer Syn-

these, Montage geistiger Werte. Genau das, dem Wesen nach, was Goebbels heute braucht. Das war der Nährboden des Expressionismus. Benn weiß das:

„So entstanden diese Generationen, die alles tranken, was an Stoffen die Zersetzung bot... Destraktion war auch Erlebnis, Abbau unter Morgenröten. ‚Nihilismus ist ein Glücksgefühl‘, und das strömte alles in die Arbeiten unverhohlen ein, daraus entstanden sie, das verwandte man methodisch für ihre Herstellung...“

Er weiß es, denn er weiß alles. Aber er löst ja alles Wissen sofort wieder auf, wie der ganze Expressionismus, nicht einmal mehr zur Ironie fähig, alles sofort wieder auflöste, was ihm zufällig einmal gelang.

Es blieb ihm nur eins: der Salto ins Lager Hitlers — Salto vitale, meint er, und ist doch auch nur ein Salto mortale und dazu noch ein häßlicher und kläglichlicher.

Dieses Ende ist gesetzmäßig. Daß nicht alle Expressionisten diesen Weg gegangen sind, ist kein Gegenbeweis. Den Expressionismus so umfassend und so ganz zu verwirklichen, war nicht jedem gegeben. Es gehörte ein ungewöhnliches Maß von — wie soll man sagen? — Stärke oder Schwäche dazu. Die diese Stärke oder Schwäche nicht besessen haben und denen ein Ende wie das Gottfried Benns erspart geblieben ist, sollen daraus noch keine Tugend machen, bevor sie nicht restlos erkannt haben, was der Expressionismus war; bevor sie nicht verstanden haben, daß er nichts enthält, worauf man für den antifaschistischen Kampf fußen kann; bevor sie nicht einsehen, daß jeder Rest aus jener Gedanken- und Gefühlswelt ein Fremdkörper in unserem Lager ist.

Und damit sind wir wieder bei uns. Auch hier wären neue Beispiele, neue Beweise dafür nötig, daß es Reste des Expressionismus in unserem Denken und Schaffen gibt. Ich will nur drei Beispiele anführen und auch sie nur andeuten. Nur als *Fragen*. Möge jeder selbstprüfend die Antworten untersuchen, die sich ihm sofort auf die Zunge drängen.

Die Antike: „Edle Einfalt und stille Größe“ — sehen wir sie so?

Der Formalismus: Hauptfeind einer Literatur, die wirklich zu großen Höhen strebt — sind wir damit einverstanden?

Volksnähe und Volkstümlichkeit: die Grundkriterien jeder wahrhaft großen Kunst — bejahen wir das unbedingt?

Die ersten Gedanken, die sich bei unserer Generation als Antwort auf diese Fragen einstellen, tragen den Stempel der expressionistischen Epoche! Sie und nichts anderes, ihre Argumente, ihre Ideenwelt, die Zersetzung der Zersetzung des klassischen Erbes — das ist es, was auch in den Wenns und Abers mitschwingt, mit denen wir diese Fragen schließlich bejahen.

Der Expressionismus als *Stil* scheint hinter uns zu liegen, liegt wohl auch hinter uns. Die *Gedanken- und Gefühlswelt*, aus der er geboren wurde und die nichts unerhört Neues, sondern etwas gräßlich Altes war — sie ist noch nicht überwunden. Aber ohne diese Überwindung — die mehr sein muß als Erstaunen oder Entrüstung über den Weg eines Gottfried Benn — ist ein wirklicher Aufstieg unserer antifaschistischen Literatur, der deutschen Literatur überhaupt nicht möglich.

ATTENTAT AUF HÄNDEL

von

Hans Behrend

Das Dritte Reich begeht ein neues Attentat gegen die deutsche Kultur: die Nationalsozialistische Kulturgemeinde, deren Inspirator und Leiter Alfred Rosenberg ist, hat den Schriftsteller *Hermann Burte* beauftragt, für Händels Oratorium „Judas Makkabäus“ einen neuen Text zu schreiben. Das ist geschehen. Aus dem jüdischen Nationalheros wurde Adolf Hitler — aus dem „Judas Makkabäus“ ein angeblich den Gefallenen des Weltkrieges gewidmetes Oratorium „Held und Friedenswerk“, dessen Erstaufführung in diesem Jahr erfolgen soll.

Man muß von dieser Sache laut sprechen, weil hier ein überzeugendes Beispiel gegeben ist für die Arroganz und Ehrfurchtlosigkeit, mit der die erhabenen Schöpfungen des deutschen Genius angetastet werden im Dienst der Verherrlichung des Chauvinismus und seines obersten Herrn. Unter der Feder eines Dichterlings, der wegen seines literarischen Schaffens ebenso unbekannt wie seines ausschweifenden Alldeutschtums wegen berüchtigt ist — er präsidiert dem sogenannten Alemannenkreis, der unter der Larve kultureller Bestrebungen für die staatliche Vereinigung des Elsaß und der deutschsprachigen Schweiz mit dem Dritten Reich Propaganda macht — unter der Feder dieses Annexionisten Burte verwandelt sich das unsterbliche Preislied der Volksbefreiung in einen Dithyrambus auf den Mann, der das deutsche Volk knechtet.

Aber nein, es kann sich nicht verwandeln! Vorwurf und musikalische Interpretation gingen bei Händel ein unauflösliches Bündnis ein. Man kann das eine nicht ändern, ohne das andere zu verstümmeln. Denn Händel hat nicht zufällig dieses Motiv gewählt. Von tausend Peinigungen und Quälereien seiner fürstlichen Widersacher niedergeworfen, erhob er sich mit dem Volk Englands, seiner Wahlheimat, in einem lodernden Aufstand aller Gefühle bürgerlicher und nationaler Freiheit gegen einen volksfremden Thronprätendenten und — schuf den „Judas Makkabäus“.

Er war die Krönung dieses Lebens, das 1685 in einem noch aus vielen Wunden des Dreißigjährigen Kriegs blutenden Deutschland begann. An die Stelle der fruchtbaren geistigen Auseinandersetzungen, der Entfaltung des humanistischen Gedankens, der prachtvollen Kunstschöpfungen, die noch anderthalb Jahrhunderte zuvor das Aufblühen des Frühkapitalismus begleitet hatten, trat mit der Verwüstung des Landes zur materiellen Armut die geistige Leere und Öde, von der um so auffälliger der Luxus und die Pracht der Fürstenhöfe abstach. Auf diesem Boden wuchs der Pietismus, der gegen die barbarischen Sitten, wie sie der Dreißigjährige Krieg eingeschleppt hatte, und gegen die Ausschweifungen der Landesherren die Verinnerlichung des Menschen, Einkehr und Buße predigte. Dieser Pietismus war kein An-

griff auf die herrschenden Zustände, er war die asketische Abkehr von ihnen, er ging in seiner Verachtung der Welt, seiner Versenkung in religiöse Übungen bis zu leidenschaftlichen Angriffen auf die Kunst und wurde später ein erbitterter Gegner der Aufklärung. Er war der typische Ausdruck der geistigen Enge, die der Enge der landesherrlichen Territorien und ihrer Abkapselung entsprach.

In dieser Umgebung konnte Händel sich nicht wohlfühlen. Er brach das Studium in seiner Geburtsstadt Halle, dem deutschen Zentrum des Pietismus, ab und ließ sich in Hamburg nieder. Das war nun eine andere Welt. Mit der Entdeckung Amerikas hatte der Abstieg Italiens und Süddeutschlands und der gewaltige Aufstieg Englands begonnen, an dem Hamburg, dieses deutsche Ausfallstor zur Nordsee, notwendig seinen Anteil haben mußte. Hier entfaltete sich ein reiches bürgerliches Leben, die ersten Zeitungen Deutschlands erschienen in Hamburg, die ersten Volks- (und nicht Hof-) Opern öffneten in Hamburg ihre Pforten, durch die eine vom Ausland stark inspirierte weltliche Musik ihren Einzug hielt.

Den in Hamburg aufgetauchten und für die Entwicklung der dortigen jungen Bürgerschicht bezeichnenden Augenblickswunsch, eine unabhängige deutsche Musik zu schaffen, läßt Händel schnell in Vergessenheit sinken, als er italienischen Boden betritt. Und das ist gut so; denn sein deutsches Genie ist so unbezwinglich, daß es durch die Aufnahme der musikalischen Einflüsse anderer Völker nicht geschmälert, sondern nur bereichert wird. In Venedig, Neapel, Rom lernt er die Bononcini und Scarlatti kennen, hier wird er mit dem ganzen Schatz der italienischen Barock-Musik vertraut und von den hannoverschen Herzögen verpflichtet. Hannover war für Händel nur Durchgangstation. Der große Künstler muß die Enge empfunden haben, die Abgeschlossenheit des Hofes, dessen Herzöge dem Ausland verkauft waren: der eine bezog Sold von Ludwig XIV., der andere von der Republik Venedig, die dafür Tausende von jungen Hannoveranern als Kanonenfutter geliefert erhielt. Mit dem Geld für die verkauften Untertanen war die Oper gebaut worden, die schönste im damaligen Deutschland; nur so konnte der Landesherr dazu bewogen werden, wenigstens vorübergehend in seinem Land Aufenthalt zu nehmen.

Den zweiten und größten Teil seines Lebens, die Hauptepoche seines künstlerischen Schaffens, hat Händel in England verbracht. Was zog ihn dorthin, und was vor allem hielt ihn dort? Es war sicher nicht das musikalische Leben, das zum Beispiel in Italien und einzelnen deutschen Städten weit fruchtbarer und anregender war. Aber hier gab es etwas, wonach in der zersplitterten deutschen und italienischen Kleinstaatserei vergeblich gesucht werden mußte: ein in der Tradition von zwei Revolutionen aufgewachsenes und selbstbewußt gewordenes Volk, eine Bürgerklasse, die aufgehört hatte, Dünger für den Ehrgeiz und Herrscherdrang der Fürsten zu sein. Händel entfloh dem hannoveranischen Dienst, um nach England zu kommen; denn stärker als sein Nationalgefühl war der Wunsch, in diesem Land zu leben, wo das junge Bürgertum sechzig und dann noch einmal zwanzig Jahre zuvor

sich gegen die Diktatur der Stuarts erhoben und sie, müde der Steuerwillkür, der autoritären Parlamentsmißachtung, der Glaubensverfolgung und Massenverhaftung, teils geköpft, teils vertrieben hatte.

Händels natürliche Neigung, sich in seinem Schaffen auf das Bürgertum zu stützen, wurde durch seine bittere Erfahrung mit der englischen Aristokratie nur noch ausgeprägter. Adlige Snobs wie der Graf Burlington sind dieses unerschöpflichen, unerhört produktiven und immer neuen Komponisten schnell müde und werfen ihn regelrecht beiseite. Andere nicht weniger blaublütige Kreise, die sich um den Thronfolger sammeln, machen Handel zum tragischen Opfer von Streitigkeiten zwischen dem König und seinem Sohn. Aus Ranküne gegen seinen Vater, als dessen Schützling Handel gilt, unternimmt der Prinz von Wales alles, um den Musiker zu ruinieren. Jahrzehntelang dauert das Kesseltreiben gegen ihn. Er wird aus seinem Theater vertrieben und flüchtet in eine Music Hall, die eine interessierte Clique ebenfalls zum Zusammenbruch bringt. Sorge und Aufregungen führen zu einem Schlaganfall, von dem Handel sich nur mühsam erholt. Kaum ist er wieder arbeitsfähig, da bricht der Boykott der Aristokratie, dieser immerhin zahlungskräftigsten Schicht, von neuem gegen ihn los. Seine Konzerte werden sabotiert, die Ankündigungszettel abgerissen, am Abend organisiert man große gesellschaftliche Veranstaltungen, um die Besucher von Handels Auführungen wegzuziehen. Ein Konkurrenztheater verdankt nur dem Haß des Adels gegen Handel sein Entstehen. Er geriet finanziell in eine schrecklich bedrängte Lage, der Abgrund von Haß und Mißgunst, von Ränken und Tücken und Sorgen verschlingt ihn: Anfang 1745 verfällt er in scheinbar unheilbare Geisteszerrüttung. Dreiviertel Jahr gebraucht sein geschwächerter Organismus, um der Krankheit Herr zu werden.

Und nun entschließt Handel sich zur endgültigen Absage an die Aristokratie, ein vor dreihundert Jahren unerhörtes Unterfangen. Hat er, der allgemeinen Sitte folgend, sein Theater bisher durch Subskriptionen finanziert, deren Zeichnung mit der dauernden Miete eines Sitzes bzw. einer Loge verbunden war, so bricht er jetzt mit diesem für die aristokratischen Verhältnisse typischen System. Von nun ab komponiert, musiziert und dirigiert er für jedermann. Und jetzt ist es das Bürgertum, das alle seine Konzerte bis auf den letzten Platz füllt, ein damals in der Hauptstadt einer Residenz, und noch dazu einer königlichen, beispielloser Ereignis. Und dieses Publikum beeinflusst nicht wenig den Stil seiner Musik, die zu dieser Zeit noch volkstümlicher wird.

Freilich sollte ein äußeres Geschehen diese Entwicklung beschleunigen. 1746, mitten in einem Krieg Frankreichs gegen England, landete Jakob II., der leibliche und geistige Enkel der 1688 vertriebenen Stuarts, mit französischem Geld und französischen Schiffen in Schottland, um der absolutistischen Sache doch noch zum Sieg zu verhelfen. Das war nackter Landesverrat, wie ihn keine 50 Jahre später auch die französische Aristokratie an ihrem Lande begehen wird und wie ihn zu unserer Zeit die Weißgardisten Rußlands und Spaniens verüben. In kraftvollem Elan erhob sich das englische Volk, und

bei Culloden erlitt der letzte Prätendent der stuartistischen Selbstherrschaft eine vernichtende Niederlage.

Da entstand dieses Werk, in dessen Akkorden der Aufstand eines Volkes Leben und Farbe gewinnt, dieses Oratorium, das in seinem Inhalt und im Atem seiner leidenschaftlichen Musik dem höfischen Stil ganz fremd und dem Faschismus widersätzlich ist, da wurde der „Judas Makkabäus“ geboren, glorreicher Dithyrambus auf die unbezähmbare Freiheitsliebe des Volkes. 1813, im Jahre des Befreiungskrieges gegen die napoleonische Diktatur, wird er so oft aufgeführt werden wie nie vorher und seitdem, und sein Text vom siegreichen Kampf der jüdischen Makkabäer um 160 vor unserer Zeitrechnung gegen die Tyrannei und Ausbeutung durch die Syrer bildet das einheitliche Thema der Kirchenpredigten in den Tagen des Losschlagens — einer Geheimweisung des großen Volksmannes und Generals Gneisenau folgend, dessen Herkunft so dunkel ist, daß die ostelbische Junkerschaft sie ihm nie verziehen hat, und dessen Taten so hell strahlen: er war einer der Organisatoren der *levée en masse*, der Demokratisierung des Heeres, er hat gegen die übliche körperliche Züchtigung der Söhne des Volkes die „Freiheit des Rückens“ gepredigt, der heute unter Hitler mit tausend Narben bedeckt ist.

Wo liegt das Geheimnis der aufwühlenden Wirkung des „Judas Makkabäus“, und warum kann man mit Fug und Recht sagen, daß dieses Oratorium und der Faschismus zwei Dinge sind, die einander ausschließen? Daß Händel dieses Sujet als Thema eines Oratoriums wählte, ist alles andere als Zufall. Er war der Bürger eines Volkes geworden, dem die biblische Lehre und Geschichte keine tote Wissenschaft, sondern höchst aktuelles Erleben war, eine schneidende Waffe im Emanzipationskampf des englischen Bürger- und Handwerkertums, das seine weitgehenden politischen und sozialen Forderungen — man denke an Lilbourne oder Winstanley! — durchweg unter Berufung auf die Testamente vorbrachte. Es war nur natürlich, daß für Händel der jüdische Freiheitskampf 1900 Jahre zuvor ein Gleichnis des Freiheitskampfes wurde, den er soeben miterlebte.

Aber der Faschismus ist gezwungen, die Geschichte zu fälschen. Er darf möglichst keinem nichtarischen Volk und schon gar nicht den Juden erlauben, Qualitäten wie Tapferkeit und Freiheitsliebe zu besitzen. Angesichts der alle Grenzen überschreitenden antisemitischen Hetze, die gleichzeitig eine antisowjetische ist, wird jede Aufführung des „Judas Makkabäus“ heute zu einem Fanfarenstoß wider das Unterdrückungssystem des modernen Antiochus. Darum vernichtet der Faschismus den Text der Händelsschen Musik, um diese dann für seine nationalsozialistischen Zwecke zu mißbrauchen gemäß dem Rezept, das Alfred Rosenberg im „Mythos des 20. Jahrhunderts“ gegeben hat:

„Am leichtesten läßt sich unsere Musik verwenden. In Bach und Gluck und Mozart und Händel und Beethoven hat sich trotz kirchlicher Verse der heroische Charakter durchgesetzt. Aber auch hier wird eine heute aufgabenlose zerflatternde Musik ein ungeheures Arbeitsgebiet vorfinden; zugleich werden die kirchlichen Liederbücher von Jehova-Liedern gesäubert werden. (S. 617)

Der oberste Schulmeister der Hitlerpartei gleicht nur dem Geist, den er begreift, wenn er glaubt, mit der Erledigung des Textes die Musik für sich gewonnen zu haben. Durch sie weht ein tief demokratischer Zug. Wo im Dritten Reich der Führer alles und das Volk nur Wachs in dieses Töpfers Hand oder, um mit Goebbels zu reden, „form- und gestaltloser Rohstoff“ ist (Märzerklärung 1937 vor den Filmkünstlern), da rückt, ganz im Gegenteil, bei Händel und gerade in „Judas Makkabäus“ das Volk in den Vordergrund. Nicht der einzelne Held, sondern die Chöre beherrschen die Szene. Sie sind die Träger des ganzen Oratoriums. Aus ihnen entwickelt sich organisch die Stimme der Einzelpersönlichkeit. Das Volk, unter der Diktatur zu qualvollem Stummsein verurteilt, wird in seinen Leiden und Hoffnungen, seinen edlen Motiven, seinen Schwächen und Vorzügen, seinem kämpferischen Freiheitsdrang und seinem Triumph zum Mark der musikalischen Handlung. Das Oratorium wächst so zum Drama, in dessen Klängen der Weg einer Nation aus dunkler Nacht zum strahlenden Sieg einen so mitreißenden und volkstümlichen Charakter gewinnt, daß dieses Werk heute lebendig ist wie vor 190 Jahren. Und es wird lebendig bleiben, solange mannhafter Geist und aufrechte Gesinnung mehr gelten als kriecherische Unterwürfigkeit. Entstanden in der Bewegung eines Volkes, das mit der absolutistischen Tyrannie reinen Tisch machte, nimmt der „Judas Makkabäus“ unter den Verhältnissen des Dritten Reiches um so mehr die Gestalt einer Fehdeansage gegen das Hitlerregime an, als heute bedeutende kleinbürgerliche Schichten Deutschlands, die in der evangelischen Bekenntniskirche oder in den verbotenen Bibelforscher-Vereinigungen zusammengeschlossen sind — von den Katholiken nicht zu reden — ihren Kampf gegen die Hakenkreuzlerherrschaft mit Argumenten führen, deren Quelle das Alte und das Neue Testament sind. Da wird die Verfälschung für das braune Regime zur Notwendigkeit.

Doch der Mann, der die Zirkel der Hocharistokratie sprengte, der aus dem Hofkomponisten zum Musiker des Volkes wuchs und in der Vereinigung mit dem Volk zum Gipfel seines Schaffens gelangte, der Deutsche, der zum Kosmopoliten wurde und den Fundus dessen, was er von sich aus mitbrachte, um den Schatz der Melodien Italiens und Frankreichs bereicherte, der Volksmann, der sich nicht genierte, zu gestehen, daß er von den Ausrufern in den londoner Straßen zu einigen seiner besten Gesänge inspiriert worden sei — er ist der geborene Feind des Ungeistes im Dritten Reich. Der Annexionist Burte strengt sich ganz vergeblich an: Handels Musik ist nicht in die Zwangsjacke der menscheitsfeindlichen Zwecke Hitlers zu pressen. Das beschwingte Allegro seiner Kampfarie, die Hörnersoli und Jubelchöre werden nicht den Einmarsch des faschistischen Diktators in die Tschechoslowakei oder in Wien weihen. Der knappe harte Schritt seines berühmten „Marsches“ wird nicht die Regimenter befeuern, deren Waffen morgen Tod und Verderben über Europa bringen sollen im Namen eines engen, stumpfen und volksfeindlichen Nationalismus, dessen geschworener Feind im Leben und Werk der deutsche Genius Georg Friedrich Händel war.

PETR BEZRUČ, EIN DICHTER WIDER WILLEN

von

Rudolf Fuchs

Am 17. September 1937 wird der tschechische Dichter Petr Bezruč siebzig Jahre alt. Die tschechischen Zeitungen werden laut und feierlich ins Horn blasen; da Bezruč ins Deutsche und zum Teil auch in andere Sprachen übersetzt ist, wird die Kunde vor seinem Altersfest ihren Lauf um die Welt nehmen, denn Bezruč ist ein Dichter von hohem, seltenem Rang und steht in der Zeit ganz obenan geschrieben. Meist, wenn von einem Dichter Ähnliches ausgesagt wird, pflegt dann die Aufzählung der erschienenen Werke, der stattgefundenen Aufführungen, der unter Umständen gehaltenen denkwürdigen Vorträge, der Fälle nachwirkenden Hervortretens, kurz: die ganze Repräsentation der gehaltvollen Quantität aufgezählt zu werden, um zum Ausdruck zu bringen, daß die Ehre sehr wohl wisse, wem sie da zuteil werde. Was aber ist das Werk des Petr Bezruč? Ein einziges Buch, „Schlesische Lieder“ (Slezské písně) genannt, das 1903 nur 31 Gedichte enthalten hat und im Laufe von etwa drei Jahrzehnten in immer neuen Auflagen auf 80 Gedichte angewachsen ist. Dies, wenn man von einigen weiteren, intimen oder Gelegenheitsgedichten von freilich besonderer Prägung absieht, die außerhalb der „Schlesischen Lieder“ geblieben sind, ist das Werk des Petr Bezruč. Und wer ist er selbst? Franz Werfel beginnt seine Vorrede zu der ersten Ausgabe der von mir ins Deutsche übersetzten „Schlesischen Lieder“ (Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1916) mit den Worten: „Petr Bezruč gibt es nicht.“ — Petr Bezruč ist ein Pseudonym und der, welcher dieses Pseudonym trägt, ist ein *Dichter wider Willen*. Dabei einer der großartigsten Dichter der Rebellion gegen soziale und nationale Bedrückung, die es je gegeben hat. Also kein Dichter für den Nobelpreis.

Als 1899 ein völlig Unbekannter, der sich Petr Bezruč nannte, an den Schriftsteller und Redakteur der tschechischen Tageszeitung „Čas“, deren Stütze Professor Masaryk war, an Jan Herben auf Umwegen zwei Gedichte zur Veröffentlichung schickte, nicht um sich literarisch hervorzutun, sondern sichtlich unter dem Gewissensdruck, den die Nöte und Qualen, unter denen seine Brüder, die schlesischen Tschechen, litten, so als ob ihm diese zurielen: „Geh hin und zeuge für uns!“, da war es, als hätte ein Koloß ein Podium bestiegen. Die beiden Gedichte wurden sofort konfisziert. Sie waren rücksichtslos unbeschönigt und seit langem das politisch Heftigste, was in dichterischer Form gegen die großen und kleinen Quäler in Schlesien gesagt, geschrieben, hinausgeschrien worden ist. Gegen die Konfiskation wurde dann später (1902), als weitere Verse des Petr Bezruč im „Čas“ eine immer größere Aufmerksamkeit auf sich lenkten, im Wiener Reichsrat eine Interpellation an den Justizminister eingebracht. Die Interpellation schließt mit den Worten: „Da diese Konfiskation die Willkür der Staatsanwaltschaft direkt

demonstriert — fragen die Gefertigten: Ist der Herr Minister geneigt, hier eine Abhilfe zu schaffen?“ Aber die Interpellanten wußten nur zu gut, daß der Staatsanwalt ein wenig wachsender Zensor gewesen wäre, wenn er diese Gedichte durchgelassen hätte. Jedenfalls waren aber die Gedichte nach den damaligen Gesetzen durch die Interpellation im wienener Parlament immuniert.

LEBEN UND DICHTUNG

Bezruč's Biographie? Liest man die einzelnen Gedichte der „Schlesischen Lieder“, so lernt man das wahre Leben des Dichters kennen, um es nie mehr zu vergessen. Was will da die Aufzählung seiner Tage und Jahre von jenem dreizehnten, da sein Vater gestorben war, bis zu dem siebzigsten, vor dem er als Jubilar in die Einsamkeit flüchtet? Er besuchte in Brünn das Gymnasium; die Ferien verbrachte er in seiner schlesischen Heimat und begann, noch ein Kind, die für ihn tief schmerzliche Wahrnehmung zu machen, daß die Heimat, so wie sein Vater sie ihm hinterlassen hatte, gleichsam hinwegstarb und bis in seine engere Verwandtschaft hinein von Mal zu Mal dem Druck der Germanisierung (anderswo wieder der Polonisierung) nachgab. Das war für ihn — wir haben es mit Petr Bezruč zu tun — eine unendlich traurige Jugenderfahrung, denn er begriff allmählich, daß hier ein lebensfähiger und lebenswilliger Volksorganismus, der Organismus seines Volkes, seines von ihm sehr geliebten Volkes, schrittweise vernichtet werden sollte. Der Boden war reich, wie er es heute ist, und erwies sich, seit der Schmied Kelticka 1770 in Polnisch Ostrau zum erstenmal den „schwarzen Stein“ entdeckt hatte, als immer reicher an Bodenschätzen. 1885 geht der junge Vladimír Vašek (dies ist sein bürgerlicher Name) nach Prag an die Universität und studiert vor allem Geschichte der Philosophie und Psychologie bei Professor Masaryk. Er hört auch linguistische Vorlesungen bei den Professoren Gebauer und Kraus, sowie Moureks Kollegien aus der deutschen Literatur. Nach drei Jahren unterbricht er sein Studium. Höchstwahrscheinlich aus materiellen Gründen. Aber es können auch andere, innere Gründe mitentscheidend gewesen sein. Vielleicht behagte ihm die prager Atmosphäre nicht. Vielleicht wollte er seiner Familie nahe sein, denn wie sehr er seine Mutter und von seinen Geschwistern insbesondere seine Schwester Helene und den jüngeren Bruder Anton liebte, beweisen die 1936 erschienenen Epitaphe. Vielleicht auch wollte er auf einfacherer Stufe als nach vollendetem Universitätsstudium seiner geliebten und bedrängten schlesischen oder zumindest der mährischen Heimat nahe sein. Kurz, er trat die Stelle eines Kanzleibeamten beim Landesausschuß in Brünn an. 1891 bekommt er die Stelle eines Postassistenten in Mistek in Schlesien und bleibt dort bis 1893. Das waren Petr Bezruč's eigentliche Lehrjahre. Seine Wanderjahre dauern an, denn die Orte, die den Schauplatz seiner unsterblichen Gedichte bilden — unsterblich deswegen zu nennen, weil man nicht nur von ihnen, sondern weil man sie selbst singen und sagen wird, solange

die Sprache lebt, in der sie geschrieben sind — waren und sind auch heute noch die Wanderstationen des Alten. Da ist ihm die Not in den Kohlengruben, die Not auf den Halden des ostraukarwiner Industriereviere, die Not in den Wäldern, in den Einöden des Beskidengebirges greifbar und die Seele aufwühlend vor Augen getreten. Da ward ihm gegeben zu sagen, was dort gelitten wird, wie es bisher vor ihm niemandem zu sagen gegeben war.

1893 wurde Vladimír Vašek auf eigenes Ansuchen zur Post nach Brünn versetzt. Niemand wußte noch von seiner dichterischen Sendung und sollte von ihr auch noch lange nicht erfahren. Damals war Vladimír Vašek ein sehr genauer und gewissenhafter Postbeamter in Brünn; damals lebte er aber auch in Gedanken immer noch in der Welt der antiken Poesie und Philosophie, in die ihn sein Lehrer Masaryk eingeführt hatte; damals war er, zwar in Brünn ansässig, in Schlesien zu Hause wie selten jemand; damals war er einer von jenen Einsamen, die nächtlicher Weile roten Blutes erblühen; damals war er ein ostrauer Bergmann, entschlossen, an der Spitze der Brüder in einem Aufruhr sondergleichen die fremdes Bedränger zu verjagen und zu vertilgen; damals blies der Chamsin durch seine Seele; damals aber loderte in ihm auch die Traurigkeit der, wie es ihm schien, zum Aussterben verurteilten Bewohner der Beskiden und er war einer von jenen Siebzigtausend vor Teschen, denen als Volk nur noch zu warten bleibt, „daß man uns wie Ochsen schlachtet“; damals wie immer lebte in ihm die verlorene, vertratene und enttäuschte Liebe; damals lebte er in den einzigartigen, unvergeßlichen erschütternden Schicksalen, die den Inhalt seiner einfachen und dabei monumentalen Balladen bilden; damals ging er mit dem Bruder Andres um, dem gewaltigen und doch so vertrauten Berggeist der Beskiden; damals war er schon

„Ich Petr Bezruč, ich von Teschen, Bezruč,
Landstreicher, irrsinnig, Dudelsackpfeifer,
toller Rebell und betrunkenen Singer,
kündender Kauz auf dem Turm von Teschen . . .“

So war er damals, für niemand erkennbar, für niemand erahnbar allein mit seinen Dichtungen und dennoch alles eher als allein in Anbetracht all des Gesagten, er, der auf eigenen Wunsch nach Brünn versetzte Postbeamter Vladimír Vašek in seiner „Strafstation“ auf dem brünner Bahnhofspostamt.

UNBEKANNT

Es ist selbstverständlich, daß nach dem Sturz der Monarchie die tschechoslowakische Republik Petr Bezruč gerne geehrt hätte, wenn sich Bezruč hätte ehren lassen wollen. Aber abgesehen davon, daß außerhalb des Lebensraums seiner Gedichte, also im bürgerlichen Leben, Bezruč nicht Bezruč sein wollte, jetzt ebenso wenig wie früher, hat ihn die seiner Meinung nach überflüssige Preisgabe und Abtretung treuen schlesischen Gebiets, eines Teils seiner en-

geren Heimat, durch die tschechoslowakische Regierung an Polen vollends erbittert. Er behielt den gleichen Dienst beim brünner Bahnhofspostamt, Abteilung für Reklamationen, wie bisher, und nur in seiner Amtsklassifikation wurde, bevor er in den Ruhestand trat, ein vielleicht rascheres Tempo zur Gutmachung erlittener Unbill eingeschlagen. Aber sonst blieb Petr Bezruč, der im Winter in einer brünner Vorstadt lebt und den Sommer immer zwischen dem heißen, fruchtbaren Südmähren und den heimatlichen Beskiden teilt, der große Unbekannte. Jeder Kustos einer brünner Volks- und Bürgerschule, womit dem Stande der Schuldienerei nicht nahegetreten werden soll, ist in Brünn eine bekanntere Persönlichkeit als dieser in seinem äußeren Habitus denkbar schlichteste große Dichter. Dies zu erreichen war auch eine Kunst, und er übte sie unerbittlich.

DAS BESONDERE

Was ist nun das Besondere, das Petr Bezruč aus der Reihe der zeitgenössischen und zwar nicht nur der tschechischen Dichter hervorhebt? Er ist kein Literat, sondern ein Dichter. Dies gilt so durchaus, daß es ziemlich gleichgültig ist, wie man diese beiden Kategorien unterscheiden will. Die Literatur hat sich freilich seines Werkes bemächtigt und wird sich seiner immer mehr bemächtigen. Aber Bezruč selbst hat nie Freude darüber empfunden, sondern sich dagegen ehrlich gewehrt. Denn sogar ein Dichter war er nur wider Willen.

„Wohl strenge Götter haben verschränkt
mein Herz mit tönender Rinde,
vom Schmerz bedrängt, vom Rausch getränkt,
band ich mein Liedergewinde.“

Wie sollte *der* ein Literat gewesen sein!

Alle haben recht: Sowohl die, welche ihn einen „düstern, erratischen Block“ nennen, „der, als wärs durch einen Zufall, in ein gänzlich anderes Milieu verpflanzt worden ist, infolge seiner großen Schwere tief in das andersgeartete Erdreich einsinkend und in seinen Rillen die Spuren ferner Stürme und Gewitter tragend“ (Ant. Vessely), als auch diejenigen, die in ihm einen „ausgesprochen modernen Dichter“ erblicken (Miloslav Hýsek), der mit der tschechischen Poesie der neunziger Jahre (mit den Symbolisten) zusammenhängt. (Sehr interessantes Material zum tieferen Verständnis dieser Verwandtschaft hat F. X. Šalda veröffentlicht.) Recht hat auch Jan V. Sedlák, der in seiner ausgezeichneten Studie über Petr Bezruč davor warnt, diese Einflüsse zu überschätzen. Bezruč sei, was die Art seines dichterischen Erlebens anbelangt, ein Typ für sich, eine außerordentlich selbständige und in sich abgegrenzte Persönlichkeit. Recht hat V. Martinek, der in Bezruč die Personifikation des schlesischen Landes und seines Schicksals sieht. Franz Werfel hat es in der schon erwähnten Vorrede zu den „Schlesischen Liedern“ in seiner Art ausgedrückt:

„Der Dichter hat im Auftrag gehandelt, er war das Instrument vertriebener

Mächte, der Auserwählte grollender, längst geschlagener, uralter Götter, die sich noch einmal im Sturm zusammenballten und zu Häupten der vergehenden Sippen im letzten Weh zu heulen anhuben.“

Recht hat auch Arthur Holitscher, der ihn als proletarischen Freiheitsdichter anspricht, und zwar als einen der besten, die heute leben. „Ich freue mich zu hören“, bemerkt er in seinem Artikel, „daß Bezruč lebt.“ Recht haben auch die, welche diesen nationalen Dichter in einer Gruppe mit anderen un-nachahmlichen Dichtergestalten anderer Nationen zusammenstehen sehen.

Wie jeder Dichter, hatte auch Bezruč bei all seiner Einmaligkeit und Besonderheit Vorgänger. Die tschechische Literaturhistorie nennt in diesem Zusammenhang als repräsentative Dichter der neunziger Jahre eine Reihe von Namen, wie Sova, Březina, Hlaváček und andere. Aber es handelt sich bei diesen selbst nicht etwa um eine literarische Schule, sondern vielmehr um eine Gemeinsamkeit zeitgemäßer Lebensumstände, die sich wieder in einen gemeinsamen dichterischen Ausdruck, in den Still, umsetzen. Wegen der (scheinbaren) Einfachheit und Einprägsamkeit seiner Dichtungen und wegen der volkstümlichen Elemente, die ihnen einverleibt sind, hat man seine Lieder auch der Volksdichtung zuzählen wollen. Aber Bezruč ist weder nur ein Volksdichter, noch ein bloßes Instrument, durch welches das Leben und Sterben der schiesischen Tschechen in den Fabriken, in den Gruben, auf den kargen Feldern in die Welt hinaustönt, um als ein anklagender Ton über den Tälern der Beskiden schweben zu bleiben, sondern er ist ein voll bewußter oder besser gesagt: außerdem auch ein voll bewußter, künstlerisch erfahrener Ton- und Gedankensetzer, ein weiser Erbauer von Versen, ein Kenner der seelischen Wirkungen der Sprache. Er ist ein Dichter von einzigartiger Prägung und Gewalt, den von den Zeitgenossen ein weiter Abstand trennt. Woher diese Kraft selbst kommt: fühlend und wissend Verse, Zeit und Leben zu gestalten, das erforschen zu wollen, ist nicht unsere Sache, wie es niemandes Sache ist.

KOMMT NOCH EIN BEZRUC?

Es gibt politische *Dichter*, man kennt sie, die an Bezruč nicht heranreichen, die aber auch politische *Menschen* sind und infolgedessen den Weg sehen und angeben können, der zur sozialen und nationalen Befreiung führt. Es sind Dichter dieses Jahrhunderts. Das vergangene Jahrhundert, das noch tief in unsere Epoche hineinragt, hat aus den Dichtern Skeptiker und einsame Menschen gemacht. Ihre Einsamkeit ist keine Schuld. Sie ist ein Erbe.

Kommt also noch ein Bezruč in der neuen, allen Schrecken zum Trotz nicht mehr hoffnungslosen Zeit? Sicherlich nicht. Aber andere werden kommen. Bezruč wird ihnen den Weg bereitet haben, er, der ein Kündler des Zieles war und über dem Weg verzweifelte.

Auch diese Dichter werden die Einsamkeit kennen. Die Einsamkeit des Zeu-gens, von der die Tragik genommen ist.

DER BERGMANN

von

Petr Bezruč

Ich haue, hau unter der Erde,
 ich hau auf die Blöcke ein, daß sie Funken sprühn
 wie Drachenhaut,
 ich hau unter Polnisch Ostrau.

Die Lampe verdämmert, mir hängt in die Stirne
 verworren das Haar, das vom Schweiß verklebte,
 mir beizen Essig und Galle das Auge,
 mir hämmern die Pulse, Dampf steigt mir vom Scheitel,
 unter den Nägeln kommt rotes Blut.
 Ich haue, hau unter der Erde.

Den breiten Hammer stoß ich in den Stollen,
 im Berg Salmowetz hau ich,
 in Rychwald hau ich, in Pjetwald hau ich.

Zuhause mein Weib birgt frierend, verzweifelt
 die hungrigen weinenden Kinder im Schoße,
 ich haue, hau unter der Erde.

Es sprüht aus den Stollen, es sprüht aus den Augen,
 ich haue im Dombrau, ich haue in Orlau,
 bei Poremba hau ich und hau unter Lazy.

Über mir höre ich Hufe erdröhnen,
 der Graf streift die Ortschaft, und lieblich befeuert
 Contessa die Pferde und lächelt mit rosigen Wangen.

Ich haue, umklammre die Hacke,
blaß nach dem Schlosse schleppt sich mein Weib,
um Brot will sie bitten, da die Milch ihr versiegt ist.

Gutherzig heißt unser Herr.
Sein Schloß ist aus gelblichem Steine,
und unten braust und bricht sich die Ostrawitza.
Ein Doggenpaar knurrt vor dem Tor.

Was hätt' sie im Schloß auch zu bitten und betteln?
Wächst auf dem Gut denn das Korn für Bergmannsweiber?
In Michalkowitz und in Hruschau hau ich.

Was wird aus den Söhnen, was wird aus den Mädchen,
Wenn man mich stracks aus dem Stollen hervorzieht?
Mein Bub, der wird weiter hauen und hauen,
wird in Karwin hauen.
Und die Mädchen — was wird aus der Bergleute Mädchen?

Wie, wenn ich die verruchte Lampe im Stollen zerschmettete,
den geknechteten Nacken hoch aufrichtete,
die Linke ballte und gradehin schreitend
im Halbkreis von Erden empor bis zum Himmel
den Hammer erhöbe mit schrecklichen Augen
droben zur Sonne Gottes?

Übersetzung von
Rudolf Fuchs

Oscar Wilde

(1856—1900)

DIE MASCHINE ALS KULTURINSTRUMENT

Der Hauptvorteil, den die Herrschaft der sozialistischen Gesellschaftsordnung mit sich brächte, wäre ohne Zweifel, daß der Sozialismus uns von der gemeinen Nötigung, für andere zu leben, befreien würde, die bei der gegenwärtigen Einrichtung der Gesellschaft so schwer auf fast allen lastet. Es ist in der Tat kaum einer, der sich diesem Zwang zu entziehen vermag.

Dann und wann im Verlaufe des Jahrhunderts hat ein großer Naturforscher wie Darwin, ein großer Dichter wie Keats, ein feiner kritischer Kopf wie Renan, ein überlegener Künstler wie Flaubert es zuwege gebracht, sich so zu isolieren, sich außerhalb der lärmenden Ansprüche der anderen zu stellen, „unter dem Schutze der Mauer zu stehen“ wie Plato sagt, und auf diese Weise die ihm erreichbare Stufe der Selbstvollendung zu erklimmen, — zu seinem eigenen unvergleichlich großen Gewinn und zu dem unvergleichlich großen, dauernden Gewinn der ganzen Welt. Das sind aber nur Ausnahmen. Die meisten Menschen verderben ihr Leben durch einen gewissen ungesunden, übertriebenen Altruismus, — sie sind einfach genötigt, es so zu verderben. Sie sehen sich umgeben von scheußlicher Armut, von scheußlicher Häßlichkeit, von scheußlichem Hunger. Wie sollte nicht durch dies alles ihr Empfinden erschüttert werden? Die Empfindungen des Menschen werden rascher erregt als sein Verstand; es ist weit leichter, Mitgefühl mit Leiden zu haben, als Gedanken zu lieben. So tritt man naturgemäß in bewunderungswerter, doch irregeleiteter Absicht sehr ernsthaft und sehr sentimental an die Aufgabe heran, die Übel ringsum zu heilen. Aber die Heilmittel heilen die Krankheit nicht, — sie verlängern sie bloß. Ja die Heilmittel sind ein Teil der Krankheit selbst.

Man versucht gegenwärtig, das Problem der Armut dadurch zu lösen, daß man die Armen am Leben erhält oder — so will es eine sehr vorgeschrittene Schule — sie amüsiert.

Aber das ist keine Lösung, sondern nur eine Verschlimmerung der Schwierigkeit. Das wahre Ziel ist, die Gesellschaft auf einer Grundlage neu aufzurichten, die die Armut ausschließt. Die altruistischen Tugenden haben wirklich die Erreichung dieses Zieles zu verhindern gewußt. Gerade wie die ärgsten Sklavenhalter die waren, die ihre Sklaven mit Güte behandelten und zu verhindern wußten, daß die Greuel des Systems von denen, die darunter litten, erkannt und von denen, die sie beobachteten, verstanden wurden, so sind in dem gegenwärtigen England gerade die Wohltäter die größten Schädlinge. Wir haben schließlich das seltsame Schauspiel erlebt, daß

Männer, die das Problem wirklich durchdacht haben und das Leben kennen, Männer von Bildung, die im East-End wohnen, auftreten und das Gemeinwesen inständig bitten, doch seine altruistischen Anwandlungen von Barmherzigkeit und Fürsorge einzudämmen. Sie tun das aus der Erwägung heraus, daß eine solche Barmherzigkeit erniedrigt und demoralisiert. Diese Männer haben vollkommen recht. Die Barmherzigkeit ruft eine Menge von Sünden hervor.

Ferner ist noch folgendes zu sagen. Es ist unsittlich, Privateigentum zur Milderung der furchtbaren Übelstände zu verwenden, zu denen die Einrichtung des Privateigentums geführt hat. Das ist sowohl unsittlich als auch unehrlich.

Unter der Herrschaft des Sozialismus wird dies alles natürlich anders sein. Es wird keine Menschen mehr geben, die bekleidet mit stinkenden Fetzen, in stinkenden Höhlen wohnen und ungesunde, durch den Hunger verkümmerte Kinder in völlig menschenunwürdiger abstoßender Umgebung aufziehen. Die Sicherheit der Gesellschaft wird nicht mehr, wie das jetzt der Fall ist, vom Stande des Wetters abhängen. Kommt ein Frost, dann wird man nicht mehr die hunderttausend Arbeiter sehen, die jetzt in einem Zustand unsäglich abscheulichen Elends durch die Straßen irren, oder ihre Nachbarn jammernd um Almosen anbetteln, oder vor den Toren der ekelhaften Asyle wimmeln, um ein Stück Brot und ein schmutziges Obdach für die Nacht zu erlangen. Jedes Mitglied der Gesellschaft wird an ihrer allgemeinen Wohlfahrt, an ihrem allgemeinen Glück teilnehmen, bricht Frost herein.

Der Staat soll eine freie, die Arbeit organisierende Vereinigung, Erzeuger und Verteiler des Notwendigen sein. *Sache des Staates ist es, das Nützliche zu schaffen; Sache des Individuums ist es, das Schöne hervorzubringen.* Und da ich einmal das Wort „Arbeit“ ausgesprochen habe; kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß heutzutage viel sehr Törichtes über die Würde der Handarbeit geschrieben und gesagt wird. Die Handarbeit ist keineswegs notwendigerweise etwas, das Würde verleiht, zumeist ist sie etwas völlig Erniedrigendes. Irgend etwas zu tun, das in einem nicht das Gefühl der Freude wachruft, ist geistig und sittlich demütigend zugleich. Die meisten Arten der Arbeit sind aber völlig freudeleere Tätigkeiten und sollten als solche betrachtet werden. Eine schmutzige Straßenkreuzung während acht Stunden des Tages bei scharfem Ostwind reinzukehren, ist eine widerliche Beschäftigung. Sie mit geistiger, sittlicher oder auch körperlicher Würde auszuüben, scheint mir unmöglich. Die Straße mit Freude zu kehren das wäre geradezu schrecklich. Der Mensch ist für besseres auf der Welt, als für das Wegfegen des Schmutzes. Jede derartige Arbeit sollte durch Maschinen geleistet werden.

Ich zweifle auch nicht daran, daß dies einmal der Fall sein wird. Bisher ist der Mensch bis zu einem gewissen Grad der Sklave der Maschine gewesen, und es liegt etwas Tragisches in der Tatsache, daß er dem Hunger verfiel,

sobald er eine Maschine für das Verrichten einer Arbeit erfand. Diese Tatsache ist jedoch nur das Ergebnis unseres Systems des Privateigentums und des freien wirtschaftlichen Wettbewerbes. Irgendeiner ist Eigentümer einer Maschine, die die Arbeit von fünfhundert Menschen leistet. Fünfhundert Menschen sind dadurch arbeitslos geworden, sie fallen dem Hunger und dem Diebstahl anheim. Was die Maschine produziert, nimmt der eine für sich in Anspruch, behält es und besitzt auf diese Weise fünfhundertmal mehr, als er besitzen sollte und als er vermutlich, dies ist von noch größerer Bedeutung, wirklich begehrt. Wäre die Maschine das Eigentum aller, so wäre der durch die Maschine geschaffene Nutzen ein allgemeiner. Dies wäre für die Gemeinschaft von unabsehbarem Vorteil. Alle mechanische Arbeit, alle einförmige, stumpfsinnige Arbeit, jede wirkliche Arbeit, die unter unerfreulichen Verhältnissen verrichtet wird, muß durch die Maschine geleistet werden. Die Maschine soll für uns in den Kohlenbergwerken arbeiten und alle sanitären Verrichtungen leisten, sie soll unsere Dampfer heizen, sie soll an regnerischen Tagen Botendienste tun und alles Häßliche, Widrige vollführen. *Gegenwärtig konkurriert die Maschine mit dem Menschen. Unter richtigen Verhältnissen wird sie dem Menschen diener.* Dies ist ohne Zweifel die Zukunft der Maschine, und wie die Bäume wachsen, während der Landwirt schläft, so wird die Menschheit sich vergnügen oder sich einer gebildeten Muße erfreuen — Muße, nicht Arbeit, ist das Ziel des Menschen — oder wundervolle Schöpfungen genießen oder einfach die Welt mit Bewunderung und Entzücken betrachten, während die Maschine die notwendige, freudelose Arbeit besorgt. Es ist eine Tatsache, daß die Zivilisation der Sklaven bedarf. Mit dieser Anschauung hatten die Griechen ganz recht. Solange nicht Sklaven die häßlichen, schrecklichen, stumpfsinnigen Arbeiten verrichten, sind Kultur und Beschaulichkeit so ziemlich unmöglich. *Aber die Versklavung der Menschheit ist unrecht, unsicher und entsittlichend.* Von dem mechanischen Sklaventum, von dem Sklaventum der Maschine, hängt die Zukunft der Welt ab. Wenn Männer der Wissenschaft nicht länger genötigt sein werden, in die traurigen Quartiere des Ostendes von London hinabzusteigen und schlechten Kakao und noch schlechtere Woldecken unter die hungernde Bevölkerung zu verteilen, werden diese Männer die frohe Muße finden, herrliche Dinge zu ihrer eigenen Freude und zur Freude der ganzen Welt zu ersinnen. Für jede Stadt, wenn es nötig sein sollte, für jedes Haus, wird man mächtige Kraftreservoirs errichten, diese Kraft wird man in Wärme, Licht oder Bewegung, je nach den Lebensnotwendigkeiten umwandeln.

Ist das utopisch gedacht? Eine Weltkarte, die das Land Utopia nicht enthielte, verdiente diesen Namen nicht, denn ihr fehlt das einzige Land, in dem die Menschheit immer landet . . . Und wenn sie dort landet, dann späht sie wieder aus, und sobald sie ein reicheres Land vor sich sieht, segelt sie weiter. Der Fortschritt ist nur die Verwirklichung von Utopien.

„Die Seele des Menschen unter dem Sozialismus“

FALSCHES GEWICHT

Joseph Roth:

„Das falsche Gewicht“

Querido Verlag, Amsterdam

Joseph Roth, einer der markantesten Schriftsteller aus der großen Reihe derer, die ein freies Schaffen im Auslande der geistigen Knebelung im Dritten Reiche vorziehen, schrieb jetzt „*Die Geschichte eines Eichmeisters*“. Also, nach diesem Untertitel zu urteilen, ein realistisches Buch?

Hier ist der Inhalt: Anselm Eibenschütz wird, nach zwölfjähriger Dienstzeit in der k. und k. Armee, Eichmeister in einem galizischen Grenzstädtchen. Seine Frau, um derentwillen er widerstrebend die Uniform auszog, läßt sich mit seinem Schreiber ein und bekommt von ihm ein Kind. Eibenschütz verliebt sich in die Zigeunerin Euphemia, die Freundin des Wirts einer Grenzschenke, eines aus Odessa geflüchteten Mörders, Schmugglers, Betrügers, den Eibenschütz ins Gefängnis bringt. Frau und Kind werden von einer Epidemie fortgerafft, die Geliebte gibt ihm den Laufpaß, als ihr früherer Freund, der Maroniröster Sameschkin, wie alljährlich im Herbst, in die Grenzschenke kommt. Leibusch Jadlowker, dem eingekerkerten Wirt, gelingt es zu fliehen, und er erschlägt Eibenschütz, der unterdes zum haltlosen Säufßer geworden ist. Das ist die Romanfabel, die trotz ihrer vorbildlichen Einfachheit nicht nur alle Möglichkeiten bietet, realistisch, sondern auch außerordentlich farbig zu gestalten: der Leser könnte ein fesselndes Stück Vorkriegswirklichkeit in einem podolischen Grenzstädtchen mit seinem Gemisch aus Menschen verschiedenster Nationalität kennenlernen.

Aber *will* Joseph Roth diese Wirklichkeit gestalten? Er nennt seinen Roman: „*Das falsche Gewicht*.“ Steht das als Symbol — vielleicht für einen gesellschaftlichen Vorgang? Oder gar für etwas ganz anderes? Zunächst scheint es allerdings, als sei es ganz wörtlich zu nehmen: Anselm Eibenschütz prüft als Eichmeister, wie das seines Amtes ist, die Maße und Gewichte der Händler, läßt Betrüger verhaften, verurteilen, einsperren; daraus ergeben sich natürlich gesellschaftliche und menschliche Konflikte — alles das ist sehr spannend und real. Und so könnte es bis zum Schluß bleiben, wenn der Eichmeister Eibenschütz wirklich das wäre, als was ihn sein Autor uns vorstellt: ein früherer „längerdienender“ Unteroffizier. Aber das ist er nicht. Er ist ein sehr zartbesaiteter, romantischer Mensch, er hat Gemüt, er ist unerfahren, schwächtern im Umgang mit Frauen, er hat Stimmungen wie ein ausgewachsener Poet — kurz: *dieser* Anselm Eibenschütz hätte, wenn er wirklich so wäre, wie er von Roth dargestellt wird, schon im ersten Rekrutenjahr Selbstmord begangen, wäre niemals Unteroffizier geworden, ganz zu schweigen von seinem freiwilligen Weiterdienen in der Armee. Wohlbermerkt, das sagen wir

nicht etwa, weil wir zufällig die verschiedensten Typen des „Weiterdienenden“ aus eigener Erfahrung kennen, weil wir von ihnen oft genug sadistisch oder bürokratisch geschunden worden sind, sondern weil es selbst einem Gestalter wie Joseph Roth nicht gelingt, uns die Existenz einer solchen Ausnahme glaubhaft zu machen, uns zu beweisen, daß auf dem schweißgedüngten Sandboden des Exerzierplatzes solch zarte Blümlein am Leben bleiben könnten, wie dieser Anselm Eibenschütz eines ist.

Damit wird aber auch das meiste, was mit ihm, dem Helden des Romans, zusammenhängt, menschlich und gesellschaftlich unreal. Da ist beispielsweise die Zigeunerin Euphemia, in ihrem Alltag durchaus real geschildert: man weiß, was sie arbeitet, wie sie lebt, was sie denkt, obwohl das alles mit sparsamen Strichen gezeichnet ist; in *dem* Augenblick jedoch, in welchem sie mit Eibenschütz zusammentrifft, wird sie zu einer Art Märchenfigur:

„Als sie auf ihn zutrat, war es ihm, als erführe er zum erstenmal, was ein Weib sei. Ihre tiefblauen Augen erinnerten ihn, der niemals das Meer gesehen hatte, an Meer. Ihr weißes Angesicht erweckte in ihm, der den Schnee sehr gut kannte, die Vorstellung von irgend einem phantastischen, unirdischen Schnee, und ihr dunkelblaues schwarzes Haar ließ ihn an südliche Nächte denken, die er niemals gesehen, von denen er vielleicht einmal gelesen oder gehört hatte. Als sie sich ihm gegenüber niedersetzte, war es ihm, als erlebte er ein großes Wunder; als setzten sich das unbekannte Meer, ein merkwürdiger Schnee, eine seltsame Nacht an seinen Tisch. Er erhob sich nicht einmal. Er wußte wohl, daß man vor Frauen aufsteht; aber er erhob sich nicht vor einem Wunder.“

Kurz darauf erfahren wir von der gleichen blauäugigen Zigeunerin, deren Gesicht in seiner Weiße an Schnee erinnert, daß sie „schlanke, dunkelbraune Finger“ hat, „von denen jeder aussah wie eine winzige, schlanke, rosenköpfige, leicht gebrechliche und dennoch kräftige Frau“. Eibenschütz aber sitzt ihr gegenüber, ißt, keineswegs so märchenhaft, gesalzene Erbsen und trinkt dazu Neunziggrädigen.

Diese merkwürdige Mischung von unecht Poetischem mit Realem ist typisch für den ganzen Roman. Das gibt ihm ein mulmiges Helldunkel, das oft genug ins Mystische umschlägt, das verwischt überall dort, wo Fragen nach gesellschaftlichen Ursachen und Zusammenhängen auftauchen, die vorher deutlich gezeichneten Konturen.

Wenn wir eben von unecht Poetischem sprachen, so soll damit keinesfalls das wirklich Poetische in einen Gegensatz zum Realen gebracht werden. Gerade Joseph Roth beweist (auch in diesem Roman wie in seinen andern), daß das eine das andere nicht ausschließt — im Gegenteil: eben dort, wo er real bleibt, gelingen ihm Stellen voll tiefer, echter Poesie! Man lese zum Beispiel seine Schilderungen der Natur. Sobald diese jedoch von dem unrealen — psychologisch unglaublichen — Helden reflektiert wird, kommt es fast immer zu jener unechten Poesie, wie sie aus anderm Anlaß schon oben zitiert wurde. Manchmal führt das sogar — logischerweise — selbst einen Meister der Sprache wie Joseph Roth zu Abgeschmacktheiten, zu platten formalistischen Spielereien, die einen doppelt schmerzen, wenn sie,

wie die folgenden, nach einer so starken Schilderung stehen wie der des ersten Eisgangs:

„Eibenschütz stieß einen Fensterladen auf und sah hinaus, in die Straße. Aber auch der Morgen war welk. Welk war der Morgen. Sogar der Morgen war welk.“

Womit übrigens, in diesem Falle, auch noch die Wirkung einer sofort anschließenden, ganz ähnlichen, aber diesmal künstlerisch berechtigten, nämlich eine Realität plastisch gestaltenden, Wortwiederholung zunichte gemacht wird:

„Ringsherum gab es Kinder. Kinder gab es ringsherum. Der Wachtmeister der Gendarmerie Wenzel Slama hatte sogar zweimal hintereinander, innerhalb von zwanzig Monaten, Zwillinge bekommen. Es wimmelte ringsherum von Kindern. Überall, wo Eibenschütz hinblickte, sah er Kinder. Sie spielten im Rinnstein mit dem schmutzigen Wasser. Sie spielten Murmeln im Trocken. Sie spielten auf den alten Bänken des kümmerlichen Parks in Zlotogrod, ein schwindsüchtiger Park, im Sterben begriffen. Sie spielten Ball und Reifen und Kegel. Überall, wo der Eichmeister Eibenschütz hinblickte, sah er Kinder, lauter Kinder. Die Gegend war fruchtbar, es war kein Zweifel.“

Das ist es, was den Leser, der Roths Kunst liebt, am meisten verstimmt: daß der Autor ihn immer wieder aus Szenen voll herzhafter, praller *Wirklichkeit*, etwa vom Markt, wo Jadlowker verhaftet wird oder vom Deserteurgelage in der Grenzschenke, aus aufwühlendem, ergreifendem *Geschehen*, etwa der Eichprüfung im Lädchen des armen Händlers Singer, in mystische Gefilde, in *irrationalen Reflexionen* zu entführen versucht:

„So arme Leute gab es in der Gegend nicht, die bei Blume Singer eingekauft hätten. Und dennoch konnten sie immerhin leben — so hilft Gott den Armen. Ein klein wenig Herz schenkt Er den Reichen, deshalb kommt von Zeit zu Zeit einer von ihnen und kauft irgend etwas, was er nicht braucht und was er sofort auf der Straße fortschütten wird.“

Und so irrational wie dieser Satz, ist, im Grunde genommen, die Haltung des ganzen Buches. Je mehr man sich dem Schluß nähert — einmal fragt jemand: „Wer regiert eigentlich die Welt?“ — und je mehr man gespannt wird, wie Roth die im Titel symbolisch gestellte Frage beantworten wird, wer denn nun eigentlich mit falschem Gewicht wiege: die tatsächlich falsch wiegenden armen Teufel von Händlern oder die Gesellschaftsordnung, deren reale Produkte diese Händler sind, oder gar unser Freund Eibenschütz als freiwillig-unfreiwilliger Schützer dieser Gesellschaftsordnung — je mehr man auf die Beantwortung dieser Frage wartet, um so enttäuschter wird man. Und endlich wird man mit einem billigen, dem großen Können eines Joseph Roth unwürdigen Symbolismus entlassen; Eibenschütz hat während der Agonie eine Vision:

„Er ist kein Eichmeister mehr, er ist selbst ein Händler. Lauter falsche Gewichte hat er, tausend, zehntausend falsche Gewichte. Er steht da, hinter einem Ladentisch, die falschen zehntausend Gewichte vor sich. Der Ladentisch kann sie gar nicht alle fassen. Und jeden Moment kann der Eichmeister kommen. Auf einmal klingelt es auch — die Tür hat eine Glocke — und herein kommt der große Eichmeister — so scheint es Eibenschütz. Der große Eichmeister sieht ein bißchen aus wie der Jude Mendel Singer und ein wenig auch wie Sameschkin. Eibenschütz

sagt „Ich kenne Sie ja!“ Aber der Große Eichmeister antwortet: „Es ist mir ganz gleich. Dienst ist Dienst! Wir prüfen jetzt Ihre Gewichte!“

Gut, mögen sie jetzt die Gewichte prüfen, sagt sich der Eichmeister Eibenschütz. Falsch sind sie ja, aber, was kann ich dagegen machen? Ich bin ein Händler wie alle Händler in Zlotogrod. Ich verkaufe nach falschen Gewichten.

Hinter dem großen Eichmeister steht ein Gendarm mit Helmbusch und Bajonett, und den kennt Eibenschütz gar nicht. Er fürchtet sich aber vor ihm, das Bajonett funkelt zu sehr. Der große Eichmeister beginnt, die Gewichte zu prüfen. Schließlich sagt er — und Eibenschütz ist höchst erstaunt: „Alle deine Gewichte sind falsch und alle sind doch richtig. Wir werden dich also nicht anzeigen! Wir glauben, daß alle deine Gewichte richtig sind. Ich bin der Große Eichmeister.“

Joseph Roth könnte und müßte anders antworten — auch wenn er an die Existenz und das Wirken eines „Großen Eichmeisters“ glaubt. Ja, gerade dann! In diesem Roman aber ist er selbst nicht nur vor den Leser, sondern auch vor seinen „Großen Eichmeister“ mit falschem Gewicht getreten; denn schließlich: wo hört, nach Joseph Roth, das göttliche Verstehen und Verzeihen auf? Bei *welchen* Missetätern tritt das Wort in Kraft: „Dienst ist Dienst?“ *Wem* wird das zugebilligt: „Alle deine Gewichte sind falsch und alle sind dennoch richtig“? Nur den armen Teufeln von Zlotogrod samt ihrem gemütvollen Quäler Eibenschütz? Oder der ganzen k. und k. Doppelmonarchie? Warum nicht auch — *wer will den Leser hindern, das Symbol so zu deuten?* — dem Österreich Schuschnigg oder dem Deutschland Hitlers?

Joseph Roth geht vom Hellen ins Dunkle. Das ist ein gefährlicher Weg. Es wäre schade um ihn, den großen Könnner, wenn er auf diesem Wege umkäme.

Fritz Erpenbeck

HEBRÄERLAND, ELSE LASKER-SCHÜLER UND DER DUCE

Else Lasker-Schüler:

„Das Hebräerland“

Oprecht-Verlag, Zürich

Als vor rund zwei Generationen ein sehr gescheiter, sprachgewandter und überaus ehrgeiziger Journalist, der deutsche Jude Theodor Herzl, den Zionismus als Bewegung gründete — und dabei mehr an ein Feld für seine Betätigung als an alles andere dachte — hat er weder geglaubt, noch auch nur geahnt, daß einmal der Faschismus nationalsozialistischer Art seinem Werk eine beachtliche realpolitische Bedeutung geben würde. An einen erzwungenen Exodus der Juden aus Deutschland hat der Humanist Herzl in seiner Verbundenheit mit deutscher Philosophie und deutscher Literatur, mit deutscher Kultur und Zivilisation gewiß nicht gedacht.

Die ersten Pioniere der zionistischen Bewegung, die nach Palästina gingen, um aus an hundertten von Schreibtischen und oftmals auch sehr gedeckten Tischen erörterten und umstrittenen Theorien eine Praxis zu machen, die Ödland und Äcker, die längst nur noch Dornen und Disteln trugen, wieder urbar machten, romantisch-enthusiasmierter Studenten oder in Pogromen früh ergraute Ostjuden, mochten wohl daran denken, dem ganzen über die vier Enden der Erde verstreuten Volk der Juden ein „erez“ zu schaffen, eine Heimat. „Erez Israel“, ein Land Israels, wo nicht ein Staat der Juden errichtet werden sollte, sondern eine Heimat.

Aber die Geschichte fing schief an. Der Aufbau mußte mit kapitalistischen Mitteln beginnen. Und wo der Kapitalismus seine Mittel gibt, da gibt er natürlich auch gleich seine Absichten mit hinzu. Und dann kam alles, wie es kommen mußte und was in entsprechenden Geschichtsbüchern nachzulesen ist. Von den ersten Settlements bis zur britischen Balfour-Deklaration im Kriege, von der die Zionisten glaubten, damit schon einen jüdischen „Staat“ in der Tasche zu haben, was ein Irrtum war, denn statt dessen hatten die Engländer ein Mandat — sprich: Kolonie — in der Tasche, was ihnen eine notwendige weitere Sicherung des Weges nach Indien war. Es war gut, daß es so gekommen. Denn was hätte es der Welt im allgemeinen und den Juden im besonderen denn schon genützt, wenn hier wirklich ein jüdischer Staat entstanden wäre, als ein kapitalistischer Staat, wie alle anderen auch. Der ganze Idealismus und Enthusiasmus der Pioniere, wie immer er gemeint gewesen sein mag, biblisch-religiös oder humanistisch-romantisch, aufklärerisch-liberalistisch oder sozialistisch, wäre zwecklos vertan gewesen. In diesem Judenstaat, wäre er als solcher geworden, wären wir heute schon so weit, daß die jüdischen Kapitalisten von jüdischer Polizei auf jüdische Proleten schießen lassen würden. Jawohl, so weit wäre es dann schon. Oder ist es vielleicht nicht so, daß jüdische Fabrikanten arabische Arbeiter als bedürfnislosere und darum billigere Lohnarbeiter einsetzen, um Lohnstreiks zu brechen oder Lohnforderungen der jüdischer Arbeiter zu drücken? Und wenn es diesmal noch so auslief, daß „nur“ Araber auf Juden geschossen haben und umgekehrt, weil vielen der arabischen Proleten und leider auch immer noch sehr vielen der jüdischen Proleten in Palästina nicht klar ist, was eigentlich los ist, so weiß man nicht, gegen wen und in wessen Auftrag das nächstmal die Maschinengewehre losgehen können. Daß es andererseits heute schon zahlreiche halbsozialisierte und auch sozialistische landwirtschaftliche Kollektive in Palästina gibt, daß sie eine nicht mehr zu übersehende Bedeutung haben, beweist, daß der Klassenkampf vielfach richtig verstanden wird, und natürlich nicht, daß er nicht bestünde.

Alles dieses muß hier deshalb gesagt werden, weil in dem jetzt erschienenen Buch „Das Hebräerland“ von Else Lasker-Schüler kein Wort von all diesen Dingen steht. Else Lasker-Schüler ist eine Schriftstellerin von sehr hohen Graden, das hat sie mit vielen und oftmals sehr schönen Werken bewiesen. Ob sie eine *Dichterin* sei, wird — obwohl sie es sich selbst auch in diesem Buch immer wieder bescheinigt, in demütiger Gläubigkeit, gewiß nicht in

anmaßender Überheblichkeit — erst eine spätere Zeit entscheiden können. Mit dem Begriff des Dichters, der Dichterin muß man schon sehr sparsam umgehen, da es nun einmal ein Höchstbegriff ist. In diesem Buch ist die Autorin keine Dichterin. Denn billigte man ihr schon, da sie ein gar so lebenswerter Mensch ist, das Vorrecht zu, in dieser unserer Zeit unpolitisch zu sein, und weiß man auch, daß sie von ökonomischen Dingen gar nichts versteht — aber an aller und jeglicher Wirklichkeit vorbeigehen, das kann kein *Dichter*. Der biblische Josef, in dessen Legende sich Frau Lasker-Schüler in diesem Buch gern verspinnt, war vielleicht ein großer Träumer, aber wirklichkeitsfremd war dieser erste und beipielloos gebliebene Organisator eines Weltgetreidepools nicht.

Was hat nun Else Lasker-Schüler auf ihrer ausgedehnten Reise durch das Hebräerland gesehen? Zunächst und hauptsächlich die großen Städte, Jerusalem und Tel-Awiw. Sie wird die Stadt nicht los, nicht das Wuppertal ihrer Vorstellung aus reicher, umhegter Jugend und nicht das Berlin des Westens. Wenn sie auch die Städte Palästinas als von Gott und seinen Engeln erbaut anspricht, und das in biblisch-romantischer Verträumtheit — fern von der Meinung der Amerikaner, die die USA der Prosperität als *gods own country* ansehen — so findet sie doch eben und besonders in Tel-Awiw, der Stadt, der sich nicht nur idealistische Zionisten weniger oder mehr oftmals schämen, ohne sich dessen bewußt zu werden, die Zivilisation der europäischen Stadt wieder.

Sie meint unter Betern an der Klagemauer, an Rahels Grab, am Rande der Wüste, unter dem Sternenhimmel des Orients von Ewigkeiten zu träumen und sie verniedlicht das alles im Grunde nur. Sie hat keine Ahnung davon — oder sie tut so — daß die Zehntausende, die das Land aufbauen, fast durchweg areligiöse Menschen sind. Sie erzählt so, als ob ein paar langbärtige, sicher würdig aussehende, Rabbiner die Führer des Landes seien. Repräsentanten eines schlimmen, ungeistigen, buchstabendeutenden Zelotentums schildert sie als heilige Männer; sie findet einen sturen, hochmütigen, intoleranten Talmudisten, der sie an sabbathlicher Familientafel keines Wortes mehr für würdig hält, weil sie es gewagt hat, am Tage Gottes ihr Weinglas auf das Wohl des Hauses zu erheben, findet diesen gnadenlosen, von allen Engeln verlassenen Fanatiker noch lieblich, nur weil sie meint, in Palästina *müsse* das so sein. Oder ganz etwas anderes. Von Apfelsinen erlebt sie nur den Duft der Blüten und Blätter, den Wohlgeschmack des Safts, den sie sich in hohe, kristallene Gläser sehr stilvoll träufelt und konstatiert: „Schon das zweitemal im Jahr, da die lieben jüdischen Pflanzer die Orange ernten werden.“ Daß das Ernten, wenn es endlich so weit ist, eine schwere Arbeit ist, und daß die „lieben jüdischen Pflanzer“ in manchem Jahre das Schicksal verfluchen, daß ihnen eine zweite Ernte beschert und die Früchte am Baum oftmals verfaulen lassen mußten, damit die Preise einschließlich Kisten und Transportkosten nicht ins Bodenlose sinken, davon hat ihr angeblich niemand erzählt. Wo sie doch mit allen Menschen so lieb und schwesterlich in ihrer Sprache zu sprechen vermeint.

Da, wo Else Lasker-Schüler in diesem Buch in der nur ihr eigenen, blumenschönen Sprache von ihren persönlichen Dingen spricht, meistens von Dingen der Vergangenheit, von der über alles geliebten Mutter, dem verlorenen Kind, das sie unverändert besitzt und darum alle Tage schmerzlich neu verliert, da ist sie wahr und echt. Aber zu allem, was sie in diesem Buch über das Hebräerland und seine Menschen schreibt, kann man nichts anderes sagen als: es ist ja alles gar nicht wahr. Arme, blinde Menschen, die zu einer Hochzeit reicher Leute die Musik machen müssen, sind nicht „versunken hellseherische Spielleute“, über die eine „weißweiße“ Wolke wegzieht. Es sind ganz arme Menschen, die noch nicht einmal beim Hochzeitsmahl die Brocken, die von der überreichen Tafel herunterfallen, umsonst bekommen. Und ein Ostjude in dreckigem, speckigem Kaftan trägt nicht ein „lilalei“ Gewand, sondern eben ein dreckiges. Und es ist einfach nicht wahr, daß man nicht nur auf den „Straßen, Plätzen, Pfaden“, sondern „auch in den Shops, Bars und Wirtschaften“ der mondänen Stadt Tel-Awiw nur „der Güte begegnet“, sondern man begegnet den gleichen Menschen, denen man an solchen Orten in allen kapitalistischen Ländern begegnet. Es ist ja alles gar nicht wahr, und so kann man allenfalls Märchen erfinden, aber keine Bücher über ein Land schreiben, über das wir etwas erfahren wollen. Auch dann, wenn man nichts weiß von der Histadruth, der großen Arbeiterorganisation des Landes, die mit großartiger, aufopferungsvoller Arbeit und Mühewaltung der Masse der aus Deutschland emigrierten Juden der letzten Jahre Unterkunft geschaffen und Arbeitsmöglichkeit gegeben hat, müßte man, wenn man wie Else Lasker-Schüler doch schließlich auch selbst Emigrantin ist, vom Leben und Schicksal der schändlich aus dem Deutschland des Dritten Reiches Hinausgehetzten etwas mehr und Gründlicheres zu sagen haben, als daß einer in Jerusalem einen Eissalon eröffnet hat, mit den Gott wohlgefälligsten Eispanachés der Welt und ein anderer, ehemaliger Rechtsanwalt aus Schlesien, in Tel-Awiw eine reizende Papierhandlung mit selbstverständlich lieblich bunten Tinten. Auch dann, wenn man nichts versteht von Ökonomie und auch nichts von Politik.

Und da passiert nun der ach so traumseligen Else Lasker-Schüler ein großes Malheur. Da sie nämlich die Seereise auf einem italienischen Dampfer macht, wo es gleich nach dem Dinner regelmäßig Kientopp gibt, und da sie eine enthusiastische Filmliebhaberin ist, kann sie das Dinner aus Angst, zu spät zu kommen, gar nicht zu Ende nehmen. Anstatt der Nachspeise kann sie sich nur schnell noch eine Orange mitnehmen, denn man hat ihr gesagt, daß die Filmvorstellung mit der italienischen Wochenschau beginne und da gäbe es den herrlichen Duce zu sehen. Und das Vergnügen, den „jugendlichen Duce“ zu sehen, will sie, das berichtet sie ausführlich und höchst freudenvoll, sich keinesfalls entgehen lassen. So schaut eine jüdische Emigrantin aus, wenn sie 1937 unpolitisch ist.

Und darum muß man sich mit dieser Sache und diesem Fall auseinander setzen. Es gibt nämlich auch unter den emigrierten Schriftstellern aus Deutschland, nicht nur den jüdischen, eine ganze Menge dieser Art der an-

geblich so Unpolitischen und immer noch so Opportunistischen. Und wenn sie auch nicht die großartige Begabung der Ausdrucksfähigkeit dieser begnadeten Autorin haben, wo sind sie mit ihrer verwaschenen Art zu schreiben nicht minder gefährlich. Was hier bewiesen werden sollte.

Justin Steinfeld

TRAVEN, SCHWINGHAMMER UND DIE MITTELSCHICHTEN

Der in Mexiko lebende deutsche Schriftsteller Traven hat in einem seiner letzten Romane „Die Rebellion der Gehenkten“ (Büchergilde Gutenberg) den Aufstand grausam unterdrückter, schamlos ausgebeuteter Indianer geschildert. Im Verlaufe des erbitterten Ringens der Aufständischen mit ihren Peinigern erscheint eine Mittelschicht auf dem Schauplatz des Geschehens: eine Gruppe selbständiger Handwerker, die sich während des Kampfes neutral verhalten, nach dem Siege der Aufständischen sich ihnen anschließen möchten, aber von den Führern der Sieger wegen ihrer Haltung als erbärmliche, feige Kreaturen beschimpft und von den siegreichen aufständischen Massen in einer Bartholomäusnacht umgebracht werden.

Traven selbst begibt sich in die Position des neutralen Chronisten, wie es scheint, und befolgt die Doktrin des alten deutschen Historikers Ranke, die Geschichte zu schildern, wie sie gewesen ist. Aber die Vorgänge, die Traven schildert, entsprechen nicht einem historischen Vorgang: vieles hat Traven erfunden, er hat einen *Roman*, keine *Geschichte* geschrieben, und wie er diese Rolle der sozialen Mittelschichten schildert und betrachtet, bekundet er nicht nur sein Einverständnis mit dieser Form der Lösung eines sehr ernststen Problems, sondern offenbart eine politische Auffassung der Haltung der revolutionären proletarischen Klasse gegenüber den Mittelschichten, die man wegen ihres anarchistischen Charakters nicht nur scharf ablehnen, sondern auch bekämpfen muß. Und selbst wenn Traven als *Historiker* den Vorgang schilderte, und sich darauf berufen würde, es sei so gewesen, würde diese Art der Einstellung falsch sein. Er schildert nicht, weil es so gewesen ist, sondern er schildert, wie er es sieht. Auch Ranke hat nie, trotz seines Grundsatzes, die Geschichte so geschildert, wie sie *gewesen ist*, sondern wie er sie *gesehen hat*.

Travens Buch wurde im Heft 2, Jahrgang 1936, des „Wort“ von einem Ungenannten besprochen, der sich mit Recht gegen Travens Auffassung und Darstellung der Rotte der sozialen Mittelschichten, der selbständigen Handwerker im speziellen Falle des Romans, gewandt hat. Im Heft 4/5, Jahrgang 1937, des „Wort“ kritisierte G. Schwinghammer den Kritiker. Schwing-

hammer hebt hervor, daß Traven sich an die breite Masse, an die Arbeiter wende und seine Bücher gerade von Arbeiterlesern sehr lebhaft diskutiert würden. Das ist unbestreitbar und begrüßenswert, und die Werke Travens haben dank ihrer unmittelbaren Wirkungen in Sprache und Darstellung, dank einer ungewöhnlich plastischen Herausarbeitung der Charaktere, des proletarischen Milieus, nicht zuletzt auch wegen ihres exotischen Rahmens und ihres abenteuerlichen Einschlags, zahllose Arbeiterleser gefunden; entscheidend war, daß Traven bewußt Klassenkämpfe schilderte, sich auf die Seite der Unterdrückten stellte und nicht nur proletarische Kämpfer kannte, sondern auch darzustellen wußte und weiß. Er ist ein antifaschistischer Schriftsteller und hat das große Verdienst, uns eine bleibende, eindringliche Vorstellung vom Leben des mittelamerikanischen Proletariats übermittelt zu haben. Wir verdanken ihm in dieser Beziehung viel, mehr als irgend einem andern Schriftsteller.

Traven lebt seit Jahren fern von Europa und ist mit den Klassenkämpfen dieses Erdteils nicht vertraut, auch nicht mit ihren besonderen Formen, und gar nicht mit den neuen Aufgaben, die von der Arbeiterklasse im Westen und in der Mitte Europas angesichts des Faschismus zu leisten sind. Schwinghammer meint, es sei Travens Verdienst, daß er den Ausweg zeige, daß seine Romane die Kraft besäßen, Menschen, die sich aus den Reihen der kämpfenden Arbeiter zurückgezogen hätten oder gar der faschistischen Ideologie erlegen seien, in die Reihen wieder zurückzurufen, sie mit jenem revolutionären Geist erfüllen könnten, der unbedingt nötig sei, um die große Losung „Erde und Freiheit!“ zu verwirklichen. Aber daß Traven den revolutionären Ausweg zeigt, ist nur *ein Teil* der Aufgabe des antifaschistischen Schriftstellers, dem vielmehr noch die Aufgabe zufällt, zu zeigen, *wie* dieser Ausweg beschaffen sein muß, auf welchen *Etappen*, in welchen *Formen* er erreicht werden muß.

Schwinghammer sucht Travens Darstellung der *Mittelschichten* zu rechtfertigen:

„Sind sie bereit, Hand in Hand mit dem Arbeiter am Aufbau einer neuen Welt mitzuarbeiten — gut; sind sie es nicht, hat das Bürgertum seine einzige Zukunftschance verpaßt, und es ist vollkommen verfehlt, in einem solchen Falle die Proleten hierfür verantwortlich zu machen.“

— so erklärt Schwinghammer in bestimmtem, abruptem Ton, nachdem er zuvor auf die Rolle des deutschen Kleinbürgertums im Jahre 1933 verächtlich angespielt hat. Übergehen wir die ungenauen, verschwommenen Formulierungen der Mittelschichten durch Schwinghammer, auch die unhaltbare Behauptung, es gebe eine Mittelschicht „heute kaum tatsächlich mehr“ — angesichts der Vorgänge in Frankreich und Spanien sind Schwinghammers Behauptungen nicht nur fragwürdig und irrtümlich, sondern *falsch*; sie würden die Unmöglichkeit einer Volksfrontbildung bedingen, widersprechen der Realität in jeder Beziehung und würden, falls sie richtig wären, den trotzkistischen Elementen in ihren verbrecherischen Umtrieben Vorschub leisten.

Gerade der Hinweis Schwinghammers auf die Haltung des Kleinbürgertums im Jahre 1933 erinnert uns daran, daß keine Avantgarde einen Kampf *allein* aufnehmen kann, daß sie in der Lage sein muß, die breiten Schichten des Volkes zu *gewinnen* und mitzureißen.

Es wäre verhängnisvoll, wenn die schädlichen Auffassungen Travens in den Diskussionen über seine Romane gebilligt würden und man mit seiner summarischen Auswegslösung einverstanden wäre. Schwinghammer selbst erklärt es für eine wichtige Aufgabe, „Menschen“, die sich zurückgezogen haben oder gar dem Faschismus erlegen sind, „zurückzurufen“. Auch die vom Faschismus demagogisch betörten Kleinbürger sind solche Menschen, und die spanische Erfahrung beweist, daß es möglich ist, dem Faschismus erfolgreich Widerstand zu leisten dank jener Volksfront, die nicht die Mittelschichten dem Faschismus *überläßt*, sondern *entreißt*.

Angesichts dieser Erfahrungen wird Schwinghammer einräumen, daß über Travens Schilderung der Leichenverbrennung niemand von größerer Befriedigung erfüllt sein kann als der Faschismus.

Kurt Kersten

ZWISCHEN SUDETEN UND KARPATHEN

III*

„ZWISCHEN GRENZEN UND ZEITEN“

Zwei der neuen Literaturpreise des Dritten Reiches wurden in diesem Jahr dem siebenbürger Sachsen Heinrich Zillich für seinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ verliehen: der erste Literaturpreis der Stadt Berlin und der Volksdeutsche Schrifttumspreis der Stadt der Auslandsdeutschen (Stuttgart). Auch sonst wurde Heinrich Zillich von den Amtswaltern der gleichgeschalteten Literatur bei jeder möglichen Gelegenheit geehrt und, wie man auf nationalsozialistisch sagt, herausgestellt. Der Verlag Albert Langen-Georg Müller in München hat ihn zu seinem Lektor gemacht und gibt alle früheren Arbeiten neu heraus; die „Neue Literatur“ widmet ihm eine Sonderbetrachtung; Goebbels läßt sich mit ihm photographieren . . . und die Auslandsorganisation der NSDAP holt ihn aus Kronstadt nach München und siedelt ihn dort an. Heinrich Zillich ist auf dem Wege, einer der Obergruppenführer des gleichgeschalteten Schrifttums zu werden.

Sein 650 Seiten starker Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ ist „der

* Siehe auch Heft 8, Seite 99—103.

auslanddeutschen Kriegsgeneration gewidmet“. Er soll, nach der vom Autor selbst verfaßten Voranzeige,

„den Leser vor eine Frage stellen, die ihn sofort heftig in Anspruch nimmt und die fortan in seinem Bewußtsein haften wird, weil sie eine der großen deutschen Schicksalsfragen ist: wie erging es den 12 Millionen deutschen Menschen im alten Österreich unter der habsburgischen Staatsführung zwischen und neben den andern Völkern der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie? Was ist im Weltkrieg und nach dem Zusammenbruch Österreichs aus ihnen geworden, die inmitten des bunten Völkergemischs ansässig sind und deren Voreltern im Laufe der Jahrhunderte in jenen Ländern vorbildliche Kulturleistungen geschaffen haben? Und was wird das Schicksal dieser Millionen sein, die in steter Berührung mit fremden Völkern ein besonders starkes und bewußtes Deutschtum geschaffen haben, die zu volkhafteutschen Menschen im besten Sinne geworden sind?“

Ja, das ist genau die Problemstellung, die der stuttgarter „Verein für das Deutschtum im Auslande“ und die Auslandsorganisation der NSDAP braucht, um die Einverleibung der deutschen Volksgruppen außerhalb der Grenzen literarisch vorzubereiten! Allerdings nimmt Zillich in der Voranzeige den Mund etwas zu voll. Sein Roman handelt nicht von den Deutschen Altösterreichs, sondern nur von den siebenbürger Sachsen, und er bricht dort ab, wo die Geschichte eigentlich erst interessant zu werden beginnt, nämlich im Jahre 1918. Aber auch in derart verengertem Rahmen läßt sich mancherlei für den „großdeutschen Gedanken“ tun, der die nationalsozialistische Propaganda unter den sogenannten Auslandsdeutschen beherrscht.

Zillichs Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ — ein Roman mit deutlich erkennbarem autobiographischem Charakter — ist nur eine, auf völkisch aufgebügelte und in eine bisher nicht bekannte Landschaft gestellte Variante von „Jahrgang 1902“ oder „Slawenlied“ oder „Berg der Liebenden“ oder „Sohn aus gutem Hause“ (um nur ein paar ältere und viel bessere Romane, die als Vorlage dienten, zu nennen). Es wird die Entwicklung eines jungen Menschen geschildert, dessen entscheidendes Jugenderlebnis (das ihn vorzeitig zum Mann werden läßt) der Krieg ist.

Solange Zillich mit realistischen Mitteln Erlebnisse und Erinnerungen gestaltet, kommt eine ganz annehmbare Geschichte heraus: die Gestalten leben ein zwar blutarmes aber doch immerhin nicht unwahrscheinliches Leben. Eine von ihnen, der rumänische Junge Nicolas (Deserteur und später siegreicher Heimkehrer mit den rumänischen Truppen, die Siebenbürgen besetzen) bleibt sogar im Gedächtnis des Lesers haften. Aber Zillich bleibt nicht bei der Wiedergabe von Erinnerung und Erlebnis und nicht bei den realistischen Mitteln. Die Zugehörigkeit zur Reichsschrifttumskammer verlangt Retuschen am Erinnerungsbild und Verwendung von Blubodüften. Das kann nicht glatt abgehen und geht auch nicht glatt ab. Die Personen, die plötzlich einen gelben Fleck aufgenäht bekommen, wirken nur noch papieren, und die Blubo-Injektionen rufen Sprachgeschwüre hervor, aus denen die Verlogenheit und Unechtheit emporstinkt. Da wird in einem Atem von Glockentönen gesagt, daß sie „wie Fäden“ sind und daß sie „zuwellen“ und „hinwegdunkeln“

und „hervordunkeln“ und sich mit „deutschem Erzlaut“ ihre „Bahn fügen“ oder es wird das Erwachen des Sexualtriebs metaphorisch so dargestellt:

„Er spürte des Lebens heimlichen Mittelpunkt in sich selbst wie mit tausend Schlingarmen aufwuchern.“

Von einer Erkenntnis der Ursachen von Nationalitätenhader und immerwährender politischer Krise im alten Österreich kann bei Zillich nicht die Rede sein. Von den Tschechen zeichnet er ein Zerrbild gröbster Art. Die Sudetendeutschen bekommen ein paar flache Lobesworte gutgeschrieben. Daß es in den Sudeten brennende soziale Fragen gab, weiß Zillich offenbar überhaupt nicht. Die Existenz der anderen slawischen Völkerschaften (außer den Tschechen und Slowaken) scheint ihm unbekannt zu sein. Das Verhältnis der siebenbürger Sachsen zu den Rumänen und den Ungarn wird — nachträglich — retuschiert. (Zillich behauptet, die Sachsen seien seit jeher zusammen mit den siebenbürgischen Rumänen gegen die Ungarn gegangen, aus eigener Erfahrung — ich diente bei einem jener ungarischen Regimenter, die aus Siebenbürgen kamen — weiß ich, mit welcher Verachtung die Sachsen, Söhne reicher Bauern und Stadtbürger, auf die armen rumänischen Hirten und Kätner heruntersahen, und wie sie sich bei den Magyaren anbiederten, wenn es galt, Rumänen oder Zigeuner oder Tschechen zu ducken und zu „zwiebeln“.)

Selbstverständlich kommt auch die „Pflege des Wehrgeistes“ zu ihrem Recht, wie könnte es bei einem im Dritten Reich prämierten Roman anders sein? Da wird die „verhaltene Sehnsucht nach dem Geschützdonner“ gepriesen; da wird der sattsam bekannte Kult mit dem „Frontgeist“ getrieben; da findet sich wie bei Dwinger und Beumelburg der Satz „Alles ist klar, wenn man kämpft“, ohne daß klar wird, *wofür* gekämpft wird. Aber Erkenntnis ist ja überhaupt unerwünscht in der gleichgeschalteten Literatur. Wozu denken? Auf *anderes* kommt es an! Darauf:

„Ach wäre ich Reichsdeutscher“, rief Meier, „ein solcher muß jetzt nicht denken, der muß marschieren!“

„DER STROM OHNE ENDE“

Zillichs Buch erschien im Verlag Albert Langen-Georg Müller, dem vom Reichspropagandaministerium die Aufgabe zugewiesen worden ist, Literatur für die Beeinflussung der Auslandsdeutschen herauszugeben. Eines anderen Siebenbürgers, Walter Oscar Ciseks Roman („Der Strom ohne Ende“) paßte nicht recht in diesen Verlag. Erstens, weil der Autor nicht allzu offen als Günstling des Reichspropagandaministeriums hingestellt werden durfte (er ist nämlich rumänischer Staatsbeamter, Presseattaché an der Gesandtschaft Rumäniens in Prag) und zweitens, weil er sich (eben aus Rücksicht auf seine Stellung) ein Thema gewählt hatte, das scheinbar unpolitisch war und mit deutschen Fragen nichts zu tun hat. Das Buch erschien bei S. Fischer (mit dem semitischen Namen und der neuen Nazidirektion) und dorthin paßt es auch, denn es propagiert in Salonpackung Blubo-Mystik

und Antibolschewismus, Romantik und Kraftmeierei. Die Handlung des Romans spielt im Donaudelta, im bessarabischen Fischerdorf Valcow, das früher Wilkowo hieß und zu Rußland gehörte.

„Die Bevölkerung ist russisch, jedoch dank der Abtretung an Rumänien vor dem Bolschewismus bewahrt geblieben. Sie hat Popen und glockenreiche Kirchen; in den Hütten hängen neben Heiligenbildern auch noch Bilder der Zaren.“

Kurz, es ist das von hollywooder Filmregisseuren dritter Güte so sehr geliebte Milieu des alten Rußland, in dem sich Kuriere des Zaren und Talmi-Tolstoj-Bauern herumtummeln. In Ciseks Roman sind es die Tolstoj-Imitationen, die — schwerblütig und berserkerhaft oder voller „Tiefenschau“ und als reine Toren — ihr unmunteres Wesen treiben.

Wie bei Zillich — nur mit mehr falschem Aufwand — wird auch in Ciseks Roman die deutsche Sprache schauerlich aufgeblasen und mit „dichterschen“ Bildern gespickt, daß dem normalen Leser das Hören und Sehen vergeht. Nichts wird einfach und klar gesagt. Immer wird Hitlers Rezept verwandt, Unbedeutendes möglichst bombastisch auszudrücken. Da steht ein Mann auf dem Eis und friert. Nur noch unter den Armen ist ihm warm. Wie drückt das Cisek doch so „sprachgewaltig“ aus:

„... er hielt die zwei letzten, unter seinen Armen verbliebenen Wärmebüschchen zärtlich wie kleine Vögel, die ihm hätten entfliegen können.“

Da winkt nicht eine Frau, sondern

„der flatternde Schattenriß eines Weibes winkte undeutlich und zerweht“.

Da fliegen nicht dunkle Krähenschwärme am Horizont, sondern sie

„schreiben ihre dunklen Bewegungen über dem hinter der großen Fischersiedlung emporklimmenden Horizont ein“.

In diesem Ton wird 600 Seiten lang von dumpfen Menschen erzählt, die Störe fangen, Kaviar bereiten, sich betrinken, Gesichte haben, Liebesrivalen ertrinken lassen und Hochzeit feiern, wobei jede dieser Handlungen und Tätigkeiten eine sakrale Weihe erhält und ins Übersinnliche gedeutet wird. So langweilig und schwulstig Ciseks Wälzer auch ist, in der Wüste gleichgeschalteter Literatur stellt er doch eine Oase dar, und so kann der Rezensent der „Frankfurter Zeitung“ schreiben, er habe in den letzten Jahren

„nur wenige so gut geschriebene Bücher gelesen... rühmliches Deutsch... Anschaulichkeit der Darstellung... kein Schwulst, keine leeren Stellen. Alles stimmt!“

Ja, da kann man wirklich nur sagen: wohl bekomm's!

Heinrich Werth

BRIEF AUS PARIS

Der Pavillon des Dritten Reichs zeigt von der literarischen Produktion im faschistischen Deutschland nur ein (Mach-) Werk: ein dünnes Gedichtbändchen des von Goebbels preisgekrönten SA-Mannes Gerhart Schumann. Von einem zweiten „deutschen Dichter“ namens Heinrich Waggerl, zeigt man nur — ein Porträt. Alles andere, was der deutsche Pavillon an Literatur enthält, ist vor der faschistischen Barbarei in Deutschland geschaffen worden oder gehört zum größten Teil sogar der deutschen Klassik an, die in Deutschland diffamiert, verfälscht und unterdrückt wird. Deutsche Theaterbesucher werden verhaftet, wenn sie Friedrich Schillers Forderungen nach Gedankenfreiheit und Menschenrechten zujubeln; daher ist es nicht weiter erstaunlich, daß dieser dem Faschismus so gefährliche deutsche Genius (von einem Band seiner ästhetischen Aufsätze abgesehen) in der Buchausstellung des Hakenkreuzpavillons fehlt. Auch Johann Wolfgang von Goethe hat sich im Dritten Reich unbeliebt gemacht und ist bekanntlich, um die deutsche Jugend vor Verderbnis zu bewahren, von Goebbels und Julius Streicher aus den deutschen Schullesebüchern verbannt worden; auf der pariser Weltausstellung konnte man ihn aber schlecht vollkommen übergehen, er ist daher mit — sage und schreibe — zwei Werken vertreten: mit „Faust“ und „Reineke Fuchs“; alles andere fehlt! Natürlich sind die den heutigen deutschen Machthabern noch verdächtigeren Elemente, wie Lessing, Klopstock, Herder, überhaupt nicht vertreten; von Heine, Büchner, Börne gar nicht zu reden.

Womit der Hakenkreuzpavillon in Paris protzt, das sind die herrlichen Piper-Drucke, vor allem Reproduktionen von Dürer und Rembrandt — längst vor Anbruch der Hitlerdiktatur dagewesen; die kleinen prächtigen Dünndruckausgaben des Insel-Verlages — längst vor Anbruch der Hitlerdiktatur dagewesen; Prachtausgaben von Grimms Märchen, Charles de Costers „Tyll Ulenspiegel“, Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch“ und anderes — alles längst vor

Anbruch der Hitlerdiktatur dagewesen! Aus der Ära des Dritten Reiches werden, wie gesagt, zwei lebende „deutsche Dichter“ genannt: Gerhart Schumann und Heinrich Waggerl. Außerdem natürlich — und das hätte ich doch beinahe vergessen — wird „Mein Kampf“ gezeigt, in Leder gebunden. In Schweinsleder.

Wer von den lebenden deutschen Dichtern, von Thomas und Heinrich Mann, Leonhard Frank, Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig und vielen andern erfahren will, muß den Hakenkreuzpavillon verlassen und den unmittelbar gegenüberliegenden der Sozialistischen Sowjetunion aufsuchen. Neben den Abteilungen der klassischen russischen Literatur, vor allem Puschkins und Tolstoj's, und den Werken der Sowjetschriftsteller, nimmt das deutsche Buch in der russischen Übersetzungsliteratur einen großen Platz ein. Nicht nur die Werke der deutschen Klassiker, nicht nur die bedeutendsten Dichtungen des 19. Jahrhunderts, darunter herrliche Ausgaben von Heinrich Heine, sind dort in russischer Übersetzung vertreten, sondern auch alle bedeutenden zeitgenössischen deutschen Dichter. Ein Gerhart Schumann und Heinrich Waggerl fehlen allerdings.

Die Sowjetunion hat nichts zu verheimlichen: sie legt ihre Bücher nicht, wie das faschistische Deutschland, unter Glas, sie legt sie offen aus, und jeder Besucher kann sie in die Hand nehmen und gründlich betrachten.

Auf kleinen Inseln sind die steigenden Auflagen verzeichnet; Skeptiker, die den dort angegebenen fantastischen Auflageziffern mißtrauen, überzeugen sich an Hand des Druckvermerks im betreffenden Buch: „Tirage 100 000“, „Tirage 150 000“, und das sind oft genug noch dritte und vierte Auflagen!

Der deutsche Faschismus weiß schon, weshalb er seine Bücher in Vitrinen stellt, weshalb er die Auflagehöhen seiner Bücher verheimlicht: die teuren Luxusbände, mit denen er aufwartet, sind nur für eine dünne Schicht vermögender Parvenus geschaffen — für die Volksmassen sind sie unerschwinglich. Was aber die Auflagehöhe

der sogenannten preiswerten Bücher im Dritten Reich betrifft, so scheut der Faschismus mit Recht Vergleichszahlen, denn mit jedem Jahr seiner Diktatur sinken die Auflagen. Auch wäre es den Goebbels und Streicher peinlich, daß die Besucher des deutschen Pavillons, wenn sie die dort ausgestellten Bücher näher in Augenschein nehmen würden, feststellen müßten, daß nahezu alle in der Zeit der Weimarer Republik, also in der von den Faschisten als „kulturbolschewistisch“ geschmähten Ära, entstanden sind. Daher die Bücher unter Glas!

Bedauerlich ist, daß im Sowjetpavillon nichts von den in der UdSSR in deutscher Sprache erschienenen Büchern ausgestellt ist — dabei besteht in Moskau der größte deutsche Verlag außerhalb Deutschlands: die „Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR“. Sie bringt nicht nur die Werke zeitgenössischer Schriftsteller, sondern auch im Dritten Reich „verbrannte“ Klassiker deutsch heraus. Das deutsche Buch in deutscher Sprache, das in der Sozialistischen Sowjetunion eine Heimat gefunden hat, vermißt man in der Buchausstellung des Sowjetpavillons.

Der Schutzverband deutscher Schriftsteller in Paris hat Ende Juni (für die Dauer der pariser Weltausstellung) eine Sonderschau des deutschen Buches im Quartier Latin eröffnet. Sie trägt den Titel „1837—1937, das deutsche Buch in Paris“ und gibt einen vortrefflichen Überblick über die letzten hundert Jahre deutscher Geistesentwicklung und deutscher Kultur. Der historische Teil der Ausstellung enthält zahlreiche Dokumente, unter anderem die bekannte Rede Georg Forsters 1794 im pariser Konvent; Klopstocks Bürgerbriefe aus der Zeit der Großen Französischen Revolution; Briefe, Tagebücher und Dichtungen von Friedrich von Schiller, Heinrich von Kleist, Heinrich Heine, Ludwig Börne, Georg Büchner, Friedrich Hebbel; Dokumente und Schriften vom Aufenthalt Karl Marxens in Paris; Herweghs pariser Gedichte; Dokumente des emigrierten Richard Wagner; Nietzsche über Frankreich und vieles andere mehr. In dem zeitgeschichtlichen Teil der Ausstellung werden Bücher gezeigt, die illegal in Deutschland vertrieben werden; dann die Werke aller deutschen Schriftsteller,

die, da sie den freien, den humanistischen deutschen Geist vertreten, vom Hitlerfaschismus außer Landes gejagt wurden.

Deutsche und deutschsprechende Gäste der Weltausstellung, alle Freunde der großen deutschen Dichtkunst werden überrascht sein von dem imposanten Reichtum der antifaschistischen deutschen Literatur. Hier zeigt sich eines klar: *die großen Kulturtraditionen deutschen Geistes, die man im Dritten Reich zertrampelt, werden von den deutschen Schriftstellern im Exil sorgsam gepflegt und weiterentwickelt.*

Im Rahmen dieser großen deutschen Bücherschau halten Schriftsteller und Wissenschaftler Vorträge. Ein Leseraum, welcher der Ausstellung angeschlossen ist, enthält alle deutschen antifaschistischen Zeitungen und Zeitschriften.

Die freien deutschen Schriftsteller in Paris haben mit dieser Ausstellung dem um Freiheit und Frieden kämpfenden deutschen Volk einen großen Dienst erwiesen.

Stormann

BRIEF AUS SCHWEDEN

Das nachstehende Gedicht des religiösen Dichters *Nils Bolander* ist (gekürzt) dem „Svenska Morgenbladet“ entnommen. Wir glauben berechtigt zu sein, in seinem ersten Teil einen Ausdruck dafür zu erblicken, welch große Teile der schwedischen Jugend von dem Gefühl ergriffen sind, daß der Kampf der spanischen Jugend für Demokratie und Frieden auch der ihre ist, und daß der Einsatz der schwedischen Freiwilligen auch von der religiösen Jugend verstanden und geachtet wird. Das Gedicht ist darüber hinaus eine Ehrenerweisung für den Opferwillen Olle Meurlings und anderer Kämpfer, eine Ehrenerweisung, die dadurch nichts einbüßt, daß ihr Verfasser einem anderen weltanschaulichen Lager angehört.

Freiwillig

Er war jung. Er war kühn, und er nannte stolz sich Revolutionär.
Dann, als Spaniens Volk um Hilfe sandte, eilte er zum Freiheitsheer.

Bei Madrid im vordern Schützengraben traf ihn, der stets Leben kündet, eine Kugel. Und er ward begraben, als den Christbaum man entzündet.

Kurz vor seinem Tod schrieb er uns allen Worte, frühlinghaft durchweht:
„Vorwärts! Unser rotes Heer kann fallen — doch der Freiheitskampf besteht!“

Ich bin jung; auch ich, und gehe singend mit der Schar um Jesus Christ.
Doch wär ich kühn genug, das Opfer bringend zu sterben, wie der Kommunist?

Wär' ich so kühn, den feindlichen Gewalten zu trotzen, rings vom Tod bedroht?
Bin ich so stark, o Herr, zu dir zu halten, wenn uns die Sturmesfackel löht?

Z.

BRIEF AUS SÜDAFRIKA

Mit der steigenden Zahl der Einwanderer aus Deutschland hat sich in Südafrika zunehmend das Bedürfnis nach der Schaffung eines kulturellen Mittelpunktes und Zusammenschlusses der deutschsprachigen Hitlergegner fühlbar gemacht. Sie ist, zunächst in Johannesburg, durch die Gründung der *Unabhängigen Kultur-Vereinigung* erfolgt, die im August auf das erste Jahr ihrer vielseitigen und erfolgreichen Tätigkeit zurückblicken konnte.

Neben der Behandlung von Emigrationsfragen, die durch die neue Fremdenengesetzgebung der Union brennend geworden sind, umspannt die Tätigkeit der UKV mannigfache kulturelle Bezirke: sie hat Vorträge aus vielen Gebieten des geistigen Lebens, literarische und musikalische Abende, dramatische Aufführungen und literarisch-politische Kabarett-Veranstaltungen, Führungen und Besichtigungen, Sprachkurse und Diskussionen abgehalten. Neben einer großen Anzahl von Emigranten haben sich einheimische Redner und ausländische Besucher bereitwillig zur Verfügung gestellt; so haben Universitätsdozenten und sachkundige Praktiker im Rahmen einer Vortragsreihe über südafrikanische Probleme gesprochen, und in die sonstigen Themen

aus Wirtschaft, Sozialpolitik und Recht, Theater, Literatur und Kunst haben sich Mitglieder und Gastreferenten geteilt. Gegenwärtig sind zwei neue Vortragsreihen im Gange, von denen eine die europäischen Staatsmänner der Nachkriegszeit und die andere die großen Emigranten der Vergangenheit behandelt.

Die literarischen Veranstaltungen galten zum Teil dem Erbe der Vergangenheit — als Beispiel sei die Feier zum 100. Todestage Georg Büchners herausgegriffen, die auch in der südafrikanischen Presse starke Beachtung fand — zum Teil sind sie der literarischen Emigration der Gegenwart gewidmet, wie etwa die Gedenkfeier für die Toten der Emigration und der Konzentrationslager und die Kundgebung zum Jahrestag der Bücherverbrennung. Neuerdings ist mit einem Klabund-Abend der Anfang zu Sonderveranstaltungen gemacht worden, die in ihrer Gestaltung den einstigen Morgenfeiern des düsseldorfer Schauspielhauses (unter Louise Dumont) nachgebildet sind; und auf dem Spielplan der nächsten Monate stehen u. a. Schnitzler, Arnold Zweig (zu seinem 50. Geburtstage) und in buntem Wechsel Veranstaltungen ernsten und heiteren Charakters.

Der starke Erfolg, der in der von Monat zu Monat steigenden Besucherzahl und dem Anwachsen der Mitgliederziffer sichtbar wird, hat die weitere Ausdehnung der Arbeit ermöglicht: eine Ausstellung von Werken emigrierter Künstler ist in Vorbereitung, Vortragsreisen bekannter Redner durch die Union sind geplant, und die Gründung von Parallel-Organisationen in anderen Städten Südafrikas ist eingeleitet.

Die *Unabhängige Kultur-Vereinigung* steht in kameradschaftlicher Fühlung mit anderen antifaschistischen Kulturbünden der Südafrikanischen Union, mit denen gelegentlich Gemeinschaftsveranstaltungen abgehalten werden, ferner mit gleichgerichteten überseeischen Organisationen; sie erfreut sich tätiger Sympathie und Unterstützung durch die einheimische Presse und darf in Anspruch nehmen, daß sie im johannesburger Kulturleben ein Faktor geworden ist, dem von nationalsozialistischer Seite nichts Vergleichbares gegenübergestellt werden kann.

h. o. s.

BRIEF AUS ENGLAND

Victor Gollancz ist ein Mann wie eine Bombe. Vor ungefähr zehn Jahren ist dieser Sohn des East-Ends von London in das englische Verlagsgewerbe eingebrochen und seit dieser Zeit hat er mehr als einmal getan, was „man nicht tut“ — wie der Engländer zu sagen pflegt, um etwas ungeheuer Unartiges gebührend zu bezeichnen. Gollancz hat mit den antiquierten Methoden der Verlagspropaganda aufgeräumt. Er hat von englischen Autoren solche herausgebracht, die zugleich aufregend und spannend schrieben und trotzdem keine blutrünstige Gesinnung à la Edgar Wallace bewiesen. Er hat deutsche Emigranten-Autoren gebracht, die alles eher als ein glattes Geschäft waren. Von den „Editions du Carrefour“ hat er das „Gelb-Buch“, die schreckliche Dokumentensammlung der Nazi-Pogrome, übernommen. Er hatte sich schon längst um die Sache der Linken verdient gemacht, als er vor Jahresfrist einen Leserklub für „Linke Bücher“ ins Leben rief. Gollancz ist nun mit Leib und Seele Organisator und Verleger des „Left Book Clubs“.

Der Left Book Club, der bereits 45 000 Mitglieder zählt — und dies entspricht ungefähr einer Viertel Million Leser — hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Trägheit und Gedankenlosigkeit durch billige Vermittlung ausgezeichneten Lesestoffs aus der Welt zu schaffen. Der englische Arbeiter ist häufig genug mehr an den Fußball-Pools als am Marxismus interessiert; die englische Intelligenz ist durch den Fabianismus verdorben — es fehlt an Bildung in Wirtschaftswissenschaften und an kämpferischem Geist.

Gegen die Unbildung gute Bücher! Jedes Mitglied des Clubs erhält gegen einen niedrig gehaltenen Monatsbeitrag die „Auswahl des Clubs“ zu einem Drittel oder Viertel des üblichen Ladenpreises. Es sind auch Ergänzungsbände als Zusatzbücher erhältlich. Ein Komitee trifft viele Monate im voraus seine Auswahl unter eingezeichneten Manuskripten oder beauftragt Schriftsteller mit der Verfassung der Club-Bücher. In diesem Jahr figurierte auf der Liste eigentlich nur ein einziges erzählerisches Buch, es war André Malraux' Höllephantasie der Hitlerschen Kerker. Aber der Leser konnte Oldens ausgezeichnete

Hitler-Biographie lesen, einen aufpeitschenden Bericht über englisches Gefängniswesen, historische Darstellungen des Spanien-Krieges und der Pariser Commune. Seit einigen Monaten ist die Politik des Clubs darauf eingestellt, die Leserschaft mit den besonderen Bedingungen der britischen Arbeiterklasse nach dem Krieg bekanntzumachen.

Aber da viele Engländer lieber reden hören als lesen, hat der Club überall im Lande lokale Zirkel eingerichtet, wo über die einschlägigen Bücher in mehr oder minder großem Kreise debattiert wird. Bisher gibt es in Großbritannien 580 solche Zirkel, deren Mitgliedsziffern zwischen zwanzig und zweihundert schwanken; in den Brennpunkten der politischen Ereignisse, wie in London-East, Glasgow, Manchester und Hull, finden oft in den besten Versammlungssälen Zusammenkünfte statt, wo bis zu zwei- und dreitausend Menschen zusammenströmen. Ferienkurse für die Zirkel-Vorsitzenden, eine Sommerschule in Welwyn, Londons Gartenstadt im Norden. Ausbreitung der Zirkel im Empire und im Ausland stehen auf dem nächsten Programm und sind teilweise schon in Angriff genommen.

Die ganze Links-Literatur hat auf diese Weise einen neuen Antrieb erhalten. Die sogenannten „Left-Book-Shops“ sind von ein paar Dutzend auf 2780 hinaufgeschossen; linke Verleger wie der Parteiverlag Lawrence & Wishart haben ihr Geschäft verdreifacht.

Programm und Politik des Clubs sind auf die Volksfront gerichtet, die alles umfassen soll: von den Liberalen angefangen bis zu den Kommunisten. Die Labour-Party, die zwar offiziell alle derartigen Annäherungsversuche abweist, steht dem Club durchaus wohlwollend gegenüber, da ja auch ihr logischerweise an der Aufklärung der von Detektivschmökern verstopften Gehirne gelegen sein muß. In den Debattier-Klubs treffen wir häufig Mitglieder der sogenannten Jung-Liberalen Seite an Seite mit erprobten Kämpfern der Arbeiterbewegung und Funktionären der Gewerkschaften.

Wenn noch eine spezielle Seite der „Left-Book-Bewegung“ hervorgehoben werden soll, so ist es der in die Augen springende Vorteil, den auch wir deutsche Emigranten hiervon haben. Im Left Book

Club, der keine Politik treibt, sondern, wenn man so sagen darf, Politik erst vorbereitet, sind wir gern gesehen und können uns auch in den Rede-Zirkeln bis zu einem gewissen Grad betätigen. Wir verlieren auf diese Weise das Gefühl, in unserm Gastland immer nur bei Seite zu stehen und hilflos zugucken zu müssen.

Hans Flesch

BRIEF AUS DER TSCHECHOSLOWAKEI

Der Hanns Johst des Konrad Henlein — er heißt Franz Höller und schreibt ein ebenso schlechtes Deutsch wie sein größerer Kollege im Dritten Reich — hielt wieder einmal eine Rede gegen die „Asphaltliteratur“. Am meisten wettete er dabei gegen den Roman (!) „Der Haß“ von Heinrich Mann. Als weiteres Angriffsobjekt wählte er sich die tschechischen Übersetzer und Verleger, die seit 1933 „keinen einzigen in Deutschland noch lebenden Schriftsteller“, sondern nur „volksfremde Literaten wie Mann, Feuchtwanger, Frank, Zweig, Seghers, Graf“ dem tschechischen Publikum zugänglich gemacht haben. Daß an dieser Bevorzugung emigrierter Schriftsteller die bessere Qualität ihrer Werke „schuld“ sein könnte, fiel dem Höller natürlich nicht ein.

Das Statistische Staatsamt hat soeben eine Übersicht der im Jahre 1935 auf dem Gebiet der tschechoslowakischen Republik erschienenen Bücher und Broschüren veröffentlicht. Die Zahl der Publikationen stieg von 8189 im Jahre 1932 auf 9218. Der deutsche Anteil betrug 14,8 Prozent (1371 Titel). Interessant sind die Zahlen der Rubrik „Übersetzungen“. Im allgemeinen ist ein Rückgang der Übersetzungen festzustellen, doch ist dieser Rückgang ungleichmäßig verteilt. So hat die Zahl der Übersetzungen aus dem Englischen seit 1932 nur um 13 Proz. abgenommen, während der Rückgang der Übersetzungen aus dem Deutschen 27 Proz. ausmacht.

Der Verlag „Orbis“ brachte eine tschechische Bearbeitung von Hitlers „Mein Kampf“ heraus: zahlreiche Zitate mit Kommentaren. Der Verlag Franz Eher, München (Hauptaktionär Adolf Hitler), brach-

te gegen den Orbisverlag eine Klage ein: erstens wegen Verletzung des Autorenrechts und zweitens, weil durch die Auswahl der Zitate der Eindruck erweckt werden könne, (!) daß Hitler konkrete Angriffsabsichten gegen die Tschechoslowakei habe. Vor Beginn der Gerichtsverhandlung kam es zu einem gütlichen Vergleich. Der Orbisverlag bot 7% vom Ladenpreis und Eher (Hauptaktionär Adolf Hitler) nahm an und zog die Klage zurück. Eine Illustration zu dem Hitlerwort: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“.

Der „Hilfsausschuß für das demokratische Spanien“ hat ein Sammelbuch herausgegeben, das Arbeiten aller bekannten tschechischen Schriftsteller, Maler, Kritiker enthält. Auch einige deutsche Schriftsteller sind mit Beiträgen vertreten (Max Brod, Rudolf Fuchs, F. C. Weiskopf). Ferner gab die Schriftstellergruppe „Block“ ein — Spanien gewidmetes — Sammelbuch heraus. Es enthält Gedichte der bedeutendsten tschechischen Lyriker. Von Deutschen sind vertreten: Rudolf Fuchs, Fritz Brügel, Max Zimmering.

Im Rahmen der Veranstaltungen des „Bert-Brecht-Klubs“ fanden Abende über Hölderlin, die Geschichte der Idee vom Tausendjährigen Reich, deutsche Spanienliteratur, Fotomontage u. a. statt. In der Reihe der Kritikabende wurden neue Bücher von: Klaus Mann, Konrad Heiden, Übersetzungen aus dem Tschechischen und literaturkritische Artikel von Georg Lukacs besprochen.

In Prag, Brünn und Bratislava hielt Klaus Mann Vorträge über seine letzte Amerika-reise. In Gablonz und Reichenberg sprach Hermann Budzislavski über Ossietzky.

In tschechischer Übersetzung erschienen Egon Erwin Kischs „Landung in Australien“, Ernst Glaessers „Der letzte Zivilist“, Arnold Zweigs „Erziehung vor Verdun“.

Der Verlag Eugen Prager, Bratislava-Prag, bringt eine Serie billiger Bücher (Preis 2 Kronen) heraus, die in Massenaufgaben vertrieben werden sollen. Unter den ersten Bänden ist ein Roman von Kurt Doberer, „Republik Nordpol“, hervorzuheben.

H. W.—h

DEUTSCHE INTERPUNKTION

EIN EMIGRANTEN-ROMAN*

Das nachstehende Gedicht wurde im Dritten Reich geschrieben und vervielfältigt; so ging es in einem großen Kreise (hauptsächlich intellektueller) Hitlergegner von Hand zu Hand.

Die Revolution der Satzzeichen

Ein grober, waagerechter Strich —
gedankenlos seit vielen Tagen —
entschloß aus großem Ehrgeiz sich,
hinfürder senkrecht aufzuragen.
Aus aufgelösten Schachtelsätzen kamen da
zu IHM bewundernd tausend Kommata.
Zu seinen Füßen lag
ein runder wunder Punkt.
An einem Wintertag
ward in die Welt gefunkt,
daß ER, der Größte unter Seinesgleichen,
nun Führer aller andren Satzeszeichen.

Und angesichts der „höheren“ Gewalten
begannen sie sich eilig gleichzuschalten.
Gedankenstriche, die Punkte fanden,
als Ausrufezeichen flugs aufstanden;
Semikolon hat, gedreht und gestreckt,
sein Talent zum Ausrufezeichen entdeckt.
Und schon, anhand bekannter Gegensätze,
begann die Fragezeichen-Hetze.

Bald hatten die Striche — steil aufgereckt,
viel kluge Fragen zu Boden gestreckt,
beriefen sich frech auf die Punkte dabei,
als ausrufstrichliche Punkte-Partei!
Sie triumphierten!
Und sie marschierten!
Und krönten Stumpfsinn ohnegleichen
mit stur gestreckten — Ausrufezeichen.

Die Punkte waren,
aus dürrtigen Rechten vertrieben,
versprengte Scharen
und (wieder mal) unten geblieben.
Empört, weil man sie erwähnte
in Reihen nur ... wo sonst Leere gähnte,
begannen sie schließlich *geeint* zu rütteln,
schmarotzende Striche hart abzuschütteln.
So kam endlich alles an seinen Platz
im richtigen, guten und klaren Satz.
Die Punkte verstanden so recht ihren Sinn:
Des Vorigen Ende, des Neuen Beginn.

Rolf Anders

Eigentlich heißt der Roman „Das fiskende Kats Gade“, aber der neue Titel gibt den Inhalt besser wieder. Mit welcher Freude müssen die Preisrichter im großen Roman-Wettbewerb der ungarischen Schriftstellerin den Preis zuerkannt haben, die einen solchen internationalen Stoff aufgriff: das Leben der Emigranten in den Seitenstraßen und kleinen Hotels in Paris. Aber „*der*“ Roman der Emigranten ist es nicht! Ihm wird nachgerühmt, daß er unpolitisch sei, aber ist es denn ein Ruhm in dieser gewalttätigen Zeit, da das Schicksal von Millionen politisch bedroht ist, unpolitisch zu sein? Hier ist eine Grenze dieses Buches, das noch andere hat. So wenig wie von der politisch aktiven, berichtet es von der jüdischen Emigration, die ein so viel stärkeres Anpassungsvermögen beweist, weil für sie die Rückkehr in die Heimat meist völlig aus dem Gesichtskreis ausgeschlossen ist. Die Erzählerin behandelt nicht die große werteschaffende Emigration, die Gewerbe, Industrien und Handelszweige mitbringt, und streift nur flüchtig die Dichter, Künstler und Forscher von Rang, die ihre Tätigkeit im Ausland fortsetzen. Auch von dem ganzen Getriebe der Hilfskomitees ist nur ganz am Rande die Rede. Es ist ein kleiner Ausschnitt aus der riesigen Welt der Heimatlosen; neben diesem haben noch viele Emigrationsromane Raum, ohne ihm zu ähneln.

Im Mittelpunkt der Betrachtung steht eine ungarische Handwerkerfamilie, Menschen, die nur von den Nöten, Gewohnheiten und Leidenschaften des Alltags getrieben werden, die sich aber trotz allem in der Fremde bewunderungswürdig durchsetzen. Alle Schwierigkeiten der Assimilation werden beleuchtet. Zweimal verlieren der Vater und die älteste Tochter ihre Stellung wegen einer Welle politischer Erregung gegen ihr Vaterland Ungarn. Das erstmal suchen sie Arbeit in Argentinien, das zweitemal in Budapest, kehren aber nach bösen Erfahrungen zurück. Alle, die Eltern und die drei Kinder, sind unzähligen Demütigungen ausgesetzt, die nur bei den beiden jüngsten in der Schule zeitweilig ver-

* Jolan Foldes, Emigranternes Gade, Gyl-dendal Verlag.

schwinden, eben weil sie so früh verpflanzt sind und sich daher am besten anpassen können. Durch etwa anderthalb Jahrzehnte verfolgen wir das Schicksal dieser fünf Menschen, ihr enges Verhältnis zueinander und ihr verschiedenes zur Umwelt, in feinfühler Charakteristik. Dabei werden die Franzosen nur sehr flüchtig gezeichnet, aber es gelingt doch, die ganze Atmosphäre dieses Stückes der pariser Welt einzufangen.

Liebevoller verweilt die Erzählerin bei einer wechselnden Gruppe von Emigranten aus allen Ländern Europas, die mit der ungarischen Familie in Berührung kommen. Typische Züge aller werden sichtbar, das Heimweh in allen seinen seltsamen Äußerungen, das Geselligkeits- und Redebedürfnis, die gegenseitige Hilfsbereitschaft, daneben charakteristische Züge der nationalen Gruppen und vor allem einzelner Menschen. Nur wenige haben Glück in der Fremde, die meisten leben ein Schattendasein oder gehen zugrunde im Strom des Elends; denn immer wieder spürt man: das Schicksal dieser einzelnen Menschen ist nur Teil eines riesigen Massenschicksals.

Taucht die Frage auf nach den Ursachen, so fehlt die Antwort. Die Verfasserin stellt die verschiedenen politischen Flüchtlinge dieses Kreises mit ihren Diskussionen nur nebeneinander, ohne selbst Stellung zu nehmen, ja, es fehlt nicht an leisem Spott über ihre Illusionen. Sie weicht offenbar den brennenden politisch-wirtschaftlichen Problemen aus, um das Menschliche in seiner bunten Mannigfaltigkeit um so lebhafter aufleuchten zu lassen.

Es ist ein erlebtes Buch. Die Erzählerin kennt die Welt, die sie schildert, gut. Manche Züge der ältesten Tochter hat sie gewiß aus eigener Seele abgelesen, ohne daß man das Ganze als eigene Lebensbeschreibung nehmen darf.

Das Buch ist kein großer Wurf, aber lesenswert als Zeitdokument und liebenswert als Dichtung, es ist eine künstlerisch reizvolle Mischung von ernster Wehmut, bitterer Lebensklugheit und tapferem Humor.

Walter A. Berendsohn

NACHRUH FÜR CARLO ROSSELLI

(Gesprochen am 14. VI. 1937 in Paris)

Schriftstellern fällt es nicht immer schwer, einen Toten zu ehren. Bevor wir in die Totenhalle treten, streifen wir alles ab, mit dem wir Für und Wider untersuchen und wägen. Wir verzichten auf die Lust an der Nuance und manchmal auch vergessen wir den Imperativ der Wahrheit. Die feierlichen Attribute stehen bereit zu einer kurzen Zeremonie, die wir beklommen vollenden, um wieder zurückzukehren in das grelle Licht des Lebens, der Gewohnheiten. Mag sein, daß solche Konventionen geschaffen sind, damit wir leichter leben und vergessen.

Erlauben Sie mir, mich dem Zeremoniell zu entziehen und mit ein paar sehr persönlichen Worten einen Toten zu ehren.

In einem Wald in der Normandie wurden zwei Tote aufgefunden: Carlo Rosselli und sein Bruder. Sie wissen aus den Zeitungen alles, was Rühmenswertes über die beiden Ermordeten zu sagen ist. Ich fühle mich nicht berufen, zu Ihnen über diese Toten, über den älteren, Carlo Rosselli, vor allem, zu sprechen, um lediglich das Opfer unter vielen Opfern zu beklagen, den Politiker zu würdigen und den Haß zu schüren, den wach zu halten es dieser neuen Opfer nicht erst bedurft hätte. Wir leben in einer Zeit, in der faschistische Staatsvergottung menschliches Leben zu entwerten droht. Wahnsinnige und Ehrgeizige schicken sich an, mit der ungeheuren Maschine, die sie totalen Staat nennen, die Menschheit und alles, was groß an ihr ist, zu vernichten, platt zu walzen. Die Größe, die den Diktatoren fehlt, muß dieser Mechanismus ersetzen, an dessen Hebeln sie herumfingern. Seit Jahren fallen in unserer Nähe die mutigsten, die aufrichtigsten, die menschlichsten Männer. Die Zahl der Opfer und die Nähe der Gefahr machen es uns immer schwerer, diese Opfer von einander zu unterscheiden und aus jedem neuen Fall die neue Lehre zu ziehen, die uns nottut, wenn wir unsere humanistische Aufgabe der Wiedervermenschlichung unseres Volkes erfüllen wollen.

Ich sagte schon: es steht mir nicht an, den ermordeten Antifaschisten zum Gegenstand einer politischen Anklagerede zu machen. Und es scheint mir müßig und

unwürdig zu sein, angesichts dieses Toten das Zeremoniell der feierlichen Worte zu vollziehen. Wenn ich dennoch darum gebeten habe, Carlo Rosselli einen kurzen Nachruf widmen zu dürfen, so geschah es aus einem anderen Grund: weil Carlo Rosselli ein sehr naher Freund der deutschen Schriftsteller war, was Ihnen heute zu sagen mir als Pflicht erscheint, und weil ich der gewiß zufällige Mittler dieser Freundschaft war. Als ich vor einigen Monaten bei einer Zusammenkunft Intellektueller aller Länder, zu der ich als Ihr Vertreter delegiert worden war, Rosselli kennenlernte, war sein erstes Wort: „Ich habe mir immer gewünscht, einen engen Kontakt zwischen den deutschen und italienischen antifaschistischen Schriftstellern herzustellen; wir müssen darüber reden!“ Was mir bei diesen Worten auffiel, das war: daß Rosselli sie nicht mit der wichtigen Betonung sprach, mit der heutzutage so manche nebensächlichen und improvisierten Gespräche eingeleitet werden, als gelte es, eine Staatsaktion zu unternehmen. Der erste Eindruck war: dieser Mann meint es ernst. Und die wenigen, doch viele Stunden dauernden Gespräche bewiesen, daß er es ernst meinte. Sie konnten nicht zu Ende geführt werden. Bei diesen Gesprächen (erlauben Sie mir, daß ich es, da es uns gemeinsam angeht, kurz sage), konnte es sich zunächst nur darum handeln: die Punkte zu suchen, an denen der gewünschte Kontakt zwischen zwei Literaturen und ihren Vertretern herzustellen ist. Denn es handelte sich um Schriftsteller zweier Sprachen, die einander meist nur durch das Medium einer dritten Sprache verstehen. Wir versuchten, in der dritten Sprache uns gegenseitig über Traditionen, Zustände und Strömungen unserer Emigrationsliteraturen zu orientieren, Bilder der Gesellschaften zu vermitteln, an die sich unsere Literaturen wenden und aus denen sie entstanden sind. Wir diskutierten die Grenzen und Möglichkeiten einer politisch ausgerichteten Literatur. Kurz, wir sprachen über alles mehr als über aktuelle politische Ereignisse. Erst aus den Zeitungen, anläßlich des verruchten Mordes, erfuhr ich: daß dieser selbe Carlo Rosselli ein Politiker von hohem Rang gewesen ist, ein Mann, vor dem ein Diktator gezittert hat.

Der Mord, inszeniert auf den Tag dreizehn

Jahre nach dem Mord an Mateotti, traf alle, denen Menschenwürde höher gilt als der Götze der Totalität. Er riß einen der Besten aus der Reihe derer, die den Widerstand gegen den rasenden Faschismus organisieren. Heute aber wollen wir daran denken, daß wir etwas sehr kostbares verloren haben: einen Freund. Noch war die Freundschaft im Werden, noch waren wir in jenem Stadium des Tastens. Doch war schon alles sichtbar, was beglückend ist an jeder Freundschaft: Aufrichtigkeit und guter Wille. Daß der Politiker sich uns, den Gleichgestimmten, zugewendet hatte, mag uns nur selbstverständlich erscheinen. daß aber ein *homme de bonne volonté*, ein Mensch, der das Gute will, uns seine Freundschaft, die wahre und heute so selten gewordene Freundschaft angeboten hatte und daß es uns nicht mehr erlaubt war, diese Freundschaft zu erwidern... das, scheint mir, muß der vornehmste Grund unserer Trauer um Carlo Rosselli sein.

Ernst Leonard

GRABREDE AUF DEN GEFREITEN FRANKE

Vor einiger Zeit stürzte ein deutsches Jagdflugzeug, das an einem Angriff gegen unsere Linien bei Madrid teilnahm, ab. Der Pilot versuchte sich durch Fallschirmabsprung zu retten, doch wurde er von dem ihn begleitenden deutschen Flugzeug angegriffen und durch Maschinengewehrschüsse getötet. Seine Leiche landete in den Reihen der republikanischen Armee. Er trug keine Papiere bei sich. Auf der Innenseite des Koppels fand man die Inschrift: Gefreiter Franke.

Der Gefreite muß noch sehr jung gewesen sein. Sein genaues Alter wissen wir nicht. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß er nicht Zeit seines Lebens ein ordentlicher und rechtschaffener Mann gewesen ist, wie viele, die ihren guten Glauben einer schlechten Sache darbringen und sich eigentlich nur dadurch schuldig machen, daß sie nicht nachdenken. Als Franke offenbar zum erstenmal in seinem Leben Gelegenheit und auch ernsthafte Veranlassung hatte, sein Leben und seine Handlungen zu bedenken, war es schon zu spät für ihn. Seine letzte aktive Handlung war der

Sprung aus der abstürzenden Maschine. Nach den recht langen Sekunden raschen Sturzes pendelte er gemächlich unter dem gelben Seidenhimmel seines Fallschirms und schwebte willenlos abwärts, während der Wind ihn immer weiter in das hinter der Front der Regierungstruppen liegende Land trieb.

Er hatte nichts zu tun, er konnte nachdenken. Was er sich gedacht hat, wissen wir nicht, denn er hatte keine Möglichkeit, es später jemandem zu erzählen. Aber die Gedanken eines Soldaten sind einfach. Sicher hat er zunächst einmal sein Pech verflucht und mit gutem Recht wird er auf den Motor seiner Maschine geschimpft haben, der ja nicht nur ihn und ihn gewiß auch nicht zum erstenmal im Stich gelassen hat. Daß sein Oberbefehlshaber, der prächtige General Göring, Aktien der Flugzeugfirma besitzt, deren Maschine so untüchtig und unzuverlässig ist wie H54, hat der Gefreite Franke vermutlich nicht gewußt, er würde sonst auch seinen Generalobersten mit Flüchen nicht verschont haben. Über eines können wir jedoch sicher sein, daß Franke die ganze Reise nach Spanien in diesem Augenblick verwünschte, und daß er sie bereute. Aber er hatte sich in diesem fatalen Selbstgespräch keinerlei Vorwürfe zu machen, denn es hatte nicht in seiner Macht gelegen, die Reise zu tun oder zu lassen, sie war ihm anbefohlen worden.

Natürlich hatte Franke zunächst in der törichten Hoffnung ausgeschaut, ob sich der Wind nicht in plötzlichem Einfall drehen und ihn in die Stellung der Rebellen zurücktreiben könnte. Aber der Wind drehte sich nicht, der Fallschirm sank unablässig weiter der Erde zu. Untätig, der Hand des Schicksals überlassen, hat Franke bestimmt auch an Verwandte, an Eltern, Freunde und irgendein Mädchen gedacht. Auch wird er versucht haben sich klarzuwerden, was, wenn er auf die Erde käme, wohl über ihn kommen werde. In diesen Betrachtungen ist er dann gestört worden. Dicht neben ihm tauchte sein Kamerad auf, der von seiner Maschine aus ihn abstürzen und sich mit dem Fallschirm hatte retten sehen. Die Maschine kam — wie sich von der Erde beobachten ließ — bis auf hundert Meter an den Fallschirm heran. Franke muß sich nun — nicht ohne Erschrecken — des Be-

fehls erinnern haben, den er kurz vor dem Aufstieg bekommen hatte. Dieser Befehl lautete, daß jeder Kamerad, der aus irgendwelchen Umständen in die Gefahr geriete, lebend in die Hände des Gegners zu fallen, unter allen Umständen zu töten sei. Dieser Befehl war erfolgt, nachdem wenige Tage vorher gegnerische Flugzeuge Blätter abgeworfen hatten, die die Bilder zweier Kameraden wiedergaben, dazu ihre handschriftliche Erklärung, sie seien, gezwungen in feindlichem Gebiet niederzugehen, in Gefangenschaft geraten, wo sie von den Republikanern gut behandelt würden. Daran war noch eine Bemerkung geknüpft gewesen, daß der Kampf gegen das spanische Volk eine ungerechte Sache sei. Der Gefreite muß — angesichts der Maschine seines Kameraden und mit der Erinnerung an diesen Befehl begriffen haben, daß es für ihn nur noch eine einzige Möglichkeit gäbe, sein Leben zu erhalten, nämlich die, in die Hände des Gegners zu fallen. Der Pilot des anderen Flugzeuges, der für Franke kein Fremder war, sondern sein Kamerad, den er bei Namen zu nennen wußte und mit dem er schon so manches Glas gemeinsam geleert hatte, begann aus seinem Maschinengewehr auf Franke zu feuern, der willenlos und wehrlos in seinem Fallschirm hing und langsam zur Erde pendelte. Soweit sich beobachten ließ, trafen die ersten Schüsse nicht. Das Flugzeug zog weiter, der Krampf, der Franke vom Magen her gepackt und seinen ganzen Körper zusammengekrümmt hatte, löste sich und der Gefreite hatte für Sekunden Zeit, seinen Kameraden zu verfluchen, der sich tatsächlich an diesen schändlichen Befehl hielt. Er wird sich gelobt haben, nie wieder eine solch höllische Schweinerei mitzumachen. Er wünschte, daß sein Fallschirm schneller fiele, er wünschte, endlich Gefangener zu sein. Als er am Morgen abgeflogen war, waren die Republikaner seine Feinde gewesen, jetzt konnte nur von ihnen die Rettung kommen, und der Feind, der Todfeind waren die eigenen Kameraden geworden! Der Sturz Frankes aus den Wolken auf die Erde war ein Sturz aus der Lüge in die Wahrheit. Er erkannte, daß die Sache, die ihre Träger zu solcher Schändlichkeit treibt, nicht gut sein konnte, er begriff, daß er das Opfer eines vorbeugenden Fememordes war. Das Flugzeug des Kameraden

kehrte wieder. Es umkreiste den Fallschirm. Das Maschinengewehr feuerte unablässig. Vielleicht hat Franke noch Zeit gehabt, zu einem letzten Fluch, der Hitler die Ohren hat klingen lassen. Als der Fallschirm auf die Erde glitt, war der Gefreite Franke tot, sein Leib war zerstückt von den Kugeln des Maschinengewehrs.

Bodo Uhse

BÄUERIN IN DER SIERRA

Verprügelt hockt das Dorf und arm und klein

am Bergesfuß.

Sie zogen fremd und frech und herrisch ein mit Römergruß.

Sie rücken in die Hütten, Mann für Mann. Die Hitze steigt.

Sie fangen tückisch zu verhören an.

Der Bauer schweigt.

Ich leb mit diesen fremden Hunden nicht noch Wand an Wand!

Ich nehm mein Dasein, nehm mein Essen nicht

aus ihrer Hand.

Die Felsgesichter des Gebirges sind

ergrimmt wie nie;

die Zähne fletschend schon als kleines Kind

nachahmt ich sie.

Die Pfade kenn ich seit der Kinderzeit.

Die Sierra ruft —

ich hab den Atem kletternd mir befreit; jetzt hab ich Luft.

Dem toten Silvio nahm ich das Gewehr;

das ist jetzt mein.

Hat eine Spanierin den Mann nicht mehr, kämpft sie allein.

Das ists, was euch den Rausch der Macht verdirbt,

den Nerv durchbebt:

den Menschen gibts, der lieber aufrecht stirbt,

als knieend lebt!

Ihr drunt im Dorf, die ihr mit eurem Heer

die Herren spielt:

die Sierra scheint euch öd und menschenleer? —

Die Sierra zielt.

Klara Blum

IST ES AUCH WAHNSINN . . .

Die ganze Welt und noch viel mehr wurde von den Germanen geschaffen. Wie — das glauben Sie nicht? Bitte, dann soll es Ihnen wissenschaftlich bewiesen werden. Allerdings naziwissenschaftlich, und das ist, wie Ihnen ja bekannt ist, eine ganz besondere Art von „Wissenschaft“ . . . man kann damit alles „beweisen“, sogar daß schwarz weiß und weiß schwarz ist.

Hunderte von Werken dieser „Wissenschaft“, die seit 1933 in Deutschland erschienen sind, hunderte von „wissenschaftlichen“ Vorträgen, die seit dieser Zeit gehalten wurden, mußten wir durchlesen. Es war eine saure Arbeit. Ein paar Früchtchen sollen Sie heute mitgenießen.

Da sagt der kieler Professor Dr. Schwanke im April 1935, anläßlich eines Vortrags über „deutsche Vorgeschichte“ auf einem Mathematikerkongreß:

„Die Germanen sind das älteste Volk in Europa, die anderen Völker sind nur von Asien nach Europa geworfen worden.“

Dr. Hermann Schneider, Professor der Pädagogik und Philosophie in Leipzig, geht in einem Buch, dessen Titel — „12 000 Jahre germanische Religionsgeschichte“ — schon idiotisch ist, noch weiter:

„Die Germanen haben die älteste Sprache der Welt.“

Und Professor Eugen Fischer, Rektor der berliner Universität, übertrumpft den Unsinn bei einem Vortrag in Karlsruhe:

„Wenn irgendwo in der Welt eine hohe Kultur entstand, dann war immer der Einfluß des germanischen Blutes dabei.“

Jeder Wissenschaftler, ja jeder Laie fast, lacht, wenn man heute die „Ura Linda Chronik“ erwähnt, ein Machwerk, das um 1870 herum das Dunkel der Welt erblickte — der Nationalsozialismus aber reklamiert diesen Schmöker als eine seiner Germanen-Bibeln. Hier ein paar typische Sätze, die den Stumpfsinn des Inhalts belegen:

„2000 Jahre vor Christi war Dänemark ein Ausfuhrland für Kupfer. (!) Die Friesen haben ganze Bootsladungen von Eisen nach Kreta gebracht. (!) Die Friesen waren bei der Gründung Athens. (!) Sie waren auch bei der Gründung von Sodom und

Thyrus. (!!) Ein Frieser Mino hat den Kretoern Gesetze gegeben (!!) und ist, als er alt wurde, nach seiner Heimat Lindenheim (!) zurückgekehrt, wo er starb. Die Friesen sind auch Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christi nach Indien gefahren, landeten am Pangalo und benannten das Land: Germania (!!!)

Wohl bemerkt — es sind nicht einzelne arme Irre, die so etwas schreiben und drucken lassen, es ist die Horde der gekauften Naziprofessoren. So „berichtet“ Professor Schellhase „Über den 5000jährigen Kampf der Germanen um Europa“; auch von ihm nur einige erheiternde Kostproben:

„Die Germanen gingen zwischen dem Ganges und Nil deshalb zugrunde, weil sie damals schon für Reinrassigkeit waren (!) und sich nicht mit andern Völkern vermischen wollten. — Die Gegend (?) um die Donau war der erste Vorstoß (?) der Germanen. — Europa wurde in den letzten 5000 Jahren von den Germanen gestaltet. — Auf dem benachbarten französischen Boden (?) sind mongoloide Merkmale (!) zu finden. — Mit Rassenpflege wollen die Deutschen wieder Europa zur Würde erheben.“

Ein schlagendes Beispiel dieser „Rassenpflege“ und der damit verbundenen „Würde“ erlebt die Welt zur Zeit in Spanien.

„Neuer Geist in Europa“ lautet der Titel von Vorträgen, die Professor Dr. Hans Naumann (München, Bonn) hält. Er verzapft unter anderm folgenden demagogischen Unsinn:

„Die alten Germanen waren Aristokraten, aber gleichzeitig auch Revolutionäre. Das Höchste war bei ihnen die Unterordnung unter den Willen des Führers.“

Im „Völkischen Beobachter“ entdeckt Professor Walter Lehmann noch weitere, bisher unbekannte Urgermanen, nämlich — die Inkas!

Ein Dr. Stammfuß gräbt die 25 Bände eines tatsächlich Geisteskranken aus und schreibt ein Buch über ihn: „Gustav Kosinma“. Dieser Kosinma, ein Germano-man, der sich nicht wie seine heutigen Nazikollegen mit lumpigen zwei-, fünf- oder zwölftausend Jährchen „wissenschaft-

licher Geschichtsforschung“ begnügt, sondern seinem fünfundzwanzigbändigen Werk den bescheidenen Titel gibt „80 000 Jahre vor dem Christentum“, faselt natürlich auch, und sein Dr. Stammfuß schwätzt es ihm nach, daß

„alle Südvölker ihre Kultur von der nordischen Rasse erhalten haben.“

Ihm folgt Julius Streichers Pornographie-lehrer Professor Dr. Johann von Leers, einer der wütesten Radauantisemiten, in seinen „wissenschaftlichen“ Vorträgen:

„Der gesamte osteuropäische Raum von den Lappen bis zu den Südslaven ist von dem nordisch-germanischen Blutstrom beeinflusst.“

Zu den Propheten und Geistersehern nach rückwärts gehört auch Professor Karl Engel. In „Preußens Urgeschichte“ schreibt er:

„Ostpreußen war schon in der jüngeren Steinzeit indogermanisch. In der Bronzezeit tritt der altbaltische Kulturkreis (!) hervor. Letzter entscheidender Zustrom aus dem germanischen Zentrum war der deutsche Ritterorden.“

Der göttinger Professor Sanders wird im „Völkischen Beobachter“ deutlicher:

„Rußland hat sich schon vor Jesus Christus in germanischen Händen befunden“ —

und läßt damit unversehens die Methode durchblicken, die diesem ganzen Wahnsinn zugrunde liegt. Doch lassen wir noch einige andere Nazi-Geistesgrößen sprechen — die Totalität ist lehrreich. Dr. Wächter, Reichswalter des Lehrerbundes, verfügt über die „Umgestaltung des Geschichtsunterrichts“:

„Die Rassenidee ist der Zentralpunkt, an den sich alle Gebiete fügen müssen. Man wird zeigen, daß die Staatenbildungen und Kulturleistungen Griechenlands und Roms Schöpfungen der nordischen Rasse (!) sind und daß ihr Verfall auf den Verlust nordischen Blutes (!) und Vermischung zurückgeht.“

Die „Germanen“ am Ganges und Nil seien zwar, wie wir von Herrn Schellhase gehört haben, aus genau der umgekehrten Ursache „verfallen“ — aber was macht der Naziwissenschaft ein bißchen Widerspruch aus? Er braucht allerdings nicht immer

so knüppeldick zu sein wie dieser, etwas Halb- oder Viertlrichtiges tuts auch und so hält Dr. Kunert Vorträge darüber, daß die Langobarden ein germanischer Stamm und ein großer Teil italienischer Geschlechtsnamen germanischen Ursprungs seien. Professor E. Henning schreibt aber dafür schon wieder in seinem Buch, daß

„Christoph Kolumbus der ueheliche Sohn des Bruders Heinrichs des Seefahrers war (!) und daß bei der Entdeckung Amerikas Germanen, Admiral Pinning aus Hildesheim (!) und Pathorst aus Westfalen (!) teilgenommen haben.“

Professor Dr. Wilhelm Karl, Prinz von Isenburg, ein ganz besonderes Nazigenie, führt in seinem Buch „Genie und Landschaft im europäischen Raum“ den „Nachweis“, daß es bisher 5803 Genies in der europäischen Geschichte gegeben habe, davon entfielen — wie sollte es auch anders sein? — allein auf Deutschland, genau gezählt, 2468. Wohei es dunkel bleibt, ob sich das prinzliche Genie selbst mitzählt, und es nicht doch 2469 sind?

Professor Dr. Hermann Gauch, ein echt teutonischer Gauch, demonstriert in seinem Buch „Neue Grundlagen der Rassenforschung“ inhaltlich, sprachlich und orthographisch, folgende Ausbrüche eines furor teutonicus:

„Bei dem Nicht-nordischen Menschen stehen die Zahnwurzeln tief wie beim Tier. — Der Nicht-nordische Mensch ist von falschem Grinsen und Gier. — Der Nicht-nordische Mensch ist eine Zwischenstufe zwischen Tier und Mensch. Er nimmt eine Menschenaffen-ähnliche Zwischenstellung ein.“

Das alles ist Wahnsinn, gewiß. Im einen Fall echt, in den meisten schlecht gespielt. Aber dieser Wahnsinn — das darf man bei allem Lach- oder Brechreiz, den er auslöst, nicht vergessen — *dieser Wahnsinn hat Methode!* Immer wieder läßt der Faschismus, geschickt die Suggestivkraft ausnützend, welche der Doktor- und gar Professorentitel noch immer für breite Massen hat, diesen Massen von vertrottelten oder käuflichen Doktoren und Professoren versichern, daß „der Germane“, der „nordische Mensch“, „der Deutsche“ allen andern überlegen sei. Er habe eigentlich die Welt geschaffen, also — die Schlußfolgerung

stellt sich leicht ein — *gehöre ihm diese Welt*, die jetzt von Minderwertigen besetzt gehalten würde und *nur zu erobern* sei. Der „Wahnsinn“ entpuppt sich also bei näherem Zusehen als ein organischer Bestandteil des Hitlerfaschismus, nämlich als ein Stück Kriegsvorbereitung.

E. Szy

WARNUNG VOR DÄMONEN

Der Kultusminister des Dritten Reichs, Rust, hielt es für notwendig, anlässlich einer Festrede bei der Jubiläumsfeier zum 200-jährigen Bestehen der göttinger Universität, eine Warnung auszusprechen.

„Das Wort, das im Auslande die Haltung gegenüber Deutschland ausdrückt, ist: Freiheit... Dieses Wort Freiheit ist für uns hier in diesem Augenblick ein besonderes Problem... Glaubt mir, meine jungen Kameraden, hinter diesem Wort Freiheit lauern Dämonen!“

Die Henker der Freiheit haben sich noch zu allen Zeiten von „lauernden Dämonen“ umgeben gefühlt; diese „Dämonen“ sind der Alpdruck ihrer Tage und Nächte. Herr Kultusminister Rust liebt es, sich im Stil jener Zeit auszudrücken, die er im Irrenhause verbracht hat, sonst hätte er klarer gesagt: „Hinter diesem Wort Freiheit steht — die Volksfront, die uns hinwegfegen wird.“

H. W.

ACH, DIE GUTE ALTE ZEIT!

Es ist nur eine kleine Verlegernotiz aus dem faschistischen „Wächter“, der in Würzburg erscheint:

„Wo die Wolga rauscht. Russisches Klavier- und Liederalbum. Berlin, W 62, G. Schönfeld. Sammlung schönster Rußlandlieder aus der guten alten Zeit, da es noch keinen Bolschewismus gab und das schwermütige russische Herz in ergreifenden Weisen seinen Ausdruck fand.“

Wir wollen nicht die nabeliegende Frage stellen, weshalb wohl das „russische Herz“ so schwermütig gewesen ist, weshalb es — besonders bei den vom Zarismus geknutenen nationalen Minderheiten — seinen Schmerz und seine Anklagen in tief er-

greifenden Weisen sang. Diese Frage ist längst beantwortet, nicht zuletzt durch die Lieder, die das russische Volk *heute* begeistern: „Schön, schön ist das Leben“, „Lied von der Sowjeth Heimat“, „Lied von der fröhlichen Jugend“, „Danklied an Stalin“ — um nur ein paar beliebige Titel aus der unendlichen Fülle zu nennen. Aber der „Wächter“ war nicht wachsam, als er diese verlogenen-sentimentale Verlegernotiz durchließ: heute, da das deutsche Volk in schlimmerer Unterdrückung zu leben gezwungen ist als das russische in „der guten alten Zeit, da es noch keinen Bolschewismus gab“, wird es gewiß lieber die vom Verlag Schönfeld empfohlenen schmerzlich-anklägerischen alten Volksweisen singen als etwa den im Text nazistisch verfälschten sowjetischen Fliegermarsch, von dem Herr Goebbels die Melodie hat stehlen lassen.

fr.

NICHT IN EIGENER SACHE

Es könnte scheinen, daß es sich im folgenden um eine sehr private Angelegenheit des Autors handelt, denn die Geschichte beginnt so.

„Erpenbecks hatten von dem Tage ab, da sie sich über ihre eheliche Verbindung einig geworden waren, ein Ziel, das Ziel nämlich, es einmal gut zu haben im Leben, sich etwas erlauben zu können —“

Gedankenstrich. Ja, wenn der Gedankenstrich nicht wäre, würde ich dem eben zitierten Anfang einer nationalsozialistischen Kurzgeschichte, die unter dem Titel *„Erpenbecks erreichen ihr Ziel“* am 16. Juli im „Berliner Tageblatt“ stand, vorbehaltlos zustimmen. Doch nachdem ihr Verfasser (er heißt Wilhelm Kohl) diesen beinahe sozialistischen Realismus verbrochen hatte — denn welcher vernünftige Mensch wollte es nicht „gut haben im Leben“ und „sich etwas erlauben können“? — fuhr dem Kohl der Nazischreck in die Feder, er machte einen Gedankenstrich und begann zu kohl:

„— nicht gerade, sehr viel, aber doch etwas, und nicht so sehr auf den Pfennig sehen zu müssen.“

Denn der Kohl weiß: das Sehr-viel-haben-wollen muß, auch in der Kurzgeschichte,

den „Volksgeossen“ Krupp, Thyssen, Oldenburg-Januschau, dem Hauptaktionär des Eher-Verlages und anderen „Führern“ gefälligst überlassen bleiben; wenn der kleine Mann solche Wünsche — auch nur in Gedanken — äußert, so ist das offenkundig Bolschewismus. Offenkundig, wir können es nicht einmal abstreiten: wird doch zum Beispiel im Sozialismus ein heftiger Kampf gegen die Anspruchslosigkeit und für die Wohlhabenheit der Massen geführt.

Aber bleiben wir bei unserem Kohl und seinen Erpenbecks. Die beiden braven Leuten, Hermann und Klementine, sparen, sparen und sparen. Wie machen sie das? Kohl schildert langatmig, hölzern, aber realistisch:

„Klementine legte ein schon einmal abgebranntes Streichholz am Küchenherd auf einen bestimmten Platz — und das gleiche verlangte sie natürlich von Hermann; brannte dann der Herd oder brannte das Gas, und sollte abermals eine Flamme entzündet werden, so erreichte Klementine ihre Absicht, indem sie einfach ein schon abgebranntes Streichholz an die eben brennende Flamme hielt und auf diese Weise ein Zündhölzchen vollkommen sparte.“

(Kleine Einschaltung für den sowjetischen Leser: Du wirst erstaunt fragen, inwiefern das eine realistische Schilderung sei; das kommt aber daher, weil du dir nicht vorstellen kannst, daß es anderswo Menschen gibt, die mit Zündhölzern sparen müssen, zumal deine Regierung vor kurzem auch noch den schon ohnehin geringfügigen Preis von drei Kopeken pro Schachtel auf zwei herabgesetzt hat. Du mußt jedoch wissen, daß im kapitalistischen Auslande sogar Mechanismen aus Rasierklingen zum Patent angemeldet worden sind, mittels deren man ein Streichholz, um zu sparen, in vier Teile spalten kann.)

Die Erpenbecks des Wilhelm Kohl sparen also. Sie haben nämlich, wie Nazikohl uns versichert, „ein Ziel“, das sie auch — als Folge der Streichholzersparnis und weil Hermann Erpenbeck nur den schlechtesten Knaster raucht — „ohne weitere Schwierigkeiten“ erreichen:

„Erpenbecks nannten ein Häuschen mit hübschem Garten dahinter ihr eigen.“

(Tiefsinnige volkswirtschaftliche Betrachtung des Lesers F. Erpenbeck: O, hätten

doch alle kleinen Leute in Deutschland Streichhölzer gespart und schlechten Knaster geraucht wie mein Namensvetter — ganz Deutschland bestünde heute aus lauter hübschen Häuschen mit einem Garten dahinter! Ganz ohne den häßlichen Klassenkampf!)

Das erreichte „Ziel“ der Kohlschen Erpenbecks ist nun allerdings ein recht dürftiger Inhalt für eine Kurzgeschichte, selbst mit faschistischem Maß gemessen; in einer Kurzgeschichte muß doch schließlich *etwas geschehen*, eine *Handlung* muß da sein. Das fühlt der Kohl, und er läßt tatsächlich etwas „geschehen“: *seine Erpenbecks werden unzufrieden!* (O nein, nicht etwa mit den Zuständen im Dritten Reich, sondern mit... sich selbst.) Denn:

„Sie besaßen auch kein rechtes Geschick, es sich auf gefällige Art gut sein zu lassen.“

Da haben wir den Kohl! Und nun tritt buchstäblich *das* ein, was *Karl Obermann* in seinem Aufsatz über nationalsozialistische Kurzgeschichte (in Heft 8 dieser Zeitschrift) behauptet hat: es wird hin und her *geredet*, nur noch *geredet*, um eine demagogische Propagandathese der Nazis zu illustrieren. Die Erpenbecks des Wilhelm Kohl beschließen — in einer Unterredung, bei der Hermann Erpenbeck „wild wird“, mehrfach nach brauner Männer Art „mit der Faust auf den Tisch schlägt“, Frau Klementine „erschrocken ist“ und „kleinlaut zustimmt“ — einem bisher unerwähnten Werner, Sohn einer Witwe Fehling und deus ex machina, das Studium auf der Kunstgewerbeschule zu bezahlen, denn *„er sei wirklich ein ordentlicher und sehr begabter Junge, das höre man allgemein“*.

Womit also dem Leser des „Berliner Tageblatt“, der in den Zeiten des „Systems“ immerhin an ein gewisses literarisches Niveau der Kurzgeschichte gewöhnt war, „überzeugend bewiesen“ sein dürfte, daß im Dritten Reich „Gemeinnutz vor Eigen-

nutz“ geht — wenigstens bei diesen Erpenbecks, die ihr sauer Erspartes für einen Werner opfern, von dem „man allgemein hört“, daß er ein sehr begabter Junge sei.

Die Erpenbecks in der Sowjetunion aber sehen rings um sich viele tausend Werners, denen *der sozialistische Staat* (laut Verfassung) nicht nur Studium, Lehrmittel und Wohnung, sondern auch noch ein monatliches Stipendium bezahlt. Und deshalb finden sie die faschistische Kurzgeschichte des Wilhelm Kohl, obwohl ihr Autor alles andere als *das* gewollt hat, dennoch recht *lehrreich* und des Nacherzählens wert. Was hiermit geschehen ist.

Fritz Erpenbeck

PETR BEZRUC

Zum 70. Geburtstag von Petr Bezruč (man liest den Namen: Bes-rutsch, beide Silben kurz) erscheint im Verlag Julius Kittls Nachfolger in Mährisch-Ostau, Tschechoslowakei, eine neue Ausgabe seiner „Schlesischen Lieder“ in der Übersetzung von *Rudolf Fuchs*. (Die frühere Ausgabe in zwei Bänden mit dem Titel „Schlesische Lieder“ (1917) und „Lieder eines schlesischen Bergmannes“ (1926) war im Kurt Wolff Verlag in Leipzig, beziehungsweise München, erschienen und ist seit längerer Zeit vergriffen.) Unser Essay „*Petr Bezruč, ein Dichter wider Willen*“, ist der einleitenden Betrachtung von *Rudolf Fuchs* entnommen.

KINDER AUF DER FLUCHT

Der Beitrag, den wir unter diesem Titel veröffentlichen, ist das erste Kapitel des mit dem Heinrich Heine-Preis ausgezeichneten Romans von H. W. Katz, der demnächst im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erscheinen wird.

ANTIFASCHISTISCHE PUBLIZISTIK

April-Mai-Juni 1937

KULTURKRITIK

- Carl Albert: Walther Rathenau.
DW 6
Hermann Budzislowski: Kultur-
kampf NW 14
Lion Feuchtwanger: Konformis-
mus und Individualismus. NW 25
Hans Mühlestein: Revolutionärer
Humanismus. DW 6
Hermann Steinhausen: Die Si-
tuation der Intellektuellen in der Welt.
NZ 16, 23.5.

GESCHICHTE

- G. Forster: Französische Marschälle vor
dem Revolutionstribunal. DVZ 27. 6.
Die Göttinger Sieben. DVZ 4. 7.
Jakob Hein: 1. Mai. DVZ 1.5.
G. Hoffmann: Huß und die Deut-
schen. RF 2.7.
Kurt Kersten: Freiwillige in Frei-
heitskämpfen. DW 6
Die Göttinger Sieben. PT 27.6.
Peter Nikl: Vom deutschen Hand-
werk. DVZ 1. 5.
L. Urner-Astholz: Der Protest der
Göttinger Sieben. NZZ 16.6.

DAS ERBE

- Felix Braun: Leopardi. PT 13.6.
Vincenz Brun: Es war einmal (Brü-
der Grimm). PT 25.4.
Der Geist des deutschen Märchenwal-
des. PT 27.6.
Friedrich Burschell: Der junge
Schiller auf der Stuttgarter Akademie.
DW 6
Hans Erfurt: Georg Herwegh. DVZ
30.5.
H. Fischhof: Johann Nestroy. DZZ
4.6.
F. G.: Nestroy. DZZ 4.6.

- Kurt Kersten: Deutsche in Paris
(Die Humboldts und Georg Forster).
PT 30. 5.
Franz Leschnitzer: Vom Deutsch-
tum Heinrich Heines (über Berend-
sohns Heineschrift). IL 4
Georg Lukacs: Schillers Theorie der
modernen Literatur. IL 4
Justin Steinfeld: Goethe über
Valmy. VI Nr. 19
F. C. Weiskopf: Zum 50. Geburtstag
Ludwig Uhlands. VI Nr. 17
Bernhard Ziegler: Das Erbe
Maxim Gorkis. DW 6; Lion Feuch-
twanger: Maxim Gorki — der Huma-
nist. DZZ 18. 6.; J. R. Becher: Ver-
mächtis und Nachfolge. DZZ 18.6.
Über J. G. Fichte. A. Fogarasi in DZZ
18.5.; Rudolf Haß in DVZ 30.5.; Peter
Nikl, M. H. in DVZ 16. 23. 5.; Otto
Friedrich in VI Nr. 20
IL Nr. 4 brachte einen Aufsatz Otto Lud-
wigs über Charles Dickens. IL Nr. 5
brachte Auszüge aus Eckermann „Ge-
spräche mit Goethe“
„Das Wort“ 4.5 brachte ausgewählte Stük-
ke aus Schriften Goethes, Hölderlins,
A. von Humboldts, Nikolaus Lenaus.

DRAMA — THEATER — FILM

- Ilse Berend-Groa: Molière im deut-
schen Kollektivdorf. DZZ 3.6.
Ernst Held: Der arme Konrad (F.
Wolf). DZZ 8.4.
Robert Hammer: Zu wenig gute
Theaterstücke für die Theaterzirkel.
DZZ 23.4.
Peter Kast: Ernst Busch singt. IL 5
Klaus Mann: Zürichs Schauspielhaus.
NW 16
J. Stalski: Das deutsche Staatstheater
im Aufstieg. DZZ 10.6.
Über den Film „Karl Brunner“. m.g. in
PT 11.6.
Über Julius Hays „Kamerad Mimi“.
Ernst Held in DZZ 17.6.

LITERATURKRITIK

- Über Friedrich Alexau: Im Schützengraben der Heimat. PT 24.6. (Rudolf Leonhard)
- Über Aragon: Die Glocken von Basel. in VI Nr.14
- Über Ulrich Becher: Die Eroberer. F.C.Weiskopf in DW 4/5
- Über Willi Bredel: Der Spitzel. Anna Siemsen in „Der öffentliche Dienst“ 2.4.
- Über B. v. Brentano: Prozeß ohne Richter. F. C. Weiskopf in NW 21; Manfred Georg in DWa („Von der Aufgabe deutscher Literatur in der Emigration“)
- Über Lion Feuchtwanger: Der falsche Nero. DW 6 (Balder Olden)
- Über Georg Fink: Schmerzenskinder. Soz. 30.6.
- Über Bruno Frank: Der Reisepaß. NW 27 (Golo Mann); NZ 13.6. (Thomas Mann); NZ 6.6. (A.M.F.)
- Über Otto Friedrich: Der Zaun ums Wissen NW 24.; DWa 1.6.
- Über Ernst Glaesser: Das Unvergängliche. F. C. Weiskopf in DW 4/5, VI Nr. 18
- Über Ilja Ehrenburg: Ohne Atempause, in „Bildungsarbeit“ (Beilage der Gewerkschaftlichen Rundschau Bern)
- Über O. M. Graf: Der Abgrund. In „Die Brücke“ 16.4.; „Die neue Zeit“ (Luxemburg) 1.5.; „Literarny Noviny“ Nr. 18; DWa; Lion Feuchtwanger in DW 6
- Über Max Herrmann-Neiße: Um uns die Fremde. Franz Leschnitzer in IL 5
- Über Klaus Hinrichs: Staatliches Konzentrationslager VII. Sozialistische Werte 15.5.; „Bildungsarbeit“ (Beilage der Gewerkschaftlichen Rundschau Bern)
- Über Egon Erwin Kisch: Landung in Australien. Andor Gabor in IL 4
- Über Annette Kolb: Mozart. Hermann Hesse in NZ 9.5.
- Über S. Kracauer: Jacques Offenbach. Ernst Krenek NZ 16.5., NV 27.6. (Br. Brandy)
- Über Kurt Kläber: Die Toten von Pabjanice. Sozialistische Werte 15.5.; „Bildungsarbeit“ (Beilage der Gewerkschaftlichen Rundschau Bern)
- Über Adolf Koestler: Menschenopfer unerhört. In „Der öffentliche Dienst“ 2.4.; DWa 1.6.
- Über Theodor Kramer: Mit der Ziehharmonika. PT 24.6. (Klaus Mann)
- Über Irmgard Keun: Nach Mitternacht. Klaus Mann in NW 17
- Über E. Kuttner: Hans von Marées. NZ 13.6., NW 23 (Paul Westheim)
- Über Joe Lederer: Blumen für Cornelia. Boh. 27.6. (LW)
- Über Stephan Lackner: Die weite Reise. Franz Leschnitzer in IL 5
- Über Sinclair Lewis: Das ist bei uns nicht möglich. I. Satz in IL 4
- Über Emil Ludwig: Hindenburg. E.J. Gumbel in DW 4/5
- Über Thomas Mann: Harry Slochover in „New Masses“ 27.4.; Hugo Huppert. Thomas Manns Entscheidung, IL 5; F. E. Roth. Goebbels antwortet Th.M. „Der Sozialdemokrat“ 23.5. (Prag); Hugo Huppert: Heinrich Mann, Thomas Mann und die Volksfront. DZZ 12.5.; Literarny Noviny 15.5.
- Über Thomas Mann: Freud und die Zukunft. DW 6 (Alfred Kurella); Franz Wagner: Thomas Manns politisches Bekenntnis. DZZ 5.6.
- Über Willi Münzenberg: Propaganda als Waffe. Kurt Kersten in PT 29.5.; NW 26 (Heinrich Mann). NV 27.6. (F. St.)
- Über H. Mühlestein: Aurora, Friedrich Burschell in NW 14
- Über Robert Musil: Über die Dummheit. in NZ 16.5.
- Über Paul Neubauer: DW 6 (Walther Victor)
- Über Alfred Polgar: „Der Kampf“ Juni (Erich Heller)
- Über Heinz Politzer: Fenster vor dem Firmament. PT 24.6. (Klaus Mann)
- Über Romain Rolland: Tagebuch. in PT 19.5. und über „Gefährten meines Weges“ in WfP 5.6.
- Über Josef Roth: Das falsche Gewicht. WfP 5.6.; Boh. 27.6. (L.W.)
- Über René Schickele: Die Flaschenpost. Klaus Mann in PT 5.5.
- Über Upton Sinclair: William Fox. Fritz Erpenbeck in DW 4/5, „Die Brücke“ 11.6.; ABC (Zürich) 9.6.; Brünner Tagesbote 23.5.; Boh. (LW)

- 16.5.; über „Ende der Armut“ in NZ 23.5.
- Über B. Traven: Die Rebellion der Genekten. G. Schwinghammer in DW 4/5
- Über Arthur Schnitzler: Abenteuer-Novelle. R.Hrt. in NZ 16.5.; NZZ 15.6. (E. K.)
- Über Karl Tschuppik: Ein Sohn aus gutem Haus. NZtg 27. 6. (A.M.F.); Boh. 27.6. (LW)
- Über Alex Wedding: Das Eismeer ruft. Robert Hammer in IL 4; Tvorba 12.6.; Friedrich Burschell in DW 6
- Über Hermann Wendel: Die Mar-seillaise. Friedrich Wolf in IL 4
- Über F. C. Weiskopf: Die Versuchung. Kurt Kersten in PT 12.5.; Sozialistische Warte 1.5.; BN 5/6 6. Über: „Das Herz — ein Schild“ PrT 30.5.; RF (Prag) 30.4.; 28.5.; Prager Montag 24.5.; Rudé Pravo 29.5.; Prager Mittag 4.6.; Tvorba 11.6.; PrPr 11.6.; Boh. 13.6. Der Funke, Juni; Freiheit 21.6.; PT 24.6. (Klaus Mann); NW 26 (Graf)
- Über Hedda Zinner: Unter den Dächern. Franz Leschnitzer in IL 5
- Über Arnold Zweig: Erziehung vor Verdun. DW 6 (Lola Sernan)
- Über IL in NZ 27.4.
- Über „Das Wort“ 4/5 in NZ 20.5.
- Johannes R. Becher: Wachstum und Reife. IL 4
- Regler, DZZ 20.6.
- Willi Bredel: Dem Genossen Ernst Thälmann. DZZ 17.4.
- Lion Feuchtwanger: Literatur und Theater in der SU. NW 26
- Wie das Dritte Reich die Schriftsteller verfolgt. PT 24.6.
- Wolf Franck: Lebendiger Rilke. PT 14.4.
- Kurt Funk: Ein Buch über Ernst Thälmann. DZZ 3.4.
- Ernst Glaeser: Der Novellist Hermann Kesser. NZ 20.6.
- O. M. Graf: Kleine Rede über Brügel. DW 6
- H. W. Katz: Kurze Selbstbiographie. PT 29.5.
- Kurt Kersten: Vier Jahre. DW 4/5
- Wieland Herzfelde: David gegen Goliath (Vier Jahre deutsche Emigrationsverlage). DW 4/5
- Klaus Mann: Krankheit und Gesundheit (über K. Čapek), NW 23
- Oskar Wilde entdeckt Amerika. NZ 16.5.
- Balder Olden: Armer Céline. NW 25
- Rudolf Olden: Politische Literatur der Emigration. DW 4/5
- H. Paul: Die Sprache unserer sowjet-deutschen Zeitungen. DZZ 5.6.
- Peter Roberts: Französische Romane (über Cassou, Aragon, Martin du Gard). „Der Kampf“, Juni
- Lotte Schwarz: Deutsche Literatur über Spanien. „Der Funke“ (Mai)
- Alex Wedding: Kinderliteratur. DW 4/5
- Ernst Wiechert: Ansprache an die münchener Studenten. DW 4
- Arnold Zweig: Emigranten-Literatur. DW 4/5
- Bodo Uhse: Verteidigung der Kultur im Bürgerkrieg. PT 25.4
- Robert Hammer: Deutsche Bibliotheken an der Wolga. DZZ 1.6.
- Alexej Tolstoi: Sowjetliteratur. NW 16
- Biographien antifaschistischer Schriftsteller in DW 4/5
- Buchausstellung 1837—1937 in Paris. DVZ 4.7.; PT 27.6.
- Der Leidensweg eines rumänischen Dichters (Sadoveanu) PT 29.6.

DAS III. REICH

- Academicus: Hochschul-Umbau. NW 22
- Bruno Altmann: Hitler lernt von Karfunkelstein. PT 30.5. Diktatur und politische Satire. PT 18.4.
- Walter A. Berendsohn: Das Nationalzuchthaus. DW 4/5
- Ernst Bloch: Reformation als Farce. NW 20
- Willi Bredel: Buchbilanz. NW 16
- Robert Breuer: Vor einer Lawine brauner Propaganda. (Lehren des pariser Theaterkongresses) PT 14.6.
- T. Efferwalde: Braune Kriminalromane. NW 16
- A. Exelmann: Schirach schmäht Schiller. DVZ 11.4.
- Bruno Frei: Bolschewismus in der Bibel. NW 26

- Peter Hei: Eros und das kleine Gesetz (über Heinrich Hauser). NW 19
- G. Kerber: Die illegale Presse der KPD. — Hbl. Die Presse des deutschen Faschismus. DZZ 5.5.
- Kurt Kersten: Nr. 1913 schreibt einen Roman. IL 4 (über Frank Thieß)
- Anton Kuh: Zur Gedankenfreiheit. NW 17
- H. Lepel: Krisis des Buches. NZ 20. 6.
- Rudolf Leonhard: Ein Nazidichter (Schilling). PT 14. 4.
- Heinz Lunau — Der Leidensweg deutscher Wissenschaft. PT 26. 5.
- Rudolf Müller — Die Filmproduktion des III. Reiches. DZZ 15. 5.
- Karl Obermann: Vier Jahre nationalsozialistische Literatur. DW 4/5
- H. Paul — Unerwünschter Beifall. DZZ 21. 4.
- W. Reiter — Das Ende einer großen Kulturorganisation (Musikverein). PT 29. 6.
- Dr. H. Roesemeier — Ein Kolportageroman von Dietrich Eckardt. PT 6. 6.
- Maximilian Scheer: Kölnische Zeitung. NW 15
- Paul Westheim: Kolbe und Dettmann. NW 19
- Ernst Wiechert: „Eine Mauer um uns baue“. PT 16. 6.
- Dr. B. S.: Nationalsozialistische Wissenschaft. NZ 9. 6.
- J. D.: Deutsche Geschichtsforschung. „Der Kampf“ Juni
- Weimar „Kulturmittelpunkt“ des Dritten Reiches. NZ 14. 6.
- Der „Mythus Hitler“ NZ 8. 6.
- Wilhelm Stapel in Ugnade. NV 27. 6.
- Das Horst-Wessel-Lied vor dem Richterstuhl. NZ 27. 6.
- Die Organisation des Filmwesens in Deutschland (bes. über den Film „Der Tögel“). NZZ 21. 6.
- Bilanz der berliner Theatersaison. NWT 17. 6.
- F. R. A.: Inselbücherei. NZ 10. 6.
- H. L.: Heroische Buchhändler. NZ 14. 5.

- C. M.: Deutsches Frauenschicksal im III. Reich. PT 26. 5.
- Dr. B. S.: Glanz und Niedergang der „Georgia Augusta“. NZ 9. 5.
- f. st.: Das deutsche Buch in der Schweiz. (Soz. (Pr.) 1. 6.

VERSCHIEDENES

- Eugen Braudo: Johannes Brahms. DZZ 3. 4.
- Lion Feuchtwanger: Ein Reisebericht. NW 14
- Fritz Groß: Mai-Tag mit Karl Marx. PT 9. 5.
- Rudolf Leonhard: Dem Andenken Barbusses. PT 5. 5. Alfred Kurella: Barbusse und Lenin. IL 4
- Ludwig Marcuse: Gespräch mit meinen Freunden. NW 21
- Der Erste Mai. NW 22
- Rudolf Olden: Erinnerung an Jastrow. PT 10. 5.
- Emigranten. Pr.T 19.5.
- Manfred Georg: XV. Pen-Kongreß. Soz. 30. 6.; ders. Für die Freiheit des Geistes. NZ 28. 6.
- Ernst Toller: Paul Graetz. DW 6
- Paul Westheim: Die letzte Fahrt des Lovis Corinth. PT 17.6.
- Illegale im Reich. NZ 27. 6.
- Koestler im S.D.S. zu Paris. PT 16. 6.
- Deutsche Kulturarbeit in Südafrika. PT 12. 6.

ABKÜRZUNGEN

BN — Basler Nachrichten; Boh — Bohe-mia; DB — Die Brücke; DVZ — Deutsche Volkszeitung; DW — Das Wort; DWa — Die Wahrheit; DZZ — Deutsche Zentral-Zeitung; IL — Internationale Literatur; NW — Neue Weltbühne; NWT — Neues Wiener Tagblatt; NV — Neuer Vorwärts; NZ — Nationalzeitung (Basel); NZZ — Neue Zürcher Zeitung; PT — Pariser Tageszeitung; PrT — Prager Tagblatt; PrPr — Prager Presse; RF — Rote Fahne (Prag); Soz — Sozialdemokrat (Prag).

ZUR BESPRECHUNG EINGESANDTE BÜCHER:

- Erich Kuttner* — Hans von Marées. Die Tragödie des deutschen Idealismus. (Verlag Oprecht, Zürich)
- Theodor Wolff* — Die Schwimmerin (Verlag Oprecht, Zürich)
- Else Lasker-Schüler* — Das Hebräerland (Verlag Oprecht, Zürich)
- F. C. Weiskopf* — Das Herz — ein Schild (Malik-Verlag, London)
- Bruno Frank* — Der Reisepaß (Querido, Amsterdam)
- A. Döblin* — Die Fahrt ins Land ohne Tod (Querido, Amsterdam)
- Antoine Duclos* — Signaux (Editions du Phénix, Paris)
- Felix Frei* — Heinrich Heine (Editions du Phénix, Paris)
- Wolf Franck* — Führer durch die deutsche Emigration (Editions du Phénix, Paris)
- Berthold Jacob* — Warum schweigt die Welt (Editions du Phénix, Paris)
- Anselm Ruest* — Deutsche und „Arier“ (Editions du Phénix, Paris)
- Mynona* — Der lachende Hiob und andere Grotesken (Editions du Phénix, Paris)
- Emil Ludwig* — Die Kunst der Biographie (Editions du Phénix, Paris)
- Alfred Wolf* — Zur Entwicklung der Lyrik von Novalis (A. B. Lande quistska Bokhandeln)
- Erik Gustaf Geijer* — Impressions of England (Anglo-Swedish Literary Foundation)
- Konrad Max Wogau* — Inhalt und Anfang des Begriffes (Anglo-Swedish Literary Foundation)
- John Lehman* — New writing (Lawrence and Wishart, London)
- Joseph Roth* — Das falsche Gewicht (Querido, Amsterdam)
- Friedrich Wolf* — Die Nacht von Béthineville (Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR)
- Peter Kast* — Kampf an der Grenze (Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR)
- M. J. Brind* — Tränen und Lächeln (Dr. Heinrich Glanz, Wien)
- Anna Seghers* — Die Rettung (Querido, Amsterdam)
- Vicki Baum* — Der große Ausverkauf (Querido, Amsterdam)

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 10

Oktober 1937

J O U R G A Z - V E R L A G M O S K A U

INHALT

Seite

<i>Vorwort:</i>	
Karl Obermann: Zur Schlußsitzung des II. Schriftstellerkongresses	3
<i>Prosa und Lyrik:</i>	
Richard Teclaw: Leinenbootsmann Merten ändert den Kurs	9
<i>Übersetzungen:</i>	
Nordahl Grieg: Ein deutscher Arbeiter	23
<i>In memoriam:</i>	
Franz Leschnitzer: Georg Heym als Novellist	27
Sandor Gergely: Máté Zalka — Paul Lukács	29
<i>Kritik:</i>	
Andor Gabor: Fünf Gedichtbände	34
Fritz Erpenbeck: No pasaran!	45
Maria Arnold: Spanische Silhouetten	46
Spanien zwischen Tod und Geburt	50
<i>II. Internationaler Kongreß der Schriftsteller:</i>	
Rafael Alberti	52
Martin Andersen-Nexö	53
Theo Balk	53
Agnia Barto	54
José Bergamin	55
Bertolt Brecht	58
Willi Bredel	60
Lion Feuchtwanger	63
Nicolas Guillen	63
Hans **	64
Langston Hughes	65
Egon Erwin Kisch	66
Michail Kolzow	68
Heinrich Mann	75
Karin Michaelis	76
Romain Rolland	77
Ludwig Renn	78
Vicente Saez	79
Kurt Stern	80
Anna Louise Strong	81
Paul Gonzales Tuñon	82
Bodo Uhse	83
Cesar Vallejo	85
Alvarez del Vayo	86
Erich Weinert	91
<i>An den Rand geschrieben:</i>	
Brief aus dem Dritten Reich. Der Riesentempel der Öldruckgötter. Zu den Kongreßreden. Die Zeichnungen	93
<i>Bibliographie:</i>	
Antifaschistische Publizistik — Juli 1937	95

Es genügt nicht, sich für Wahrheit und Gerechtigkeit zu entscheiden — es gilt, der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen, es gilt, ihren Triumph herbeizuführen.

Claude Aveline auf dem
II. Internationalen Kon-
greß der Schriftsteller

Mit dem Ruf des französischen Schriftstellers Louis Aragon: „*Ich fordere die Rückkehr zur Realität!*“ beendete der Schriftstellerkongreß im Jahre 1935 seine Beratungen in Paris. Zwei Jahre sind inzwischen vergangen, zwei bedeutungsvolle, ereignisreiche Jahre.

Riesenplakate kündigten der Bevölkerung an, daß die pariser Kongreßsitzungen des Jahres 1937 öffentlich sein sollten. Waren diese Plakate nur eine Kongreß-Ankündigung? Sie waren mehr, sie waren eine Bekanntmachung, daß namhafte antifaschistische Schriftsteller von 28 Nationen, eben aus Spanien zurückgekehrt, öffentlich Zeugnis ablegen wollten. Rückkehr zur Realität?

Ja, diese Schriftsteller haben sich zum Realismus bekannt, sie sind an den Ereignissen der Gegenwart nicht vorübergegangen, sondern haben Stellung genommen und sich bereit erklärt, jene Aufgabe und Verantwortung zu übernehmen, die heute der Rolle des Schriftstellers entspricht. Sie sind nach Spanien gegangen, sie sind im bombardierten Madrid zusammengekommen, sie sind am 14. Juli mit dem Volk marschiert, und als die Sitzungen in Paris beginnen sollten, war das Theater schon eine Stunde vor Beginn von einer Menschenmenge umlagert, die Einlaß begehrte. Zwischen dem Volk saßen die Schriftstellerdelegierten. Von der Bühne blickte ein überlebensgroßes Bild des von den Faschisten ermordeten großen spanischen Dichters herab: Federico Garcia Lorca. Dieses Bild hing über dem Kongreß als das Symbol einer Wirklichkeit, die keine Diskussionen über das Ziel, sondern *Aktionen*

fordert, einer Wirklichkeit, die kaum noch Probleme, sondern eine *Aufgabe* stellt.

Und diese Aufgabe stand auf der Tagesordnung des Kongresses: *Verteidigung der Kultur gegen Krieg und Faschismus*, eine Aufgabe, die durch diesen Kongreß eine aktuelle Konkretisierung erfuhr: Verteidigung des republikanischen Spaniens.

Surrealismus oder Realismus? — auf dem Boden dieser Diskussion war man 1935 zusammengekommen. Diskussionen bedeuten noch keine Verpflichtung, keine Bindung; sie erfordern kaum einen Einsatz, Diskussionen, so wichtig sie auch sind, können letzten Endes nicht den Inhalt einer Tätigkeit ausmachen. Denn Diskussionen, deren Inhalt die Wirklichkeit ist, werden durch die Wirklichkeit entschieden; und diese Entscheidung lautet im gegenwärtigen Augenblick: *Aufgabe — Aktion!* Die Ablösung der Diskussion durch die Aktion ist zu einer entscheidenden Angelegenheit für die Tätigkeit des Schriftstellers geworden — seine Entscheidung ist eine Entscheidung für oder gegen fortschrittliche Entwicklung.

Aktion erfordert mehr als Diskussion, Aktion erfordert Verbundenheit mit der Sache. In seiner Stellung zur Aktion, zu der von der Gegenwart gestellten Aufgabe, zeigt sich die Verbundenheit des Schriftstellers mit seiner Sache.

Der Faschismus hat den Generalangriff auf die Kultur unternommen; Verteidigung der Kultur ist zu einer Aufgabe geworden, die entschiedene Handlungen und klare Stellungnahme erfordert.

„Die Zeiten der schönen Kristallkonstruktionen eines Anatole France oder eines Jules Renard sind vorbei, es ist für den Schriftsteller keine Demütigung mehr, ein politischer Kämpfer zu sein.“

Dieser Satz, der von Jean Richard Bloch in seiner Schlußrede ausgesprochen wurde, bringt die Stimmung zum Ausdruck, die den Kongreß vom ersten bis zum letzten Tag beherrschte. Das, was Jean Richard Bloch in diesem Satz aussprach, war es, was dem Kongreß seinen Charakter verlieh: die Frage nach der Aufgabe, nach der Verantwortung des Schriftstellers im Hinblick auf die gegenwärtige Lage, im Hinblick auf die Verteidigung der Kultur.

Diese Frage nach Aufgabe und Verantwortung des Schriftstellers beantwortete der Kongreß, indem er sich mit den in Spanien kämpfenden Schriftstellern solidarisierte: man sprach von Ludwig Renn, Gustav Regler und anderen als denjenigen, die den Schriftstellern der Welt ein *Vorbild* sind. Sie nahmen einen Ehrenplatz auf dem Kongreß ein. Ihre Tat war dem Kongreß gegenwärtig als die eindrucksvollste Kundgebung schriftstellerischer Verantwortungsbereitschaft. „*Die Kultur ist nichts anderes als der höchste Ausdruck der Menschenwürde*,“ sagte der spanische Schriftsteller Ramon Sender, und für die Verteidigung dieser höchsten Menschenwürde haben sich Schriftsteller in die Kampffront gestellt. Der englische Schriftsteller Ralph Fox und der ungarische Schriftsteller Paul Lukács sind an dieser Front gefallen, doch auf dem Kongreß waren sie lebendige Zeugen einer

Schriftstellergeneration, die im Kampf für Freiheit und Menschenwürde eine Verantwortung übernommen hat.

Geschichte schreiben oder Geschichte machen? Wenn diese Frage auf einem *Schriftstellerkongreß* auftauchen konnte, so nur deshalb, weil die Realität der Gegenwart die Realität der schriftstellerischen Tätigkeit geworden ist. In dieser Frage liegt der Wille zur Verantwortung. Hinweisend auf Ludwig Renn, erklärte Jean Richard Bloch: „*Die Rolle des für die Freiheit kämpfenden Schriftstellers ist nicht, Geschichte zu schreiben, sondern Geschichte zu machen.*“ Das heißt: auch das Schreiben des Schriftstellers muß eine Aktion im Sinne der geschichtlichen fortschrittlichen Entwicklung, eine Realität sein.

Und weil man sich zur Realität bekannte, weil dieser Kongreß bei allen Fragen von der Realität ausging, ergab sich, daß die Entscheidung für den Realismus in der Literatur keine Entscheidung für eine *Form*, sondern für einen *Inhalt* war, eine Entscheidung also, die die Frage des Inhalts zu einer Frage nach der Aufgabe, der Verantwortung, der Forderungen machte. Indem man sich auf den Boden der Realität stellte, fragte man nach ihrem Sinn und Inhalt, fragte man nach der Aufgabe, die diese Wirklichkeit im allgemeinen, und damit der Literatur im besonderen, stellt. „Nicht Geschichte schreiben, sondern Geschichte machen“ — damit sollte gesagt werden: den Inhalt so gestalten, daß er der Entwicklung dient, sie fördert, daß er die Entwicklung im Sinne von Freiheit und Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenwürde beeinflußt; damit sollte weiter gesagt werden: die Literatur darf sich nicht auf das Beschreiben der Wirklichkeit beschränken, sie muß Kritik und Forderungen in ihre Gestaltung einbeziehen, sie muß für etwas kämpfen, sie muß die wahre Vertreterin von Freiheit und Menschenwürde sein! Darum wurde es auf diesem Kongreß einmal ganz klar ausgesprochen: es gibt für den Schriftsteller keine *Neutralität*. Neutralität nützt der Reaktion und ist Verrat an der geistigen Verpflichtung, die ein Schriftsteller durch seine Tätigkeit übernommen hat. Es war kein Geringerer als der bekannte französische Schriftsteller Julien Benda, der Verfasser des Buches „*La trahison des clercs*“, der erklärte:

„Viele Intellektuelle haben den wahren Sinn des Wortes Intellektualismus, der Geistigkeit, falsch gelegt, um sich in den Dienst persönlicher Interessen, in den Dienst der bürgerlichen Klasse zu stellen, das heißt: sie haben Politik im niedrigen und ungeistigen Sinne dieses Wortes gemacht.

Ich glaube, daß der Intellektuelle nur dann wirklich seiner geistigen Rolle gerecht wird, wenn er sein Oratorium verläßt, um seinen Willen zur Gerechtigkeit kundzutun. Das hat nichts mit dem gemeinen Spiel zu tun, das man „Politik machen“ nennt. Man könnte Bände mit den Beispielen großer Intellektueller ausfüllen, die in der Geschichte im Sinne ihrer geistigen Berufung kämpften. Um nur auf die jüngste Vergangenheit zurückzugreifen, nenne ich unseren Romanschriftsteller Emile Zola, der seine geistige Sendung nicht verriet, als er den gierigen Beutetieren seiner Zeit die bekannten Worte „*J'accuse*“ entgegenschleuderte.

Kameraden, wir wollen diesen großen Männern folgen, indem wir uns auf die Seite des republikanischen Spanien für die Verteidigung der Gerechtigkeit und der Freiheit stellen!“

Der sowjetische Schriftsteller Wischnewski erklärte:

„Dieser Kongreß ist eine geistige Mobilisierung der Schriftsteller der ganzen Welt!“

Denn im gleichen Maße, in dem dieser Kongreß mit der Wirklichkeit verbunden war, wurde er zu einem Aufruf zur Besinnung auf die wahre Berufung des Intellektuellen, wurde er zu einer Verurteilung jedes Neutralitätsstandpunktes, wie immer er auch begründet werden sollte, wurde er zu einer Verdammung aller derjenigen, die ihr schriftstellerisches Handwerk nur als die Kunst, Sätze zu bilden, auffassen und in Bezug auf den Inhalt jede Verantwortung missen lassen, wurde er zu einem offenen Abrücken von dem Verrat eines André Gide.

Das Bekenntnis zur Realität war in erster Linie ein Bekenntnis zur spanischen Republik. Der Kampf in Spanien war für den Kongreß die Realität, durch die am eindeutigsten die schriftstellerischen Aufgaben bestimmt, durch die am eindeutigsten die Begriffe und Forderungen klar werden, mit denen sich die Literatur in ihrem Kampfe um die Verteidigung der Kultur gegen Faschismus und Krieg befassen muß. Denn an jener Front, wo der Faschismus seine Kräfte konzentriert, müssen auch die Schriftsteller — Kämpfer für Freiheit und Menschenwürde — ihre stärkste Kraft einsetzen. Spanien ist ein Beweis dafür, daß, wie sich der französische Schriftsteller Paul Vailant-Couturier ausdrückte,

„die Zeit der Phrasen vorbei ist, daß der Schriftsteller zur Aktion bereit sein muß, daß sein mächtiger Solidaritätswille sich in Taten umsetzen muß, daß sein Wirklichkeitsgefühl ihn von nun an davor bewahren muß, in die Gefahren des Schematismus zu verfallen.“

Im Hinblick auf die Realität in Spanien jeden Schematismus und Formalismus in der literarischen Gestaltung abzulegen, entsprechend den jeweiligen Forderungen und Bedingungen des Kampfes realistisch zu gestalten, um „Geschichte zu machen“, um mit der Waffe des Schriftstellers, der Feder, so zu kämpfen, wie es die Situation erfordert, das kann als die literarische Forderung des Kongresses betrachtet werden. „Spanien“ — so sagte Paul Vailant-Couturier weiter —

„in diesem Begriff vereinigt sich unser Kampf für die Menschenwürde. Alle Kräfte der Unterdrückung in der Welt, alle, die dem Menschen mit allen Mitteln seine Würde streitig machen wollen, haben sich gegen das demokratische Spanien verbündet. Die dunklen Mächte, die Profitinteressen, der Rassismus, sie alle wenden sich gegen den Strom der menschlichen Einheit, der alle Schranken beseitigt und allein imstande ist, dem Menschen seinen Platz in einer befreiten und brüderlichen Nation zu sichern.“

Wie in Spanien auf den Schlachtfeldern des Todes neues Leben erblüht, eine neue Gesellschaft entsteht, so muß auch der Schriftsteller im Sturm der Ereignisse jene neue Literatur schaffen, die den „Menschen proklamiert“, die die neue Gesellschaft gestaltet.

Wenn man in diesem Zusammenhang von einem Problem der literarischen Gestaltung sprechen will, so handelt es sich darum: in der Gestaltung stets die realen Aufgaben, die realen Bedingungen der Situation, die not-

wendigen Forderungen zu erfassen. Dazu sagte der englische Schriftsteller Spender:

„Die gute Poesie ist keine bloße Wiedergabe der Lebensäußerungen, des Heroismus anderer, sie kann nur durch die Art eigener Erfahrungen befruchtet werden.“

Das kann nur heißen, daß der heutige antifaschistische Schriftsteller selbst ein Kämpfer sein muß, selbst im politischen Kampf stehen muß, wenn er für diesen Kampf schreiben will, wenn er die Forderungen, die sich in diesem Kampf ergeben, begreifen und richtig gestalten will. Die Frage steht heute: Leben in Freiheit und Menschenwürde oder Untergang in Knechtschaft und Barbarei. Aber beides — Freiheit und Menschenwürde wie Knechtschaft und Barbarei — hat reale gesellschaftliche Grundlagen; und deshalb ist es für diejenigen, die sich berufen fühlen, Träger des Ideals wahrer Menschenwürde und Kämpfer für die Freiheit zu sein, für die Schriftsteller, eine Notwendigkeit, eine dringende Verpflichtung geworden, die sozialen Grundlagen, die realen Ursachen, die Zusammenhänge der gesellschaftlichen Erscheinungen zu erkennen — wie sollte er sie sonst realistisch gestalten können? Wesentliches sagte hierzu Bertolt Brecht:

„Die furchtbaren Ereignisse in Spanien fördern klar zu Tage, daß die Zerstörung von Guernica und die Besetzung der deutschen Gewerkschaftshäuser im Mai 1933 von der gleichen Ursache ausgehen. Der Schrei derjenigen, die man in aller Öffentlichkeit mordet, vermischt sich mit dem Brüllen derjenigen, die man in den Gestapokellern martert. Die faschistischen Diktaturen wenden heute gegenüber dem fremden Proletariat die gleichen Methoden an, die sie an ihrem eigenen Proletariat ausprobiert haben ... Man hat sich nicht schnell genug darüber Rechenschaft gegeben, daß die Zerstörung der Gewerkschaften und der Kathedralen und anderer Kulturdenkmäler die gleiche Sache ist.“

Und er kommt zu der Schlußfolgerung:

„Die Kultur, die so lange, zu lange zu ihrer Verteidigung gegen die materiellen Waffen des Angreifers nur die Waffen des Geistes hatte, diese Kultur ist nicht nur eine geistige Angelegenheit, sondern auch — und sogar in erster Linie — ein materieller Wert. Es handelt sich also heute darum, sie auch mit materiellen Waffen zu verteidigen.“

Dieses Bekenntnis zu der Aufgabe, als Schriftsteller und gerade als Schriftsteller den praktischen Kampf für die Kultur angesichts des Zerstörungswerkes des Faschismus zu führen, findet sich auch in den Worten Heinrich Manns:

„Ich habe nur ein einziges Bedauern: nicht mehr dreißig Jahre alt zu sein. Und ich versichere Sie, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einige meiner Kollegen beneide. Es sind diejenigen unter ihnen, welche das Schicksal ausersehen hat, die Waffen der Freiheit zu tragen ... Was gibt es von nun an Natürlicheres, als daß die Schriftsteller der Sache des Volkes mit Leib und Seele ergeben sind und daß sie ihr Blut in Spanien vergießen?“

Was ist natürlicher, so kann man hinzufügen, als daß Spanien die Schriftsteller der Welt im Kampfe eint? Amerikanische Negerschriftsteller kämpfen gegen Unterdrückung der Rasse, das Schlachtfeld für diesen Kampf heißt

nicht nur Cuba oder Nordamerika, es heißt Spanien. Südamerikanische Schriftsteller kämpfen gegen Diktatur und Ausbeutung, das Schlachtfeld heißt nicht nur Brasilien, Argentinien, es heißt gleichzeitig Spanien. „*Spanien ist es, das uns eint*“, so rief der argentinische Schriftsteller Gonzales Tuñón aus. Dieser Ausruf war eine Bestätigung der internationalen Kampfeinheit und Solidarität der Schriftsteller.

Doch unter der Losung „Spanien“ hat sich nicht nur die Kampfeinheit der Schriftsteller vollzogen, unter dieser Losung haben sich auch Schriftsteller und Arbeiter zusammengefunden. Der französische Schriftsteller André Chamsón hatte eben seine Ausführungen über den Kampf Spaniens als Kampf für die ganze Menschheit beendet, als die Besatzung des von den Rebellen gekaperten und eine Woche zurückgehaltenen französischen Handelsschiffes „Trégastel“ hereinkam, um die Schriftsteller zu begrüßen. „Wir verstehen es nicht, öffentlich zu sprechen, aber wir können handeln und wir sind bereit, morgen wieder nach Santander zu fahren.“ So erklärte ein Obermatrose der „Trégastel“. Der Beifall sagte den Matrosen, daß auch bei den Schriftstellern in dieser Situation das Handeln gilt. Als die dänische Schriftstellerin Karin Michaelis von der Waffe des Schriftstellers sprach, stand ihr zur Seite eine Arbeiterdelegation der Automobil- und Kampfwagenfabrik Renault. Nachdem Bertold Brecht von der Analogie der Zerstörung der Gewerkschaften in Deutschland und der Vernichtung von Guernica gesprochen hatte, kam eine Delegation der Arbeiter der Weltausstellung und erklärte: „Unsere Sache ist die eure!“

Die Rückkehr zum Realismus ist die Rückkehr zum Volk, heißt Kampf für die Sache des Volkes. „J'accuse!“ — so hatte einst Emile Zola gerufen, aber die Anklage allein genügt in der heutigen Situation nicht mehr, und so erklärte der sowjetrussische Schriftsteller Wischnewski, unsere Losung müsse sein: „*Faschismus, wir werden dich vernichten!*“

Vernichtung des Faschismus als Aufgabe des Schriftstellers, das heißt aber, sich zu einem Realismus bekennen, der, wie sich Louis Aragon ausdrückt, „um die menschliche Realität und ihre Wechselbeziehungen zu Zeit und Gesellschaft weiß“, zu einem Realismus, „der die Feuerprobe besteht“.

Karl Obermann

LEINENBOOTSMANN MERTEN ÄNDERT DEN KURS

Erzählung aus dem gleichgeschalteten Danzig

von

Richard Teclaw

Heinrich Merten schultert mit kühnem Schwung den Seesack, der seine ganze Habe enthält, balanciert über die primitive Gangway und steht wieder an Land. Mit angewinkelttem rechtem Unterarm und einer leichten Kniebeuge schiebt er den Bund der blauen englischen Hose, seines besten Stücks, höher hinauf, spuckt kräftig aus und überquert zielsicher die verworrenen Schienenstränge der Hafenbahn. Nicht einen Blick wirft er zurück auf den alten Dampfer, der ihm vier Monate lang Heim und Arbeitsstätte bedeutete — wie man so schön sagt.

Ein ordentliches Stück Welt hat er kennengelernt und aus sechs Jahren Seefahrt eine ganz große Lehre gezogen: überall in der Welt sind und bleiben arme Hunde wie er billige Arbeitskräfte; in Schweden oder an der Adria, in einem südamerikanischen Hafen oder in Schanghai — das gleiche Plagen und Schuften um ein bißchen tägliches Fressen. Wohin man kommt: „Beachcomber“ — Seeleute ohne Schiff, aus aller Herren Länder dorthin gespien; niemand sucht romantische Abenteuer, sondern alle jagen einem Stück Brot nach. Er hat unter allerlei windigen Listen und fadenscheinigen Vorwänden von dem dreckigen Portugiesen abgemustert, hat Arbeit und Brot aufgegeben, ohne zu wissen, was ihm die nächste Zukunft an Not und Entbehrung bringen wird. Aber er hat es satt; er ist der Hölle entronnen, und nach vier Monaten Plackerei als Kohlenzieher freut er sich endlich wieder, daß er lebt und atmet. Bevor er sich erneut anheuern läßt, will er die Lage an Land peilen. Zu Hause soll ja vieles anders, ganz anders geworden sein.

In der Südsee hat ihn die erste Nachricht von einer großen politischen Umwälzung in Deutschland erreicht. Als er von Hause fortmachte, war er noch ein halbes Kind, und inzwischen hat er wenig aus der Heimat gehört. Er kann leidlich englisch sprechen und sich in einigen anderen Sprachen zur Not verständigen, aber zum Lesen einer ausländischen Zeitung langt es nicht; deutsche Blätter aber sind ihm nur selten in die Finger gekommen. Von den Nazis hat er nur unklare Vorstellungen, aber er besinnt sich auf einen Vorfall im Hafen daheim. Er brachte damals als Junge seinem Vater, der als Vormann einer Stauerkolonne arbeitete, das Vesperbrot auf einen Dampfer, der seine Ladung löschte. Während der Vater aß und dazu aus der

großen Blechflasche den Kaffee trank, war er am Ufer herumgestrolcht. Plötzlich tauchte aus der Richtung Stadt ein Trupp Männer auf. Es mochten zehn oder zwölf sein, die da mit gröhlichem Gesang im Gleichschritt anmarschiert kamen. Alle trugen Schaftstiefel zu einer braunen Uniform. Er, Heinrich, lief dem Trupp neugierig entgegen und sah, daß die so laut und forsch Marschierenden durchweg recht junge Burschen mit auffallend käsigem Gesichtern waren, die aber finstere, bärbeißige Mienen zur Schau trugen. Darüber mußte der kleine Heinrich hell auflachen, was den Zorn des einen Uniformierten erweckte. Er sprang aus der Reihe, versetzte ihm eine wuchtige Ohrfeige und brüllte: „Dreckige rote Scheißbrut!“ Die anderen Uniformierten riefen „Recht so!“ und „Bravo!“ und „Sieg Heil!“. Heinrich unterdrückte die Tränen, die ihm kommen wollten und sah suchend nach einem handlichen Stein, um sich für den Schlag zu rächen — da bemerkte er, daß der ganze Trupp jäh stehengeblieben war. Er sah seinen alten grauhaarigen Vater da hinten angerannt kommen. In der Hand trug er einen der kurzen Stauerhaken und schrie: „Hein, holl se upp! Eck koom all...!“ Meinte der Vater das im Ernst? Sollte er, der kleine Junge, das Dutzend Uniformierte aufhalten? Bevor aber Heinrich zur Besinnung kam, machte tatsächlich der ganze Trupp wie auf Kommando kehrt und fegte in wilder Flucht an ihm vorbei der Stadt zu.

Heinrich Merten hat nie genau erfahren, wie der Vater den Ruf meinte, denn der Alte war ein wortkarger Mann und ging nach dem Vorfall schweigend an seine Arbeit. Später hörte Heinrich, daß die Uniformierten Nazis waren. In dem Hafenvorort Neufahrwasser, wo seine Eltern wohnten, sah man die Sorte nur vereinzelt, aber in der Stadt, in Danzig, wohin er ganz selten kam, sollten sie häufiger anzutreffen sein...

Dieser Vorfall steht Heinrich Merten jetzt, wie er die Gleisanlagen überquert, wieder deutlich vor Augen. Er sieht im Geiste die Langbestiefelten vor seinem alten Vater davonrennen wie Hasen vor dem Hund. Und er muß lachen, wie er damals gelacht hat. Ohne zu überlegen oder an die Folgen zu denken, war der Vater auf ein Dutzend uniformierte Nazis losgegangen, und Heinrich weiß, daß unter den danziger Hafenarbeitern kaum einer gewesen wäre, der in ähnlicher Lage anders gehandelt hätte. Waren es nicht danziger Stauer, die vor Jahren bei einem italienischen Flottenbesuch anmaßend und frech auftretende faschistische Matrosen jämmerlich verprügelten? Und sollten stettiner, kieler, hamburgischer Schauerleute aus anderem Material geformt sein? Nein, nein, und hundertmal nein!

Er versteht vieles nicht...

In Bahia hat er die Nachricht vom Tode seines Vaters erhalten: ein Nachbar der Mutter schrieb lakonisch, der Vater sei bei einem Unfall ums Leben gekommen. Die zittrige ungelenke Hand der Mutter hatte einen Gruß angefügt und die schüchterne Bitte, ob er nicht bald einmal nach Hause kommen möchte. Damals hat er den Entschluß gefaßt, auf dem kürzesten Wege heimzukehren...

Die Mutter leidet sicher Not; die Seefahrt hat er satt; Arbeit wird es auch daheim an Land geben — also!

Seine geringen Ersparnisse hat er der Mutter vorausgeschickt. Ein paar Wochen dauerte es, bis er einen geeigneten Dampfer fand, und dann machte der verdammte Kasten die blödsinnigsten Abstecher, um doch endlich in die Danziger Bucht zu steuern und ein Stück weichselaufwärts zu verholen.

Und nun ist er wieder daheim, und in einer knappen halben Stunde wird er die Mutter in die Arme schließen. Sein Weg führt quer durch den Hafenbezirk. Leicht und beschwingt schreitet er aus. Ein nie gekanntes Gefühl steigt in ihm auf. Er möchte singen, unterläßt es aber, damit man ihn nicht für betrunken hält.

Neugierig schaut er sich in der altvertrauten Gegend um, in der er jeden Meter Boden, jeden Winkel, jedes Dock, jeden Schuppen und Ladekran kennt. Hier ist der Holzplatz, wo er mit einer verwegenen Schar „Indianer und Trapper“ spielte; dort der alte Prahm mit der Fährbude, ihre „Pirateninsel“; jetzt kommt die Bootswerft...

Ob der alte Wächter ohne Nase und mit dem goldenen Ohrring noch lebt? Der Alte war sein besonderer Freund. Den wird er gleich an einem der nächsten Abende besuchen. Und er wird ihm von seinen Fahrten erzählen und sich belehren lassen müssen, daß die sechs Jahre natürlich kein richtiges Seemannsleben waren; denn Dampfer seien im Grunde genommen doch keine Schiffe, sondern „auch so Fahrzeuge...“

„Na ja, gewiß“, wird der Alte knautschen, „die Zeiten ändern sich, aber was 'n richtigen Ship is, das is 'n Segelship!“ Und dann wird Heinrich wieder die halbvergessenen Geschichten aus märchenhaften Zeiten in neuer Ausschmückung hören. Herrgott, der alte Jochen hat ihm doch damals mit flackernden Händen und aufgeregten seinen alten Seesack wie ein Heiligtum auf die erste Reise mitgegeben —! Beinahe hätte er das vergessen. Er wird dem wunderlichen Kauz einen ordentlichen Tampen Kautabak als Gegengeschenk mitnehmen...

Die ersten Wohnhäuser von Neufahrwasser tauchen auf. Heinrich Merten marschiert mit blanken Augen. Er ist zweiundzwanzig Jahre alt; er freut sich, die Stätten seiner Kindheit und vor allem seine Mutter wiederzusehen. Das Leben hat ihn nicht gerade sanft angefaßt; sentimentale Regungen sind ihm fremd. Als ihn die Nachricht vom unerwarteten Tode seines Vaters erreichte, vergoß er keine Tränen; er war nur traurig. Hoffentlich hat es die Mutter nicht zu arg gepackt, denkt er.

Er biegt um die Ecke, und da am Ende liegt auch schon das winzige uralte Fischerhäuschen mit dem kleinen Ziergarten davor, das der Familie Merten seit vielen Generationen gehört. Hinter den niedrigen Fenstern mit den blanken Scheiben und den blütenweißen Tüllgardinen erspäht er schon von weitem eine kleine Gestalt.

Den Seesack setzt er ab und schleicht auf Fußspitzen durch das Gärtchen. Sein Finger tippt an die Scheibe: „Hallo, Mudder!“

Draußen ein spitzer Vogelschrei. Der Strickstrumpf entfällt den runzeligen, geschäftigen Händen. Weitauf starren die Augen hinter der verbogenen Nickelbrille; und dann öffnet sich der Mund und jubelt: „Heinrich... Jung', min Jung'!“ Wie ein Wiesel huscht das zierliche alte Frauchen zur Tür und reißt sie auf.

Heinrich Merten nimmt die Mutter wie ein Kind in die starken Arme, wirbelt sie herum und orgelt ein dröhnendes Lachen.

Mutter und Sohn sitzen an dem mit buntem Wachstuch überzogenen Tisch. Zwischen ihnen steht die bauchige, braune Steingutkanne mit heißem Kaffee, die Schüssel mit fettriefenden Räucherflundern, der Korb mit einem Knust Brot. Heinrich ißt mit ungeheurem Appetit; vor sechs Jahren hat er zum letztenmal Räucherflundern gegessen.

Die Mutter belutscht eine Gräte und läßt dabei kein Auge von dem Sohn. Wie groß ihr Einziger geworden ist: und wie breit! Und wie hübsch der Bengel sich rausgemacht hat: das volle braune Haar, die grauen Augen...

„Hast du 'ne Braut, Heinrich?“ fragt die Mutter sinnend.

Heinrich schießt einen verschmitzten Blick über den Tisch und wiegt unbestimmt den Kopf. Dabei schweifen seine Augen über die Mutter hinweg und bleiben an einem Bild über dem Sofa haften, das früher nicht dort hing. Eine große Photographie, ein ulkiges Gesicht, das ihm bekannt erscheint und doch ganz fremd ist. Er erhebt sich halb von seinem Sitz und betrachtet aufmerksam das Porträt. Dann feixt er über die melancholische Haartolle, das komische Schnurrbärtchen...

Heinrich hat das Bild zwei-, dreimal in englischen Blättern gesehen. Gelassen kaut er weiter und fragt so nebenhin, woher das Bild komme und warum es ausgerechnet über dem Sofa hänge, wo sich doch früher Großvaters Photographie in Lotsenuniform befand.

Die Mutter schaut ein wenig verlegen drein und erzählt stockend: gleich nach Vaters Begräbnis sei ein Herr in Uniform zu ihr gekommen und habe ihr das Bild zum Kauf angeboten. Sie habe ihm erklärt, daß sie jetzt, da Vater tot sei, und sie doch über kein Einkommen verfüge, keine Neuanschaffungen machen könne. Aber darauf sei der Herr böse geworden und habe sie hart angefahren. Für das Bild, das in jeden anständigen Haushalt gehöre, müsse man auch das härteste Opfer bringen. Um der neuen Volksgemeinschaft ein leuchtendes Beispiel zu geben, sei die Partei sogar bereit, weniger bemittelten Volksgenossen das Bild auf Ratenzahlungen zu überlassen. Auch das könne sie nicht, habe sie zur Antwort gegeben, denn sie wisse ja nicht, ob sie die Verpflichtungen werde einhalten können. So, habe darauf der Herr kalt gesagt, dann werde sie wohl gar Wohlfahrtsunterstützung beantragen, wie? Ja, leider! habe sie seufzend eingestehen müssen. Worauf der Herr grinsend meinte, „den Zahn solle sie sich man ziehen lassen“, denn wer nicht einmal zu einem kleinen Opfer für die Allgemeinheit bereit sei, könne nicht erwarten, daß der Staat an seinem Wohlbefinden Interesse nehme. Er rate ihr, doch lieber das Bild zu kaufen...

Sie läßt müde den Kopf sinken und faltet resigniert die Hände im Schoß und setzt leise hinzu, sie habe dann doch einen Zettel unterschrieben; der Herr sei dann auch gleich wieder freundlich geworden und habe den Platz für das Bild ausgesucht und es selbst aufgehängt. Fünfundzwanzig Pfennige die Woche koste es, und es sei schon halb bezahlt, sagte die alte Frau mit einem um Nachsicht werbenden schwachen Lächeln.

Heinrich hat schweigend zugehört und fragt jetzt, ob die Mutter denn Wohlfahrtsunterstützung beziehe.

Nein, gibt sie zurück, man habe das abgelehnt, weil sie ja noch das Häuschen besitze und vermieten oder es verkaufen könne.

„Aber wer will schon hier draußen eine der kleinen Stuben mieten?“ wirft er ein. „Und verkaufen?“

Sie schüttelt energisch den Kopf. Das Häuschen solle dereinst Heinrich und seiner Familie als Wohnung dienen, meint sie und schaut den Sohn liebevoll an.

Der aber macht plötzlich ein finsternes Gesicht und erkundigt sich, wovon die Mutter denn jetzt lebe.

Ach, sagt die kleine Frau und schlägt einen fröhlichen Ton an, was brauche sie allein schon zum Leben? Zuvächst war ja Heinrichs Geld da, und dann . . . „na ja, die Stauerkolonnen, bei der Vater Vormann war, die haben immer zusammengelegt und im Hafen gesammelt, alle Woche, ja . . . aber dann sind ein paar von den Männern bestraft worden — mit Gefängnis, Heinrich — weil private Geldsammlungen verboten sind . . . ja, und jetzt müssen sie vorsichtig sein und bringen Lebensmittel, auch jede Woche, und manchmal liegt doch ein Gulden oder zwei in dem Paket.“

Der Bissen in Heinrichs Mund wird immer größer. Nur mit Mühe würgt er ihn hinunter. Er deutet auf den Tisch und fragt, ob das da auch von den Arbeitskameraden stamme.

Die Mutter nickt, und eine Blutwelle steigt ihr dabei ins Gesicht.

Heinrich schiebt langsam den Teller zurück. Er kann nicht weiteressen: soll er hier der Mutter wegfressen, was die Männer sich und ihren Familien vom Mund abgespart haben? Er reckt sich in den Schultern. Das wird jetzt anders, denkt er, ich bin wohl gerade zur rechten Zeit nach Hause gekommen!

Die Mutter ist auf ihrem Stuhl zusammengesunken; unsagbar klein und hilflos sieht sie aus.

Der große Sohn steht auf, geht um den Tisch und legt behutsam einen Arm um ihre Schultern.

In dem pergamentenen, von tausend Falten und Fältchen zerfurchten Gesicht der Frau zuckt es, als wolle sie weinen, aber dann haucht sie nur leise: „Daß du da bist, Heinrich, das ist gut . . .“

Eine lange Weile bleibt es ganz still in dem kleinen Raum. Dann richtet Heinrich sich auf und stopft sich umständlich eine Pfeife. Dicke Schwaden qualmend, setzt er sich wieder und bittet die Mutter mit vorsichtigen Wor-

ten, ihm nun zu erzählen, wie der Unfall geschah, bei dem Vater ums Leben kam. Er versucht keine Rührung aufkommen zu lassen und gibt sich den Anschein, als beschäftige ihn hauptsächlich die technische Seite der Tragödie. Er weiß ja, daß solche Unfälle hier sehr gründlich und eingehend besprochen werden, denn was dem einen heute zustößt, kann morgen dem anderen geschehen: man kennt die Antreiberei im Hafen, die mangelhaften Sicherheitseinrichtungen... „Also wie war das bei Vaters Unfall?“

Die Mutter schluckt ein paarmal und verkrampft die Hände. Ihre Augen brennen starr ins Weite und sehen den Sohn nicht an, während sie eintönig berichtet: es sei eigentlich kein Unfall gewesen; aber der Nachbar, der Heinrich schrieb, habe gemeint, es sei besser, von einem Unfall zu sprechen, denn man wisse heutzutage nie, was mit Briefen geschieht, die ins Ausland gehen; und dem Toten wäre es ja auch gleichgültig, ob er bei der Arbeit verunglückt oder... ermordet worden wäre.

„Mutter!“ schreit Heinrich und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller klirren. „Mutter, was sagst du da?“

Die alte Frau hebt beschwörend die Hände und nickt wie ein Automat. Der Nachbar habe das so gesagt, fährt sie fort, und er meinte auch, wenn wir die Wahrheit schrieben, dann käme sicher die Polizei, und es würde heißen, wir verbreiteten Greuelmärchen ins Ausland — oder wie das heißt. Und das würde sehr schwer bestraft. Der Vater wäre eines Abends von der Arbeit nach Hause gegangen und da wäre unterwegs einer von diesen Leuten in der braunen Uniform auf ihn zugekommen und hätte ihm den neu-modischen Gruß, den man jetzt so oft hört, geboten. Der Vater hätte freundlich „Guten Abend“ zurückgegeben und wäre ruhig weitergegangen. Den anderen schien das zu ärgern. Er lief dem Vater nach und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Natürlich schlug der Vater zurück. Daraufhin zog der Braune seinen Ehrendolch und stieß ihn dem Vater zweimal in den Unterleib...

Die Mutter schweigt und sitzt reglos wie eine Puppe. Heinrich neigt sich weit über den Tisch. Seine Schläfenadern schwellen dick an. „Und...“ fragt er verhalten, „und... der... der... Mörder?“

In einem Tonfall, der so klingt, als spreche ein Schulkind eine auswendig gelernte Aufgabe, leiert die Mutter weiter. Das Gericht habe den Täter freigesprochen. Er habe in Notwehr gehandelt. Mit dem ersten Schlag, der übrigens nicht ernsthaft gemeint war, habe er den anderen zur Achtung nationaler Belange ermahnen wollen; daß er sich danach gegen den Angriff des Hafenarbeiters Merten mit der blanken Waffe zur Wehr gesetzt habe, sei nicht nur sein gutes Recht, sondern sogar seine soldatische Pflicht gewesen. Wenn der alte Mann dabei ums Leben gekommen wäre, so sei das gewiß bedauerlich, aber dem Angeklagten daraus einen Vorwurf zu machen, hieße den Sinn deutscher Ehrbegriffe in ihr Gegenteil verkehren...

„Wie heißt das Schwein?“ knurrt Heinrich dumpf.

„Erich Schmidt“, antwortet die Mutter, „Scharführer Erich Schmidt“. Und sie erzählt weiter: er habe mit dem Vater schon einmal einen Zusammen-

stoß gehabt, im Hafen, vor etwa acht Jahren. Damals, so habe das Gericht festgestellt, sei der Vater ohne ersichtlichen Grund auf den Scharführer und seine Leute mit einem Stauerhaken losgegangen, und um ein Unglück zu verhüten, sei man dem blindwütigen Mann aus dem Wege gegangen. Aber der Vorfall sei bezeichnend; er lasse deutlich erkennen, welch ein gemeingefährliches Individuum der Erstochene bei Lebzeiten war. Dagegen wisse man, wie umsichtig und besonnen der angeklagte Scharführer in kritischen Situationen zu handeln pflege.

Heinrich fährt sich mit der flachen Hand über die Augen. Eine Reihe scharfgezeichneter Bilder stürmen auf ihn ein. Wieder sieht er sich mit dem Vesperbrot beim Vater, sieht die braune Horde grölend heranmarschieren, spürt brennend die Ohrfeige des Uniformierten... und da hinten kommt der Vater mit geschwungenem Stauerhaken... und wie die Langbestiefelten rennen...! Er weiß plötzlich, warum der Vater ermordet wurde: der feige Truppführer hat zu gegebener Zeit Rache geübt! Aber das Gericht, denkt Heinrich, das Gericht — spricht das einen heimtückischen Meuchelmörder einfach frei? Läßt ihn herumlaufen, belohnt ihn sogar noch wegen der gemeinen Tat?

Ja, stellt er sachlich fest, es ist vieles anders geworden zu Hause. Schwerfällig erhebt sich der Zweiundzwanzigjährige vom Tisch. Sein leerer Blick streift wieder die Wand und wird fest; mit einer Kopfbewegung auf das Bild deutend, sagt er im heimatlichen Platt: „Mudder, schmiet dat Schietkram waach!“

Die alte Frau schreckt zusammen, kehrt in die Gegenwart zurück.

„Wenn du meinst, Heinrich... wenn du meinst...“ flüstert sie bereitwillig und nimmt geschäftig das Bild von der Wand und trägt es hinaus. Mit dem Lotsenporträt kommt sie eilig zurück.

Heinrich hängt es auf seinen alten Ehrenplatz. „So, Mudder“, lacht er breit, „nu senn wi wedder kloar!“

Noch am gleichen Abend geht Heinrich aus. Es drängt ihn, die alten Freunde zu sprechen. Er will von ihnen hören, was sie machen, wo sie arbeiten, kurz, wie es ihnen in der Zeit seiner Abwesenheit ergangen ist. Von ihnen wird er auch am meisten über die neuen Verhältnisse erfahren. Er schlendert durch den Ort und späht nach Bekannten aus.

Der erste, der ihm begegnet, ist Willi Knut. Mit ihm hat Heinrich Merten die Schulbank gedrückt. Manchen Bubenstreich haben sie gemeinsam ausgeheckt, aber richtige Freunde waren sie nie. Dennoch begrüßen sie einander lärmend und herzlich. Fragen und Antworten überstürzen sich, denn beide sind jung und begierig, Neues zu erfahren. Heinrich erzählt in groben Umrissen von seinen Fahrten. Der andere wird immer einsilbiger. Heinrich will es scheinen, als sei Willi plötzlich verstimmt. Neidet er ihm seine Erlebnisse? Idiot! denkt Heinrich und erkundigt sich angeregt, was Willi treibe.

„Tja“, sagt Willi gedehnt, er rackerte die ganzen Jahre bei seinem Vater, der Fischer sei und einen eigenen Motorkutter besitze.

„Schnaftig“, meint Heinrich, „’ne goode Schanz!“ Und jetzt sei doch Breitlingszeit und da müßten sie doch „plenty“ verdienen.

Willi schneidet ein mürrisches Gesicht und spuckt bedächtig in den Rinnstein. „Schie!“ knurrt er, „Fangverbot!“

Heinrich schaut Willi an, als sei der irrsinnig geworden: Fangverbot? Seit wann gibt es denn das?

Nur widerstrebend gibt Willi Auskunft. Es sei da jetzt eine Fischzentrale eingerichtet worden; der gesamte Fang müsse dorthin geliefert werden, und die Zentrale bestimme den Preis. Bekämen sie mal zu viel ins Netz, so ergehe für alle oder einen Teil der Fischer Fangverbot, damit die Preise auf dem Fischmarkt gehalten werden können. In diesem Jahre gebe es Breitlingsschwärme, daß man die Fische direkt aus dem Wasser ins Boot schaufeln könnte, aber das passe den „Bocherts“, den Herren da oben nicht, und so müsse man in der besten Fangzeit untätig zu Hause sitzen. Man habe sich den neuen Kurs auch anders vorgestellt, schließt Willi.

Wer „man“ sei, will Heinrich wissen.

Nun, gibt Willi verbissen Bescheid, alle, die bei der letzten Wahl die neue Partei gewählt haben, und vor allem der Vater, der doch „alter Kämpfer“ sei und jetzt den ganzen Tag fluche und schimpfe.

„Ach so!“ macht Heinrich und verabschiedet sich kühl und schnell.

Dann trifft er den Anton Bart. Der ist aus anderem Holz als der Willi. Stiller, wortkarger, Heinrichs Busenfreund in der Schulzeit und auch noch nachher. Und — wie sie sich die Hand drücken — auch noch heute.

Sie machen einen langen Spaziergang zum Strand hin. Das Gespräch tröpelt schwerfällig, es ist, als tasten die beiden vorsichtig einander ab. Aber nachdem Heinrich ein wenig von sich erzählt hat, taut Anton auf. Er spricht in kurzen abgehackten Sätzen, und jedes Wort zerkaut er gewissermaßen erst einmal im Munde.

Heinrich stellt hunderte von Fragen, die Anton ruhig und überlegen beantwortet. Einmal sagt er: „Wir von der Partei“. Und als Heinrich ihn mißtrauisch von der Seite anblickt und erstaunt fragt: „Du auch?“ — da lacht Anton leise vor sich hin. Obwohl weit und breit niemand außer ihnen zu sehen ist, schaut er sich scheu um, ballt die Faust und winkelt den Arm. „So!“ sagt er dabei. Heinrich versteht, wenn auch nicht so ganz . . .

In den nächsten Tagen sind sie jeden Abend beisammen. Den Tag über läuft Heinrich herum und sucht Arbeit. Merkwürdigerweise will sich nichts finden lassen, ja, er erkennt, daß es gleich ihm unzählige Arbeitslose gibt. Er spricht mit vielen Bekannten, die durchweg schwer verbittert und hoffnungslos sind.

Allmählich schärft sich sein Blick für die neuen Verhältnisse im Freistaat. Er lernt erkennen, daß hier die deutschen „Errungenschaften“ zwar noch nicht unbedingt Fuß gefaßt haben, daß aber nicht viel daran fehlt. Und

wo er hinhört, zittern die Menschen vor dem letzten Schritt zur sogenannten Gleichschaltung. Breite Schichten sind von einer müden Resignation befallen und schicken sich in das Unvermeidliche.

Anton Bart ist anders. Er läßt bei den Zusammenkünften keine trübe Stimmung aufkommen und erklärt Heinrich, man dürfe gerade jetzt nicht mutlos die Hände in den Schoß legen. Wie er, so dächten Tausende im Ländchen und man müsse sich wehren bis zum äußersten. Anton ist ebenfalls arbeitslos, aber trotzdem hat er wenig Zeit und ist häufig in der Stadt. Wenn Heinrich ihn fragt, was er denn eigentlich zu tun habe, winkt Anton ab. Später werde er ihm das einmal erklären. Heinrich solle sich zu Hause erst besser einleben und gut die Augen aufmachen...

Und dann heißt es eines Tages im Ort, Anton Bart sei von der Polizei verhaftet worden. Er, der Arbeitslose, soll den Staat gefährdet haben.

Heinrich begreift das nicht. Auch er ist so weit, daß er niemand mehr traut und nicht weiß, mit wem er den Fall besprechen könnte. Vorsichtig sein, lieber weniger als mehr sprechen — das hat er von Anton bereits gelernt, und gerade jetzt fehlt ihm der Freund...

Er ist um Arbeitslosenunterstützung eingekommen, aber die wurde ihm verweigert, weil er sein Schiff eigenmächtig verlassen hat. Man sei bei der Behörde zwar bereit, ihm Arbeit im Reich zu vermitteln, aber das lehnt Heinrich ab, denn was von den dortigen Arbeitsbedingungen nach hier durchgesickert ist, läßt den Wunsch auszuwandern nicht aufkommen. Außerdem will Heinrich seine Mutter nicht mehr allein lassen.

Den unbekannten Spendern der Lebensmittel hat die Mutter den Dank und Gruß Heinrichs mitteilen lassen, aber auch, daß er vorläufig noch seine letzte Heuer habe und bis das Geld aufgebraucht sei, hoffe er Arbeit zu finden. Aber was ihm so einfach dünkte, muß ihm nach den letzten Erfahrungen fast aussichtslos erscheinen...

Und doch — eines Tages, als in der Bucht heftiger Seegang herrschte, verbreitet sich im Ort plötzlich die Nachricht, ein siebzehnjähriger „Kaper-gast“ sei draußen über Bord gegangen und ertrunken; einer der gewöhnlichen Betriebsunfälle im Hafen. Der Eigner des Bootes ist ein Nachbar von Heinrichs Mutter. Noch ist die Leiche des ertrunkenen Jungen nicht geborgen, da erscheint der Mann bei Heinrich und bietet ihm ohne falsche Sentimentalität den Platz des Toten an: Heinrich sei seebefahren, jung, kräftig und in Not — just das, was zu einem „Kaper-gast“ notwendig ist.

Nur kurz zögert Heinrich, dann greift er zu. Ein Handschlag besiegelt den Arbeitsvertrag, der keine weiteren Formalitäten kennt. Heinrich Merten, der „Beachcomber“, der arbeitslose Seemann, ist zum Leinenbootsmann aufgerückt: er wird also jetzt, wie man im Hafen sagt, „auf Kaper arbeiten“, eine Beschäftigung, die zu den eigentümlichsten und gefährlichsten im Hafen gehört.

Eine aufregende Zeit beginnt für den neugebackenen Leinenbootsmann: fast täglich knattert das offene, starke Motorboot in die Bucht und häufig weit

über Hela hinaus in die Ostsee, um einen der für Danzig avisierten Dampfer zu „kapern“, das heißt, ihm in voller Fahrt längsseits zu kommen, an Bord zu gelangen und mit dem Kapitän oder Steuermann auszumachen, daß er das Recht bekomme, beim Festmachen am Hafenspier die Haltetaue, die Leinen des Dampfers, um die Poller zu schlingen. Dafür gibt es je nach Tonnengröße der Schiffe und Anzahl der Leinen einen bestimmten Betrag, der zwischen einem und mehreren englischen Pfunden schwankt. Der Verdienst geht zur Hälfte an den Besitzer des Motorbootes, den Rest teilen die beiden „Kapergäste“, welche die Besatzung des kleinen Fahrzeuges bilden. Bei gutem Wetter und glatter See ist dies Geschäft manchmal eine Art lustiger Sport, denn die Jagd auf einen einkommenden Dampfer machen gewöhnlich zumindest zwei, oft aber auch drei und mehr Boote gleichzeitig. Doch wehe, wenn unterwegs ein Sturm aufkommt, und die scharfe Konkurrenz die „Kapergäste“ zu immer verwegeneren Leistungen zwingt! Manches Boot mußte schon über Nacht auf See bleiben; und manches ist nie zurückgekehrt . . .

Früher, ja da waren die „Kapergäste“ viel beneidete Leute im Hafen: sie verdienten viel, sehr viel sogar; gab es doch Tage, an denen vierzig, fünfzig auch mehr Schiffe gleichzeitig im danziger Hafen lagen und ihre Ladung löschten oder neu befrachtet wurden. Mehrmalige Kaperfahrten desselben Bootes gehörten zum täglichen Arbeitspensum. Doch heute — bei den neuen Verhältnissen und der vielgerühmten Prosperität? Die meisten Übersee-Dampfer laufen den polnischen Hafen Gdynia an; und um die drei, vier mit Kurs auf Danzig einkommenden Schiffe schlägt sich hartnäckig die ganze Flottille der Kaperboote — jeder versucht jedem den Rang abzulaufen!

Unter den Männern, die jeden Morgen die im Lotsenturm angeschlagene Schiffsliste studieren und entweder brummig nach Hause schlendern oder ihre im Brackwasser der Weichselmündung schaukelnden Boote klarmachen, ist nichts von der in den Tageszeitungen gepriesenen Volksgemeinschaft zu spüren. Einige sind unter ihnen, die oft und gern zum Zivilrock die braune Hose und lange Stiefel tragen und am Sonntag in voller Uniform stolzieren — die fahren bestimmt nur bei gutem Wetter hinaus! Die anderen sind verbitterte, hart mit ihrem schweren Dasein rechtende Burschen, die auf die elenden Zeiten schimpfen und ihr Dasein verfluchen. Je karger ihr Verdienst wird, um so grimmiger knirschen sie mit den Zähnen. Sie sind überzeugt, daß es nicht mehr lange so weitergehen kann und wünschen, daß etwas, irgend etwas geschehe, damit dem allgemeinen Elend Einhalt geboten werde.

Aber auch sie werden verstört und scheu, sobald so ein „brauner Bonze“ im Hafen auftaucht und mit Phrasen um sich wirft, was in gewissen Zeitabständen geschieht, und wozu dann alle im Hafen beschäftigten Arbeiter zusammengetrieben werden. Man murt über derartige Versammlungen, lacht hinterher auch verstohlen über den braunen maulaufreißenden „Klugschiet“, aber ein offenes derbes Wort, das jeder versteht, wagt niemand.

Es wäre auch zu gewagt: die Polizei ist nur allzu schnell bereit, Offenherzige für längere Zeit verschwinden zu lassen oder mit dem staatserhaltenden Gummitampen dreinzuschlagen...

Heinrich Merten versucht hin und wieder mit diesem oder jenem über Politik zu reden, aber jeder weicht ihm aus, einer mit einem saftigen Scherzwort, der andere knurrend oder verlegen. Er fühlt mit den Verbitterten, möchte auch, daß etwas geschehe, aber über das Was und Wie stolpern seine Gedanken immer wieder. Der Anton Bart, der wüßte sicher, was zu tun sei — doch der sitzt im Gefängnis, ist für fünf Jahre aus der „Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen.

Wochenlang zerfällt Heinrich Mertens Leben in die Stunden harter Arbeit auf See und die knapp bemessenen bei der Mutter. Die „tote Zeit“ zwischen den Fahrten lungert er, gleich seinen Arbeitskollegen, untätig vor der Lotsenkommandantur herum, um hier aus erster Quelle Nachrichten über die Schiffsbewegung aufzuspinnen. Manchmal kommt unter den „Kapergästen“ ein Kartenspiel zustande, man erzählt Witze, treibt allerlei Unfug; aber alles das geschieht ein wenig verkrampt, unlustig, und Heinrich möchte diese Stunden besser, nutzbringender ausfüllen. Er sehnt sich nach einem Menschen, mit dem er offen und ehrlich sprechen könnte.

Sein Beimann im Boot ist ein anständiger, hilfsbereiter und freundlicher Bursche, aber ein halbes Kind noch, verspielt und Heinrich treu ergeben. Die beiden halten gute Kameradschaft, doch zu mehr langt es vorläufig nicht.

Eben kommt der Junge, der Pidder, wie er von allen gerufen wird, angewetzt. Sein Gesicht glüht vor Aufregung, und man sieht ihm an, daß er Neuigkeiten bringt. „Der olle Jochen is dod!“, berichtet er eifrig. Aufgehängt habe er sich, in seiner Zelle. Pidders Vater, der heute Nachtschicht hatte, habe es aus der Stadt mitgebracht.

Betretenes Schweigen unter den Männern.

Heinrich Merten empfindet einen wehen Stich in der Brust: seinen alten Freund Jochen, den Wächter auf der Bootswerft, hatte er immer noch nicht besucht, und nun soll er tot sein? Aufgehängt? In der Zelle? Was heißt denn das?

Die anderen sehen Heinrich so merkwürdig an und treten verlegen von einem Fuß auf den anderen.

Wieso denn der alte Jochen im Gefängnis gewesen wäre, fragt Heinrich schließlich.

Niemand antwortet gleich, dann aber meint der kleine Pidder, er habe gedacht, Heinrich wisse das, zumal es doch mit... mit... — der Junge wird blutrot und stottert — mit... na ja, gewissermaßen mit dem Tod von Heinrichs Vater zusammenhänge... ja...

Heinrich ist wie vor den Kopf geschlagen. Er will von Pidder wissen, was das für eine Geschichte sei.

Der Kleine knautscht eine Weile bedrückt herum, geht dann aber aus sich heraus und erzählt, was alle in Neufahrwasser wissen, nur Heinrich nicht:

nachdem der Mörder des alten Merten vom Gericht freigesprochen war, stolzierte er täglich um die Feierabendzeit in Uniform auf dem Marktplatz herum und musterte grinsend die von der Arbeit kommenden Leute; niemand beachtete ihn und man ging ihm lieber aus dem Wege; nur der alte Jochen, der einmal an seinem Stock angehumpelt kam, blieb stehen und schaute den Herrn Scharführer lange schweigend an. Dem wurde das Anstarren durch den Mann ohne Nase unheimlich und er wollte sich verlegen auf die Seite drücken, aber da trat der alte Wächter wortlos noch einen Schritt vor, holte tief Luft und spuckte eine wuchtige Ladung Priemsaft auf die Brust des braunen Helden. Ja, und dann sei der alte Jochen ruhig nach Hause gegangen, und noch am selben Abend habe ihn die Polizei geholt. Ein Jahr Gefängnis wegen „Verächtlichmachung nationaler Symbole“ habe der Vierundachtzigjährige gefaßt. Und in drei Tagen sollte er entlassen werden ... aber jetzt habe er sich aufgehängt.

„Wer dat glöwd!“ läßt sich der lange Hans Willutzki vernehmen, schlägt sich aber schnell auf den Mund und blickt sich scheu um.

Heinrich Merten ist in tiefes Brüten versunken. Er will noch etwas fragen, aber da spritzen plötzlich die Versammelten auseinander. Eine Autosirene heult kurz auf und ein mächtiger Mercedes-Benz stoppt scharf vor ihnen. Aus dem Wagen springt ein Ohrfeigengesicht in schwarzer Uniform und funkelnden Lackstiefeln, hebt den Arm, grunzt etwas und schnarrt dann los: „Mal herhörn! Im Laufe des heutigen Tages wird das deutsche Danzig ein bolschewistischer Dampfer anlaufen ... äh, müssen das leider vorläufig noch dulden ... Partei kann da nicht ... äh, hm ... erwartet aber von jedem deutschbewußten Volksgenossen, daß dem zweifelhaften Ereignis keine besondere Beachtung geschenkt wird ... verstann'n ...? Vor allem erwarten wir, daß niemand von euch den Bolschewisten entgegenfährt, verstann'n? Es muß eines deutschen Seemanns unwürdig sein, für Bolschewisten Handlangerdienste zu leisten ... und ... äh, wer doch rausfährt, dem treten wir nachher in den Arsch, verstann'n ...?“ Der Arm fliegt wieder in die Luft, ein Grunzen, der Autoschlag klappt, die Sirene heult, und weg ist der Spuk.

Stumm stehen die Männer und glotzen ihm dumm nach.

Nur der kleine Pidder grinst breit und frech: dann macht einer eine saftige, aber unbestimmte Bemerkung, und der Bann ist gebrochen: man geht unruhig umher und tauscht halblaute Worte.

Auch Heinrich Merten ist von einer fiebrigen Unruhe erfaßt. Was soll das heißen? Seit wann bestimmt hier jemand, welchen Dampfer man „kapern“ darf und welchen nicht? Haben die Herren da oben vielleicht Angst, daß ein Prolet zu den Russen an Bord geht und da gefressen wird? Oder sind sie um das Seelenheil der Kapergäste besorgt? Und außerdem — wer entschädigt uns für den entgehenden Verdienst? Der Lackierte im Auto bestimmt nicht! Andererseits ... sich die Partei und die Polizei auf den Hals laden — das lohnt der eine Dampfer auch nicht ... Mal sehen, was da heute noch zu erwarten ist? Aha, ein Däne und ein Franzose. Geht in Ordnung —

einen davon werden wir bestimmt kapern. Heinrich Merten winkt Pidder, und die beiden machen ihr Boot klar.

Während Heinrich den Motor anwirft, bemerkt er, daß auch in den anderen Booten geschäftiges Treiben herrscht. Blitzschnell zählt er: zwei, vier, sechs, acht... Donnerwetter! Beinahe die halbe Kaperflottille läuft heute aus! Und das alles wegen der zwei Steamer? Das wird eine scharfe Jagd werden...!

Ein diesiger Himmel liegt tief über der Bucht. Die See rollt in kurzen Stößen.

Auf Rufweite voneinander entfernt jagen die Boote dahin. Die Motore knattern und bellen. Erst hinter Hela wird die Flottille sich zerstreuen, jeder wird mit mehr oder weniger Glück versuchen, den Kurs der einkommenden Dampfer zu kreuzen.

Heinrich sitzt am Ruder und brütet vor sich hin. Der kleine Pidder hockt achtern und entlockt einer Mundharmonika lustige Weisen. Einmal schreckt Heinrich auf und fragt über die Schulter hinweg, ob Pidder vielleicht wisse, wo sich der... der... Scharführer Erich Schmidt aufhalte?

Pidder kann Auskunft geben. Nach dem Zwischenfall mit dem alten Jochen habe man das Schwein — Pidder sagt sachlich „Schwein“ — in Neufahrwasser nicht mehr gesehen. Er sollte jetzt irgendwo in Süddeutschland eine gute Stellung bekleiden und es bereits zum Sturmführer gebracht haben.

Heinrich nickt und starrt wieder geradeaus.

Nach Stunden kommt auf Backbord die Halbinsel Hela in Sicht. Die acht Boote fauchen vorbei in die offene See.

Noch eine Weile werden sie den alten Kurs halten, doch dann heißt es: scharf nach Nordnordwest abfallen. Aber noch ist es nicht so weit. Heinrich ringt mit einem Entschluß. Wie sagte doch Anton Bart so oft zu ihm? „Auch auf Kleinigkeiten kommt es an!“ Natürlich — Kleinigkeiten bilden meist den Anstoß zu großem Geschehen...

Er sinnt und grübelt.

Und dann ändert er plötzlich den Kurs. Aber er dreht die Nase des Bootes nicht nach Nordnordwest, sondern scharf Nordnord bei Ost.

Und Pidder, der einen Augenblick erstaunt aufsieht, feixt ein breites Grinsen und nickt eifrig mit dem Kopf. Unvermittelt pfeift er ein Lied, das die Arbeiter lieben, das jetzt an Land schwer verpönt ist und schon manchen ins Gefängnis gebracht hat...

Veranlaßt durch Heinrichs unerwartetes Steuermanöver drosseln die anderen Boote wie auf Kommando den Motor und lassen sich treiben. Heinrich kümmert sich nicht darum und hält seinen Kurs. Aber nur kurze Zeit dauert es, da springt der lange Hans Willutzki in seinem Boot auf, schwenkt die schmierige Schirmmütze und brüllt begeistert mit voller Lungenkraft: „Hallo, Hein! Eck komm met!“ Spuckend springt der Motor wieder an, und sein Boot schwenkt scharf ein in Heinrichs Kielwasser.

Und nun brüllen und jubeln sie auch in den anderen Booten. Und alle

nehmen jetzt Heinrichs Kurs. Sie laufen in geordneter Kiellinie. Niemand versucht den anderen zu überholen. Und die sonst so verbitterten Männer in den Booten sind plötzlich vergnügt und suchen eifrig spähend den Horizont nach dem von Osten kommenden Dampfer ab, dem sie ein Ehrengelot geben werden, wie es wohl noch nie einem Fahrzeug zuteil geworden ist...

Heinrich Merten schaut zurück und ein frohes Lächeln umspielt seinen Mund beim Anblick der in schnurgerader Linie dahinknatternden Boote. Fester packen seine Hände das Ruderrad und leise murmelt er: „Was kann uns der lackierte Affe, wenn wir alle den gleichen Kurs halten...?“

Fünf Tage liegt der Sowjetdampfer im danziger Hafen. Er hat weit oben, bereits in der Mottlau, dem Nebenfluß der Weichsel, verholt. Er liegt gewissermaßen mitten in der alten Freien und Hansestadt Danzig. Es ist ein alter Frachter, wie sie hier täglich ein- und auslaufen, und doch geschieht etwas Merkwürdiges: von morgens bis abends sind die beiden Bollwerke der Mottlau von Menschenmassen dicht besät. Hüben und drüben stehen sie stumm und schweigend und starren den alten Kahn an, an dem nichts Absonderliches zu sehen ist, es sei denn die rote Flagge an Heck...

Die neuen Herren der Stadt sind nervös geworden. Polizeiflitzer jagen durch die Straßen. Ein Absperrkommando erscheint am Schiff, grob und unflätig schimpfend „ordnet“ es die Menge, aber willig werden die Befehle befolgt — das schweigende Schauen wagt man nicht zu verbieten. Die Zeitungen keifen über „unwürdiges Verhalten gewisser Teile der Bevölkerung“ — aber auch das nützt nichts: fünf Tage von früh bis zur Dunkelheit starren immer neue Massen von Danzigern, Menschen der verschiedensten Weltanschauungen, auf das Schiff, das das Symbol der Freiheit in seiner Flagge führt...

EIN DEUTSCHER ARBEITER

von

Nordahl Grieg

Der Abend kam.

Den Staub der Arbeit hat er abgewaschen;
nun, nach dem kargen Mahl, sitzt er am Tisch
müd und gebeugt.
Im Fenster zittert leis der Lärm der Großstadt.

Schon wieder wimmert nebenan das Kind.

Drei Wochen sind es her, da stürmten sie
die Treppen polternd hoch. Er saß wie jetzt
hier an dem Tisch:
die schweren Hände ballten sich zur Faust,
doch — er tat nichts.
Und hörte, wie sie nebenan ihn griffen
und schlugen und die Treppen abwärts schleiften,
blutig, bewußtlos:
Gustav, den Genossen.

Ihn selbst, ihn haben sie nicht mitgenommen,
denn er hat gut, hat besser es verstanden,
sich zu beherrschen: sein Gesicht, verschlossen,
verriet den Haß nicht, der im Herzen flammte.
Er schwieg.

Nun sitzt er da, nun sitzt er wohlgeborgen
und hört das Kind des neuen Mieters wimmern
und fühlt die Stunden langsam so verrinnen.
Ist das nicht Ruhe ... Friede ...?

Kann man denn etwas anderes beginnen?
Wozu soll man hinaus
in eine Welt, die nicht mehr zu ertragen?
Ist es nicht besser, hier im Haus zu hocken,
die schmutzig-graue Wand trüb zu begaffen?
Die wenigstens lügt nicht — beim Teufel, nein!
Es ist doch, ist doch so:

sie verlieren . . . verlieren täglich —
er und die Genossen!
Und alles, alles das, woran sie glaubten,
ist es nicht längst verloren?

Und draußen auch, dort draußen in der Welt!
Berichten es die Blätter denn nicht täglich,
und meldet gleiches nicht das Radio?

Wie lange das noch dauert —
keiner weiß es.
Nun heißt es: Tag für Tag an der Maschine
die Seele aus dem Leibe sich zu schinden,
weiterleben . . .
hoffnungslos.
Die Wand dort sagt die Wahrheit:
grau und trüb und schmutzig
erzählt vom Leben sie, das ihn erwartet.

Wie spät mag es schon sein?
Drei volle Stunden hat er so gesessen,
müd und gebeugt.
So geht es Abend nun um Abend . . .

Schwer steht er auf und geht zum Radio.
Musik . . . vielleicht gibt es Musik?
Etwas sucht er, wohin er fliehen könnte,
etwas, womit er sich belügen kann . . .
doch nein —:
da schlägt ins Zimmer jene heisre Stimme
und brüllt und geifert, bellt wie jeden Abend,
daß alles, was er glaubte, was er hoffte,
tagtäglich in der Welt zertreten würde.

Genug. Nicht mehr. Er will nichts weiter hören.
Vielleicht, so fürchtet er, ist es doch wahr?
Sie sagen jeden, jeden Tag dasselbe . . .

Er dreht; und würgt ihr so den Atem ab
der rohen Stimme, die ihn grell verhöhnt.

Dann hört er leise erst, dann stark und stärker
im Äther Worte: eine andre Stimme.
Das kann nicht sein — er hat nicht recht gehört —
die spricht ein Wort, das ihm vertraut und nah,

die spricht dies Wort, hier mitten in Berlin,
die spricht ihn an:
Genosse!
Kamerad!

Der Mann, der lauscht, wird grau jetzt wie die Wand.
Für dieses Wort hier werden sie gefoltert,
für dieses Wort sind tausende gestorben,
für dieses Wort —! Er dämpft den Schall.
Die Stimme bleibt.
Jetzt flüstert sie ihm zu,
und er — er flüstert leise ihr zurück:
Genosse ...
Kamerad ...!

Das ist die Welle neunundzwanzig-acht.
Und mitten in dem Land, das stumm, geknechtet,
hört er die Worte:

„Wir sind nicht tot! Wir leben! Wir sind da!
Und wir sind die, die morgen siegen werden!
Schlägt man uns nieder, fließt in Strömen Blut —
eins können sie nicht morden: unsern Glauben.
Denn wir sind Deutschland!
Dies ist Deutschlands Stimme!
Ist Deine Stimme —
Kamerad!

Millionen sind mit uns. Wir sind Millionen.

Von nun ab sprechen wir an jedem Abend;
und haben sie uns ausgepeilt,
und greifen sie von hundert neunundneunzig —
der eine bleibt, und er wird zu euch sprechen;
und stirbt auch er, dann denkt an das, Genossen,
was wir zu sagen haben — wir, wir alle:
Wir sind nicht tot. Wir leben! Wir sind da.
Und wir sind die, die morgen siegen werden!

Wir, Brüder, kämpfen nicht, den Tod zu bringen —
ein neues Leben schaffen wir im Kampf!
Wenn wir das Korn auf weiten Feldern schauen
und sehn die Menschen frei im Sowjetland,
wie sie die neue, schöne Heimat bauen,
dann ist das unsres Sieges Unterpand:

Wir sind nicht tot. Wir leben! Wir sind da.
Und wir sind die, die morgen siegen werden!

Aus tausend Wunden blutet Spaniens Volk,
aus Wunden, die ihm Hitlers Söldner schlugen;
doch Deutsche sind es auch, die stolz ihr Blut
mit Spaniens Volk im Kampf für Freiheit wagen.
Euch unsre Liebe, Freunde! Gruß und Mut:
Wir sind nicht tot. Wir leben! Wir sind da.
Und wir sind die, die morgen siegen werden!

Umlauern uns die Feinde auch
und suchen unser Wort zu knebeln,
das durch den Äther zu euch dringt
und euch der Wahrheit Waffe bringt —

wir senden heut vielleicht aus Bremen,
vielleicht auch stehn wir in Stettin,
in München oder Kiel und nehmen
als Standort morgen schon — Berlin!
Wir sind nicht tot. Wir leben! Wir sind da.
Und wir sind die, die morgen siegen werden!“

Die Stimme, sie ist fort. Ein Knacken, Knistern —
Störsender heulen schrill betäubend auf.

Der Mann steht da. Er starrt ins Weite.
In seinen Augen liegt ein heller Schein,
der sprengt die Enge dieser düstern Wände;
und in Berlin, in einem grauen Zimmer
ist jetzt — die Welt.

Noch hallt es leise nach aus allen Winkeln:
Wir sind nicht tot. Wir leben. Wir sind da.
Und wir sind die, die morgen siegen werden!
Wo du auch bist, Genosse — du mußt wissen,
daß nie allein du bist.
Wo wir auch kämpfen,
Genossen,
unbekannte Kameraden,
wir kämpfen stets zusammen, sind — ein Heer!

Und kämpfen werden wir, bis diese Erde,
von Unterdrückung frei, die unsre werde!

Freie Übertragung aus
dem Norwegischen von
Hedda Zinner

GEORG HEYM ALS NOVELLIST

von

Franz Leschnitzer

In diesem Jahre erinnern uns zwei Gedenktage an den frühverstorbenen bedeutenden Dichter Georg Heym. Vor fünfzig Jahren, am 30. Oktober 1887, wurde er in Hirschberg in Schlesien geboren; vor fünfundzwanzig Jahren (und also *mit* fünfundzwanzig Jahren) ist er beim Eislaufen auf der Havel in der Nähe von Schwanenwerder ertrunken, zugleich mit seinem Freunde, dem Lyriker Ernst Balcke. Tiefer noch als die nun wiedererwachte Trauer um jenen Toten schmerzt uns die Trauer um sein unverdientes Vergessen-sein. Um seine unwürdige Preisgabe durch Amateure der Literaturhistorik, die in ihrer retrospektiven Beflissenheit zwar einen Christian Günther und andere glut- und blutarme Mediokritäten des achtzehnten Jahrhunderts als „Die Vergessenen“ auffischen (wie Herr H. Fischer) und großmütig auf-tischen, aber Blut und Glut im lyrischen Vermächtnis frühverstorbener Zeitgenossen hochmütig übersehen.

Doch womöglich noch mehr denn als Lyriker ist Heym heutzutage als Novellist vergessen. Während sich immerhin noch etliche Literaturfreunde an die gewaltigsten Verse seiner Gedichtsammlungen „Der Ewige Tag“, „Umbra vitae“ und „Der Himmel Trauerspiel“ erinnern, vermögen sich nur die wenigsten seiner Novellensammlung „Der Dieb“ zu entsinnen.

Was beim ersten Blick auf diesen Novellenband (der, noch von Heym selbst zum Druck vorbereitet, kurz nach seinem Tode erschien) jedem Leser auffallen muß, das ist die wuchtige, zermalmende Tragik der Sujets aller jener sieben Novellen. Heyms Helden sind durchweg am Leben zerbrechende, sich nur zeitweise und letztlich vergebens gegen die Grausamkeit und gegen den Widersinn ihrer Umgebung aufbäumende Menschen, wie der Dieb des Louvre-Gemäldes der Mona Lisa Gioconda, den deren unergründliches Lächeln zur Raserei, zur Zersetzung des Bildes und schließlich zu einer Brandstiftung treibt, in der er selbst und zwei Feuerwehrleute, verbrennen: „Sie schlugen mit ihren bloßen Händen darauf, immer rennend, immer schlagend, auf einmal waren sie ein paar brennende Feuersäulen, sie rannten noch einmal zurück, aber da war eine brennende Bretterwand, nach rechts, da war eine Mauer, sie konnten nicht weiter, sie schrien und schlugen mit ihren bratenden Händen gegen die Steine, nichts, nichts, das Feuer fraß ihr Haar, ihren Schädel, die Flammen zerrissen ihre Augen, sie waren blind, sie sahen nichts mehr, das Feuer fraß ihr Gesicht, das Fleisch flog in Stücken von ihren Händen, aber noch im Tode hämmerten sie die verkohlten Klumpen ihrer Fäuste gegen die Mauer.“ Oder: das Schiff, dessen

gesamte Bemannung, sieben Menschen, einer nach dem andern, bei einer Tropenfahrt die Beute der Pest und der Verwesung wird. Oder: der arme kleine Krüppel Jonathan, der, an beiden Beinen amputiert, in der Folterwelt eines westeuropäischen Krankenhauses dahinsiecht, „... und das Entsetzen flog wie ein riesiger weißer Vogel durch die Treppen und die Säle“. Oder: ein Toter, dessen Leichnam die Ärzte, „ein paar freundliche Männer in weißen Kitteln mit Schmissen und goldenen Zwickern“, unter wissenschaftlichen Gesprächen sezieren, wobei sie den Schränken „kleine Bestecke voll riesiger Nadeln“ entnehmen, „die wie krumme Geierschnäbel ewig nach Fleisch zu schreien schienen“. Oder: der Irre, der wegen Mißhandlung seiner Frau in die Irrenanstalt gekommen ist, aus ihr entlassen wird — und sich nun mit verdoppeltem, vertausendfachtem Wahnsinn ins Leben zurückwirft, wie ein wildes, dem Käfig entronnenes Tier, das nur durch Tötung zu bändigen ist: „Und während das Blut aus der Wunde schoß, war es ihm, als sänke er nun in die Tiefe, immer tiefer, leise wie eine Flaumfeder.“ Oder: die Massen in Paris während der ersten Revolution kurz vor ihrem Zug nach Versailles: „... Haufen, die zu Klumpen geballt beieinander standen und lagen wie ein Heer, verurteilt zum ewigen Tode, geschlagen mit ewiger Stummheit, verflucht, wieder in den Bauch von Paris unterzutauchen, zu leiden, zu hungern, geboren zu werden und zu sterben in einem Meer der schwarzen Finsternis, der Fronen, des Hungers und der Sklaverei, erdrückt von blutgierigen Steuerpächtern, ausgemergelt von der ewigen Auszehrung, entnervt von dem ewigen Rauch der Gassen und wie ein altes Pergament verwelkt von der reizenden Luft ihrer niedrigen Höhlen, verdammt, einst zu erstarren im Schmutz ihrer Betten und mit einem letzten Seufzer den Priester zu verfluchen, der gekommen war im Namen seines Gottes, im Namen des Staates und der Autorität, ihnen zum Dank für die Geduld ihres elenden Lebens die letzten Groschen zu Kirchenvermächtnissen abzupressen.“

Ein Dantesches Inferno. Ein grausiger Verismus, der sich dem krassesten Naturalismus oft nähert, ohne jedoch (denn Heym war wie in seiner Lyrik so auch in seiner Prosa Baudelaire-Schüler) dessen Grenzen je zu überschreiten. So depressiv seine Sujets daher auch wirken, so irrig wäre es gleichwohl, die Weltanschauung, die dem Dichter so furchtbare Themen aufzwang, schlechthin als „Pessimismus“ zu definieren. Die scheinbare Exzentrizität seiner meist negativen Helden, die, wenn nicht dem klinischen Wahnsinn, so doch zumeist einem psychischen Wahn-Sinn verfallen sind, — sie erschüttert uns vielmehr darum, weil sie den Wahnsinn der *sozialen Umwelt* jener Helden, den Widersinn der *bürgerlichen Gesellschaft* bloßlegt und das Verlangen herbeizwingt, diese Gesellschaft zu zertrümmern und eine neue, gänzlich anders geartete, besser geartete an ihre Stelle zu setzen. Die neue, bessere Gesellschaftsordnung wurde von Heym zwar nirgends klar umrissen, aber ihr Wesen und Wollen ahnte er doch. am Schluß etwa seiner pariser Revolutionsnovelle „Der 5. Oktober“, mit der gleichen visionären Voraussicht, die ihn als Lyriker befähigte, schon im Jahre 1911 ein Schlag-

licht auf den Weltkrieg und sogar bereits auf den ersehnten Sturz des Zaren zu werfen. So wurde er einer der ersten und klarsten Verkünder jenes Neuhumanismus, der in den meisten späteren Erzeugnissen der übrigen expressionistischen „O Mensch“-Poeten unter einem Wust abstrakter Evokationen versank. Die Formstrenge, die Heym sich als wertvollstes Erbgut Baudelaires zu eigen machte, bewahrte ihn auch als Prosaiker vor den sonst damals üblichen stilistischen Experimenten. Die Explosivität seiner Sätze hatte nichts gemein mit den Lava-Ausbrüchen der Satzvulkane Leonhard Franks; und die glühende Farbenfülle seiner Gleichnisse war von der pfauenhaften gespreiztheit der Satzgliederverrenkungen Kasimir Edschmids ebenso weit entfernt wie von dem grauen Bürokratismus der Sternheimschen Parodie des Kanzleistils. Aber ein anderer Mangel beeinträchtigt den hohen Wert seiner Novellen: die nur sekundäre Bedeutung, die er offenkundig der *Fabel* zu-maß. Als primär erschien ihm die — freilich stürmische — „Innerlichkeit“, die subjektive Seelenwelt, nicht die objektive gesellschaftliche Realwelt. Dieser Mangel gerade am Wesentlichen ist symptomatisch für die Verfallszeit, in der er nun einmal lebte.

Aber mit und trotz alledem bleibt auch sein Prosawerk wahrhaft hervorragend: es ragt hervor aus einem Jammertal, dessen höchste Erhebungen, neben Heinrich und Thomas Manns Riesenwerk, zu seiner Zeit noch Schaffners und Schäfers, Wassermanns und Kellermanns Erzählungen dargestellt haben. Wie Georg Heyms Lyrik so prägt auch seine Novellistik sich unverlierbar dem Herzen und dem Hirn der leider wenigen ein, denen sie heut noch bekannt ist. Daß diese wenigen zu vielen werden — dazu trage dies anspruchslose Gedenkwort einiges bei.

MATE ZALKA — PAUL LUKACS

von

Sandor Gergely

Schon als kleiner Knirps ritt er ohne Sattel mit dem Pferde- und Kuhhirten auf den Weiden eines Dorfs der großen ungarischen Tiefebene um die Wette. Auf der Heide, in den stillen Dörfern erlauschte er Lieder und lernte sie singen; viele davon wehklagten über das unermessliche Elend, und eines war darunter, das er nicht wieder vergaß — es war das klagend-stürmische Lied der jahrhundertelangen Freiheitskämpfe gegen das ostwärts vordringende deutsch-römische Reich:

„Magyar, dem Deutschen traue nicht,
was immer auch er dir verspricht!“

Im Gymnasium der Kleinstadt wurde ihm im ungarischen Geschichtsunterricht (neben mancherlei Chauvinismus) zu dem Haß gegen die deutschen Kaiser noch der Abscheu vor einer andern freiheitsraubenden Dynastie beigebracht: die Romanows waren es, die 1849 ihre Kosakenregimenter zur Niederwerfung des ungarischen Freiheitskampfes entsandt hatten; und einer dieser Kosaken war es, der auf dem Schlachtfeld von Segesvár den großen Dichter, den Freiheitssänger Alexander Petöfi erstochen hatte.

Und weiter erfuhr er: Schulter an Schulter mit den Helden der großen ungarischen Revolution hatte der serbische Oberst Damjanich gekämpft, der österreichische General Pöltenberg, der englische Aristokrat Oberst Guyon, der polnische General Bem; und zusammen mit der heldenhaften ungarischen Revolutionsarmee war eine zweitausendköpfige „Totenkopf-Legion“ aus österreichischen und deutschen Handwerkern und Studenten verblutet. Selbst die in die Emigration gedrängten, geschlagenen Kämpfer hatten weiter ihr Blut in allen Teilen der Welt vergossen für ihre Freiheitsidee: unter Garibaldi waren Ungarn mit nach Rom gezogen; gegen die österreichische Armee in Italien hatten die ungarischen Legionen des Generals Stefan Türr gekämpft; und im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg war wiederum das Blut ungarischer Bataillone im Kampf gegen die Sklavenhalter des Südens geflossen ...

Und so glaubte der junge Máté Zalka, als 1914 der imperialistische Krieg begann, daß es abermals — und jetzt für ihn — gelte, für die Freiheit zu streiten; er hatte das alte Lied vergessen, nach dem der Magyar keinem Deutschen trauen solle, und die deutsche Kriegslerche schmetterte damals das verlockende Lied vom Kampf der westlichen Zivilisation und Freiheit gegen die russische Barbarei: Máté Zalka zog mit, freiwillig, auf seinem wilden, von ihm selbst abgerichteten Roß gegen jene Kosaken, in denen er die Mörder Petöfis sah, von denen er gelernt hatte, daß sie die Freiheitskämpfer von 1849 in die sibirischen Bleigruben verschleppt, daß sie die Besten ihres eigenen Volkes zu tausenden in die Verbannung getrieben hatten.

Und bald war er selbst in Sibirien — als Kriegsgefangener!

Hinter Stacheldrahtmauern mit Maschinengewehrtürmen hervor blickte er wie viele tausende Schicksalsgenossen auf die weite, schneebedeckte sibirische Landschaft, und im Halbdunkel der überfüllten Gefangenenbaracken drängten sich kleine Gruppen aneinander, flüsternd, streitend, lernend: hier wurde der bürgerliche Geschichtsunterricht, die bürgerliche Weltanschauung gewertet und — umgewertet.

Anfangs 1918, da die Sonne der großen russischen Volksfreiheit aufging, marschierte er im Zuge der chabarowsker Rotgardisten an der Spitze einer Kompanie von Abkömmlingen der ungarischen Leibeigenen in den Kampf — noch war der Nebel der Schuljahre aus seinem Gehirn nicht vollends gewichen, aber er wurde bereits durchbrochen von den Sonnenstrahlen der jungen proletarischen Revolution; Máté Zalka wußte jetzt schon: einerlei

ob Ungar, Russe, Deutscher oder Franzose — wenn einer Herr ist, dann hat er gegen die Nichtherren nur Schlechtes, Böses im Sinn, mögen diese nun Ungarn, Deutsche oder was immer sein ...

An der transsibirischen Eisenbahn vergossen dutzende ungarischer Arbeiter- und Bauernbataillone ihr Blut in den Kämpfen gegen die tschechoslowakischen Legionen, gegen Kolttschak, gegen die japanischen und amerikanischen Interventionsheere. Auch er war dabei! Und im Ural, an der Wolga, gegen die Banden Petljuras und Machnos in der Ukraine, bei Perekop — auch er war unter den Kämpfern!

Als der Bürgerkrieg zuende war, vertauschte er das Gewehr mit der Feder. Und aus dieser Feder flossen nun Erzählungen, Novellen, Romane ...

Máté Zalka führt seine Leser nicht nur über die grauenhaften Schauplätze des imperialistischen Krieges, er verweilt mit ihnen nicht nur an den gigantischen Frontabschnitten des Bürgerkriegs, er wandert auch mit ihnen über die schwierigen Pfade des Wiederaufbaus und des neuen Werdens. Der Schriftsteller, dessen Talent ständig an Tiefe und Weite gewinnt, läßt sich mehr als von den gewaltigen, weithin sichtbaren Ereignissen und Gestalten vom Alltag der namenlosen Kämpfer, der unbekannten Helden im großen historischen Geschehen fesseln — ihr Leben findet bei ihm künstlerische Gestaltung.

Er schrieb den Roman: „Der ewige Friede“; er war sein liebstes Werk. Und einen anderen: „Kometen kehren zurück“ — der hat ihn am meisten gequält. Im ersten zeigt er, daß der Pazifismus, wenn man wirklich, menschlich aufrichtig für ihn eintritt, dazu führt: die Waffe in die Hand zu nehmen, um die Herrschaft der imperialistischen Räuber niederzuwerfen, die der Verwirklichung des „Ewigen Friedens“ im Wege stehen. Im zweiten gibt er das Epos der in der russischen Roten Armee kämpfenden ungarischen Revolutionäre: bei Kiew sammeln sich Infanterie-, Kavallerie-, Maschinengewehr- und Artillerietruppen; sie bereiten sich vor, als geschlossene Armee über die Bukowina und die Karpathen vorzustoßen, um der jungen ungarischen Räterepublik zu Hilfe zu eilen ... April 1919: vielleicht hätte diese Armee und einer ihrer Führer, Máté Zalka, damals die Landkarte Europas geändert ... aber die Bahn der „Kometen“ reichte nicht bis in die ungarische Heimat; in der Ukraine, auf den polnischen Feldern und in der Krim wurde weitergekämpft für ... die zweite ungarische Räterepublik. Auch für sie.

Huesca, am 12. Juni 1937: eine Granate schlägt in ein Auto, das zur Front fährt — der Chauffeur tot; der Adjutant des Kommandeurs der XII. Internationalen Brigade tot; der Brigadekommandeur selbst, General Lukács, schwer verwundet. Die herbeieilenden Soldaten, so heißt es in den Berichten, haben ihren General auf den Händen zum Verbandsplatz getragen — wenige Stunden später war er tot.

Sein Leichnam wurde nach Valencia gebracht. Die Vertreter der republika-

nischen Regierung, die Führer der jungen republikanischen Armee, zehntausende von Freiheitskämpfern, hunderttausende von Zivilisten begleiteten einen der Helden des spanischen Freiheitskampfes, den General Paul Lukács, tief erschüttert auf seinem letzten Wege...

Paul Lukács war bereits im Oktober 1936 nach Madrid geeilt, um zu helfen, den mit Unterstützung des internationalen Faschismus angezettelten spanischen faschistischen Aufruhr niederzuwerfen.

Die faschistischen Truppen und die Interventionsheere — zahlenmäßig und technisch in ungeheurem Übergewicht — standen bereits in der Vorstadt Madrids, als die republikanische Regierung, eben nach Valencia übersiedelt, eine in der Eile zusammengestellte, nur aus einigen tausend internationalen Freiheitskämpfern bestehende Brigade einsetzte. Schlecht gekleidet, schwach ausgerüstet, stürzte sich diese Brigade auf die siegestrunkenen faschistischen Horden.

Universitätsstädtchen, Casa del Campo, Carabanchel — das sind vom November bis zum Januar die Etappen des Heldenmuts und Ruhmes für die Internationale Brigade. Ihr Kommandeur hieß Paul Lukács... einst als chabárowsker Rotgardist, dann als einer der Kavalleriebrigadiere Budjonny's, hieß er — Máté Zalka.

In den Stellungskämpfen um Madrid wurde die Internationale Brigade zu festem Stahl geschmiedet; an dieser stählernen Mauer brach sich jeder faschistische Sturmangriff.

Als die Interventionstruppen versuchten, die Verteidigungslinien südlich von Madrid, am Jaramafluß, zu durchbrechen, wurde die siegesgewohnte Brigade von Paul Lukács als erste an den gefährdeten Abschnitt geschickt. Sie bestand in Ehren.

Dann an die Guadalajarafront! Die Interventen griffen, da sie von Süden und Westen her nichts ausrichten konnten, nunmehr von Norden und Nordosten an — die Brigade Lukács' warf sich kühn den Kerntrouppen des vierzigtausendköpfigen italienischen Heeres entgegen und brachte den Angriff dieser ausgeruhten, vortrefflich ausgerüsteten Armee zum Stillstand, ja, sie ging sofort, unterstützt von den nachrückenden republikanischen Divisionen, zum Gegenangriff über!

Der Triumph von Guadalajara war der erste große militärische Sieg des republikanischen Spanien und die erste katastrophale Niederlage des Faschismus...

Frisch eingekleidet und vortrefflich ausgerüstet bezog die umgruppierte Internationale Brigade jetzt Reservestellungen. Nahrung, Kleidung und Waffen waren den gewaltigen, bei Guadalajara von den italienischen Trains zurückgelassenen Beständen entnommen.

Am 2. Mai formierte Paul Lukács aus den zersplitterten ungarischen Kompanien ein einheitliches Bataillon, das seinen Namen nach dem seit zwölf

Jahren eingekerkerten Führer des ungarischen Proletariats erhielt: Mathias Rákosi.

„Es gibt verschiedene Helden“, sagte General Lukács in seiner Ansprache, „der eine wird durch seinen Tod, der andere durch sein Leben zum Helden der großen Sache, der dritte durch seinen Kampf. Das ungarische Volk hat einen Helden, der, die Mauern seines Kerkers mit seinem Geist durchbrechend, den Müden neues Leben und neue Kraft einflößt, der durch seinen Geist organisiert, führt, anspornt und begeistert. Das ist unser Held Mathias Rákosi! Und unser Kampf hier ist auch ein Kampf um die Freiheit des ungarischen Volkes.“

Kaum einen Monat später beschloß Paul Lukács, der sowohl durch sein Leben wie auch durch seinen Kampf ein Held der Freiheit war, als Einundvierzigjähriger sein Heldenleben mit dem Heldentod. Er wurde von jenem Feinde getötet, den er schon in seiner Kindheit im kleinen ungarischen Dorf so sehr hassen gelernt und gegen dessen organisierte Banden er schon auf den weiten sibirischen Feldern und in den sibirischen Urwäldern gekämpft hatte — von jenem Feind, der aller derer Feind ist, die die Freiheit lieben und das Menschenrecht, so, wie sie der Schriftsteller und General Paul Lukács, wie sie Máté Zalka liebte.

FÜNF GEDICHTBÄNDE

Fünf Gedichtbände, außerhalb der reichsdeutschen Grenze erschienen, stellen den Kritiker vor scheinbar komplizierte Fragen; andererseits lauert aber in ihm der Verdacht, die Fragen seien in Wirklichkeit gar nicht so kompliziert, ihre Beantwortung sei eigentlich die einfachste und selbstverständlichste Sache der Welt. Zum Beispiel: muß man sich tatsächlich den Kopf darüber zerbrechen, ob die Zeit, in der wir heute leben, anders sei, als die vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren? Setze ich, statt allgemein zu fragen, die Jahreszahlen 1907, 1917 und 1927 hierher, so wird jeder sofort zugeben: 1937 *ist etwas anderes*. Und wie ist dieses 1937? Auch darüber sollte man nicht viel grübeln, man braucht nur nach Deutschland, nach Spanien, nach Frankreich und nach der Sowjetunion zu blicken — die Bilder, die diese Zeit dann bietet, brauchen keine langen Erklärungstexte.

Gut — diese Zeit hat *etwas Spezifisches* an sich. Aber haben sich Dichter, *lyrische Dichter*, darum zu kümmern? Haben sie wirklich die Welt und die Zeit, in der sie mit uns, ihren Lesern leben, zu spiegeln, oder genügt es vielleicht, wenn sie, da sie doch lyrische Dichter sind, nur und ausschließlich sich selbst spiegeln?

Hinter dieser Frage taucht sogleich die andere auf, ob das Spiegeln von Welt und Zeit und das Sich-selbst-spiegeln überhaupt voneinander zu trennen sei? Anders gesagt: *das Gedicht ist der Spiegel des Dichters*; was aber ist der Dichter, wenn er nicht *Spiegel der Welt und der Zeit* ist, in denen er lebt? Oder noch anders: wenn in dem, was der Dichter als Selbstspiegelung gibt, Welt und Zeit nicht zu sehen sind — lohnt es sich dann noch, etwas zu betrachten, das, angeblich oder wirklich, mit der Welt des Dichters, mit seiner Zeit keinen Zusammenhang hat?

Man erkennt: *das sind Fragen nach dem Wesen der Dichtung selbst*, denn große Zeiten haben die Eigentümlichkeit, an alle verschlossenen Tore zu klopfen, nach allen versteckten Wurzeln zu graben.

Wie ist es also mit der Dichtung im allgemeinen? Was hat sie heute auszudrücken, um Dichtung zu sein und wie ist es im besonderen mit der Dichtung in deutscher Sprache? Und noch dringlicher wird dieses Fragen, wenn es sich um Gedichte handelt, die außerhalb der Reichsgrenze geschrieben worden sind. Müßten nicht alle deutschen Dichter, die nicht in Hitlerketten geschmiedet sind, *Dichter der Freiheit* sein, jener Freiheit, die für Deutschland, für das Vaterland aller deutschen Dichter, weil Mutterland der deutschen Sprache, noch mit harter Mühe *zu erkämpfen ist*? Müßten nicht eigentlich alle deutschen Dichter, die das Glück haben, nicht vom Faschismus geknechtet zu sein, *Antifaschisten* sein?

Wenn ich hier vom Antifaschismus des deutschen Dichters spreche, so meine ich nicht eine politische Dichtung im landläufigen Sinne des Wortes, der

diese politische Dichtung von der „privaten“ mit einer chinesischen Mauer trennt. Ich denke wirklich nicht an die Thesen und Losungen, welche die eine oder andere antifaschistische Partei herausgab. Es geht nicht darum, daß der Dichter diese Thesen und Losungen in seinen Werken in Reim und Rhythmus faßt. Ich fühle aber, daß ein deutsches Wort, dem es nicht laut vernehmbar weh tut, daß auch der menscheitsmordende Faschismus deutsch spricht, kein vollwertiges deutsches Wort ist. Wie könnte es also ein Dichterswort sein?

Selbstverständlich bleiben die Form, die Art und Weise, der Ton, die Melodie, mit denen der Dichter seine Gegnerschaft zum Faschismus erklingen läßt, dem Dichter überlassen. Das alles hängt davon ab, welcher Art seine Begabung ist. Es ist sehr gut denkbar, daß bei dem einen oder anderen Dichter, obwohl er in seiner im wesentlichen antifaschistischen Dichtung Antifaschist ist, kein ausgesprochen politisches Wort steht: das Gedicht kann vom Anfang bis zum Ende durch und durch lyrisch, ein Liebesgedicht, ein Gedicht über Schönheiten der Natur, ein philosophisches Gedicht sein, subjektiv bis zur höchsten Grenze der Subjektivität. Nur muß der Dichter, dessen Subjektivität das Gedicht in Verse gießt, *objektiv das Wesentlichste der gesellschaftlichen Wirklichkeit enthalten* — dann wird seine Subjektivität keine Privatangelegenheit sein. Sind die Gedichte tatsächlich „privat“, dann hört der Dichter auf, ein Dichter zu sein. Man dichtet nicht für sich selbst. Der Dichter singt für sein Volk, das nie weltfremd oder zeitentrückt ist, denn Zeit und Welt schreiten immer und überall mit dem Volk, durch das Volk oder gegen das Volk vorwärts oder rückwärts. Man sehe — um die Sache nicht lange erklären zu müssen — nach Madrid und nach Berlin.

Es kann aber nicht verschwiegen werden, daß eine noch so ehrliche, lodernde antifaschistische Gesinnung zur Dichtkunst nicht ausreicht. Ein guter deutscher Dichter ist heute ohne Zweifel Antifaschist; aber die These kann nicht umgekehrt werden — der gute Antifaschist ist nicht *eo ipso* ein Dichter. Der Dichter sieht, hört, empfindet mehr und anders als ein Durchschnittsmensch, und was er sieht, hört und empfindet, kann er besser — schöner, interessanter, prägnanter — zum Ausdruck bringen, als die anderen, die keine Dichter sind. Fehlt das, so fehlt der Dichter.

1

Paul Schuhmann:
„Es lohnt sich noch“
Edition Asra, Paris

Paul Schuhmann gibt in seinem Gedichtband „Statt eines Vorwortes“ die Zeilen:

„Das Buch soll helfen zu bezwingen
den Feind, mit dem wir alle ringen,
kein Lied der Schönheit ist die Melodie!“

Damit ist die gute Absicht, die Gesinnung ohne weiteres gegeben. Fällt aber die „Schönheit“ des Ausdrucks von vornherein, programmäßig weg —

Paul Schuhmann drückt sich schief aus: in der Dichtung handelt es sich nicht nur um die „Schönheit“ des Ausdrucks — dann ist es nicht recht ersichtlich, wozu eigentlich Gedichte entstehen sollen. Mit dieser Auffassung läßt sich überdies schwer die andere, ebenfalls Schuhmanns, vereinen:

„Es lohnt sich noch, die Worte nach dem Klang zu reimen,
den Rhythmus dieser Zeit in Zeilen auszurichten.“

Lohnt es sich, so soll man es tun. Doch ist es — um ein Beispiel zu nennen — getan mit einer solchen Dichtung:

„Noch habt ihr zu wählen: Leben oder Tod!
Der Faschismus ist der Feind eures Lebens!
Noch habt ihr zu wählen, zwei Wege sind frei:
der Kampf für den Frieden, oder — Untergang
in Krieg und Barbarei.“

Das alles ist wahr, ist auch antifaschistisch, es ist aber nicht ersichtlich, warum das ein *Gedicht* sein soll. Paul Schuhmann nimmt der Reihe nach die Themen, die uns als Antifaschisten besonders angehen, er gibt aber gerade *das* nicht, was eben den *Dichter* ausmacht. Er scheint den Wert des Wortes und des Bildes nicht zu kennen. Er schreibt ruhig hin: „Wallisch, Weißel, Münichreiter und den anderen *Namenlosen*“! Oder: „Wir wollen sie *nicht mit Worten* ehren“ — wo er grade im Begriff ist, sie, in einem Gedicht, also mit Worten zu ehren. Er schreibt über die vom Faschismus Ermordeten:

„für uns sind sie in Qual getötet,
wie Hunde auf der Flucht erschossen,“

wobei zwei Redewendungen „erschießen wie einen Hund“ und „auf der Flucht erschossen“ zu *einer* verschmolzen sind, die unsinnig ist, denn nur und ausschließlich Menschen werden (von den Faschisten) auf der „Flucht“ erschossen und nie Hunde.

Aus einfachen Redewendungen werden in der Dichtung oft Bilder. Umgekehrt pflegen in der Geschichte der Sprachentwicklung aus ursprünglichen Bildern einfache Redewendungen zu werden. Hat auch der Dichter einen Zauberstab, der bereits abgestorbene Redewendungen wieder zu lebendigen Bildern erweckt, so ist dieser Zauber dennoch *begrenzt*: der Dichter muß *innerhalb der sichbaren und hörbaren Möglichkeiten des Bildes* bleiben. Das Bild muß stimmen. Paul Schuhmann sagt in einem Gedicht „Das Flugblatt“:

„Da ist keiner (,) der es gesehn,
weiß keiner (,) wie es geschehn,
Spürhunde lauernd gehn
und greifen mit zitternden Pfoten.
Erschrocken bleiben sie stehn:
sie leben und kommen, die Roten.“

Hier ist ein Bild entstanden aus der Redewendung, welche Polizeispitzel mit Spürhunden gleichsetzt — was richtig ist. Der „Zauberstab des Dichters“ ist in den Worten „mit zitternden Pfoten“ merkbar: durch sie wird

der Spitzel zu einem sichtbaren Spürhund (sonst hätte er keine Pfoten) und dadurch wird das Bild schreiend falsch, denn Hunde können nicht lesen, können also vor einem Flugblatt nicht erschrecken und nicht feststellen, daß die Roten leben und kommen.

Das Heftchen enthält noch sogenannte rein-lyrische Gedichte und auch Chöre, die wiederum rein politisch sind — aber eine dichterische Begabung läßt sich leider in all diesen kürzeren und längeren Zeilen nicht entdecken.

2

Stephan Lackner:
„Die weite Reise“
Oprecht Verlag, Zürich

Bei der Lektüre des Gedichtbandes von Stephan Lackner drängt sich eine andere Frage auf: *kommt der Dichter ohne Persönlichkeit aus?*

Die Wahrheit des Goetheschen Spruchs „Höchstes Glück der Erdenkin-der ist nur die Persönlichkeit“ wird, bekanntlich, auch durch den Kollektivismus nicht aufgehoben. Ganz im Gegenteil: der entwickelte Kommunismus zum Beispiel gibt der Persönlichkeit die höchste Entfaltungsmöglichkeit. In der Atomisiertheit der kapitalistischen Ordnung aber, die aus ihren Menschen verdinglichte Serienfabrikate macht, soll gerade der Dichter die gräßliche Uniformierung durchbrechen, Persönlichkeit sein und seine Persönlichkeit in Gedichten zum Ausdruck bringen. Ist der Dichter das Salz der Erde — und er soll es sein — so taucht die biblische Frage auf: „Wo nun das Salz dumm ist, womit soll man salzen?“

In sieben Kapiteln fährt Stephan Lackner in die Welt hinaus, erlebt eine Liebesgeschichte, macht eine einsame Winterreise, hält Ausschau unter den Mädchen von heute, sieht eine Galerie männlicher Porträts, schweift durch den Herbst und endet mit Gedichten der Rückkehr. Das alles tut er aber so unpersönlich, daß ich nach der Lektüre der Verse überhaupt kein ausgeprägtes menschliches Gesicht vor mir habe. Leitet er zum Beispiel sein Bändchen mit dem „Souvenir“ ein:

„Strömt der Regen, rauscht der Bach
meiner alten Mühle.
Singe lauter, singe wach
verklungene Gefühle.

Hatte manchen schönen Tag,
hoffte viel vergebens.
Strömt der Regen, rauscht der Bach.
Lieb den Lauf des Lebens.“

— so ist das ein angenehmes Liedchen, das jedoch in der deutschen Lyrik schon hundertmal — besser und schlechter — da war. Schreibt es ein Dichter von heute zum hundertunderstenmal, so muß er zumindest etwas von seiner Person, wenn schon nicht von seinem Lande, von seiner Epoche ins

Gedicht verwehen. Sonst war es überflüssig, das Liedchen noch einmal zu schreiben. Die Unpersönlichkeit dieses Dichters geht so weit, daß der Leser nicht einmal erfährt, wes Landes Kind der deutschschreibende Stephan Lackner ist. Sein Hinweis auf seine Heimatlosigkeit:

„Was reisen! sagt ihr. Miß nur
deine eigenen Grenzen erst aus! —
Ich glaube an keine Grenzen,
bin in der Welt zu Haus.“

— erledigt die Sache nicht. Die Grenzen sind keine Glaubensartikel, sondern Wirklichkeiten dieser Welt; ein Reichsdeutscher ist kein Österreicher, auch kein Sudetendeutscher, kein Siebenbürger, Burgenländer oder Zipser. Die Auffassung einer solchen Heimatlosigkeit des Dichters ist ebenso unrichtig, wie das Schlußbild im selben Gedicht verzerrt ist:

„In Jugend schon entwurzelt,
bin ich wie ein Vogel geworden.“

Entwurzelt werden Bäume, die aber nicht fliegen: hinwiederum haben Vögel, auch bevor sie flügge geworden sind, keine Wurzeln gehabt. Zeigt Stephan Lackner aber einmal ein Gesicht, wie etwa in dem Gedicht „Verlassenheit“:

„Eben haben wir noch gelacht,
haben Männerwitze gemacht.
Nun komm ich in meinen einsamen Raum,
die Bettluft der Nacht verflogen kaum,
schon wieder ist Abend. Das Kissen zerwühlt,
niemand, der mir den Waschtisch spült,
niemand stellt die Pantoffeln zurecht,
der Laden klappert, das Licht ist schlecht.
Die Gegend trostlos, öde und leer.
Wenn nur irgendein Mädchen bei mir wär!“

— so sind das nicht die mehr oder weniger olympischen Züge eines Dichters, der eine weite Reise tut, sondern eines (Wein- oder Bier-)Reisenden, der daran gewöhnt ist, den Kamin seiner Erotik von Hotelstubenmädchen heizen zu lassen. Auch das ist, freilich, nicht etwa verboten, aber die dichterische Ausbeute müßte schon anders lauten. Im „Epilog“ Heines geht es auch nicht sehr fein zu:

„Unser Grab erwärmt der Ruhm.
Torenworte! Narrentum!
Eine bessre Wärme gibt
eine Kuhmagd, die verliebt
uns mit dicken Lippen küßt
und beträchtlich riecht nach Mist.“

— aber das sind Dichterworte, die vor Talent und Persönlichkeit überschäumen!

Heinz Politzer: „Fenster vor dem Firmament“
Julius Kittls' Nachf., Leipzig, Mährisch-Ostrau

Dichterworte, aber nie überschäumend, immer wohlwogen und in letztes Gleichgewicht gebracht, finden wir in Heinz Politzers Gedichtband. Kein Zweifel, der junge Dichter ist begabt. Näheres aber läßt sich über seine Begabung schwer sagen, da sie fast überall mit dem Mantel Rilkes und Georges zugedeckt ist. Man hat nur den Eindruck, daß der Mantel ihn beenzt und seine Schritte behindert. Wo das nicht der Fall ist, gelingen dem jungen Dichter Zeilen und Strophen, hie und da auch ganze Gedichte. Sagt er im einleitenden Vierzeiler zum Zyklus „Die große Schuld“:

„Wer schlafen geht in dieser Zeit,
dem schlägt sein Herz, als ging er sterben.
Er sammelt seinen Leib wie Scherben
und deckt ihn zu mit Traurigkeit.“

— so ist das schön und einfach, spiegelt die Persönlichkeit des Dichters und auch seine Weltanschauung. Daß diese Weltanschauung keine himmelhochjauchzende, vielmehr eine trüb-pessimistische ist, darf uns nicht zu einer schroffen Ablehnung des Dichters verleiten. Man muß schon zur Kenntnis nehmen, daß es im niedergehenden Kapitalismus traurige Menschen — das heißt aber auch traurige Dichter — gibt, die den Verfall der kapitalistischen Gesellschaftsordnung mit allen Nerven spüren, ohne noch von den Kräften eine Ahnung zu haben, die die neue Welt erbauen werden. Ein solcher Dichter soll höher entwickelt werden, dorthin, wo er nicht nur die Traurigkeit fühlt, mit der er sich zudeckt, sondern auch die Ursachen dieser Traurigkeit erkennt, wo er den Feind sieht und den Kampf mit ihm aufnimmt. Das sind aber Etappen, die aufeinander folgen; es darf dem Dichter, der heute noch auf der ersten Stufe steht, der Weg zum Höherschreiten nicht durch ein zu hartes Urteil verrammt werden.

Jawohl, der große Dichter ist der Kämpfer „in dieser Zeit“. Es wäre aber ein wenig fruchtbarer Fatalismus, den Dichter vor die Forderung zu stellen, sofort, bei seinem ersten Mundaufatzen, in seinem ersten Sammelband, mit 25 Jahren, bereits der Kämpfer zu sein, zu dem er sich, weil er mit „dieser Zeit“ tief unzufrieden ist, noch entwickeln kann. Es gibt und gab schon immer Dichter verschiedener Größen. Nicht jeder ist ein Leuchtturm, was soviel bedeutet, daß auch die bescheideneren Lichter nicht auszulöschen oder mit dem schwarzen Tuch einer verwerfenden Kritik zuzudecken sind. Nach seinem ganzen geistigen Gehaben (von der trostlosen Zeit erdrückter Bürger, der die Orientierung verloren hat) kann Heinz Politzer noch nicht weiter sein, als bei der Ablehnung des Krieges. Manchmal tut er das in ergreifenden Worten, wie im Gedicht „Auf einen Ungeborenen“:

„Mein Bub, den ich nicht haben soll,
weil Krieg im Land die Kinder kriegt,
sich, wie die Mutter schmerzenvoll,
die stille Wiege wiegt.“

Das Bild der Wiege, in der kein Kind liegt, von einer Mutter geschaukelt, die keine Kinder zu gebären wagt, ist politisch wertvoll und neu und gehört zu den gelungensten des Bandes. Solche Höhen erreicht Heinz Politzer selten, und höher geht er nur ein einziges Mal, im Gedicht „Mit 25 Jahren“, wenn er fragt:

„Ist es so schwer, was ich begehrt,
so frech, so arg, so satt? —
Daß meine Hand kein leeres Blatt
im Sturm des Hungers wär.

Daß nicht der Freundin mild und tief
der Gram die Stirn verhängt,
wenn hell ein Kind zum Schoß ihr drängt,
bis es die Mutter rief . . .

Ihr Herren der Welt, wie geht es her,
daß uns noch Elend hat?
Ist es so frech, so arg, so satt,
so schwer, was ich begehrt?“

Freilich ist das keine Fanfare des Aufruhrs — ist aber ein bitteres Aufstöhnen *gegen* „die Herren der Welt“; und man soll nicht vergessen, daß ein Orchester nicht nur aus Trompeten besteht.

Allerdings muß Heinz Politzer, der bestimmt sein eigenes Talent hat, sich von Rilke und George befreien, das Unklare, sogar Neblige, das Irrationelle, das ihm so sehr gefällt, abschütteln. Ich würde ihn so gerne auf die Erde und zur Wirklichkeit zurückrufen, wenn er vom Kameraden an seinem Tische, der ihn verriet, vom Mädchen aus dem Blumenladen, vom Kätzlein an der Schwelle der Meinung ist: sie

„sind nichts als Träume deiner Trauer
am wachen Tag“ —

um dann zu der nicht sehr originellen Frage zu gelangen:

„Du selbst, auf stetig stillen Wegen
von Wein und Schwermut fromm umsäumt,
wer ist es, der bei Licht und Regen
dich träumt?“

Weiß er es doch selber genau, daß er nicht ein Traumbild, sondern ein wirklich existierender Mensch ist, wie er es im Gedicht „Eltern“ auch ausspricht:

„Der alt mich zeugte, die jung mich gebar,
die fließen mir traurig im Blut.
Die Stirn ist voll Schatten, wie Vater war,
mein Mund ist wie Mutter gut.“

Wäre er ein Traum, (welche Auffassung er von seinen irrationellen Dichtervorbildern hat) so wäre es müßig, sich gegen den Krieg und gegen die Herren der Welt aufzulehnen, denn dann wären diese ebenfalls nur Traumbilder, und es wäre wirklich nicht sehr wichtig, wie Traumbilder sich gegeneinander verhalten, ob sie sich umarmen und küssen, oder sich bekriegen und hinschlachten.

Verläßt Heinz Politzer seine schlecht gewählte Schule, wirft er die Scheuklappen, die er von seinen Meistern übernahm, weg, dann wird er sich sofort aus dem engen Kreis des Erlebnisses, in dem er sich jetzt noch bewegt, befreit haben und den Weg der Entfaltung seiner *eigenen* Fähigkeiten betreten.

4

Hedda Zinner:
„Unter den Dächern“
Vegaar, Moskau

Obwohl oft vom Parteirahmen eingeengt, hat die Dichterin Hedda Zinner eine viel größere Skala des Erlebnisses, denn in ihrem Bändchen „Unter den Dächern“ besingt sie den Klassenkampf in Deutschland, die Emigration in Prag und ihr Heimfinden in die Sowjetunion. Sie hat die Stütze einer ausgebauten, von ihr schon fertig vorgefundenen Weltanschauung des revolutionären Marxismus, sie hat die Lust, den Wunsch und die Begabung, in lyrisch-politischen und satirischen Versen ihrer Weltanschauung dichterischen Ausdruck zu verleihen und ihre Gedichtsammlung enthält vieles, das zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Manche Gedichte des Bändchens, so das Thälmann-Gedicht mit dem viersprachigen Refrain, das „Deutsche Volkslied 1935“ und auch andere haben die Runde in allen Ländern gemacht, in denen antifaschistische deutsche Verse gedruckt, gesprochen und gesungen werden. Das besagt nicht nur, daß ein Bedürfnis nach solchen Gedichten vorliegt, sondern auch, daß Hedda Zinner, wenn auch mit Unzulänglichkeiten noch, die Fähigkeit hat, dieses Bedürfnis einer klassenkämpferischen Leser- und Hörerschaft mit poetischen Mitteln zu befriedigen.

Das Wertvolle an Hedda Zinner liegt nicht so sehr in ihren Fertigkeiten, noch weniger in ihrem Fertigsein, vielmehr im sichtbaren Ringen danach, Strophen zu schaffen, die zwar direkte politische Thesen und Parolen verarbeiten, aber dennoch dichterisch bleiben sollen.

Was in diesem Bändchen vorliegt, ist noch ungleichmäßig. Die Ungleichmäßigkeit geht nicht nur durch die ganze Sammlung, sie äußert sich oft auch innerhalb einzelner Gedichte. Es gelingt ihr zum Beispiel in „Mutter denkt nach“ — leider ein abschreckend trockener und lehrhafter Titel — eine alte Textilarbeiterin mit wenigen Strichen lebendig darzustellen und bis zu den Endzeilen durchzuführen:

„Nun bin ich ja schließlich nicht ganz dumm,
habe den Kopf zum Überlegen —
und dreh ich zum Beispiel dies Handrad herum,
so seh ich die Spulen sich regen.
Dann denk ich als alte Textilerin:
von überall her kommen Fäden,
die wissen zuerst nicht, woher und wohin,
doch im Kamm — da packt es dann jeden;“

Damit wäre das Gedicht zu Ende und hätte einen gut pointierten Abschluß — der auch ohne den auf die Pointe aufmerksam machenden Gedankenstrich da ist — die Dichterin setzt aber keinen Punkt, macht noch keinen Schluß, sondern sie setzt nur ein Semikolon und sagt, was sie bildlich schon sehr gut gesagt hat, belehrend in Thesenform noch einmal:

„da werden die Fäden zusammengerafft —
die Einheit wächst aus den Massen;
das feste Band wird von keiner Kraft
sich mehr zerreißen lassen . . .“

Dieser angeklebte zweite Schluß ist jedoch viel schwächer als der erste, der tatsächlich zum Gedicht gehörte, aus dem Thema selbst herauswuchs. Oft hat Hedda Zinner einen wirklich guten, satirischen Einfall, zum Beispiel in der Friedhofsballade über das Grab van der Lubbes:

„Die Luft stinkt nach Verwesung und Skopolamin,
o tät sie das nicht, wärs gesünder!
Doch still, o Wanderer, hier ruht immerhin
des Dritten Reiches Gründer.“

Bedauerlicherweise steht die Ausführung des Einfalls nicht auf der Höhe dieses Grundgedankens.

Das beste Stück der Sammlung ist wohl das Hörspiel „Das Untier von Loch Ness“, in dem der Märchenton sehr gut mit der politischen These über den Unsinn der kapitalistischen Überproduktion vereinigt ist.

Fast alle Gedichte, deren Stoff aus dem Sowjetleben genommen ist, beweisen die ununterbrochene *Entwicklung* der Dichterin zur höheren Synthese des subjektiven und sozialen Inhalts.

5

Max Herrmann-Neiße:
„Um uns die Fremde“
Oprecht Verlag, Zürich

Zu den schönsten Geschenken der deutschen Emigrationsliteratur gehört der Gedichtband Max Herrmann-Neißes, durch die Gedichte, die er enthält wie durch das ins Wesen der Lyrik tief eindringende Vorwort, ein wahres Juwel aus der Hand Thomas Manns, den die Gedichte zu folgender Empfehlung begeistern:

„Gut könnte ich mir denken, daß diese lyrischen Stücke, eingeschaltet von Zeit zu Zeit von einem mit höherer Rede nur leidlich vertrauten Vorleser in das Gespräch eines Abendsimmers, eine Gesellschaft verwandt empfindender Menschen in starker und glück-

licher Stimmung zusammenhielten. Denn zwar zieht sich ein Sonderschicksal durch sie hindurch: das schmerzliche und hier nicht zum erstenmal dichterisch fruchtbare Schicksal des Entwurzelten, Vertriebenen, Unbehausten, des einer Heimat, die bösen Gewalten verfiel, verlustig gegangenen Landfahrers. Aber — sei es das Verdienst der läuternden Kunst selbst oder handle es sich um eine eigentümliche dichterische Leistung —: dies Schicksal ist durch seine sprachlich-ideelle Formung so sehr dem Persönlichen enthoben, so stark vernenschlicht und dem allgemeinen Erlebnis einer Zeit verschmolzen, die selbst und als Ganzes entwurzelt und unbehaust, glücksberaubt, unstät und unbesichert, von Mächten der Gewalt, der Lüge und der Zerstörung tyrannisiert und gejagt ist, daß man physisch durchaus noch nicht Flüchtling zu sein braucht, vorläufig sehr wohl noch in äußerer Geborgenheit auf dem Seinen sitzen mag, um dennoch das Leid dieser Lieder, ihre Klage um das, was die Welt einst besaß an himmlischem Schimmer, Geist und Freiheit und Maß, aufs Wort verstehen und die eigene innerste Erfahrung mit der ihren vereinigen zu können.“

In den Gedichten Max Herrmanns klingt die volle Harfe der lyrischen Aufrichtigkeit, wodurch sie bis zu den tiefsten Wurzeln menschlich und bis zu den letzten Fasern politisch sind. Der Dichter blickt in sich hinein und stellt sein geheimstes Innere dar: die aufgewühlte Seele des Emigranten, für den die Vertreibung aus Deutschland, das ewige Herumirren in der Fremde, der Gedanke an das viehische Hausen der Hitlerfaschisten in der schwärmerisch geliebten Heimat die alles überwältigenden Erlebnisse sind.

Durch die Totalität des inneren Bildes, durch die Klarheit und Konkretheit der Beziehungen dieses Inneren zur Umwelt, ergibt sich ein abgerundetes Weltbild, das Weltbild des antifaschistischen Emigranten der Jahre 1933 bis 1936, ein erschütterndes Weltbild, das, ohne Kampfaufrufe zu verfassen, zum Kampfe gegen die Barbarei aufruft.

Der Dichter schämt sich nicht, *alles* zu besingen, was in seiner Seele tatsächlich vor sich geht. In den wechsellvollen Tagen der Emigration gibt es Schreckliches und Schönes, Böses und Gutes. Er macht keine Anstrengungen, sich als stets Festen und Fröhlichen darzustellen. Er hat verzweifelte Stunden und Stunden des Jubels, er hat keine fertigen Rezepte für Leben und Tod. Er gibt zu, daß ihn manchmal der Wahnsinn umlauert:

„In den Schlachtenmond, der uns wüst bescheint,
schauen wir angstgebannt und erleichen.
Jeder ist verdächtig jedem jetzt als Feind,
und uns alle wird der Wahn erreichen.“

Er gibt zu, manchmal vollkommen zusammenzubrechen:

„Vergebens blieb mein Lieben wie mein Hassen,
ohnmächtig vor der feindlichen Gewalt.
Ich sitze nachts in fremdem Land verlassen.
Es brennt kein Feuer mehr. Die Welt ist kalt.“

Nicht selten dümmern bei ihm ganz finstere Stimmungen:

„Immer leerer wird mein Leben,
immer mehr Gefangenschaft,
und schon hab ich, Trost zu geben
— mir und andern keine Kraft.“

Er schämt sich nicht, Angst — ja Angst — vor dem Tod zu haben:

„Gott in der Wolke, laß den Tod
an unserem Haus vorübergehen,
laß ihn das Zeichen, blutigrot,
am Pfosten meines Tors nicht sehen!“

Wer diese tiefen und schattendüsteren Täler aus dem Gedichtband Max Herrmanns wegwünscht, der vergißt, das zu hohen Bergen auch tiefe Täler gehören. Sonst wäre die Landschaft flach und die Bergkuppeln wie zum Beispiel im „Zuspruch“:

„Laß dich Schwermut nicht schwächen:
bleibe fest, halte aus!
Einst wird die Zukunft dich rächen,
kommst du auch nie mehr nach Haus“

— würden nur bescheidene Hügel bleiben. Ohne die vorangehenden düsteren Stimmungen wäre das „Pfungstwunder“:

„Das Kätzchen kommt, an deinem Fuß zu schnurren,
und festlich ist für uns der Tisch gedeckt,
der Flieder duftet, und die Tauben gurren,
ein Märchenvogel singt im Laub versteckt!“

— kein Pfingstwunder, sondern ein bescheidenes, wenn auch warmes und schönes Heimgedicht. So aber ist es ein leuchtendes Symbol der wiederkehrenden Ruhe und Stärke des aufgewühlten Emigranten. Gerade durch die Menschlichkeit dieser Lyrik wirken ihre politischen Mitklänge — und die sind überall da — um so ergreifender. Aus dem absolut Lyrischen der Anfangsstrophe der „Apokalypse 1933“:

„Es schreit der Leidende; das Echo schweigt,
der Nachbar stellt sich taub, die Welt bleibt träge.
Der Unstern hat am Himmel sich gezeigt,
und schwächer werden aller Herzen Schläge“

— wächst in wirklich apokalyptischer Größe das Hitlerbild empor:

„Denn er, der Blutbefleckte, der Barbar,
ward aus den Unterwelten losgebunden
zur Menschenjagd mit seiner Höllenschar
und hetzt die Welt mit seinen Höllenhunden.“

In diesen Zeilen ist der deutsche Faschismus und sein Führer mit seltener Kraft dargestellt und das Gedicht biegt zum Schluß wieder in das „Reinlyrische“ zurück:

„Furchtsam seh ich durch die Scheiben
auf die Stadt aus fremdem Stein.
Muß das Leben Hölle bleiben,
darf kein Mensch mehr glücklich sein?“

Gefühl und sprachlicher Ausdruck sind bei Herrmann-Neiße immer in harmonischem Zusammenklang. Seine Sprache ist einfach, diese Einfach-

heit ist aber eine selten hohe Stufe der sorgfältigsten Pflege und Feile. Verse wie:

„Ein deutscher Dichter bin ich einst gewesen,
die Heimat klang in meiner Melodie,
ihr Leben war in meinem Lied zu lesen,
das mit ihr welkte und mit ihr gedieh“

werden weit in die Jahrzehnte hineinklingen. Der Dichter ist bilderreich und trotzdem sparsam mit seinen Bildern. Und diese Bilder sind immer plastisch, oft überraschend lebendig. Schwer ist es, den Gedichtband Max Herrmanns anders zu charakterisieren als mit den einfachen Worten Thomas Manns: „*Ein liebes und schönes Buch*“. Es gehört zu den wenigen Büchern, mit denen sich die deutsche Emigration „ein Denkmal dauernder als Erz“ erschaffen hat. Und es sind „nur“ Lieder...

Andor Gabor

DREI SPANIENBÜCHER

1

Ilja Ehrenburg:

„No pasaran!“

Malik-Verlag, London

Ein Band anspruchsloser Spanien-Reportagen, schlichter Front- und Hinterlandsberichte — und doch ein Buch, das fesselt, ergreift, erschüttert und aufwühlt von der ersten bis zur letzten Seite!

Warum eigentlich? Liegt es *nur am Stoff*? Bestimmt nicht. Denn über den Freiheitskampf des spanischen Volkes ist schon viel geschrieben worden, ja sogar viele, wenn nicht die meisten Tatsachen, die Ehrenburg mitteilt, sind bekannt. Es muß also an der Art liegen, *wie* sie uns neu vermittelt werden. Und da steckt das Geheimnis der Wirkung, wenn es überhaupt ein Geheimnis ist: Ilja Ehrenburgs kurze Berichte — oft nur Stimmungsbilder oder gar nur kommentierte Mitteilung von Dokumenten — *sind künstlerisch gestaltet, sind dichterische Reportagen*. Eine andere literarische Form, dem gewaltigen Inhalt — oder auch nur kleinen Teilen dieses Inhalts — gerecht zu werden, kann es für denjenigen, der heute den spanischen Freiheitskampf aus nächster Nähe miterlebt, wohl kaum schon geben: jede andere Gestaltungsart verlangte eine größere räumliche und wahrscheinlich auch zeitliche Distanz.

Die Form der künstlerisch gestalteten Reportage — die mehr ist als ein bloßer Tatsachenbericht und doch nur von nachprüfbaren Tatsachen getragen wird — hat, wenn sie nicht mit anderen Kunstformen vermischt wird

oder gar selbst als unorganischer Bestandteil einer anderen Kunstform (etwa dem Roman) aufgepfropft ist, eine außerordentlich starke und spezifische Wirkung, die nicht zuletzt auf der Aktualität und der Tatsachenwiedergabe beruht. Daß von der Reportage neben ihrer Wirkung, die sie durch wahrheitsgetreuen Bericht von Tatsachen und Zusammenhängen auslöst, ohne daß sie fremde, ihr nicht gemäße literarische Elemente in sich aufnimmt, lediglich durch *künstlerische Gestaltung des gegebenen Materials* ganz starke emotionelle Wirkungen ausgehen können, haben Kisch, Kolzow und andere bewiesen, und Ehrenburg beweist es mit diesem Buch aufs neue. Es gibt da gestaltete Wirklichkeitsausschnitte — oft nur zwei, drei Druckseiten lang — in denen die Totalität des Geschehens wie im Brennpunkt eines Hohlspiegels eingefangen ist, Stellen, so dicht und so dichterisch, daß man sie nicht wieder vergißt und einem beim Lesen die Tränen der Erschütterung und des Hasses gegen den Faschismus hochquellen.

Soll man bei einem solchen Buche überhaupt Betrachtungen literaturtheoretischer Art anstellen? Sollte man es nicht einfach, wozu es einen treibt, dringend, so dringend wie möglich, zur Lektüre empfehlen? Nun, wir halten auch die oben gemachten Betrachtungen allgemeiner Art für nicht unwesentlich: des Schriftstellers schärfste Waffe soll, von Ausnahmen abgesehen, *sein Wort* sein. Möchten recht viele antifaschistische Schriftsteller, die über den spanischen Heldenkampf berichten und noch berichten werden, ihr Wort so scharf und blank und damit wirksam einzusetzen wissen wie Ilja Ehrenburg in diesem, bei aller Dürsterkeit und Bitternis, optimistischen „No pasaran!“

Fritz Erpenbeck

2

Edwin Erich Dwinger:
„Spanische Silhouetten“
Eugen Diederichs Verlag, Jena

Um das soeben erschienene „Tagebuch einer Frontreise“ von Edwin Erich Dwinger zu beurteilen, würde es genügen, vom Autor zu sagen, was er von sich selbst feststellt (allerdings nur in Selbstgesprächen, wenn er zitternd argwöhnt, daß es ihm an den Kragen gehen könnte und ihn das Gruseln einer möglichen Abrechnung überfällt): „Ein Antibolschewist, ein Weißgardist, einer aus der Koltschakarmee“. Und man könnte hinzusetzen, einer, den das bloße Wort „ein Roter“ in einen tollen Blutausch versetzt, einer, dessen Phantasie seinen Lesern die billigsten Lügen verkauft und der *gehörte* Greuelberichte und *vermutete* Greuel als Tatsachen entrüstet weitergibt. Das wäre alles? Nein, es genügt nicht, deshalb nicht, weil Edwin Erich

Dwinger, der früher, unter den Erschütterungen des Weltkrieges, die Konjunktur der Kriegstagebücher ausnützend, im Zwielficht „zwischen Weiß und Rot“ wenigstens Teile seines Werks realistisch gestaltete. Heute paradiert er nur noch im Stechschritt vor den „Führern“ der Weißen (er hofft von Franco, daß „er einst der dritte jener Staatsmänner sei, die das müde Europa einer neuen Lebensform zuführen“), versucht als ihr besoldeter Lakai seiner Feder krampfhaft zu entreißen, was nötig ist, um diesen Überfall auf das spanische Volk, die Zerstörung von Städten und Dörfern, die ständig anwachsende Zahl der Opfer, propagandistisch als „Kulturtat“ zu verherrlichen oder, wo die Trümmer und nicht verscharrten Leichen selbst einem so hartgesottenen „Frontsoldaten“ Würgen in der Kehle verursachen, als Barbarei der Republikaner hinzustellen. Und doch gelingt es ihm nicht, fehlen diesem Haß und den immer wieder aufgetischten Verleumdungen die Beweise. Selbst von einem solchen, mit einem von Franco eigenhändig ausgestellten „sauf-conduite“ reisenden Augenzeugen wird der Nachweis für seine monströsen Behauptungen nicht erbracht. Überall, wo dies „Tagebuch einer Frontreise“ von den Leichen der im Kampf Hingestreckten, von Erschlagenen berichtet, sind es „die Roten“, wie Dwinger verächtlich das kämpfende spanische Volk summarisch bezeichnet, deren Gebeine unbeerdigt, den Hunden zum Fraß auf den Straßen und Feldern liegen gelassen werden. Wo er von Plünderungen der „Roten“ Schauernmärchen aufischt, sind es dennoch die *Mauros*, die ihm ihre Beute geraubten Gutes vor die Augen halten:

„Wie malerisch war dies Bild der maurischen Feldwache, es fehlte nicht viel zu einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht! An der Rückwand des Grabens lag die Nahrung, die sie im letzten Kampf erbeutet hatten — ganze Bündel von lebenden Hühnern, die mit den Beinen aneinandergebunden waren“... „Zwischen kleinen Hügeln gelber Melonen lagen ein paar Ferkel, die erstickt aufquieckten, sobald man sie nur streifte, dann wieder kam ein großer Korb mit grünen Feigen, die sich wie weiche Gummiklumpen angriffen.“

Und weiter zeigten ihm die *Mauros*

„jungenhaft fröhlich ihre Uhren, dieser oder jener Leiche als wohlverdiente Belohnung abgenommen.“ ... „Nach den erbeuteten Schätzen kamen die Waffen daran, fast jeder hatte bereits einen schönen Browning ergattert.“

Diese Ausplünderung der armen Bevölkerung nach der „Eroberung“, diese „jungenhaft fröhliche“ Beraubung wehrloser Leichen, erscheinen Edwin Erich Dwinger als Märchen aus Tausendundeiner Nacht, versenken den Schriftsteller des Dritten Reiches in malerische Betrachtungen! Dabei vergißt er nicht, gleichzeitig den Fingerzeig Goebbels' zu beachten und unter den erbeuteten Schätzen „französische Brownings“ und „tschechische Patronenkästchen“ zu entdecken!

Im September 1936 befand sich Edwin Erich Dwinger an Bord der *Arkona*, um über Lissabon mit der „unvergeßlichen Hilfeleistung des Grafen

Moulin-Eckardt“ in Spanien einzureisen. Schon auf dem Schiff machen ihn Rückwanderer mit den angeblichen „Roheiten der Roten“ bekannt. Ein Deutscher erzählt ihm die Erstürmung eines Klosters in Malaga, in welchem die „Roten“ die Mönche nachts zu einer blutigen Tarantella antrieben, die mit wilder Erschießung aller Mönche endete. Nahschüsse, „verwandeln die Tonsuren in ausgezackte Löcher“ und dem Leser wird die Marterszene schauergig ausgemalt. Ungeprüft übernimmt Dwinger die in der Kapitänskajüte erzählte Mordgeschichte, um sie als „erste Fühlungnahme“ mit dem „roten Terror“ in seinem Tagebuch festzuhalten!

Dann beginnt die Fahrt ins Land, hinein nach Salamanca, zum Grand-Hotel, wo er zwar kein Zimmer mehr findet, aber die ersten Nachmittage in dieser Hotelhalle zu seinen „Studien“ verwendet. Die Silhouetten aristokratischer Familien bannen ihn, das Tagebuch notiert:

„Es gibt kaum eine Familie spanischer Granden, die nicht mindestens ein Mitglied durch die Roten verlor.“

um dann, nach Betrachtungen über die Würde ihres Schmerzes, die vielleicht ein „Ausfluß jener morgenländischen Blutmischung“ sei, festzustellen:

„Und mancher Totgegläubte tauchte plötzlich in dieser Halle auf, den man vielleicht schon längst aufgegeben hatte, dem aber die Flucht aus dem roten Gebiet dennoch gelungen war.“

Schließlich landet er im „Allerheiligsten“, er steht vor Franco, der rücksichtslos mordende und brandschatzende Mauren über das spanische Land jagt, und Dwinger, von Ehrfurcht ergriffen, läßt sich von ihm sagen:

„daß er sich besonders über die Gelegenheit freue, im Namen aller Mitkämpfer dafür danken zu können, was Deutschland seinem Lande durch seine Sympathien helfe, die ihn immer wieder mit Zuversicht erfüllen.“

Weiter geht es an die Front, über Avila nach Talavera zum General Varela, dessen „knisternde Elektrizität“ ihn „unwillkürlich an Napoleon“ erinnert. Hier lernt Dwinger auch das erstemal das Wort „Rote“ spanisch gebrauchen. „Rochoss“ nennt sie zischend General Varela, und geschmeidig übernimmt Dwinger die erwünschte Schmähung. Er fährt durch das Kriegsgebiet, begegnet zerschossenen Autos, einem in Graben liegenden „Panzerwagen der Rochoss“, dessen fünfköpfige Besatzung tot daneben liegt, glaubt sich immer in Gefahr, wenn bei den auftauchenden Posten die rotgelbe Schleife der Nationalisten oder das gestickte Pfeilbündel der Phalangisten fehlt.

Er kommt nach Navalcanero, einen Ort, der „vor wenigen Stunden erst den Roten in erbittertem Kampfe abgenommen“ wurde. Er schildert die Vernichtung und das „wilde Bild dieser feiernden Sieger“, um dann unter Führung eines *deutschen* Gefährten — die er auf der Frontreise x-beliebig findet und zu seiner Führung zur Hand hat! — die Kirche des Dorfes zu besichtigen, deren Verwüstung für ihn selbstverständlich durch den „Abzug der Rochoss“ verschuldet wurde und nicht von der „wildem

Gruppe schwarzer Mauros“, die „von den Flammen der offenen Feuer gespenstisch überloht“ ihren Sieg feiern!

Hinter der Front besichtigt Dwinger in einem eben erst besetzten Dorf ein bekanntes Kloster und schreibt, von dem Feldzug des „sensiblen Generals“ Franco berichtend:

„Die erste Begegnung mit Gefallenen faßte mich nicht gerade schonend an, es waren ein paar Rote, die auf der Straße fielen, man hatte sie wohl aus diesem Grunde einfach im Chausseegraben verscharrt. Aber man hatte sie in der Eile des Vormarsches eben nur verscharrt, erst in diesem Augenblick erfaßte ich dies Wort in seiner ganzen Härte: Mochten Hunde sie wieder befreit haben, oder waren sie wirklich so flüchtig bestattet, mitten aus dem gelben Sand stach hier bis zum Ellbogen ein Arm, der trotz der Schwärze der Haut deutlich einen tätowierten Anker zeigte, drei Meter weiter reckte sich bis zum Knie ein Bein aus der Erde, dessen kleiner Fuß zu einem Seidenstrumpf einen fast eleganten Halbschuh trug. Die häßlichste Begegnung mit diesem Kriege aber vermittelte ein Toter in blauem Monteuranzug, übrigens die häufigste Bekleidung der roten Milizen, der etwas weiter mit ausgestreckten Gliedern mitten auf dem Fahrdamm lag — ihm hatten die Hunde des nahen Dorfes schon ein Bein derart angefressen, daß statt der Wade nur mehr das weiße Wadenbein übrig war.“

Danach steigt Dwinger unter Führung eines Verteidiger des Alkazar in die Gewölbe des Klosters und es ist ihm, als ob er in der Tiefe des Gebäudes verworrene Stimmen hört. Er fragt seinen Führer, der ihm schamlos und unverfroren antwortet:

„Dort unten sind noch Kommunisten drin, aber wir haben Mauerblöcke vor den Ausgang gewälzt. Was sollen wir noch lange mit ihnen kämpfen — mögen sie sich dort am Ende gegenseitig vertilgen!“

Daraufhin notiert Dwinger entrüstet die „Wildheit der Rochoss“; die Einmauerung lebendiger Menschen, deren einziges Verbrechen ist, ihr Leben und die spanische Erde verteidigt zu haben, findet er ganz in Ordnung. Er kommt nach Toledo, besichtigt den Alkazar und die Toten, „die schon wochenlang in der Sonne gelegen hatten“ und läßt sich mit einem „Witz“ von einem Offizier auf seinen Hinweis antworten:

„Die sind noch nicht genug tot, die müssen noch viel töter werden.“

Dann bummelt er wieder in die Feuerlinie, freut sich über den „Kampfgeist“ der Mauren, frühstückt ausgiebig und angenehm mit den Generalen, um gleich hinterher die Armut der besichtigten Bauernbehausungen zu schildern, Betrachtungen über ihre mittelalterliche Bearbeitung der Felder anzustellen (übrigens: wo ist in seinem ganzen Buch das spanische Volk? Überall, so schreibt er doch, sind die Häuser leer, die Ortschaften bis auf den letzten Mann vor dem „sensiblen General“ geflüchtet) und mit dem mitgebrüllten Ruf „Arriba España“ (Vorwärts Spanien), den Feldzug Francos als segensbringend zu verteidigen. Mit dieser „fest verankerten“ Ansicht, einem Handstock, einem Fächer und einer Milizionärmütze „eines Rochoss, die fast gar nicht blutig war“ als Andenken vom Plünderungsgut der Legionäre im Koffer, fährt er an Bord des „Monte Pasqual“ nach Deutsch-

land zurück und orakelt über das Blutbad meuternder Generale folgendermaßen:

„Da zeigt sich manchem zur Verwunderung, was eigentlich völlig natürlich ist: daß man höchstens die Kluft einer Generation durch unblutige Reformen überbrücken kann, wofür die deutsche Revolution das beste Beispiel ist, daß man die Klüfte von Jahrhunderten aber nur schließen kann, wenn man sie bis an den Rand mit Blut füllt.“

Und Dwinger hat „auf einmal Eile heimzukehren“ in das Land, dessen Sympathien dem „sensiblen General“ so zuversichtlich helfen, die Gräben der spanischen Schlachtfelder „bis an den Rand mit Blut zu füllen“!

3

Peter Merin:

„Spanien zwischen Tod und Geburt“
Jean Christophe-Verlag, Zürich

Seit länger als einem Jahr laufen nunmehr die Frontmeldungen Spaniens über die Druckerpressen aller Länder. Telegramme, Reporterberichte alarmieren die Öffentlichkeit, bieten die Nachrichten vom Kriegsschauplatz filtriert, gefärbt, frisiert, dem Publikum zur Orientierung. Der Leser versucht, sich aus den oft einander widersprechenden Meldungen ein Bild über die Lage in Spanien zu machen. Vom Schußfeld noch durch Grenzen entfernt — doch wer kennt nicht die Gefahren ungelöschter Brände, wenn sie weitergreifen ohne Widerstand? — um die Erhaltung des Frieden besorgt, über die täglich sich mehrenden Opfer dieses Kampfes erschüttert, tastet er zwischen dem Schwarz und Weiß der Zeitungsmeldungen nach der Wahrheit, sucht er nach ungeschminkten Tatsachen.

In dem soeben erschienenen Buch von Peter Merin findet der Leser diese Tatsachen, er findet sie in so erdrückender Fülle, daß es schwer ist, einzelne Ereignisse, einzelne Gestalten und Gespräche aus dem Inhalt des Buches herauszugreifen. Peter Merin schildert mit heißem Herzen, scharfem Blick das Erleben seiner Reise an die Front und durch das republikanische Spanien, er spricht mit dem Volk, seinen Führern, läßt sie sprechen, so daß Kapitel für Kapitel sich zu einem Ganzen verflcht, das uns das heutige Spanien in den Zuckungen seines Freiheitskampfes zeigt, aus dem die Gewißheit eines neuen Morgens aufleuchtet.

Peter Merin sah sich in diesem vom Kriege aufgewühltem Lande gut um. Er ging den Spuren der Vergangenheit nach. Auf spanischem Boden der blutigen Gegenwart gegenüberstehend, erweckt er die auf ihr lastenden Schatten der Geschichte, vermittelt dem Leser als Chronist und Künstler, parallel zu den Erlebnissen seiner Reise, den Entwicklungsgang dieses Landes, seiner Kultur, seiner Klassen. Greift er dann wieder zu den Begebenheiten unserer Tage, so wird die Einfachheit der Erzählung zur

bezwingenden Wiedergabe dieses Lebens voller Leiden, Heldenmut und Tapferkeit.

Vieles möchte man aus dem Inhalt dieses wahrhaft informierenden Buches zitieren, besonders aus den Biographien von Kämpfern der Internationalen Brigade.

Jedoch unter den vielen Porträts spanischer Persönlichkeiten, die Peter Merin aus ihrem Arbeitsfeld heraus gestaltet, befindet sich auch Andreas Nin, den der Schriftsteller noch als Justizminister Kataloniens kennenlernte. Die Mitglieder der POUM, an deren Spitze Nin steht, nennt der Autor nur „Dissidenten“ der Kommunisten in Spanien, sie aber waren und sind offene *Trotzkisten*. Es ist hierbei vielleicht nicht uninteressant, zu ergänzen, daß durch die letzten Ereignisse in Spanien dies noch unverhüllt zum Ausdruck kam. Hier tritt nicht mehr Andreas Nin als harmloser, Gesetze erlassender Justizminister Kataloniens auf, der mit ethischem Pathos in Gegenwart Merins sagte: „Wir fürchten die Faschisten nicht, den offenen Feind werden wir rascher besiegen als den mit getarntem Gesicht“, sondern er fällt mit organisierten Attentaten der bedrohten Republik in den Rücken! Als vor wenigen Wochen einer der Führer der Vereinigten Sozialistischen Partei Kataloniens, Antonio Sese, zum Innenminister ernannt wurde, streckte ihn die Kugel der POUM-Attentäter nieder. Heute sitzt Nin als offener Konterrevolutionär im madriders Gefängnis, wohin er von Barcelona überführt wurde, um mit Agenten Francos konfrontiert zu werden, mit denen gemeinsam er seine dunklen „revolutionär“ gefärbten politischen Geschäfte betrieb.

Merin, der sich auf 308 Seiten das Problem des Gestern und Heute in Spanien stellt, mußte natürlich den geschichtlichen Teil kurz und gedrängt geben, dabei sind ihm Versehen unterlaufen. So muß es beispielsweise richtig heißen, daß das französische Gebiet in Marokko 200 000 englische Quadratmeilen (anstelle der angegebenen 400 000), der spanische Anteil 18 300 (anstelle der angegebenen 183 000) umfaßt. (Warum werden nicht die gebräuchlicheren Quadratkilometer angegeben?) An einer anderen Stelle sagt Merin:

„Anderwärts wurden die Probleme der Bauernnot vor Jahrzehnten, vor Jahrhunderten gelöst... früher in England, Frankreich, Holland, später in Deutschland, später in Rußland.“

Diese Feststellung ist sehr flüchtig und zu summarisch. Wo ist in den genannten Ländern, außer in der Sowjetunion, die „Bauernnot seit Jahrzehnten“ — um gar nicht erst von Jahrhunderten zu reden — gelöst worden?

Maria Arnold

ZWEITER INTERNATIONALER
KONGRESS DER SCHRIFTSTELLER**RAFAEL ALBERTI***Spanien*

Spanien ist oft das Land des Romanzero genannt worden. Unser Bürgerkrieg hat gezeigt, daß die Romanze lebt. Auf den Straßen der Städte des Hinterlandes, in den vordersten Schützengräben, überall hört man Romanzen, sie werden von Invaliden und Soldaten, von Bauern aus fernen, vergessenen Dörfern gesungen, sie sind in jeder beliebigen Bridgandenzeitung zu lesen, sie werden von unbekannten Kämpfern und gefeierten Dichtern geschrieben; die Epoche der Romanze ist im Fluß, es verströmt das Blut, es strömt die Volkspoesie. Ich weiß aus Erfahrung, welchen Anklang bei den Kämpfen die satirischen Romanzen finden, die scharf sind wie Bajonette. Francisco Quevedo, der Schreckliche und Spöttische, ist das Hirn unseres Volkes. Ein Kalauer hat den Faschistenhelden, General Mola mit den Eselsohren in die Geschichte eingeführt: „Mola, der Maultiersohn“. Die Romanze José Bergamins „Mula Mola“*, die in den ersten Tagen des Krieges geschrieben wurde, hat sich mit einer solchen Schärfe in das Volksbewußtsein eingepreßt, daß ich vor einiger Zeit, nach dem Tode des verräterischen Generals, in den Straßen Madrids einen „Leichenzug“ sah: man trug eine Puppe mit einem Maultierkopf zu Grabe.

Die Satire ist eine erprobte Waffe, die wir nicht verachten dürfen. Wir müssen sie handhaben wie eine Feuerwaffe — ein ungeschicktes Umgehen mit ihr kann diese Waffe gegen uns selber kehren: der Fluß kann sein Bett verlassen und die Felder überschwemmen; es ist unsere Pflicht, in diesen verantwortungsreichen Tagen nicht nur an das Heute, sondern auch an das Morgen unseres Volkes zu denken.

Der Romanzero des Bürgerkrieges ist nicht unsere Erfindung. Sein Ausdrucksmittel ist die lebendige Alltagssprache. Wir sind an die Reden im achtsilbigen Versmaß gewöhnt. Die Romanze wird so lange leben, wie die spanische Sprache lebt. In Spanien Romanzen zu schreiben ist kein Anachronismus. Unser Volkskrieg fordert eine Volkspoesie.

Die Romanzen in den Frontzeitungen besingen die Heldentaten der „Dynamiteros“, der Flieger, und sie verherrlichen unsere Kommandeure.

In Campesino kämpften zwei unserer jungen Dichter — Miguel Hernandez und Antonio Aparicio — sie wurden durch den Bürgerkrieg zu Dichtern. Das berühmte Fünfte Regiment hat den ersten Romanzero des Bürgerkrieges hervorgebracht.

Genossen, in diesen Tagen tönt die Luft von Kugelpfeifen und Liedern. Der Romanzero ist eine der Adern, in denen das Blut des spanischen Volkes pulst...

* „Mula“ bedeutet im Spanischen Maultier

MARTIN ANDERSEN - NEXÖ

Dänemark

Ich möchte dem Herrn Ministerpräsidenten im Namen unserer Organisation danken und sagen, weshalb wir nach Spanien gekommen sind. Ich möchte ferner der großen Freude Ausdruck geben, die uns beseelt, daß wir hier sein dürfen.

Vor vielen Jahren, als ich noch ein armer junger Bursche war, der durch Europa wanderte, kam ich zum erstenmal nach Spanien, und damals schon konnte ich feststellen, daß es unter den Armen keines anderen Landes der Welt eine solche Solidarität gibt wie bei euch.

Sie wissen, daß wir nicht als Touristen gekommen sind. Jetzt sind wir hierhergekommen als Vertreter der Verteidiger der Kultur der Welt und nicht als Touristen; wir sind gekommen, um Ihnen beizustehen und Sie in Ihrem Kampf zu unterstützen.

Es gibt ein deutsches Wort, das heißt „Alltag“; es will besagen: das alltägliche Leben. Gorki und Kolzow haben dieses Wort folgendermaßen definiert: es liegt in ihm die Hoffnung der Menschheit, endlich den Tag ihres Glücks zu erleben.

Und darum wird hier gekämpft! Niemals hat man so für „den Tag der Tage“ gekämpft! Die Feinde wissen: dies ist die letzte Schlacht. Das spanische Volk ist dafür der getreueste Ausdruck, aber es steht nicht allein. Wir, die wir heute unsere Solidarität zum Ausdruck bringen, wir sind diejenigen, die hinter euch stehen. Wir kämpfen nicht unmittelbar neben euch, aber wir sagen euch, daß tausende von Menschen außerhalb eurer Grenzen mit euch sind, und wir sind ihre Wortführer.

THEO BALK

Deutschland

(Bataillonsarzt der 14. Division)

Wir sind Schriftsteller. Wir haben in diesen Tagen, die entscheidend sind für das Gesicht dieses Jahrhunderts, die Feder mit der Waffe vertauscht.

Ich gehöre einem Bataillon an, das den Namen eines großen französischen Schriftstellers und Kämpfers trägt — dem Bataillon Henri Barbusse. Ich bin deutscher Schriftsteller. Meine Kameraden sind Franzosen. Franzosen und neuerdings auch Spanier. Im „Feu“ Henri Barbusses lagen sich die Deutschen und Franzosen in feindlichen Schützengräben gegenüber; nur der Name eines Menschen war Lichtblick und zugleich Zukunftsprogramm in diesem Völkerschlachten: Karl Liebknecht. Heute liegen wir in den *gleichen* Schützengräben: Franzosen und Deutsche. Aus dem Lichtblick wurde helles Licht und aus dem Zukunftsprogramm — Realität.

Meine französischen Kameraden — manche von ihnen sind Gestalten des „Feu“ — damals gingen sie jung und gesund nur unter Zwang ins Feuer. Heute sind sie in den besten Mannesjahren, sind Halbinvaliden, aber sie sind die ersten im Feuer. Der Geist hat hier die körperliche Schwäche überwunden — der Geist des Antifaschismus!

Wir in den Internationalen Brigaden sprechen wohl verschiedene Idiome — an die 20 — in der Tat sprechen wir nur eine Sprache: die der kämpferischen Humanität, die Sprache Henri Barbusses.

Wie das entstand, wie das denkt und fühlt, wie das kämpft und sich opfert — das wird einer, werden einige von uns niederschreiben für die, die in der nächsten Offensive Hitlers und Mussolinis ihren Mann stehen werden.

Heute aber bin ich stolz darauf, daß mich — einen deutschen Schriftsteller — meine französischen Kameraden vom Bataillon „Henri Barbusse“ beauftragt haben, diesem Kongreß ihre kämpferischen Grüße zu überbringen.

Salud!

AGNIA BARTO

Sowjetunion

Ich werde von Kindern sprechen. Nicht von denen, die jetzt, von faschistischen Geschossen verwundet, in den Krankenhäusern liegen und nicht von denen, die bei faschistischen Luftangriffen den Tod fanden — über die verwundeten Kinder, über die kleinen Toten zu sprechen ist unmöglich, ist zu schwer. Für den Tod der Kinder, für das verstummte Kinderlachen, die erloschenen Kinderaugen wird sich der Faschismus vor der ganzen Menschheit zu verantworten haben.

Ich werde von lebenden Kindern sprechen, von den Kindern, für deren Wohlergehen das große spanische Volk kämpft.

Vor einiger Zeit sah ich, wie Sowjetkinder den Zug empfingen, der die spanischen Kinder nach Moskau brachte. Die Kinder rannten aufeinander zu, schüttelten sich die Hände, umarmten sich, weinten. Kinder sind nicht sentimental. Sie weinen leicht um ein Nichts, aber ich habe noch nie gesehen, daß Kinder aus übervollem Herzen, aus gegenseitiger Liebe, aus Begeisterung weinten. Ein spanischer Junge zog eine Patrone aus der Tasche, hielt sie unseren Kindern hin. Sie fingen an zu fragen — was in Madrid los sei, was es an der Nordfront gebe. Sie holten aus den Taschen Nummern der Pionierzeitung, zeigten auf die Karte von Madrid und erklärten, daß sie alles gelesen hätten, alles wüßten, was in Spanien vorgehe.

Für die Sowjetkinder gibt es keinen Rassenhaß; der Begriff selber ist ihnen fremd und unbekannt. In der Krim, am Ufer des Schwarzen Meeres liegt das Pionierlager „Artek“. Kinder aller Nationalitäten reisen dorthin zur Erholung: Russen, Deutsche, Engländer, Usbeken, Kirgisen usw. Jetzt sind dort die spanischen Kinder. Zwischen ihnen und allen anderen ist es zu einer festen Freundschaft gekommen. Sie leben wie eine große, zusammengehörige Familie, sie sind Brüder. Der gemeinsame Kampf ihrer Väter für die Revolution und der gemeinsame Haß gegen den Faschismus vereinigt sie.

„Mama!“ schreibt ein sowjetischer Junge seiner Mutter aus Artek, „heute ist bei uns etwas Unangenehmes passiert. Mein spanischer Freund, von dem ich Dir geschrieben habe, bekam eine Zeitschrift mit dem Bild eines Faschisten in die Hand. Mario wurde blaß, zerriß das Bild in kleine Stücke und wir traten zusammen mit den Füßen darauf

herum. Mama! Warum gibt es Faschisten in der Welt? Um die wehrlosen Leute anzu-fallen und fremde Städte zu erobern? Mario haßt sie, ich hasse sie auch. Sie werden niemals siegen!“

Alle Kinder der Sowjetunion, die Allerkleinsten, zeigen herzlich, warm, kindlich rührend ihre Liebe zum spanischen Volk. Hier ist ein Brief, mit ungelenkem Gekritzelt geschrieben; die Zeitschrift „Mursylka“ erhielt ihn:

„Schreibt, wie man sich selbst eine Mütze von einem spanischen Kämpfer machen kann. Ich möchte mir eine machen und sie dann aufsetzen. Ich möchte so sein, wie ein spanischer Kämpfer.“

In der Sowjetunion wird für die Kinder alles getan, was nur für sie getan werden kann. Für die Kinder werden Paläste, Bibliotheken, Theater gebaut. Es wurde ein besonderer Kinderverlag gegründet, der in diesem Jahr einige Millionen Bücher gedruckt hat.

„Unsere Aufgabe ist es, der Kultur Meister und nicht Stümper zu erziehen, so wie die Vergangenheit die Arbeiterkinder erzog und lehrte — nicht Erdensklaven, sondern freie Künstler und Schaffende!“ Diese Worte A. M. Gorkis wurden zum Grundsatz der Erziehung der Sowjetkinder. Und an dem Beispiel dieser Erziehung sehen wir, wie der Mensch alle seine schöpferischen Kräfte, seine besten Eigenschaften entwickelt, wenn ihm nur die Möglichkeit dazu gegeben wird.

Der Faschismus will den spanischen Kindern die Zukunft rauben. Wir kennen das Schicksal der Proletariatkinder in den faschistischen Ländern — dieses Los werden die spanischen Kinder nicht teilen!

In Madrid erzählte man mir, daß, sobald die faschistischen Flugzeuge davonflogen, die Kinder auf die Straße laufen und ein von ihnen selbst verfaßtes Lied singen; sein Inhalt ist ein Fluch auf den Faschismus und ein leidenschaftliches Bekenntnis zum Sieg. Ja, im Kampf für das Glück seiner Kinder, für ihre Zukunft, für das Glück der Kinder der gesamten Menschheit wird das spanische Volk siegen! Die spanischen Kinder werden niemals Sklaven sein. Es leben die spanischen Kinder, ihr glückliches Lachen und ihre frohen Augen! Es leben die jungen zukünftigen Maler, Künstler, die jungen mutigen Kämpfer für die Revolution!

Viva los niños españoles!

JOSE BERGAMIN

Spanien

Ich spreche im Namen der ganzen spanischen Delegation. Ich spreche auch im Namen der südamerikanischen Delegation, und zwar der Schriftsteller, die spanisch schreiben. Ich hoffe, daß ich auch im Namen aller Schriftsteller Spaniens spreche.

Ich habe hier, in Madrid, das neue Buch André Gides über die USSR gelesen. Das Buch selbst ist unbedeutend. Aber die Tatsache, daß es in den Tagen erschienen ist, als die Faschisten Madrid bombardierten, verleiht ihm für uns tragische Bedeutung. Wir sind alle für die Freiheit des Gedankens und der Kritik. Dafür kämpfen wir. Aber das Buch

Gides kann nicht als eine freie und ehrliche Kritik angesehen werden. Es ist vielmehr ein ungerechter und unwürdiger Angriff auf die Sowjetunion und die Sowjetschriftsteller. Das ist nicht Kritik, sondern Verleumdung. Unsere Tage haben andere Werte gezeitigt: Solidarität, — Solidarität der einzelnen Menschen und Völker. Zwei Völker sind in diesen schweren Tagen der Prüfung innig miteinander verbunden: das russische und das



spanische. Übergehen wir schweigend die unwürdige Haltung des Autors jenes Buches. Möge das tiefe Schweigen dieses Saales, möge das tiefe Schweigen Madrids zu André Gide gelangen und für ihn ein lebendiger Vorwurf werden... Die Hauptsorge des Schriftstellers ist die Verbundenheit mit den anderen Menschen. In dieser Verbundenheit liegt der Kern seiner Existenz. Darin liegt der Sinn seines Lebens und Schaffens. Der Schriftsteller verbindet sich mit den übrigen Menschen in der Zeit und durch das Wort. Das Wort ist spröde und das spanische Volk nennt den Löwenzahn — die „Pustblume“, deren Leben vom Atem des Menschen abhängt — „Menschenwort“. Die Sprödigkeit der menschlichen Worte wird nicht bezweifelt. Unser großer

Dichter Cervantes sagte vom Wort: „Es soll mit einem Bein auf den Lippen sein, mit dem anderen aber zwischen den Zähnen“. Das Wort ist nicht nur der Rohstoff, mit dem wir arbeiten — es ist der Vermittler mit der Umwelt. Es ist die Anerkennung unserer Einsamkeit und zugleich damit die Aufhebung unseres Abgelöstseins. Im Gefühl der Kontinuität der Zeit, im Gefühl der Vorwärtsbewegung, in der revolutio-



nären Erkenntnis dieser Bewegung, dieser Verbundenheit von Vergangenheit und Gegenwart, von Gegenwart und Zukunft liegt die Bestätigung des Volkes als Mensch, und des Menschen als Volk.

Die gesamte spanische Literatur der Vergangenheit legt Zeugnis ab von der Sehnsucht des Volkes, von dem Drang in die Zukunft. Der ganze Reichtum der spanischen Kultur, die immer eine Kultur des Volkes gewesen ist, geht aus der organischen Verbundenheit der Schöpfer der Kultur mit der Sehnsucht des Volkes hervor.

Werfen Sie einen Blick auf die Vergangenheit, auf die Gipfel der spanischen Kultur — Cervantes, Quevedo, die hl. Theresa, Calderon, Lope de Vega. Sie werden sehen, wie

sie allein stehen und doch zugleich in der Volksmasse verwurzelt sind. Sie sind die Stimme des Volkes. Sie kannten die Einsamkeit, aber nicht das Abgelöstsein. Sie sind einsam wie das Meer — wie das Volksmeer, in dem sie gehören wurden und starben, indem sie es mit den neuen, frischen Strömen ihrer Sprache verjüngten.

Die ganze spanische Literatur ist mit dem Blut des spanischen Volkes geschrieben worden. Lope de Vega sagte: „Blut redet laut von der Wahrheit in stummen Büchern.“ Dasselbe Blut redet jetzt von der Wahrheit in stummen Opfern. Blut redet in unserem Don Quichotte, dem Unsterblichen, von der Einsamkeit des Menschen. Das ist das ewige Recht des Lebens vor dem Tode. Darum ist unser spanisches Volk seinen humanistischen Traditionen treu, darum hat es seinen einsamen Kampf gegen den Tod aufgenommen. In den unvergeßlichen Tagen des Juli 1936 hat es seine Worte durch die Tat bekräftigt. Es war einsam wie Don Quichotte, nicht weil es von der Welt losgelöst war wie Robinsion. Einsamkeit ist die Verneinung des Abgelöstseins. Das einsame spanische Volk rettet jetzt die menschlichen Werte und zu allererst die menschliche Brüderschaft vor dem menschlichen Egoismus.

BERTOLT BRECHT

Deutschland

Vor nunmehr vier Jahren spielte sich in meinem Land eine Reihe schrecklicher Ereignisse ab, welche anzeigten, daß die Kultur in allen ihren Phänomenen in eine tödliche Gefahrenzone eingetreten war. Der faschistische Umsturz erweckte sofort in einem großen Teil der Welt die leidenschaftlichsten Proteste, seine Gewalttaten erregten Abscheu. Trotzdem blieben die großen Zusammenhänge vielen der von Abscheu Erfüllten ganz dunkel. Einzelne dieser Ereignisse, obwohl wahrgenommen, wurden in ihrer elementaren Bedeutung für das Sein oder Nicht-Sein der Kultur keineswegs allgemein anerkannt.

Die ungeheuerlichen Vorgänge in Spanien, Bombardierungen offener Städte und Dörfer, Abschlachtungen ganzer Bevölkerungen, öffnen nun immer mehr Menschen die Augen für die Bedeutung der im Grund nicht weniger ungeheuerlichen, nur nicht so dramatisch erscheinenden Vorgänge, die sich damals in Ländern wie dem meinigen, wo der Faschismus die Macht eroberte, abgespielt haben. Sie entdecken nunmehr für die Zerstörung von Guernica und die Besetzung der deutschen Gewerkschaftshäuser im Mai 1933 die gemeinsame schreckliche Ursache. Der Schrei derer, die auf öffentlichen Plätzen getötet werden, verstärkt den unhörbaren anonymen Schrei derer, die hinter den Mauern der Gestapokeller gequält werden: die faschistischen Diktaturen haben angefangen, die Methoden, die sie auf ihre eigenen Proletariate anwendeten, nunmehr auch auf fremde Proletariate anzuwenden; sie behandeln das spanische Volk, als ob es das deutsche oder italienische Volk wäre. Wenn die faschistischen Diktaturen ihre Flugzeugsparks fabrizieren, bekommt das eigene Volk keine Butter und bekommt das fremde Volk Bomben. Für die Butter und gegen die Bomben standen die Häuser der Gewerkschaften, und sie wurden geschlossen. Wer kann heute noch zweifeln, daß die

Art, wie die Diktaturen ihre Kriegsregimenter sich gegenseitig ausleihen, und die Art, wie sie dem Handel der Ware Arbeitskraft einen gigantischen Aufschwung geben, indem sie dem Kapital in ihrem „freiwilligen“ Arbeitsdienst Zivilbataillone zutreiben, ein und dieselbe Art ist?

Als der Generalangriff auf die ökonomischen und politischen Positionen der deutschen und der italienischen Arbeiterschaft erfolgte, als die Koalitionsfreiheit der Arbeiter, die Meinungsfreiheit der Presse, als die Demokratie erdrosselt wurde, erfolgte damit der Generalangriff auf die Kultur überhaupt.

Nicht sofort, nicht unmittelbar setzte man die Zerstörung der Gewerkschaften der Zerstörung von Kathedralen und anderen Kulturdenkmälern gleich. Und doch erfolgt hier der Angriff auf das Zentrum der Kultur.

Das deutsche und italienische Volk verlor, als ihm seine politischen und ökonomischen Positionen entrissen wurde, jede Möglichkeit zu kultureller Produktivität — selbst Herr Goebbels langweilt sich in seinen Theatern — das spanische Volk, indem es seinen Boden und seine Demokratie mit der Waffe verteidigt, erobert und verteidigt seine kulturelle Produktivität: mit jedem Hektar Boden einen Quadratzentimeter Pradoleinwand.

Wenn dem so ist, wenn die Kultur etwas von der gesamten Produktivität der Völker Untrennbares ist, wenn ein und derselbe gewalttätige Eingriff den Völkern die Butter und das Sonett entziehen kann, wenn also die Kultur etwas so Materielles ist, was muß dann getan werden zu ihrer Verteidigung?

Was kann sie selbst tun? Kann sie sich schlagen? Sie schlägt sich, also: sie kann es. Der Kampf hat seine verschiedenen Phasen. Die kulturell produzierenden Einzelnen distanzieren sich zunächst oft nur impulsiv von den schrecklichen Vorgängen in ihrem Land. Aber schon die Bezeichnung der Barbarei als Barbarei bedeutet: sich schlagen. Dann vereinigen sie sich gegen die Barbarei, das muß man, um sich zu schlagen. Sie schreiten vom Protest zum Appell, von der Klage zum Kampfruf. Sie weisen nicht nur mit Fingern auf die verbrecherische Tat, sondern sie nennen die Verbrecher mit Namen und fordern auf zu ihrer Bestrafung. Sie erkennen, daß die Verdammung der Unterdrückung enden muß mit der Vernichtung der Unterdrücker, daß das Erbarmen mit den Opfern der Gewalt zur Erbarmungslosigkeit gegen die Opferer werden muß, das Mitleid zum Zorn und der Abscheu gegen die Gewalt selber zur Gewalt.

Der Gewalt der einzelnen wie der privilegierten Klasse muß die Gewalt, die volle zerschmetternde Gewalt des Volkes entgegengesetzt werden.

Denn ihre Kriege hören ja schon nicht mehr auf. Die italienischen Flugzeuggeschwader, die sich auf das unglückliche Abessinien gestürzt hatten, erhoben sich, noch mit heißem Öl, in die Luft und vereinigten sich mit den deutschen Geschwadern, um sich mit ihnen gemeinsam auf das spanische Volk zu stürzen. Die Schlacht ist nicht ausgekämpft, und schon erheben sich über China die Flugzeuggeschwader des imperialistischen Japan.

Diesen Kriegen wie jenen anderen Kriegen, von denen wir sprachen, muß der Krieg erklärt werden, und dieser Krieg muß als Krieg geführt werden.

Die Kultur, lange, allzu lange nur mit geistigen Waffen verteidigt, angegriffen aber mit materiellen Waffen, selber nicht nur eine geistige, sondern auch und besonders sogar eine materielle Sache, muß mit materiellen Waffen verteidigt werden.

WILLI BREDEL

Deutschland

Wir deutschen Schriftsteller sind nach Madrid gekommen, um dem spanischen Volk zu sagen: Hilfe in dem Krieg gegen euch leisten der Hitlerfaschismus, die deutschen Militärs, die Rüstungsindustriellen, *nicht aber das deutsche Volk*. Dies wünscht in Frieden mit euch zu leben, wie mit allen anderen Völkern. Daher müssen die faschistischen Zeitungen in Deutschland immer wieder melden, daß in den Kriegsbetrieben von Krupp, in Großbetrieben Berlins, auf den Werften in Hamburg und Kiel Verhaftungen vorgenommen wurden, denn es wäre dort für das kämpfende Spanien heimlich gesammelt oder sonstwie Sympathie für die spanischen Freiheitskämpfer geäußert worden. Die faschistischen Diktatoren jedoch kümmert die Meinung des Volkes wenig, sie nutzen den Antagonismus und die Schwäche europäischer Staaten für ihre Pläne aus, unterschreiben heuchlerische Nichteinmischungspakte, um sie zu mißachten und zu brechen. Der deutsche Faschismus sendet, wie heute der ganzen Welt bekannt ist, den spanischen Auführer-Generalen Waffen und Soldaten.

Hitler versammelte im vorigen Jahr die deutschen „Kriegsdichter“ in Berlin und zeigte damit die Hauptaufgabe, die der Faschismus der Literatur stellt: das Volk systematisch auf den Krieg vorzubereiten. Es gelte diesen Krieg keineswegs nur zu verherrlichen, sondern auch seine Schrecken aufzuzeigen, jedoch so, daß das Volk für den Krieg erzo-gen und gestählt werde! Krieg, das ist das, was die deutschen Faschisten in der Literatur „Stählerne Romantik“ nennen. Tod, das ist das, was die Faschisten unter die Menschheit tragen. Krieg, Tod und Unterdrückung, das sind die drei Hauptpunkte in den Programmen aller Faschisten.

Hitler hat in seiner sogenannten Kulturrede im vorigen Jahr in Nürnberg die ganze Entwicklung seit der Großen Französischen Revolution einen zusammenhängenden Ablauf demokratischer „Kulturzersetzung“ genannt und allen Errungenschaften der Menschheit seit 1789 den unversöhnlichen Krieg erklärt. Er ging so weit, die Demokratie die Anarchie unserer Zeit zu nennen und der Demokratie vorzuwerfen, sie vernichte die menschliche Kultur. Diese „Kultur“-Theorie, einzigartig in ihrer Unverschämtheit und Dummheit, ist erfunden, den totalen Krieg, den imperialistischen Eroberungskrieg der Faschisten vorzubereiten. Dem selben Zweck dient die faschistische Rassenlehre, der hemmungslose Chauvinismus gegen alle nichtgermanischen Rassen und die Erhebung der germanischen zur sogenannten Herrenrasse.

Wer in Deutschland gegen diese Theorien der Faschisten auftritt, setzt sein Leben aufs Spiel. Zur Ehre des deutschen Volkes, seiner Schriftsteller und Wissenschaftler sei gesagt, daß es solche Menschen im deutschen Volke gibt. Ich denke hier nicht nur an die über das ganze Land verstreuten illegalen antifaschistischen Kämpfer, an alle die einfachen, aber so herrlichen Männer und Frauen, die unter dem Einsatz ihres Lebens an der Herstellung einer antifaschistischen Volksfront in Deutschland arbeiten; ich denke hier an einen Wissenschaftler wie Professor Sauerbruch, der im faschistischen Deutschland auf einer Ärztetagung in Dresden unter tosendem Beifall seiner Berufskollegen, die Freiheit der Wissenschaft forderte, die der Faschismus beseitigt hat. Ich denke ferner an den deutschen Dichter Ernst Wiechert, der vor münchener Studenten in einer

großen, erschütternden Rede seine Schüler aufforderte, die Wahrheit zu schreiben, der Wahrheit treu zu bleiben, die der Faschismus unterdrückt.

„Dschungelmoral“ nennt man heimlich in Deutschland die faschistische Kulturbarbarei; und bis ins deutsche Bürgertum hinein, bei der deutschen Intelligenz, bei den Wissenschaftlern und Künstlern wächst die Opposition.

Alles, was in den letzten 150 Jahren an Fortschrittlichem hervorgebracht wurde, will der deutsche Faschismus beseitigen. Er will nicht nur, woran er ununterbrochen arbeitet, die deutsche klassische Literatur und Philosophie in seinem Sinne verfälschen und, wo dies nicht möglich ist, totschiessen; er will nicht nur die Erinnerung an die großen Denker und Dichter der Freiheit des vorigen Jahrhunderts im deutschen Volke austilgen, Namen und Werke von Heinrich Heine und Karl Marx wegwischen, als wären sie nie gewesen, er will nicht nur alles, was fortschrittlich und freiheitlich in der deutschen Literatur bis zum Tage der Errichtung seiner Diktatur war, verbannen und verbrennen — der Faschismus will auch die Kulturen anderer Nationen vernichten, weil sie, wie er behauptet, eine Gefährdung der „germanischen Herrenrasse“ darstellen. Daher ist *alles, was Demokratie heißt*, für den Faschismus das größte Übel. Daher möchte er, was an Fortschritt und Freiheit und menschlicher Kultur in den Völkern lebendig ist, vernichten. Hitler stellte in seiner „Kulturrede“ in Nürnberg die These auf: alles, was die Menschheit bisher an Kultur hervorgebracht habe, sei das Verdienst einiger großer Männer und nur das — die *Völker* oder gar *Volksbewegungen* hätten auf die Kultur nie den geringsten Einfluß gehabt, es sei denn, daß die „zügellose Masse“ sie zerstört habe.

Es ist gewiß nicht schwer, dieser Lüge und dieser aristokratischen Verachtung des Volkes entgegenzutreten und sie zurückzuweisen. Aus der Kulturgeschichte der Menschheit weiß jeder Gebildete, daß stets in Zeiten der Demokratie oder demokratischer Opposition Künste und Wissenschaft blühten, hingegen überall dort, wo die Reaktion ihr Haupt erheben konnte, Niedergang und Verfall der Kultur einsetzten. Die große humanistische Kultur des Altertums erwuchs auf dem Boden der antiken Demokratien; mit dem jungen, aufstrebenden Bürgertum erstand in den freien Hansastädten, in den Niederlanden, zur Zeit der italienischen Städterepublik eine neue Blütezeit der Künste und Literatur; die große französische Literatur — entstand sie nicht im Kampfe um bürgerlich-demokratische Freiheiten und nach dem Siege der Revolution? Die deutsche klassische Literatur — entstand sie nicht unter dem unmittelbaren Eindruck des Freiheitskampfes in Frankreich und in heftiger Opposition gegen den feudalistischen Absolutismus in Deutschland? Hitler aber behauptet, die Freiheitsbewegungen der Völker hätten noch immer die Kultur zerstört. Wer in Deutschland daran zweifelt, ist reif für das Konzentrationslager.

Wir deutschen Schriftsteller, die wir uns unsere Unabhängigkeit und Freiheit dadurch erhalten haben, daß wir ins Exil gingen, wir, die wir daher zum Wohle unseres Volkes die Wahrheit sagen können, wir treten diesen faschistischen Geschichtsfälschern entgegen und zeigen, daß alle diese Theorien des Faschismus auf Knechtung und Verdummung des Volkes und auf die Vorbereitung eines imperialistischen Eroberungskrieges hinauslaufen. Wir freien deutschen Schriftsteller im Exil haben auch das große kulturelle Erbe unseres Volkes in unsere Hände genommen. Wir werden es vor Beschmutzung und Verfälschung zu schützen wissen. Wir werden es als das Kostbarste, das unser Volk hervor-

gebracht, behüten, und wir werden diesem großen Erbgut ein ewiges Leben geben dadurch, daß wir den humanistischen Geist, der sie schuf, pflegen und zum Siege über die „Dschungelmoral“ des Faschismus führen werden.

Dieser Kongreß der Schriftsteller in Madrid steht im Zeichen der streitbaren antifaschistischen Volksfront. Diese Volksfront aller Kulturfreunde und Kriegsfeinde, die in Frankreich bereits die Mehrheit des Volkes gewann, die hier in Spanien die Mehrheit des Volkes erobert hat und heute gegen den Weltfaschismus heroisch verteidigt — diese Volksfront erstarkt auch im deutschen Volke und ist dort bereits die Sehnsucht von Millionen!

Wir Schriftsteller bieten jedem die Hand, mit uns für die Kultur und den Frieden zu kämpfen, und unsere dargereichte Hand gilt auch den unendlich vielen zwangsgleichgeschalteten Schriftstellern in Deutschland, die in ihrem Innern Freunde der Kultur und des Friedens geblieben sind. Das deutsche Theaterpublikum spendet demonstrativ Beifall, wenn auf der Bühne Marquis Posa Gedankenfreiheit fordert. Der deutsche Arbeiter protestiert gegen Mißachtung seiner Menschenrechte und Menschenwürde, indem er den Faschisten Aussprüche Goethes zitiert. In den Massenorganisationen des Dritten Reiches verlangen die Mitglieder Aufführungen von „Kabale und Liebe“, weil in diesem Drama der Verkauf von Landeskindern an fremde, kriegführende Mächte gegeißelt wird.

Wir deutschen Schriftsteller müssen unserem Volke in der Abwehr der faschistischen Kulturfeindlichkeit mehr noch, intensiver noch als bisher, helfen. Wenden wir uns nicht ab, sondern richten wir den Blick auf das unglückliche, vergewaltigte Deutschland. Werden wir nicht nur Verkünder, sondern auch Vorkämpfer und Mitkämpfer seiner Freiheit!

Vor zwei Jahren kamen wir in Paris zusammen und riefen allen Völkern zu: Rettet eure Kultur vor dem Faschismus! Rettet den Frieden! Faschismus heißt Kulturbarbarei und Krieg! — Wie recht wir hatten, braucht hier nicht betont zu werden, da wir uns in einem Lande versammelt haben, das der Faschismus mit Krieg überfallen hat.

Bei allen Versäumnissen, die wir deutschen Schriftsteller in unserem Wirken festzustellen haben, verschweigen wir aber nicht, stolz zu sein, daß wir Männer, Kämpfer unter uns wissen wie Ludwig Renn, H. Kahle, Gustav Regler, Arthur Koestler und Hans Marchwitza. Wir sind gleichfalls stolz auf alle anderen deutschen Brüder, die hier in Spanien für die Freiheit des spanischen Volkes, ja, für die Freiheit der Menschheit einsteht. In ihnen, den besten, den wahren deutschen Patrioten unserer Zeit, sehen in Deutschland hunderttausende Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, Mittelständler — mögen sie nun Parteilose, Sozialdemokraten oder Kommunisten, Protestanten oder Katholiken sein — die Helden deutschen Freiheitskampfes. Um dies kommende freie und große Deutschland solcher mutigen und selbstlosen Männer und Frauen, für das wir leben und für das wir kämpfen werden, *es ist das wahre Deutschland*, das, stolz auf seine große Kultur, getreu seiner besten Tradition, Gedanken- und Meinungsfreiheit, die Freiheit der Künste und Wissenschaften wahren, das unserem Volke Wohlstand und Frieden und wieder einen Ehrenplatz unter den Nationen der Erde zurückerobern wird!

Hier in Madrid, im Angesicht der Helden der spanischen Volksarmee und der internationalen Brigaden, vor den Schriftstellern zahlreicher Länder, möchte ich meinen Brüdern

in Deutschland zurufen: Denkt stets daran — nicht nur die, die dem Faschismus aktiv helfen Kriege zu entfesseln, Völker zu unterjochen, Kulturgüter zu zerstören, sondern auch alle, die es passiv dulden, machen sich dieser Verbrechen mitschuldig! Seht auf Spanien, auf dies heldenhafte Volk, es zeigt euch und der Welt, daß der Faschismus nicht unbesiegbar ist!

LION FEUCHTWANGER

Deutschland

(Brief an den Kongreß)

Ich habe es besonders bedauert, daß es mir unmöglich war, an den Sitzungen des Kongresses in Valencia teilzunehmen.

Daß ein Kongreß von Schriftstellern, die für die Freiheit der Kultur kämpfen, in dieser Zeit und in diesem Spanien stattfand, scheint mir ein bedeutsames Gleichnis. Wofür man in Spanien kämpft, die Freiheit von der wirtschaftlichen Ausbeutung durch die faschistischen Unterdrücker, das ist, scheint mir, auch die Basis der wahren Freiheit des Schriftstellers. Es ist heute im Lager gewisser Gegner viel die Rede von der Freiheit der Kunst und der Literatur, die nur durch Demokratie gewährleistet werde; aber so lange man unter Demokratie etwas rein Formales versteht, wird da, scheint mir, ein gefährliches Spiel mit Worten getrieben, von manchen übrigens in gutem Glauben. Die wahre Freiheit des Schriftstellers kann nur dort gedeihen, wo jene andere Freiheit, die wirtschaftliche der gesamten Gesellschaft, gewährleistet ist. Jede andere Freiheit bleibt zufällig. Wo also um die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit vom Kapitalismus gekämpft wird, dort wird auch um die echte Freiheit des Schrifttums gekämpft, und dort hat der echte Schriftsteller seinen Mann zu stehen.

Gedanken dieser Art wollte ich auf dem Kongreß in Valencia ausführen, und sie gerade in Valencia darzulegen, schien mir von Bedeutung.

Ich höre und lese mit Freude, daß die bisherigen Sitzungen des Kongresses auf die Welt Eindruck gemacht haben. Ich wünsche von Herzen, daß auch die abschließenden Sitzungen in Paris die gleiche Wirkung tun mögen.

NICOLAS GUILLEN

Cuba

Ich bringe euch, Genossen, den Gruß jener Menschen, die zu den von den Faschisten Geächteten gehören und die, vielleicht mehr als alle anderen, Ungerechtigkeit erlitten und während Jahrhunderten ihre Arme durch Sklavenketten gefesselt sahen, den Gruß jener, deren Intelligenz man während Jahrhunderten brachzulegen suchte, die man fernhielt von jeglicher Kultur, welche sie hätte befreien und aufklären können — ich komme zu euch als ein Ausgebeuteter, als ein Verfolgter, aber auch als ein Mann, der die Freiheit als höchstes Gut achtet und der, genau wie seine Rassegengenossen, weiß, daß

nur der Sturz der Mauer, die die Gegenwart von der Zukunft trennt, die ersohnte Freiheit bringen kann: ich komme zu euch, Genossen, als ein Vertreter der schwarzen Rasse. Aber ich schleppe mit mir keine Rassenauffassung herum, die sich ausschließlich allem, was Neger-Ursprung ist, zuwendet, sondern ich bin hier, um euch daran zu erinnern, daß des Negers Paria-Stellung gleichzeitig der stärkste Antrieb ist, seinen Horizont zu erweitern, ihn dazu zu treiben, wofür heute alle ehrlichen Herzen der Welt kämpfen.

Ich komme aus Cuba, aus einem Lande, wo der Schwarze einen riesigen Prozentsatz der Bevölkerung ausmacht, zu deren geistiger Formation er in dreihundert Jahren der Sklaverei beigetragen hat, und ich kann euch sagen, daß der Neger von Cuba die spanische Tragödie aus tiefstem Herzen mitfühlt, denn er weiß, daß der dramatische Augenblick, den wir heute erleben, eine große Episode jenes Kampfes der demokratischen Kräfte, denen er als Schwarzer und als Mitglied der Volksmassen zugehört, gegen jene Klasse ist, die ihn bereits früher in die Sklaverei trieb und heute von neuem und für immer zum Sklaven machen möchte.

Aber der kubanische Neger ist zugleich Spanier. Denn gleichzeitig mit den infamen Merkmalen der Sklaverei, erhielt und assimilierte er die Elemente einer Kultur, die viel stärker waren als die Peitschenhiebe, die ihn weitergetrieben haben, Elemente, die ihm kleine Verbesserungen seiner Lebensführung brachten und in Einzelfällen Männer einer mächtigen und starken Prägung schufen.

Aus ganzer Seele heraus, aus der Seele eines Spaniers, steht der Neger hinter dem spanischen Volk und darum versteht er auch, daß der bescheidene Milizsoldat, der in den Schützengräben kämpft und stirbt, kein blindes Instrument des Egoismus des imperialistischen Erobererwillens, eine Maschine zur Ausföhrung von Bodenraub ist, sondern ein Mensch. Nichts mehr als ein Mensch und nichts weniger. Ein Mensch, der die Füße fest auf dem Boden gestellt hat und der in der Zukunft für sich und für alle nichts anderes fordert, als das Recht und die Freiheit aller Menschen, die, ganz gleich welcher Farbe, ohne Krieg und ohne Rassenhetze friedvoll leben wollen.

HANS **

Deutschland

(Kommandeur der 17. Division)

Im Namen des spanischen Volksheeres, das in seiner Zusammensetzung ein treues Spiegelbild der großen Volksfront Spaniens ist, und im Auftrag der fünf internationalen Brigaden, die den Gedanken der internationalen Solidarität verwirklichen und die große europäische Volksfront widerspiegeln, begrüße ich als spanischer Divisionskommandeur und deutscher Antifaschist den II. Internationalen Kongreß antifaschistischer Schriftsteller.

Das ruhmreiche spanische Volksheer ist in den letzten Monaten zum entscheidenden Faktor im spanischen Freiheitskrieg geworden.

Aus allen Schichten der antifaschistischen Bevölkerung rekrutieren sich die Kader dieser jüngsten Armee der Welt. Aber auffallend stark ist der Anteil der antifaschistischen

Intellektuellen in den höheren Kommandostellen. Die drei Brigadekommandeure einer Division waren vor dem 18. Juli: ein Schriftsteller, ein Maler und ein Komponist. Ein Heer, das so eng mit dem ganzen Volke verbunden, ist nicht nur ein militärischer, sondern auch ein politischer und kultureller Faktor, denn es kennt die Sorgen und Bedürfnisse eines Volkes, das jahrhundertlang unter dem dumpfen Druck der Kirche gelebt hat. Deswegen nimmt die kulturelle Arbeit im Leben der spanischen Armee einen breiten Raum ein und erstreckt sich nicht nur auf die Angehörigen des Heeres, sondern auch auf die Zivilbevölkerung.

Es war für mich einer der schönsten Augenblicke in diesem Krieg, als wir, vier Wochen nach dem Siege über die Italiener bei Guadalajara, in meinem Quartierdorf, dem sich die Faschisten schon einmal bis auf fünfzehnhundert Meter genähert hatten, die Wiedereröffnung der Schule inmitten der Frauen und Kinder des Dorfes feierten.

Dutzende Beispiele kultureller Arbeit des Heeres ließen sich aufzählen. Ich will mich mit der einzigen Feststellung begnügen, daß es keine Brigade des spanischen Volksheeres gibt, die nicht ihre eigene Zeitung herausgibt. Diese Zeitungen enthalten nicht nur Informationen, militärische und politische Artikel, sie sind voll kulturellen Lebens. In ihnen zeigt sich das Suchen einer jungen Generation nach einer künstlerischen Ausdrucksform ihrer Erlebnisse. So erschien in der Brigadezeitung „Pasaremos“ der 11. Brigade der erste Artikel eines Milizionärs, der bis zu seinem einundzwanzigsten Jahre Analphabet gewesen war, im Feuer der Faschisten lesen und schreiben gelernt hatte und nun seine Kameraden zum Kampf gegen den Analphabetismus aufruft.

Ein Heer, das mit dem erfolgreichen Kampf für die Freiheit des spanischen Volkes die Lösung entscheidender kultureller Fragen verbindet, ist eine sichere Gewähr für den Sieg über Faschismus und Unkultur, die Grundlage für den Aufbau einer weiten und glücklichen Zukunft.

LANGSTON HUGHES

USA

Ich bin auf diesen Kongreß als Vertreter meines Landes, Amerikas, gekommen, aber noch mehr als Vertreter der Neger — und der übrigen armen Bevölkerung, denn ich bin zugleich Neger und arm. Dieses Zusammentreffen von Farbe und Armut gibt mir das Recht, im Namen der am meisten ausgebeuteten Schicht Amerikas zu sprechen, jener Schicht, die so wenig von der amerikanischen Demokratie kennengelernt hat: der fünfzehn Millionen Neger, die auf unserem Gebiet leben.

Als Neger Amerikas haben wir es nicht nötig, daß man uns erkläre, was Faschismus in der Tat ist. Wir kennen ihn. Seine Theorie der „nordischen“ Vorherrschaft und Rechtslosmachung der Arbeiter sind für uns schon seit langem Realität.

Heute sehen wir es im Weltausmaß: Hitler in Deutschland — Auflösung der Arbeiterverbände, Judenverfolgungen, Sterilisation von Negerkindern in Köln; in Italien: Verbot für Neger auf der Bühne zu erscheinen, Massaker in Abessinien; die Militärpartei in Japan: kleine Karten, die die künftigen Eroberungen Japans in der Welt bezeichnen,

barbarische Behandlung der Koreaner und Chinesen; in Cuba und Haiti, Baptista und Vincent — kleine Amerikaner zu Tyrannen geworden; und jetzt Spanien, Franco: sein absurder Schrei: „Viva España“, während Spanien in den Händen der Italiener, der Mauren und der Deutschen ist, die er eingeladen hat, um die „spanische Einheit“ herzustellen.

Absurd, aber Tatsache.

Wir, die Neger Amerikas sind einer Welt überdrüssig, die scheinbar in Rassen und Farben, in Wirklichkeit in arm und reich geteilt ist; die Reichen herrschen über die Armen ohne Unterschied der Farbe. Wir, die Neger Amerikas, sind einer Welt überdrüssig, in der eine Menschengruppe zur anderen sagen kann: „Ihr habt kein Recht auf Glück, Freiheit, Lebensfreude.“ Wir sind einer Welt überdrüssig, in der wir fortwährend für jemand anders arbeiten und wo der Ertrag nicht uns gehört. Wir sind einer Welt überdrüssig, wo man uns, wenn wir die Stimme gegen die Unterdrückung erheben, in das Gefängnis wirft, uns verhöhnt, schlägt oder sogar lyncht.

Nicolas Guillen saß in Cuba im Gefängnis, Jacques Roumain in Haiti, Angelo Herndon in den Vereinigten Staaten. Heute teilt uns ein Brief des großen Hindu-Schriftstellers Raj Anand mit, daß er nicht bei uns in Paris sein kann, weil die britische Polizei ihm den Paß weggenommen hat.

Warum hat eigentlich die englische Polizei Raj Anand den Paß entzogen? Warum hat Washington mir noch immer nicht die Erlaubnis gegeben, als Vertreter der Negerpresse nach Spanien zu fahren?

Warum machte man denn dem jungen Negerführer — den ich vor kurzem in New York traf — Schwierigkeiten beim Erlangen eines Passes?

Wir wissen warum!

Nämlich darum, weil die reaktionären und faschistischen Mächte wissen, daß solche Schriftsteller wie Anand oder ich, Führer wie Herndon, Dichter wie Guillen und Roumain das vertreten, was in den Herzen der farbigen Völker lebt und sie veranlaßt, ihre Hände freundschaftlich und brüderlich allen Rassen der Erde zu reichen.

Die Faschisten wissen, daß wir uns beeilen, dem Haß, dem Terror und der Ausbeutung ein Ende zu machen; um ein Ende zu machen den Annexionen und der Unterjochung, ein Ende zu machen der Häßlichkeit und der Armut, ein Ende dem Imperialismus, der das Herz alles Lebenden zerfrißt.

Wir wollen das Ende des Rassenhasses!

Die Faschisten wissen, daß dann, wenn keine Rede mehr von Rassen sein wird, der Kapitalismus aufgehört haben wird, zu existieren, desgleichen der Krieg, desgleichen das Geld für die Kriegsfabrikanten. Und das wird der Triumph der Arbeiter der ganzen Welt sein!

EGON ERWIN KISCH

Deutschland

Nichts leistet dem Gegner so wesentliche Helferdienste wie publizistische Moralphantasterei. Nichts gefährlicheres besteht in unserer gefährlichen Epoche als die Meinung,

ewiges Verneinen und Mißtrauen mache die revolutionäre Gesinnung aus! Das Gegenteil ist richtig: den Schmähungen und Herabsetzungen, die der Feind unaufhörlich durch die Straßen trommelt, hat sich unaufhörlich die bejahende Wahrheit gegenüberzustellen, ist unaufhörlich das Vertrauen in die Kampffront des Fortschritts und ihrer Führung zu stärken. Revolutionärer Nonkonformismus gegenüber dem Rückschritt bildet nur eine Hälfte des geistigen Kampfes. Die andere ist der Konformismus mit den revolutionären Kämpfen und Kämpfern, ihre leidenschaftliche Bejahung.

Klarer als alles bietet sich die Lagerung des spanischen Bürgerkriegs dem öffentlichen Blick dar. Mit der simplen Feststellung der Sachlage müßte die Stellungnahme jedes anständigen Menschen gegeben sein, welchem politischen Lager er auch angehört. Auf der einen Seite steht die vom Volk gewählte und, da sie bedroht wurde, vom Volk spontan mit Blut und Leben verteidigte Regierung — auf der anderen Seite stehen ein oder mehrere Generale mit Teilen eines Heeres, das ihnen die Republik anvertraut hatte; diese Generale wollten zunächst durch Staatsstreich und wollen nunmehr durch Bürgerkrieg zur Macht gelangen und eine ihnen und ihren Helfershelfern genehme Herrschaftsform aufrichten.

Kein Euphemismus, so sollte man meinen, könnte für diese Untreue, für diesen Verrat und für diese Meuterei hoher Soldaten gefunden werden, keine anderen Worte als eben: Verrat, Untreue und Meuterei!

Aber der Euphemismus findet sich, so wie sich Waffen und Hilfsarmeen für die reaktionären Meuterer finden: man nennt den Aufstand gegen die Nation einen „nationalen Aufstand“, unbekümmert darum, daß hier gegen die spanische Nation Italiener, Afrikaner und Deutsche ins Feld geführt werden; man nennt diese verräterische Intervention einen „Feldzug für den katholischen Glauben“, unbekümmert darum, daß die seltsamen Kreuzfahrer das katholischste Volk, das der Basken, vernichten, daß sie Blutbäder unter katholischen Männern, Frauen und Kindern anrichten, daß sie ohne Bedenken die herrlichen Kathedralen Spaniens in Staub und Asche schießen; man nennt diese Meuterei eine „Maßnahme für Ruhe und Ordnung“, unbekümmert darum, daß sie eine Unruhe und Unordnung schafft, wie sie blutiger auf keinem Blatt der Weltgeschichte verzeichnet steht!

Wir Schriftsteller aus aller Welt können heute keine andere Aufgabe haben, als dieser Vernebelung durch den Euphemismus *das klare Wort der Wahrheit gegenüberzustellen*. Wer sich Schriftsteller nennt, muß heute seine ganze Energie, seine ganze Begabung und seinen ganzen Namen in die Waagschale werfen, um seine Leser zur Hilfe für Spanien aufzurufen. Kein gewählter Politiker dürfte es wagen, vor seine Wähler zu treten, wenn er nicht klar und eindeutig für den Freiheitskampf des spanischen Volkes Stellung nimmt; kein Staatsmann eines demokratischen Landes dürfte sich fernerhin Staatsmann nennen, wenn er die meuternden Generale als kriegsführende Macht anerkennt; kein Publizist dürfte Leser finden, wenn er nicht seine schärfsten Worte gegen die Aushungerung der spanischen Republikaner durch die Blockade, gegen die Vernichtung der spanischen Republikaner durch die Bombardierung offener Städte findet!

Wir Schriftsteller müssen werben für das Verständnis. Wir müssen uns einsetzen dafür, daß dem Aufstand der Kriegsschieber die Verachtung aller Gutsgegnen zuteil wird, ihre Lüge und ihre Ideologie zusammenbricht, bevor sie noch die Waffen strecken. Wir

Schriftsteller aus aller Welt und aus allen Lagern müssen in unseren Schriften nicht nur für die *Gegenwart* des spanischen Freiheitskampfes eintreten, sondern wir müssen auch dafür sorgen, daß die *Geschichtsschreibung* diesen heldenhaften Widerstand nicht verfälschen kann und ihn als das hinstellen muß, was er wirklich ist: ein Krieg um die Menschenrechte gegen die modernsten Gewaltmethoden der Reaktion, die Methoden des Faschismus!

MICHAIL KOLZOW

Sowjetunion

Als ich zu diesem Kongreß fuhr, fragte ich mich, was denn das eigentlich sei: ein Kongreß von Don Quichottes, ein literarischer Gottesdienst, um den Sieg über den Faschismus zu erleben, oder ein bebrilltes, neues internationales Freiwilligenbataillon? Was und wem kann dieser Kongreß, können diese Diskussionen von Leuten etwas geben, die nur mit dem Wort gewappnet sind, was können sie hier geben, wo Metall und Feuer Argumente geworden sind, und wo der Tod der Hauptbeweis im Streite ist?

Seit den längst vergangenen Zeiten, als die Kunst des im Wort ausgedrückten Gedankens gerade auftauchte, bis auf den heutigen Tag fragt der Schriftsteller, was er eigentlich ist — Prophet oder Narr, Heerführer oder Trommelschläger seiner Generation? Antworten gab es stets verschiedene, manchmal triumphierende, manchmal vernichtende. In dem Lande, wo wir uns jetzt befinden, in Spanien, haben die Schriftsteller sowohl Beleidigungen und Erniedrigungen als auch die höchsten Ehrungen für sich selbst und ihr Handwerk erfahren. Es gibt Länder, wo man die Schriftsteller für eine Art Hypnotiseure hält. Es gibt auch ein Land, wo die Schriftsteller an der Leitung des Staates teilnehmen — wie übrigens auch die Köchinnen, — wie übrigens alle, die mit den Händen oder dem Kopf arbeiten.

Wenn die Schriftsteller in der Einschätzung der Rolle, die sie in der Gesellschaft spielen, mancherlei Irrungen und Wirrungen erlebt haben, so ist daran zum Teil der besondere Charakter ihres Berufes schuld. Die Arbeit des Schriftstellers, seine Produktion sind fast niemals anonym. Der Name des Verfassers, seine Individualität, mag sie auch noch so unbedeutend sein, ist offiziell ein Artikel der Nachfrage des Publikums und bildet ein nicht zu trennendes Element in der Beurteilung der Qualität des Buches. Wenn ein Arbeiter beispielsweise Streichhölzer oder ein Bauer Getreide produziert, so kann er seine ganze Individualität, seine ganzen persönlichen Fähigkeiten, seine ganze Seele in die Arbeit hineinlegen, und doch wird die Frucht seiner Schöpfung anonym — es werden einfach Streichhölzer oder es wird Getreide sein. Wenn der Schriftsteller auch nur zehn Zeilen schreibt, mögen sie auch ganz farblos, ohne jeden Inhalt und flüchtig hingeschmiert sein — er unterzeichnet sie mit seinem Namen, und das gilt als normal, das ist fast obligatorisch, und je weniger Zeilen geschrieben sind, je weniger sie sagen können, desto unentbehrlicher wird die Unterschrift des Verfassers.

Teilweise schuf das auch bei den Schriftstellern verschiedener Epochen und verschiedener Völker die falsche Theorie des „Ausdrucks“. Diese Theorie hat ihr Gesicht und ihre Terminologie oft geändert, doch lief sie immer ungefähr darauf hinaus, daß der Schriftsteller in seinem Innern — vielleicht irgendwo zwischen Leber und Nieren — irgendeine geheimnisvolle Drüse besitze, die, wie der „Stein der Weisen“ der alten Alchimisten, ganz von selbst einen kostbaren Stoff ausscheide — die Literatur. Nach dieser „Ausdruckstheorie“ besteht die ganze Aufgabe des Schriftstellers darin, die größtmögliche Kraft zur Enträtselung des eigenen Ichs zu finden, zu welchem Zweck er sich möglichst tief in sich selbst versenken, gegen fremde Einflüsse abgrenzen, und der wunder-tätigen Drüse Gelegenheit geben muß, ihren Kunstsafte zu produzieren.

Ich bin geneigt anzunehmen, daß es in diesem Saal, auf diesem Kongreß niemanden gibt, mit dem man über die „Ausdruckstheorie“ streiten müßte. Der schöpferische und gesellschaftliche Weg aller hier Anwesenden hat sie längst von derartigen Illusionen freigemacht, bevor sie hierher gekommen sind, in das heroische antifaschistische Madrid des Jahres 1937. Wir alle haben uns längst davon überzeugt und haben es tausendmal geprüft, daß unsere schriftstellerischen Gefühle und Stimmungen nicht von innen her geboren werden, sondern die Geistesverfassung der Völker und Klassen, ihr Streben und Hoffen, ihre Enttäuschung und Empörung zum Ausdruck bringen. Unser herrlicher Freund Romain Rolland hat dieses erstarkte Gefühl der Verbundenheit des Schriftstellers mit der Gesellschaft so ausgedrückt:

„Das Neue liegt nicht darin, daß die großen Künstler wie Vorboten die Sonne vor ihrem Aufgang besingen, sondern darin, daß der Tag endlich anbricht, daß eine Brücke zwischen dem Traum der Kunst und dem sozialen Wirken geschlagen ist. Heute ist der Traum der Kunst nicht mehr nur aus einer Erwartung gewebt: er wird aus dem materiellen Leben geschaffen. Er wird in der Realität verwirklicht. Bei uns ist ein neues, nie geahntes Gefühl der Sicherheit aufgetaucht. Wir sind nicht mehr Leute, die im Wasser waten. Als Wagner seinen ‚Tristan‘ schuf, hoffte er nicht darauf, jemals in Europa ein Publikum zu finden, das ihn hören und begreifen könnte, und man sagt, er habe für ein ihm vorschwebendes Publikum von Rio de Janeiro geschrieben... Die Genien der Kunst mußten sich gleichzeitig mit den fortschrittlichen Schöpfungen eine Illusion schaffen, eine Vorahnung des zukünftigen Volkes, das in diesen Werken sein Lied erkennen wird. Jetzt ist dieses Volk da. Wir sind nicht mehr allein. Wir schaffen gemeinsam. Selbst wenn die Rolle des großen Künstlers immer darin bestehen wird, dem gegenwärtigen Stadium voranzuziehen, das in seiner Vollkommenheit zu sehen, was gegenwärtig nur angedeutet ist, so gehört er doch dem gleichen Jahrhundert an wie andere Brigaden Arbeitender. Sie alle bauen zusammen nach einem Plan, wie einst die Völker Kathedralen bauten.“

Wie sind in unserer Epoche die Regeln für das Verhalten eines aufrechten Schriftstellers, der seine Verbundenheit mit der Gesellschaft und seiner Klasse erkannt hat? Wie kann er den Werktätigen am besten dienen?

Gilt es, einem Lokomotivführer Ratschläge zu geben oder die Reisenden zu unterhalten, um sie zu zwingen, die Länge der Fahrt zu ertragen? Oder soll man aus dem Waggon springen und den Zug schieben, wenn es steil bergauf geht?

Sie wissen, daß Temperament und Aufrichtigkeit eine ganze Reihe antifaschistischer Schriftsteller zur unmittelbaren Teilnahme an diesem Bürgerkrieg als Freiwillige geführt haben. Manche haben schnell noch ihre Manuskripte zu Hause in den Schrank geschlossen und sind gleich als Kämpfer der internationalen Brigaden der spanischen Volksarmee ins Feld gezogen. Andere sind mit der guten Absicht zu schauen und zu schreiben hergekommen, als sie aber den Krieg sahen, als sie die Gefahr für das spanische Volk sahen, unterbrachen sie die literarische Tätigkeit und griffen zur Waffe.

Man streitet über folgendes: wie soll sich der Schriftsteller zum Bürgerkrieg in Spanien verhalten? Natürlich haben diejenigen recht, die da beweisen, daß der Schriftsteller mit der Waffe, die er am besten zu führen versteht, gegen den Faschismus kämpfen muß, das heißt: mit seinem Wort. Byron hat durch sein Leben mehr für die Befreiung der ganzen Menschheit getan, als durch seinen Tod für die Befreiung eines einzigen Landes, Griechenlands. Es gibt aber Augenblicke, wo der Schriftsteller — ich spreche von einigen — genötigt ist, selbst zur handelnden Person seines Werkes zu werden: wenn er sich auf die ausgedachten Helden nicht mehr verlassen kann, sogar nicht einmal mehr auf die von ihm selbst erdachten. Ohne das zerrisse der Faden seines Schaffens, er fühlt, daß seine Helden vorangeilt, er selbst zurückgeblieben ist. Aber natürlich müssen Schriftsteller in erster Linie als Schriftsteller am Kampf teilnehmen.

Unser Freund Ludwig Renn ging bei Guadalajara im Feuer der italienischen Maschinengewehre an der Spitze der deutschen Antifaschisten — er führte mit dem Bleistift in der Hand das Kommando. Aber die gefangenen deutschen faschistischen Flieger gaben zu, daß durch das ganze deutsche Geschwader in Sevilla Ludwigs Renns Buch „Nachkrieg“ wie eine verbotene Frucht von Hand zu Hand geht. Viele von uns müssen dem Beispiel André Malraux' folgen, der dem spanischen Volk ein antifaschistisches Geschwader gegeben hat und jetzt einen antifaschistischen Roman gibt.

Um aber diesem Volke zu helfen, braucht man durchaus nicht unbedingt an der Front zu kämpfen oder überhaupt nach Spanien zu kommen. Man kann sich an jedem beliebigen Fleckchen der Erdkugel befinden und doch am Kampf teilnehmen. Die Front ist sehr weit ausgedehnt: sie beginnt in den Schützengräben vor Madrid, sie verläuft durch ganz Europa, durch die ganze Welt; sie führt durch Länder und Städte; sie geht durch lärmende Säle, in denen Meetings abgehalten werden; sie schlängelt sich still über die Regale der Buchläden. Die Hauptbesonderheit dieser einzig dastehenden Kampf-front im Ringen der Menschheit um Frieden und Kultur besteht darin, daß man jetzt nirgends eine Zone findet, in der irgend jemand der nach Ruhe, Stille und Neutralität lechzt, Unterschlupf finden könnte.

Im Laufe des verflossenen Monats habe ich in Europa Leute gesehen, die sich Materialisten und ultralinke Revolutionäre nannten, und die Unvermeidlichkeit eines Kompromisses mit Hitler zu beweisen suchten — ich habe baskische katholische Geistliche gesehen, die mit den Truppen ihres Volkes, Schulter an Schulter mit Kommunisten, in die Schlacht gegen die italienischen faschistischen Legionen gingen, welche den Segen des Vatikans erhalten hatten.

Republikaner, Anarchisten, Marxisten, Katholiken, oder einfach parteilose Leute — alle finden Platz in den Reihen der Kämpfer gegen den gemeinsamen Feind, den Faschis-

mus. Nur für die gibt es keinen Platz, die an irgendeine Kompromißmöglichkeit mit diesem Feind glauben oder denken. So tief der Gedanke an Kapitulation oder Verständigung auch versteckt sein mag, mit welchen komplizierten politischen, philosophischen oder künstlerischen Überbauten er auch immer verdeckt sein mag — er wird zutage treten, er wird sich entlarven!

Sagen Sie tausend Worte, worüber Sie wollen: loben Sie, kritisieren Sie, begeistern Sie sich, weinen, analysieren, verallgemeinern Sie, führen Sie geniale Vergleiche und erschütternde Charakteristiken an — einerlei, es ist die Logik unserer Zeit — Sie müssen zum Faschismus *ja* oder *nein* sagen.

Der Frieden zwischen den Völkern ist unteilbar geworden und unteilbar der Kampf um den Frieden der Völker. Uns, die wir die Stalinsche Verfassung angenommen haben, liegt der amerikanische, der französische und selbst der spanische Parlamentarismus recht fern. Aber wir glauben, daß das alles auf einer Seite der Front steht. Auf der anderen Seite steht die Hitlersche Tyrannei, die entmenschte Machtgier des italienischen Diktators, der trotzistische Terrorismus, die unersättliche Raubgier der japanischen Militaristen, der Goebbelsche Haß gegen Wissenschaft und Kultur, Streichers Rassenwahnsinn.

Vor dieser Frontenstellung kann man sich nirgends verbergen, weder in der ersten Feuerlinie, noch im tiefsten Hinterland. Man kann nicht sagen: „Ich will weder das eine, noch das andere“, ebenso wie man nicht sagen kann: „Ich will sowohl das eine, wie auch das andere,“ oder „Ich bin überhaupt gegen Gewalt und überhaupt gegen Politik“.



Am wenigsten kann das der Schriftsteller sagen. Was für ein Buch er auch immer schreiben möge, wovon es auch immer handeln möge — der Leser dringt in das Buch ein, bis zu den verstecktesten Zeilen, und findet die Antwort: *für oder gegen*.

Am besten hat sich diese Wahrheit am Beispiel André Gides bestätigt: Als dieser Autor sein Büchlein voller schmutziger Verleumdungen gegen die Sowjetunion veröffentlichte, versuchte er den Schein der Neutralität zu wahren und dachte so, seine „linken Leser“ nicht zu verlieren. Vergeblich! Sein Buch gelangte zugleich zu den französischen Faschisten und wurde gemeinsam mit seinem Verfasser zu ihrem faschistischen Banner. Und, was für Spanien besonders lehrreich ist — André Gide, der sich über die Sympathien der Massen zur Spanischen Republik klar war und befürchtete, sich den Zorn der Leser zuzuziehen, ließ in einem versteckten Winkel seines Buches einige verschwommene Worte fallen, die der Einstellung der Sowjetunion zum antifaschistischen Spanien beistimmen. Aber diese Maskierung konnte niemanden betrügen: das Buch wurde in einigen Nummern des Hauptorgans Francos, „Diario des Burgos“, vollständig abgedruckt — die verwandten Seelen fanden sich!

Deshalb verlangen wir von dem Schriftsteller eine ehrliche Antwort: mit wem geht er, auf welcher Seite der Kampffront steht er? Niemand hat das Recht, dem Künstler und dem Schaffenden seine Linie zu diktieren. Aber niemand, der den Ruf eines ehrlichen Menschen genießen will, wird es sich erlauben, einmal auf dieser und dann wieder auf der anderen Seite der Barrikade zu wandeln. Das ist für den Ruf tödlich geworden.

Sie wissen, daß für uns Schriftsteller des Sowjetlandes das Problem der Rolle des Schriftstellers in der Gesellschaft schon längst ganz anders gelöst ist, als in den Ländern des Kapitalismus. Von dem Augenblick an, in dem der Schriftsteller zu seinem Volk, das den Sozialismus baut, ja gesagt hat, wird er zu einem völlig gleichberechtigten, führenden Mitschaffer der neuen Gesellschaft. Mit seinen Werken beeinflusst er das Leben unmittelbar, treibt er es vorwärts und verändert er es. Dadurch kommen wir in eine gehobene, ehrenvolle, aber schwierige und verantwortungsvolle Lage. Unser Schriftsteller Sobolew hat gesagt — und hierin ist ein Stückchen Wahrheit — daß das Sowjetland dem Schriftsteller alles gibt, außer einem: dem Recht, schlecht zu schreiben. Das Wachstum unseres Lesers eilt manchmal dem Wachstum des Schriftstellers voran. Der Autor muß alle seine geistigen Schöpferkräfte anspannen, um sich nicht hinter seinen Lesern zu finden, um nicht ihr Vertrauen und einfach ihre Aufmerksamkeit zu verlieren.

Wir würden unsere Lage gegen keine andere, leichtere eintauschen. Wir sind stolz auf unsere Verantwortung und die Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, weil noch niemals in der Geschichte dem Schriftsteller vom Volk eine höhere Ehre anvertraut worden ist: mit Hilfe und Unterstützung des Staates Dutzende Millionen Menschen durch die Kunst zu erziehen, die Seele des freien Menschen der sozialistischen Gesellschaft zu formen!

Die Stalinsche Verfassung — dieses großartigste Dokument in der Geschichte der Befreiung der menschlichen Persönlichkeit — eröffnet dem Schriftsteller gewaltige neue Schaffungsmöglichkeiten. Wir werden alles tun müssen, um uns auf der Höhe dieser Möglichkeiten zu bewähren.

Es gibt hier auf dem Kongreß Leute, die sich über die Entschlossenheit wundern, mit

der wir Sowjetschriftsteller die festen und schonungslosen Maßnahmen unserer Regierung gegenüber den Verrätern, Spionen und Volksfeinden unterstützen. Sie meinen, daß wir, die wir wohl gute Sowjetpatrioten, aber auch friedliche und harmlose Leute der Feder sind, dies den rauen Machtorganen überlassen sollten, selbst jedoch lieber beiseitretreten, uns nicht in diese Sache einmischen oder wenigstens darüber schweigen, aber nicht auf den Seiten unserer Presse mit lauter Stimme davon sprechen sollten. Nein, Kollegen und Genossen, das ist eine Sache unserer Ehre! *Eine Sache der Ehre* ist es für den Sowjetschriftsteller, in den ersten Reihen beim Kampf gegen Verräter und Spione und gegen alle Anschläge auf die Freiheit und Unabhängigkeit unseres Volkes zu stehen! Wir unterstützen und schätzen unsere Regierung nicht nur deshalb, weil sie gerecht ist und das Land zu Überfluß und Glück führt, wir schätzen sie auch deshalb, weil sie stark ist, deshalb, weil ihre Hand nicht zittert, wenn sie mit dem Feind abrechnet.

Maxim Gorki hat gesagt: „*Wenn sich der Feind nicht ergibt, wird man ihn vernichten.*“

Warum konnte man gegen Franco erst kämpfen, als er mit ausländischen Legionen, mit marokkanischer Infanterie, mit deutschen Flugzeugen spanischen Boden betreten hatte — warum konnte man das nicht *früher* tun, als der gleiche Franco seinen Überfall *vorbereitete*?! Wieviel hunderttausende Menschenleben wären in Spanien erhalten geblieben, wieviel hunderte Millionen Patronen, wieviel tausende Granaten und Fliegerbomben hätten ihr tödliches Werk nicht verrichtet, wenn das Kriegsgericht und ein Zug Soldaten im geeigneten Augenblick die Verschwörung der Verrätergenerale vernichtet hätten!

Unser Land ist gegen Abenteuer großer und kleiner Francos restlos gesichert. Es ist gesichert durch seine Wachsamkeit und Entschlossenheit, gesichert dadurch, daß die sowjetischen Sicherheitsorgane schon beim ersten Schritt trotzkistischer Francos ihnen den Weg versperren, daß das Kriegsgericht sie mit Unterstützung des ganzen Volkes bestraft. Um der friedlichen sozialistischen Arbeit unserer Städte und Dörfer willen, um der Ruhe unserer Frauen und Mütter willen, um des sorglosen Lachens unserer Kinder willen, damit ihnen niemals aus den Lüften die Bomben ausländischer Banditen drohen, um des Aufblühens der Kultur und Schöpferkraft unseres Volkes und der mit ihm verbündeten Völker willen, sind wir Sowjetschriftsteller stets bereit, selbst das Gewehr zu erheben und, das Gerichtsurteil vollstreckend, die trotzkistische Avantgarde des Faschismus und der kapitalistischen Restaurierung zu vernichten.

Muß man denn die Einstellung der Sowjetschriftsteller und überhaupt unseres ganzen Volkes zum Kampf in Spanien erst erklären? Voller Stolz auf unser Land wiederholen wir Sowjetschriftsteller Stalins Worte:

„Die Befreiung Spaniens vom Joch der faschistischen Reaktionäre ist keine private Angelegenheit der Spanier, sondern gemeinsame Sache der gesamten fortgeschrittenen und progressiven Menschheit.“

Auf diese Worte sind wir nicht nur deshalb stolz, weil sie ein höchst autoritativer Aufruf an alles Ehrliche, das es in der Welt gibt, waren, das spanische Volk zu unterstützen, sondern auch deshalb, weil es nicht nur Worte, sondern auch Taten sind, wenn unser Stalin spricht. Das weiß unser Land, das weiß Spanien!

Der antifaschistische Charakter und die Zusammensetzung unseres Kongresses machen es überflüssig, den Delegierten etwas über die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Faschismus zu sagen. Aber dieser Kampf selbst, der Schutz der Kultur vor ihrem schlimmsten Feind, wird noch nicht energisch genug geführt. Unsere Assoziation hat noch nicht genügend weite Kreise von Schriftstellern von der Breite ihrer Basis und ihres Programms, von ihrer Entschlossenheit und Energie im Kampf um die Verteidigung der Kultur überzeugt. Der Angriff war stets die beste Form der Verteidigung. Der Bürgerkrieg und der Sieg der Völker Rußlands auf der einen Seite, die Diktatur des Faschismus in Deutschland und in Italien auf der anderen Seite, und nun der Bürgerkrieg in Spanien haben die Schriftsteller dieser Länder zu Kämpfern und Kampfgefährten ihrer Völker im Ringen um ihre Freiheit und Kultur gemacht. Schriftsteller Frankreichs, Englands, Nord- und Süd-Amerikas, Skandinaviens, der Tschechoslowakei, Mitglieder unseres Kongresses, fragt eure Kollegen und Brüder im Handwerk, worauf sie warten! Darauf, daß der Feind sie an der Gurgel packe, daß es bei ihnen so wird, wie es hier ist, wo deutsche Bombenflugzeuge und italienische Artillerie das schöne, saubere, fröhliche Madrid zertrümmern? Warten sie darauf, daß der Feind ebenso gegen London, Stockholm, Prag vorgehe?!

Niemals werde ich die schrecklichen Novembertage hier in Madrid vergessen, als Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, unter ihnen Greise, Kranke mit Kindern, auf Lastautos ihre Häuser, ihre Ateliers und Laboratorien verließen, nur, um dem Feind nicht in die Hände zu fallen, nur, um sich nicht der Rachgier der Hitler, Mussolini, Franco auszuliefern! Damals führten die Milizionäre des Fünften Regiments, Kämpfer der Volksarmee — zum Teil Bauern, Halbanalphabeten — sie voller Sorge und Liebe aus der Gefahr, wie das Wertvollste, wie die Goldvorräte des Landes.

Madrid verteidigt sich gegen die faschistische Bestie. Diese herrliche Stadt, sie ist in Blut getaucht, gequält, aber sie ist frei und gewährt sogar uns, den Schriftstellern der ganzen Welt, ihre edle und bescheidene Gastfreundschaft. Aber die Gefahr ist für Madrid noch nicht vorüber. Die Hälfte Spaniens ist von den Stiefeln der faschistischen Eroberer zertreten. Sie versuchen weiterzugehen, sie werden weitergehen, wenn man sie nicht zum Stehen bringt. Die verbrecherische Untätigkeit und sogenannte Nichteinmischung werden ihre bestialische Frechheit immer mehr anspornen. In Hendaye, an der spanischen Grenze, habe ich Grenzzeichen der französischen Republik gesehen, durchlöchert von den Kugeln deutscher Maschinengewehre: der Faschismus packt den Frieden an der Gurgel! Entscheidende historische Stunden nahen.

Schriftsteller und alle ehrliche Intellektuelle der Welt! Geht auf eure Posten, hebt das Visier, verbergt nicht eure Gesichter, sagt *ja* oder *nein*, *für* oder *gegen*! Ihr werdet euch der Antwort nicht entziehen können. Antwortet also so rasch wie möglich.

Aber dir, edles und rührendes spanisches Volk, dir, blutüberströmter Ritter von der traurigen Gestalt — dir gehören unsere Gedanken und Kräfte! Wir werden mit dir sein und ebenso wie du glauben auch wir, daß dein einst gebeugter Rücken sich niemals mehr vor den Unterdrückern beugen wird, daß du niemals mehr zulassen wirst, daß das Licht deiner Freiheit ausgelöscht wird. Ins Wappen des Don Quichotte schrieb Cervantes: „Post tenebras spero lucem — Nach der Finsternis erhoffe ich das Licht!“

HEINRICH MANN

Deutschland

Wenn ich nicht mit Ihnen nach Spanien ging, so bitte ich Sie, dieses unfreiwillige Versäumnis nicht als ein Ausreißen zu betrachten. In keinem Augenblick habe ich unterlassen, die Größe Spaniens und seines bewunderungswürdigen Volkes zu unterstreichen. Indem ich die durch das republikanische Spanien verteidigte menschliche Freiheit preise und durch meine Anstrengungen versuche, all diejenigen, die meine Worte lesen, für unsere Sache zu gewinnen, habe ich nur ein einziges Bedauern: nicht mehr dreißig Jahre alt zu sein. Und ich versichere Sie, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einige meiner Kollegen beneide.

Es sind diejenigen unter ihnen, welche das Schicksal ausersehen hat, die Waffen der Freiheit zu tragen.

Möge man mir gestatten, den spanischen und internationalen Schriftstellern eine bewegte Huldigung darzubringen, welche sich glücklich schätzen durften, Spanien den besten Teil ihres Lebens zu geben, wenn sie nicht selbst ihr Leben geopfert haben. Euer Kamerad Lukács starb an dieser Aufgabe und dieser glorreiche Tod erhöht noch den Wert seiner literarischen Arbeiten, die voll der Ehre und geistigen Treue sind. Unser deutscher Kamerad Regler wurde an seiner Seite verletzt und indem er, trotz seiner Schwäche, an unserem Kongreß teilnimmt, erinnert er sich weniger der Gefahr, welcher er in Spanien ausgesetzt war, als der menschlichen Solidarität, die in diesem Lande übersprudelt.

Die menschliche Solidarität, das Vorrecht der starken und zuversichtlichen Völker, ruft unwiderstehlich wach, was in der Natur aller Völker an hochherzigen Andenken existiert. André Malraux tat gut, die internationale Solidarität zugunsten des republikanischen Spanien zu preisen. Die Völker fühlen sich geeint mit demjenigen unter ihnen, der ihnen im Kampfe um eine gerechtere Gesellschaft vorangeht, der für die Arbeiter kämpft, für die menschliche Freiheit und den Sieg der besten erworbenen Ideen über das dunkle und übelwollende Unbewußtsein. Die großen Erfahrungen, um der Vernunft zum Siege zu verhelfen und auf Grund aufrichtiger Konzeptionen, wie auch eines kämpferischen Humanismus, einen neuen Zustand herbeizuführen, haben von den Völkern unausrottbar Besitz ergriffen. Was man auch immer sagen möge, weder die Sowjetunion noch das republikanische Spanien haben je unter den Völkern Gegner gehabt.



Sie sind die mutigen Zeugen der Brüderlichkeit, welche die Schriftsteller mit den Völkern verbinden. Sie sind nach Spanien gegangen. Sie haben mit eigenen Augen gesehen, wie ein Volk, das mitten im entscheidenden Kampfe um Freiheit und Gerechtigkeit steht, die Schriftsteller mit Achtung umgibt. Denn es gibt sich Rechenschaft darüber, daß die geistigen Wirklichkeiten unsere Grundlage bilden, dazu bestimmt, die wirkliche Welt umzuwandeln. Welcher unserer Kameraden war es, der in Madrid erklärte, daß die Rolle der für die Freiheit kämpfenden Schriftsteller nicht darin bestehe, Geschichte zu schreiben, sondern Geschichte zu machen? Das ist vollkommen richtig, denn Ludwig Renn, der also sprach, ist Divisionskommandant an einer Front der republikanischen Armee.

Es ist also, wie unser Freund André Chamson sich bewunderungswürdig ausgedrückt hat, daß wir unserer Heimat die Bestätigung überbringen müssen, daß inmitten der Angst der ganzen Welt Madrid eine einzige Stadt ist, welche die Angst nicht kennt. Die Kultur, welche wir verteidigen gegen gemeine Interessen, die ihr fremd sind, ruht auf den Eroberungen des Geistes. Um sie zu verteidigen, mußte das Volk, bei jedem Alarm, sein Blut hergeben. Darum hängt das Volk an der Kultur. Mitten im Kriege ist das spanische Volk damit beschäftigt, die Zukunft aufzubauen, und kämpfend sät es und lernt es. Auch deshalb ist das Volk der Freund der Schriftsteller. Was gibt es von nun an Natürlicheres, als daß die Schriftsteller der Sache des Volkes mit Leib und Seele ergeben sind und daß sie ihr Blut in Spanien vergießen?

KARIN MICHAELIS

Dänemark

Der Anblick von Kettenhunden hat meine Kindheit verbittert und mich geschmerzt. Ich fühlte mich immer schuldig, daß ich nicht die Kraft noch die Möglichkeit hatte, ihnen Freiheit zu verschaffen.

Mein Geist schlief, aber mein Instinkt war wach. Schon hatte ich für die Hunde, gegen die Unterdrücker, Stellung genommen. Ich war selber ein Kind und hörte die Schreie der mißhandelten Kinder. Dann weinte ich mit ihnen und schlug mit dem Kopf gegen die Wand aus Verzweiflung über meine Machtlosigkeit. Auch hier fühlte ich mich schuldig, ohne zu wissen, warum.

Ich sah, wie die Diensthoten mit Worten gequält wurden. Sie waren nicht wert, am Tisch zu essen, der kleinste Raum hoch auf dem Dachboden war gut genug für sie. Immer waren sie ein Ziel für Scheltworte. Wenn irgend etwas abhanden kam, wurden sie als die Diebe betrachtet. Ich lehnte mich auf, ohne irgend etwas, was es auch sei, ändern zu können. In der Tiefe meines Herzens war ich immer auf Seiten der Bedienten, selbst gegen meine eigenen Eltern.

Später sah ich oft in meiner Geburtsstadt, wie die Offiziere und Unteroffiziere die Soldaten auf dem Exerzierplatz schlugen, mit dem Stock und der Peitsche, indem sie sie „Schweine, Hunde“ usw. schimpften. Ich ballte meine kleinen Fäuste. O, wenn ich nur ein Mann wäre, wie ich sie verteidigen würde...! Aber was konnte ich kleines

Mädchen tun? Mein Geist schlief, aber mein Instinkt war wach. Schon zu jener Zeit war ich auf Seiten der Unterdrückten.

Es gingen viele Jahre vorbei. Ich reifte. Mein Lebensziel war es, die Herzen der Menschen zu öffnen und zu sehen, was darin sei. Fast immer sah ich nichts als Gutes. Ich sagte mir: alles wissen, heißt alles verzeihen.

Der Weltkrieg brach aus. Ich war Zeuge all jenes Schmerzes und jenes Elends, das die Welt erfüllte. Opfer waren allein Unschuldige. Ich sagte mir jedesmal: wenn dieser schreckliche Krieg zu Ende ist, wird Friede für die ganze Welt und Glück für alle kommen. Diese Hoffnung zerbrach, und ich begann zu verzweifeln. Dann fing ich an, mich in die Arbeit zu vergraben. Ich wollte das laute Schreien der Unglücklichen nicht hören und verstopfte mir die Ohren, während mein Herz blutete.

Heute bin ich der festen Überzeugung, daß jeder sich entscheiden muß, daß jeder offen sagen muß: *ich stehe auf dieser oder jener Seite!*

Keine wohlwollende Neutralität gegen jedermann. Ich meine nicht, daß man alle Menschen in eine Partei zwingen soll, der sie blind gehorchen müssen. Das ist nicht nötig. Die Partei der Kämpfer für den Frieden ist so groß, daß sie alle die verschiedenen Gruppen aufnehmen kann. Aber heute neutral zu bleiben, das heißt, auf einem schmalen Weg über einem ungeheuren Abgrund balancieren zu wollen — man kann es nicht, es würde den Tod bedeuten.

Wir sind mitten in der Schlacht, wir müssen kämpfen! Ob man will oder nicht — man wird da mit hineingerissen. Jeder hat seine eigenen Mittel zum Kampf. Einer Worte, der andere Taten — aber alle sind wir für den Frieden und die Freiheit, denn das ist für uns die Gerechtigkeit und die Wahrheit.

Was die Wahrheit ist, wissen wir alle.

Was wußten wir früher von Spanien anderes als Stierkämpfe und Religionskriege! Aber heute wissen wir, daß es dort unten in Spanien Männer und Frauen gibt, die Seite an Seite kämpfend, bereit sind, alles zu opfern — selbst ihr Leben — wenn es nötig ist, um die Freiheit, die vor kurzem erst durch ihre Kinder erobert wurde, zu verteidigen.

Wir Schriftsteller besitzen in den geschriebenen und gesprochenen Worten mächtige Waffen — Waffen, manchmal durchschlagender, als es Bomben, Giftgase und Tanks sein können.

Wir müssen kämpfen, darin sind wir uns einig, ob wir zahlreich sind oder nicht. Wir müssen in der ganzen Welt laut unsere Stimme erheben für die Freiheit gegen die Unterdrückung!

ROMAIN ROLLAND

Frankreich

(Gruß an den Kongreß)

Meine wärmsten Grüße den Schriftsteller-Kameraden, die sich in Valencia zusammengefunden haben. Die gesamte Zivilisation der Welt schloß sich innerhalb der Mauern

der hellen Mittelmeerstadt zusammen, der Stadt, die einst durch Barbarenüberfälle bedroht, heute unter Bedrohung der Flugzeuge und Kanonen der faschistischen Barbaren steht.

Wir solidarisieren uns engstens mit unseren kämpfenden Brüdern in Spanien und wir fühlen die starke, aus Achtung und Liebe geknüpfte Dankesschuld, die uns mit dem gemarterten Lande verbindet.

Ruhm dem Volke der Helden und der Ritter des Geistes! Diese Ehe der zwei Genien, Ehe zwischen den mächtigen Volksmassen und der Elite, sei den großen Demokratien Europas und Amerikas ein Beispiel. Diese Vereinigung, die durch den Kampf selbst entstanden ist, wird den Fortschritt und die Freiheit der Welt sichern!

LUDWIG RENN

Deutschland

(Stabschef der 11. Brigade)

A vosotros camarades españoles os ruego que os hagais cargo de qui mi lengua es la alemana. Porque, a pesar de mi expatriacion de la Alemania de Hitler, no he dejado de ser aleman y de escribir en aleman. Pero estoy contento de poder decir aqui de todo corazón que nosotros, los que hemos venido para luchar contra el fascismo, queremos al pueblo español; y aseguramos que luchar-emos par el hasta la victoria, nuestra victoria!*

Ich begrüße den Kongreß im Namen der deutschen Schriftsteller, die in Spanien an der Front gegen den Faschismus stehen. Ich begrüße ihn auch im Namen der 11. Internationalen Brigade und bin überzeugt, daß sich auch die anderen Internationalen Brigaden, mit denen ich nicht sprechen konnte, diesem Gruß von ganzem Herzen anschließen.

Wir Schriftsteller an der Front haben die Feder aus der Hand gelegt, denn wir wollten nicht mehr Geschichte schreiben, sondern Geschichte machen. Das war es, was unseren alten Freund und Kollegen, den General Lukács, was Albert Müller und Ralph Fox hierher trieb. Sie sind für unsere Sache gefallen, wie Gustav Regler und andere dafür schwer verwundet wurden.

Wer von euch hier im Saal wünscht meine Feder zu nehmen? der Bruder meiner Gedanken zu sein für die Zeit, wo ich das Gewehr genommen habe? Seht, hier biete ich die Feder als ein Geschenk, das kein Vergnügen ist, sondern eine große Pflicht. Und der Name dieser Pflicht: alles gegen den Faschismus! Alles für die Volksfront! Alles für die Front der Völker! Alles für die Ideen, die dem Kriege feindlich sind! Kriegsfeindlich, das sagen wir, Männer des Krieges, wir Soldaten! Denn der Krieg,

* Euch spanische Genossen, bitte ich zu entschuldigen, daß ich mich der deutschen Sprache bediene. Trotzdem ich aus dem Deutschland Hitlers ausgebürgert wurde, bin ich Deutscher geblieben und habe weiter geschrieben. Aber ich bin glücklich, hier von ganzem Herzen sagen zu können, daß wir, die wir gekommen sind, um gegen den Faschismus zu kämpfen, das spanische Volk lieben und wir geloben, daß wir kämpfen werden bis zum Sieg, unserem Sieg!

in dem wir mithelfen, ist uns keine Freude, kein Selbstzweck, sondern etwas, das überwunden werden muß!

Kämpft, darum bitten wir euch, für diese Ideen, kämpft mit der Feder und mit dem Wort, wie es jedem liegt! Aber kämpft!

Salud!

VICENTE SAEZ

Costo Rica

In Süd-Amerika wurde von jeher gegen den Imperialismus gekämpft. Wir haben einen Sandino besessen, der sieben Jahre lang gegen den südamerikanischen Imperialismus zu Felde zog. Denkt nur an Cuba, das seit Jahren ebenfalls gegen den Imperialismus kämpft. Und wer kennt denn die Qualen Cubas wirklich? Alle haben mit Gleichgültigkeit zu uns herübergeschaut und sich nicht Rechenschaft abgelegt über die großen Schlachten, die wir auskämpfen mußten, über die Bombardements, denen auch wir ausgesetzt waren.

Die gleiche Tragödie, nur in vielfach vergrößertem Ausmaß vollzieht sich heute in Spanien. Wir, als Spanier, fühlen von der anderen Seite des Ozeans eure Tragödie, als wäre sie die unsere. Und gleichzeitig fragen wir uns: auf welche Hilfe können wir Intellektuellen zählen, wenn das Weltproletariat nicht *geschlossen* hinter uns steht? Und wie können wir der Welt beweisen, daß wir uns nicht mehr im Jahre 1914 befinden? Wie kann man Spanien jene Waffen schicken, die es braucht?

Wenn das Weltproletariat diesen Anlaß zum einheitlichen Kampf nicht wahrzunehmen versteht, wird die Ratlosigkeit der Arbeiter Amerikas, die Ratlosigkeit aller Arbeiter der zivilisierten Welt, noch größer werden! Wir wissen ja nicht, woran wir uns noch halten sollen, wenn sich in Spanien, einem europäischen Land, das Frankreich und England zu Nachbarn hat, das größte Verbrechen vollziehen darf, das je in der Geschichte eines Landes geschah! Wir fragen uns: Was wird aus den schwachen Ländern werden, wenn der Imperialismus über sie herfällt?

Aus diesem Grunde fühle ich jene Ratlosigkeit, die wir alle fühlen, denn in meinen Worten spiegelt sich die Befürchtung ganz Südamerikas wider. Südamerika kämpft gegen den Imperialismus, hat gegen ihn gekämpft und wird gegen ihn kämpfen. Und ich frage jetzt die Intellektuellen der Welt: Was werden wir tun? Was wird aus uns werden, wenn wir nichts unternehmen? Ich wende mich an die Intellektuellen, die sich auf diesem Kongreß zusammengefunden haben, um sie zu beschwören, alles zu tun, ihr schriftstellerisches Wort dafür einzusetzen, daß die beiden großen Internationalen sich geeint hinter das spanische Volk stellen, das während eines ganzen Jahres seine selbstlose Kraft, seine Opferfreudigkeit und seinen Heldenmut bewiesen hat!

Ich schließe, indem ich die Versammlung um eine Sympathiekundgebung für Joaquin Garcia Montes bitte, der in meinem kleinen Land, das einst eine Regierung der Freiheit kannte, für sie leiden muß. Ihr kennt ihn alle.

Und wenn drüben in Amerika die Völker zum Kampf gegen den Imperialismus aufstehen, dann steht uns bei, laßt uns nicht allein, wie wir heute euch nicht allein lassen!

KURT STERN

Deutschland

(Politischer Kommissar)

Ein Soldat unserer Volksarmee, der viele Wochen, ja Monate in den Gräben vor Madrid gelegen hatte, stellte eines Tages die Frage: „Ist sie eigentlich schön, die Stadt, die wir verteidigen?“ Die Stadt, für deren Schutz er täglich sein Leben einsetzte, kannte er nicht. Nur von weitem konnte er ihre Türme und Wolkenkratzer erblicken.

So wie mit Madrid ist es mit der Kultur. Für einen sehr großen Teil unserer Kameraden ist auch sie ein unbekanntes Gut, das sie verteidigen, verteidigen gegen jene, die es ihnen Jahrhunderte hindurch vorenthielten. Auch von der Kultur wissen sie oft nur, daß es sie gibt, und — daß sie *unser sein muß*, denn in den Händen des Feindes stirbt sie ab. Diese Menschen, die heute mit ihrem Blut und ihren Tränen, mit ihrem Haß und ihrem Elan für die Freiheit leben, kämpfen, sterben — sie verteidigen nicht nur die Kultur von *gestern und heute*, die sie oft noch gar nicht kennen: mitten im schwersten, opferreichsten Kampf bereiten sie den Boden für eine *neue Kultur*, die sie schon ahnen.

Unter dem Donner der Kanonen und dem Knattern der Maschinengewehre beginnen tausende und zehntausende von Menschen schreiben und lesen zu lernen. An einem einzigen, dem hartumstrittensten Frontabschnitt, vor Madrid, erscheinen nicht weniger als 120 gedruckte Front- und Soldatenzeitungen, von Soldaten geschrieben, die gestern noch nicht lesen konnten. In den Unterständen der Universitätsstadt, dreißig Meter vom Feinde entfernt, sind Bibliotheken zu finden, die einem bereits vorhandenen, in den Monaten des Krieges geweckten Bedürfnis entsprechen. Hier wird die Kultur nicht mehr nur verteidigt — hier wird sie bereits erobert, erlebt, erneuert!

In der Casa del Campo, wo einst Könige jagten und jetzt Drahtverhaue laufen, in Carabanchel, wo einst Arbeiter vegetierten und jetzt Arbeiter sterben, im Guadarrama-Gebirge, wo die wilde Schönheit der Landschaft zur strategischen Kompliziertheit des Geländes wurde — überall dort wird heute auch die Kultur verteidigt. Sie wird verteidigt mit den Waffen, die dem Angriff auf sie entsprechen: der von Bomben bedrohte Prado kann nur mit Bomben verteidigt werden, nur Kanonen können uns jenen Weg zur schöpferischen Kultur freimachen, den uns der Feind mit Kanonen versperrt.

In diesen Tagen, da stündlich Menschen für jene große Sache fallen, der die Besten aller Jahrhunderte ihr Leben geben, für diese einzige Sache, für die zu sterben es sich lohnt: die Freiheit; in diesen Tagen, da nicht mehr Reden und Gesten sondern Tanks und Kanonen über das Schicksal von Generationen und Völkern entscheiden; in diesen Tagen, da einige hundert Kilometer Schützengräben die Vergangenheit von der Zukunft trennen — in diesen Tagen bauen wir nur auf den leidenschaftlichen Kampf unserer Menschen und auf die Kraft der Kanonen.

Wir wissen wohl, daß wir den Sieg nicht erringen werden, *weil* die Kultur auf unserer Seite ist. Wir werden nicht siegen *durch* die Kultur, doch wir werden siegen *mit* der Kultur und *für* die Kultur: *mit der Kultur vergangener Zeiten, mit der lebendigen Kultur, für die Kultur der Zukunft!*

ANNA LOUISE STRONG

USA

Sie haben sich sicher genau so gefragt, wie ich mich gefragt habe: was können wir als Schriftsteller für die Sache Spaniens tun? Denn ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß es hier nicht allein um Spaniens Sache geht — darüber sind wir uns alle einig. Wir sind uns auch darüber einig, daß der Kampf hier gegen jene dunkeln Mächte gerichtet ist, die die ganze menschliche Kultur und Zivilisation angreifen, daß es sich nicht nur um einen Krieg für die Unabhängigkeit Spaniens handelt, sondern daß es um die Freiheit Europas geht — ja, um die Freiheit der ganzen Welt!

Darüber sind wir uns einig. Doch die Frage, die wirklich vor uns steht, ist diese: was können Schriftsteller in diesem Konflikt nützen? Zu dieser Stunde, da nur einige Meilen entfernt die Besten des spanischen Volkes und mit ihnen die besten Kräfte jeder Nation: Amerikaner, Engländer, Deutsche, Italiener, Franzosen und alle die anderen, ihr Leben opfern, um die Freiheit und Zivilisation der Welt zu retten — welchen Wert haben da wir Schriftsteller?

Unsere Waffe ist das *Wort* — das Wort nicht nur als Mittel zur Verständigung, sondern dazu gebraucht, Verantwortung, Umwandlung zu schaffen in den Gehirnen jener, die das Wort vernehmen. Also ist auch das Wort eine Waffe, und es steht den Geschützten nicht nach. Jedoch nur dann, wenn es sorgsam und seiner Aufgabe gemäß gewählt wird.

Ich will ein Beispiel anführen. „Nichteinmischung“ ist ein Wort. Ebenso „Neutralität“. Sind diese Worte *Waffen* gewesen? *Ja* — und zwar verdammt wirksame! Es sind Worte gewesen, die unter ganzen Völkern Verwirrung stifteten, unter Franzosen, Engländern, Amerikanern und anderen, und... sie monatelang verwirrt und machtlos ließen! Mußten wir nicht mitansehen, wie das Wort „Nationale“ auf Francos Horden, und „Die Roten“ auf die gesetzliche spanische Regierung angewandt, zu dieser Verwirrung, tödliche Wirkung ausübend, beigetragen haben?

Ist es nicht endlich Zeit für uns, daß wir uns ganz bewußt auf korrekte Worte besinnen? Worte, die nicht nur Tatsachen *übermitteln*, sondern die Tatsachen *in das rechte Licht setzen*. So möchte ich zum Beispiel sagen, daß es vielleicht manchmal nützlich sein könnte, von Francos Banden als den *Interventen* zu sprechen — für ein bestimmtes Publikum ist das der beste Ausdruck. Und dies ist nur ein Beispiel dafür, wie man Worte gebrauchen kann.

Wir sind alle der Meinung, daß wir als Schriftsteller die Aufgabe haben, denen in der Heimat, den Völkern aller Länder, der Gegenwart und auch der Nachwelt, die rechte Farbe, die Essenz dessen zu übermitteln, was in Spanien vorgeht. Als erstes möchte ich Sie bitten, sich folgende Frage gut zu überlegen: Wäre es für mich nützlich, ein paar Wochen, einige Monate sogar, in Spanien zu leben? Es braucht nicht sofort zu sein, denn ich nehme an, daß die meisten von Ihnen sich verpflichtet haben, jetzt nicht hierzubleiben. Aber denken Sie gut nach: würden Sie vielleicht später wiederkommen...? Es wird hier eine Menge Material aufgespeichert, das der Welt erhalten bleiben muß. Sind Sie einer jener Schriftsteller, die helfen werden, es zu sammeln?

Ich kann nicht für einen jeden von Ihnen antworten. Sie müssen es sich selbst überlegen, Ihre besten Ratgeber befragen; und, während Sie hier sind, auch mit Spaniern darüber sprechen. Und dann entschließen Sie sich.

Hier gibt es Stoff genug für Dramen, die größer sind als irgendein Drama Shakespeares. Aber gibt es Schriftsteller, die dieses Materials würdig sind? Ich weiß es nicht. Vielleicht wissen Sie es . . .

PAUL GONZALES TUNON

Argentinien

Als Spanier, der in Amerika geboren wurde und der, obgleich er seit Jahren in Spanien lebt, niemals den Kontakt mit seiner Urheimat verlor, spreche ich heute im Namen der antifaschistischen Schriftsteller Argentinien. Mir war es schon 1935 in Paris vergönnt, der Geburt der Internationalen Schriftstellervereinigung beizuwohnen. Daß heute dieser zweite Kongreß in Spanien durchgeführt wird, hat besondere Bedeutung: das lebendige Gewissen der Welt bekennt sich zur Sache der spanischen Republik, steht auf wider den Faschismus!

Heute sind wir — ganz gleich welcher Partei- oder Stilrichtung wir huldigen — mehr denn je im Boden dieses Landes verwurzelt; die Neutralität des Künstlers ist ein Widersinn geworden — auf die eine oder andere Art nimmt der Schriftsteller die Botschaft seiner Zeit in sich auf und gibt sie weiter. Manchmal schreitet er ihr auch voraus.

Ich komme aus Argentinien, der Tochter Spaniens, um meinen Kameraden Cordova Iturburu und Rojas Paz die Botschaft der Schriftsteller und Künstler zu übergeben, aus Buenos Aires, der Riesenstadt, in der man stolz ist, Spanisch zu sprechen.

Ich komme aus dem Land der Riesenflüsse und der hohen Gipfel, der weißen und dunkeln, hohen und niedrigen Städte eines Kontinents, der Spanisch spricht, eines Kontinents, der 21 verschiedene Staaten umfaßt, wo, vom Urwald bis zum internationalen Hafen, von den heißen Tropen, dem großen weißen Schweigen des Südens, vom Labyrinth der Bergwerke bis zum goldenen Getreidemeer, vom lichterhellen Landgut bis zur dunkeln Kleinfabrik, achtzig Millionen Menschen leben. Und all die vielen aus Italien, aus Deutschland, aus dem Balkan, aus Polen, aus allen Ländern der Welt Eingewanderten und seßhaft Gewordenen verfolgen mit Angst und Freude das Schicksal Spaniens im Kampfe gegen die internationale faschistische Invasion.

Fast alle südamerikanischen Staaten sind von den reaktionären und klerikalen Komplizen des Imperialismus beherrscht, und wenn sie auch dereinst wieder einen eigenen hispanischen Block mit dem Mutterland bilden werden, so werden sie doch heute alle von schweren inneren Problemen beunruhigt. In der Mehrzahl dieser Staaten, Brasilien eingerechnet, drosseln die reaktionären Gruppen durch Mittel, die zwischen zweifelhafter Legalität und offenem Verbrechen schwanken, die Presse und die Versammlungsfreiheit; sie verhindern die freie Aussprache der Massen; sie spielen die Reichtümer der Länder den fremden Imperialisten in die Hände, beschränken die Gewerkschaftsbewe-

gung und verfolgen die Intellektuellen. Darum hat man in Spanien his heute nicht die lebendige Solidarität des spanischen Amerika zu spüren bekommen, ausgenommen diejenige Mexikos. Aber die Solidarität existiert! Die Zusammengehörigkeit Amerikas und Spaniens ist so eindeutig, der Ruf nach Solidarität so stark und heiß, daß er heute bereits zu einer Waffe geworden ist, und mehr denn je ist Südamerika heute mit Spanien verbunden und sein Schicksal von den spanischen Ereignissen abhängig. Jenen wenigen zum Trotz, die die Radiosender und die Boulevardpresse beherrschen, haben die südamerikanischen Völker ihren Kampf auf die Straße getragen und — legal oder illegal — ihre Liebe und Bewanderung für das Mutterland hinausgeschrien. Ich habe am 7. November, als die faschistischen Sender den Fall Madrids bekanntgaben, Jünglinge und Greise, Frauen und Kinder, Argentinier, Spanier, Italiener, Polen, Jugoslawen und Deutsche verzweifelt durch die Straßen von Buenos Aires rennen sehen: sie weinten. Und doch . . . sie hofften noch! Und ein Lächeln sah ich auf den Lippen des Volkes, ein frohes, starkes Lächeln, als Madrid den Faschisten zur Schranke wurde, ein Lächeln, das noch heller wurde, als man von den Ereignissen bei Guadalajara erfuhr!

So lebt Südamerika mit Spanien verbunden. Es verjagten die Massen von Chile, Argentinien und Uruguay, ihren Regierungen zum Trotz, den Verräter Maranon aus ihren Ländern. Wißt, daß man in Buenos Aires die Lieder aus dem „Mono Azul“ (der literarischen Wochenschrift der „Front der Intellektuellen“) und die Verse aus den spanischen Schützengräben singt. Wißt, daß das argentinische Publikum jene spanischen Schauspieler zurückweist, die sich dem Faschismus verkauft haben und Margarita Zirgu (die republikanische Tragödin) Abend für Abend mit Jubel überschüttet wird.

Die südamerikanische Front ist eine neue Front für Spanien geworden.

BODO UHSE

Deutschland

(Politischer Kommissar)

Es ist ein absonderlich scheinendes Unterfangen, in einem Augenblick, in dem die Gewehre und Kanonen reden, von der Kultur zu sprechen, von den Gestalt gewordenen Träumen der Völker und von jenen Träumen, die — heute noch schlummernd — zur Gestaltung drängen.

Wir sehen ihre Bedrohung nicht nur in der plumpen und brutalen Zerstörung dessen, was materiell greifbar gestaltet wurde, also nicht nur in der Verbrennung der Bücher, in der Bombardierung und Beschießung architektonischer Denkmäler — das sind nur die schlimmen Symptome einer aufs Böse gerichteten Energie — gefährlicher ist, daß die Reaktion mit der gewaltsamen Unterdrückung der Völker und mit der sozialen Verelendung die Kraft der Nationen zu brechen, daß sie mit der Gewalt eines Mahlstroms die Völker in ihrer leiblichen und geistigen Existenz zu verschlingen sucht. Als ein notwendiges Mittel zur Aufrechterhaltung und Verteidigung ihrer Herrschaft muß sie den Lebenswillen der Nationen brechen; sie muß — will sie sich behaupten — die kulturerzeugende Kraft der Völker zerstören, jene optimistische Fantasie, aus der die großen Träume

geboren werden, die Utopien, die gefährlich sind für die Reaktion, weil sie Wissenschaft werden und dann Wirklichkeit.

Alle großen Epen der Völker sind voll dieser optimistischen revolutionären Gewalt. Alle wirklich nationalen Epen sind internationales Gut. Jeder der deutschen Freiwilligen, die nach Spanien kamen, hatte ein Buch gelesen — den Don Quichotte. Jeder kannte ihn. Wir erinnerten uns seiner, als wir durch die Mancha fuhren und viele kauften sich den Don Quichotte, um mit ihm Spanisch zu lernen. Der tragikomische Volksheld ist den deutschen Milizionären von Kindheit an vertraut. Wir haben ihn geliebt, um seines Optimismus willen, um seines blinden Glaubens an das Gute. Wir haben — als wir Kinder waren — in ihm ein Stück unserer selbst gefunden, ein Stück unserer Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Spät erst haben wir ihn ganz begriffen. Thomas Mann hat am Beispiel des Don Quichotte die ganze Lebensfeindlichkeit des Faschismus demonstriert. Er erwägt in einer Betrachtung, was wohl ein ins Finstere gekehrter Don Quichotte wäre, ein Ritter, dem sich die Welt nicht ins Optimistische, sondern ins Pessimistische verzerrt, der nicht an den Wert des Menschen glaubt, aber an seinen Unwert, dessen Fantasie sich nicht auf das Edle richtet, dessen innerste Überzeugung vielmehr das Gemeine ist. Wir brauchen diese Untersuchung nicht fortzusetzen. Wir sehen vor unseren Augen diesen finsternen Don Quichotte, sein schlimmer Schatten liegt drohend über der Welt, Hitler, Franco und Mussolini, auf sie paßt das böse Bild.

Der Kampf — im Reich des Geistes — ist ein Messen und ein Vergleichen der Werte. Das Experiment, das Thomas Mann mit dem Don Quichotte unternahm, zeigt nicht nur die Bösartigkeit derer, die heute die Herrschaft der Welt anstreben, um den Lauf des Geschehens zurückzudrehen — es zeigt vor allem, daß eine faschistische Kultur nicht denkbar ist, daß der Faschismus vielmehr der Erzfeind der Kultur ist.

Alle großen Epen der Völker können vor ihm nicht bestehen oder er vor ihnen nicht. Wie wir den Don Quichotte kennen, kennt Spaniens Volk den Tyll Ulenspiegel, die Geschichte des flämischen Volkshelden, der Possenreißer und Revolutionär in einem war. Wie sähe er wohl aus, wenn er faschistisch geschrieben wäre? Ein magenleidender, griesgrämiger und bösartiger Bursche, der kein Fleisch ißt und nicht mit Mädchen schläft, ein Kerl ohne Humor, der nicht Späße macht, um sein Volk zu befreien, sondern hinter Friedensphrasen blutige Gewalttat plant! Und wie sähe der deutsche Simplicius Simplicissimus aus, auch eine dieser bittersüßen, tragikomischen, menschlich menschlichen Menschen — wie sähe er aus, wollte der Faschismus ihn gestalten? Er ließe sich gewiß nicht so gutmütig tölpelhaft betrügen, er wäre der listigste Betrüger, ein Gangster, ein SA-Führer!

Die großen Epen der Völker sind realistisch und optimistisch zugleich. Betrachten wir sie, messen wir sie am faschistischen Maß, so sehen wir, was mit diesem Maße ist: es ist zu eng für das Leben, zu eng für die Völker, zu eng für die Kultur.

Aber verzeihen Sie, Freunde, ich sprach von Büchern, während in die Straßen der Stadt Granaten einschlagen und wahrscheinlich Leben vernichten. Ich sprach von Büchern, die lustig und humorvoll sind, in einer Stunde, die bitterernst ist, aber ich weiß, ich sah es, daß der Don Quichotte und der Tyll Ulenspiegel in den Schützengraben draußen zu Hause sind, und ich weiß, daß wir sie verteidigen und daß sie mit uns sind in dem Kampf, den wir führen!

CESAR VALLEJO

Peru

Ich bringe euch den Gruß meiner Kameraden, euch, die ihr mit übermenschlicher Kraft, mit einer in der Geschichte nie gekannten Ausdauer einen Kampf führt, der in der ganzen Welt Widerhall erweckt hat. Ihr wißt, daß Peru gleich anderen südamerikanischen Staaten unter der Herrschaft einer mitleidlosen Diktatur lebt, einer Diktatur, die alle Grenzen überschreitet. Es ist nicht einmal erlaubt, in den Straßen von Lima laut über die spanische Republik zu sprechen, aber die Schriftsteller haben trotz alledem einen Propagandafeldzug durchführen können, der bis in die dunkelsten Ecken des Landes drang.

Ich möchte etwas hervorheben, was meiner Ansicht nach bisher im Laufe der Diskussion vernachlässigt wurde: die Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Geschichte und vor allem gegenüber schwierigen Augenblicken der Geschichte. Den erbärmlichen Zustand des Berufsgewissens vieler Schriftsteller hat bereits der holländische Kollege *Bronwer* treffend gekennzeichnet.

Sprechen wir ein wenig über diese Verantwortung, denn heute, mehr denn je, sind die freien Schriftsteller dazu gezwungen, sich dem Volke zu nähern. Die Schranken, die von den herrschenden Klassen aufgerichtet wurden, müssen fallen.

Leider ist das Gewissen und das berufliche Verantwortungsgefühl der Mehrzahl der Schriftsteller nicht genügend entwickelt. Viele Schriftsteller stehen noch auf Seiten des Faschismus, weil ihnen eben die Verantwortung, das Berufsgewissen, fehlt, aber auf unserer Seite stehen die besten Gedanken, die beste Qualität. Der Beweis ist, daß die besten Schriftsteller sich in diesem Kongreß zusammengefunden haben, um für die Sache des spanischen Volkes einzutreten.

Ein weiteres Zeichen für das Fehlen des Verantwortungsgefühls ist, daß immer noch viele Schriftsteller angesichts der Verfolgungen *schweigen*. Es wäre aber zu wünschen, daß in diesen Stunden des Kampfes, die Aktivität auch dieser Schriftsteller erwachte und sie, die bisher schwiegen, ihre Stimmen erhöben und den Mut aufbrächten, gegen die Tyrannei zu protestieren...

Als man erfuhr, daß das Fünfte Regiment, um den Preis einiger Menschenleben, Kunstschätze aus dem Palast des Herzogs von Alba gerettet hat, gab es einige Intellektuelle, die gefragt haben: „Ist es möglich, daß der Begriff der Kultur so entartet ist, daß der Mensch sich zum Sklaven eines Bildwerkes oder eines Gemäldes macht und dafür freiwillig sein Leben opfert?“

Wir verstehen den Begriff Kultur anders: für uns haben die Museen und die Bilder, die in ihnen hängen, lebendigen Atem und sind uns Zeuge und Mitstreiter im Kampfe um die Kultur der Menschheit!

Wir müssen uns über unsere Aufgabe klar werden. Wenn wir in unsere Länder zurückkehren, dürfen wir das kämpfende spanische Volk nicht vergessen. Alles muß dort zugunsten der spanischen Republik mobilisiert werden. Mit welcher Erregung erwartet man in allen Kreisen, bei den Literaten, bei den Arbeitern, Nachrichten, Bücher, Broschüren, Plakate aus Spanien! Mit welcher Freude begrüßt man die Botschaften und ihre Überbringer!

Ich schlage vor, daß ein Propagandafeldzug der Intellektuellen organisiert werde: das legale Spanien kann auf seine Künstler und Schriftsteller stolz sein, denn alle wirklichen Künstler haben sich ihm zur Verfügung gestellt — Südamerika erwartet Sie! Amerika wartet darauf, daß Sie ihm die Stimme Spaniens übermitteln, daß Sie die Hilfskomitees, die Gruppen der Intellektuellen, die in Südamerika für Spanien kämpfen, anspornen.

Die Namen der spanischen Dichter, der jungen und der alten, sind drüben vertraut. Es gibt sogar einen Machado-Kult. Und die Massen wissen, wer Rafael Alberti, wer Bergamin, Leon Felipe, Prados, Altolaguirre, Carnuda, Aleixandre, Serrano Plaja, Rafael Dienste, Miguel Hernandez, Gil Albert, Aparicio Petero sind. Auf der Erde der Ruben Dario, Jose Asuncion Silva, der Herrea, Reissig, Enrique Banchs und unseres geliebten Pablo Neruda sind die Dichter Spaniens niemals so gekannt und verehrt worden, wie heute. Und hier, zwischen Tränen und Lachen, öffne ich mein glühendes südamerikanisches Herz, mein spanisches Herz, das niemals spanischer fühlte: in dem ruhmreich alternden Antonio Machado begrüße ich die hohe Tradition Spaniens, im Gedenken an Federico Garcia Lorca erneuere ich den Protest ganz Südamerikas angesichts des endlosen Verbrechens des Faschismus!

ALVAREZ DEL VAYO

Spanien

Genau zwei Jahre nach unserem Gründungskongreß treffen wir uns wieder. Nach elf Monaten eines Krieges, dessen Grauen alle stillen Bilder in eine fast unwahrscheinliche Ferne rückt, stellt eure Anwesenheit hier, auf spanischem Boden, in dieser zugleich stoischen und dramatischen Stunde, sogleich jene Atmosphäre gerechtfertigter Besorgnis wieder her, in der unsere ersten Besprechungen auf dem pariser Kongreß verliefen.

Aufgerufen zur Verteidigung der Kultur in einer Stunde, da die Barbarei, kühn geworden durch die Verbrennung eurer besten Bücher vor der berliner Universität, bereits mit ihrem wilden Brüllen die gesamte Kultur Europas und der Welt bedrohten, habt ihr in der spanischen Tragödie eure schmerzlichsten und tragischsten Voraussagen Gestalt annehmen sehen.

Frontkämpfer der Kultur! Schon die Uniformen, die wir hier erblicken, offenbaren es und auch manche, in einigen Fällen endgültige Abwesenheit, wie die unseres Kameraden Pablo de la Corriente, Kriegskommissar, gefallen in den ersten Tagen der heroischen Verteidigung von Madrid; die Abwesenheit des Kameraden Regler, der noch nicht von seiner schweren Verwundung genesen, das schmerzvolle Bild des Todes eines der tapfersten Kommandeure der Internationalen Brigaden vor Augen hat, der an seiner Seite fiel: des General Lukács. *(Die Versammelten erheben sich und verharren eine Minute in ehrfurchtsvollem Schweigen.)*

Ich erinnere mich seiner, unter dem frischen und unvergeßlichen Eindruck der in seinem Generalstab verlebten Stunden, wenige Wochen, bevor er fiel; ich sehe ihn wieder, sein anziehendes Slawengesicht, in dem bereits spanisches Gefühl und spanische Leidenschaft sich spiegelten, einige Stunden, bevor er den Angriff befahl; und ich rufe mir, um der



Universalität unseres Ringens inne zu werden, die Epopoe des ungarischen Proletariats auf dem weiten Weg zu seiner Befreiung ins Gedächtnis zurück.

Kameraden der Internationalen Brigaden, Kriegskommissare, Schriftsteller — unauflösbar verbunden mit der Ehre und dem Ruhm der spanischen Waffen; internationale Brigaden, in echter Freiwilligkeit nach Spanien gekommen, mit klarem Blick dafür, daß die Schlacht, die hier geschlagen wird, die aller Schriftsteller und aller freien Menschen ist! Und sollten wir sie eines Tages fortgehen sehen (als Folge der bestimmten Erklärungen und eingegangenen Verpflichtungen der republikanischen Regierung, obschon wir nicht müde wurden, hinzuweisen auf den Unterschied zwischen diesen echten Freiwilligen der Freiheit und sozialen Gerechtigkeit und denjenigen, die lediglich als Söldner, lediglich auf Befehl der Staaten kamen, deren Charakter alle persönliche Freiwilligkeit ausschließt) dann werden wir diesen Kameraden von den Internationalen Brigaden und der um das General-Kriegskommissariat vereinigten Schriftstellergruppen ein dauerndes Andenken bewahren.

Zu verschiedenen Malen, von vielen bedeutsamen Tribünen herab, hat man die Merkmale dieses titanischen Ringens skizziert und beschrieben, in welchem dem spanischen Volke die ruhmvolle Ehre zugefallen ist, sich nicht nur für seine eigene Zukunft, sondern auch für die Zukunft der Welt zu schlagen. Die beständigen Ermutigungen, das gewaltige Aufflammen der internationalen Solidarität waren uns eine Entschädigung für manches andere, unfafßbare Versagen.

So wie es Kamerad Andersen-Nexö hier gesagt hat, fühlen wir hinter den Kämpfern, die

jeden Tag an unseren Fronten fallen und die den Sieg vorbereiten und sichern, die Herzen der in die antifaschistische Weltfront eingereihten Millionen schlagen, an deren Spitze, als Ehren-Vorhut, die freien Schriftsteller stehen. Es war die historische Bestimmung des spanischen Volkes — und diejenigen unter uns, die am pariser Kongreß im Jahre 1935 teilgenommen haben, werden sich erinnern, daß, mangels anderer, berufenerer Stimmen, neben unserem vielbetrauten Kameraden Ramon de Valle-Inclán, der, lebte er noch, sich heute unter uns befinden würde, ich als bescheidener, aber entschlossener Vertreter der spanischen Delegation als zentrale Position die bedingungslose Zustimmung der spanischen Schriftsteller zur These des großen Maxim Gorki über das Proletariat als Element des Schutzes der Kultur aussprach.

1935 hatten wir hinter uns die Epopoe der asturischen Tage. 1935 wurde die Tat der asturischen Bergarbeiter, eine geschichtliche Tat, als aktiver Beitrag zum Schutze der Kultur gekennzeichnet. Zwischen 1934 und der heutigen Stunde liegt dieser Krieg, ein Krieg, begonnen mit einer militärischen Rebellion, die sich, gestützt auf bestimmte, uns bekannt gewesene und von uns enthüllte Vorbereitungen in einen internationalen Krieg verwandelte.

Aus unfaßbaren Gründen versagte sich der spanischen Demokratie, in dem Augenblick, da sie sich für die gemeinsamen Interessen *aller Demokratien* schlug, die offizielle Solidarität der übrigen europäischen Demokratien. Jene kraftvolle Reaktion, die das gemeinsame Schicksal den ideellen, geistigen Bundesgenossen geboten hätte, blieb aus. Aber wir besitzen immerhin als Entschädigung für dieses Versagen die internationale Solidarität, in welche eure Feder und euer Wort einen Richtweg der Klarheit und Gedankenschärfe zeichneten.

Manchmal riefen die grausamsten Mittel der Barbarei, von der ich vorhin sprach, eine Erschütterung sogar bei den gleichgültigsten Teilen der Weltöffentlichkeit hervor, und als durch überlegte Anwendung des totalen Krieges Guernica — das Symbol — eingäschert worden war, haben wir gefühlt, wie dieser allgemeine, gewaltige Strom des Protestes wuchs und uns umschloß.

Doch wir erwarten, mehr noch als von der Bemühung Spaniens, von der der *anderen*, daß endlich offiziell die Stunde schlägt, da diese Stimme des Weltgewissens vernommen und verstanden wird von *denen*, die die öffentlichen Dinge lenken und die Verantwortung für sie tragen. Man hat im Fall Guernica bereits gesehen, zu welch jähem und tiefem Sturz der Verzicht auf elementare Grundsätze in der internationalen Moral zu führen vermag; und man hat später, nach dem Attentat gegen Almeria — einem Überfall ohne Vorbild in der Geschichte des modernen Europa — gesehen, wie den im Vergleich zu diesem Verbrechen unbedeutenden Vorfällen, die ihm vorangingen (so dem angeblichen Angriff auf die „Deutschland“) größere Wichtigkeit beigemessen wurde als der Zerstörung einer Stadt durch die deutsche Flotte. Und überdies glaubte man auch noch, an einer vorgeblichen Leichtfertigkeit von unserer Seite Anstoß nehmen zu müssen, die den Fortschritt der internationalen Sicherheit gefährdet habe — welch letztere ostentativ an eine einfältige und von der Routine abgenutzte Friedensidee geknüpft wurde, die nicht fähig ist, sich in kraftvolles Handeln gegen die Mächte des Angriffs und des Krieges umzusetzen!

Das ist Spanien — so wie ihr es sehen werdet, wenn ihr euch Madrid nähert, das die

Blumenkrone unseres Ruhmes trägt! Ihr werdet in Madrid, obwohl ihr es in den Sommermonaten besuchen werdet, noch erblicken, was sich dort im Winter zugetragen hat: die empfindsame Phantasie des Schriftstellers wird es euch erleichtern, die Bilder vor eure Augen zurückzurufen: wie sich damals zu den Luftangriffen Schwierigkeiten aller Art, die Unbilden der Witterung und sogar Mißstände in der Versorgung der madrider Bevölkerung mit Nahrungsmitteln gesellten. Ihr werdet ein mit der Idee des Todes vertrautes Madrid sehen, das, wie das ganze spanische Volk, die Größe des Todes dem Untergang in die faschistische Barbarei vorzuziehen weiß!

Der Faschismus bedient sich, wie ich euch sagte, der barbarischsten Methoden des totalen Krieges; er hat in Spanien nichts unversucht gelassen, hierzulande gibt er sich — bildlich ausgedrückt — als ein Faschismus „auf allen Vieren“, der alles philosophische Gehabe, alle philosophischen Rechtfertigungsfloskeln abgestreift hat; der nicht wie in Deutschland oder Italien die Täuschung aufrechtzuerhalten versucht, einer neuen Staatstheorie, einer Kulturlehre zu entspringen — hier entschädigt er sich offen durch das Grauen, das er über die Zivilbevölkerung verhängt, für seine militärischen Niederlagen; hier versucht er offen, die Frontkämpfer durch die Angst um ihre Angehörigen zu einem moralischen Martyrium zu verdammen und so ihre Kraft zu schwächen.

Ihr werdet ein Spanien finden, das, inmitten des Kampfes, dennoch jede Seite der Geistigkeit pflegt... Der Durst nach Kultur, der in den Gräben herrscht, ist wahrhaft außerordentlich; und jeder Frontsoldat ist, indem er *unser* Frontsoldat ist, zugleich *euer* Verbündeter und Kamerad im Weltkampf für die Verteidigung der Kultur! Nur selten laufen im Kriegskommissariat Klagen über Vernachlässigung materieller Bedürfnisse der Streitkräfte ein — eine Vernachlässigung, die manchmal unverschuldet war, da wir alles improvisieren mußten — wenn aber die Zeitung „Avantgarde“, das Organ des Kriegskommissariats, wenn unsere Broschüren, unsere Wochenschriften, die von uns herausgegebenen Bücher nicht in die Gräben gelangt sind, dann hagelt es sofort angstvolle und dringliche Beschwerden. Sogar im entlegensten Winkel der Feuerlinie, im vorgeschobenen Grabenstück vervollkommen die Kämpfer, während sie heroisch jede Spanne spanischen Bodens verteidigen, unter der Anleitung des Kriegskommissariats ihre Bildung. Man bekämpft den Analphabetismus. Das Kriegskommissariat hat seine Ehre dafür verpfändet, daß es bei Beendigung dieses Krieges keinen Analphabeten mehr geben wird! Jedes eurer Worte, aus wie großer Entfernung es auch komme und welches auch seine Nuance sei — vorausgesetzt, daß es ein antifaschistisches Wort ist — findet seinen Widerhall an unserer Front. Die edlen Worte des Präsidenten Roosevelt bei der Eröffnung der panamerikanischen Konferenz in Buenos Aires zum Beispiel haben den Kämpfern in den Gräben ein neues Gefühl des Glaubens an eine gesicherte Zukunft der Demokratie und der Freiheit eingehaucht; man hat in den Schützenlinien alle Erklärungen Romain Rollands aufgenommen und gelesen; alle Worte Heinrich Manns, gerichtet an die deutschen Kämpfer, diesen glühenden Appell des Verfassers der Aufsätze über Goethe und Voltaire, der es verstand, die Lügen einer in den Dienst der Gewalt gestellten Kultur zu entkräften, indem er dieser barbarischen, wiewohl äußerlich imposanten preußischen Kultur die in Voltaire verkörperte Bewegung der Freiheit und Rebellion entgegenstellte! Es gibt keinen einzigen eurer Schriftsteller, der nicht gelesen würde. Und es war nur *natürlich*, daß es der von spanischem und internationalem Blut getränkten spa-

II. Internationaler Kongreß der Schriftsteller

nischen Erde vorbehalten blieb, *Schauplatz des II. Internationalen Kongresses zur Verteidigung der Kultur zu sein.*

Ihr werdet aus Spanien — und ich überlasse es ohne jede Propaganda-Absicht euren unmittelbaren Eindrücken — das sichere Gefühl unseres Sieges mit hinausnehmen: das spanische Volk *kann* den Krieg nicht verlieren, und es *wird* ihn nicht verlieren. Das ist kein literarischer Optimismus. Zu ernst ist der Augenblick, um nicht jedes Wort, das in diesem Sinne fällt, zu wägen.

Man gab Madrid verloren in den Tagen, da ein Heer von Milizen — fast ohne andere Ausrüstung als seine Begeisterung, Entschlossenheit und revolutionäre Ideologie — unter dem Druck des Feindes auf die Hauptstadt zurückflutete. Und die Kraft des Feindes brach sich an Madrid! Und ebenso später im Süden. Und so heute noch während der Wechselfälle des Kriegsglücks im Norden — dort gibt es eine Armee, die ich in diesem Augenblick grüße, und für die ich euren Beifall erbitte, eine Armee, in der es die Interventen noch mit den Stoßtrupps unserer asturischen Bergarbeiter zu tun haben.

Es ist mehr als hinreichend bekannt — muß aber im Hinblick auf ein kürzlich versuchtes Manöver immer wiederholt werden — daß die faschistische Rebellion sofort zusammengebrochen wäre, hätte sie nicht die bedingungslose Hilfe der totalitären Staaten gefunden. Als wir der Welt beweisen und vor Augen führen wollten, daß nichts Festes dem regierungstreuen Spanien gegenüberstehe und die Zurückziehung der nichtspanischen Kämpfer anregten, da wußten wir genau, daß, wenn dieser Vorschlag angenommen würde, die Rebellenfront sich *in ein Nichts auflösen würde*. Und das ganze dunkle und doch so durchsichtige Manöver mit der „Deutschland“ (das, als dieser Zwischenfall nichts mehr hergab, durch die erneute Vortäuschung eines Überfalls auf die „Leipzig“ erweitert wurde) bezweckte nur eines: die auf der letzten Tagung des Völkerbundesrates feierlich angenommenen Beschlüsse über die Zurückziehung der nichtspanischen Streitkräfte zu sabotieren und jede weitere Woche des Verhandelns dazu zu benutzen, um neue Kontingente von Italienern und Deutschen zu landen! Und erst vorgestern verbreiteten, einer bekannten faschistischen Taktik folgend, die Radio-Stationen der Aufrührer die jeder Grundlage entbehrende Nachricht, wir hätten beschlossen, Giftgase zu verwenden. Die Regierung der Republik hatte feierlich erklärt, niemals werde sie die Initiative bei der Verwendung von Gasen ergreifen, und ihre ganze Geschichte, der im Laufe von zehn Monaten unter außergewöhnlichen Schwierigkeiten geführte Krieg, liefert den Beweis für ihren unbeirrbaren Wunsch, ihr Mögliches zu tun, um die Humanisierung des Krieges durchzusetzen. Aber seit Wochen und Monaten sind alle von den republikanischen Truppen gefangengenommenen Italiener mit Gasmasken ausgerüstet. Das ist die unverhüllte Anwendung des totalen Krieges auf spanischem Boden, inmitten des Abscheus und der Verdammung der Volksmassen in aller Welt, aber auch inmitten einer Gleichgültigkeit, einer Trägheit eines Teils gewisser verantwortlicher Stellen, die sich zu keiner Handlung aufzuraffen vermögen und gegen die wir, das spanische Volk, unsere Klage und unseren Protest erheben.

Wir sind des Sieges gewiß, denn wir verfügen noch über unbegrenzte Reserven, über Kader, die nur darauf warten, mit der gleichen Begeisterung wie am ersten Tag, entstehende Lücken zu schließen! Wir sind des Sieges gewiß, weil wir jeden Tag den Siegeswillen des spanischen Volkes fühlen, einen Willen, der seinen Ursprung in der sicheren

Hoffnung und Erwartung eines großen Spaniens von morgen hat, und weil auf der Gegenseite außer Krieg, Invasion und Verbrechen, *nichts, absolut nichts* ist!

Wer die Presse der Rebellen gelesen hat — und wir im Kriegskommissariat haben die Pflicht, sie täglich zu lesen — wer, um der Preis einer Tortur seiner Ohren, die Radio-Übertragungen der Aufrührer über sich ergehen lassen hat, der weiß: es gibt auf Seiten der Aufständischen nicht einmal den *Schein* der Konstruktion eines totalitären Staates, es gibt nichts als das, was eine Gruppe von Landesverrätern, die fähig ist, die Gegenwart und die Zukunft Spaniens zu verschachern, in Gestalt von Waffen oder von Propaganda eingeschleppt hat. Wir sind unseres Sieges gewiß, weil wir der Zukunft des demokratischen Europa, das gegen den Faschismus sein wird, gewiß sind; weil wir, wie unser Präsident sagte, wissen, wieviel Millionen auf unserer Seite stehen, wieviel Menschen die Sache Spaniens als ihre eigene empfinden! Sie alle zu mobilisieren, Teilnehmer dieser Versammlung zum Schutze der Kultur, ist eure Pflicht, die ihr bis heute erfüllt habt und die ihr nun, nachdem ihr den Boden Madrids unter euren Füßen gespürt habt, mit doppelter Begeisterung erfüllen werdet. Mobilisiert sie!

In jedem Schützengraben tut jeder Spanier bis zum Triumph und bis zum Tod seine Pflicht — der Kongreß weiß, welches die seine ist!

ERICH WEINERT

Deutschland

Es gab eine Zeit, wo der Dichter glaubte, daß er ein Wesen sein müsse, losgelöst von jeder Bindung an die Gesellschaft, daß er nur die Aufgabe habe, seine Gefühle und Gedanken der Welt mitzuteilen. Ich weiß es, wie viele andere unserer Freunde, daß eine solche Vorstellung vom Wesen des Dichters als eine absolut natürliche und seine politische Parteinahme als eine erniedrigende und banale Entwürdigung der reinen Kunst betrachtet wurde.

Die Dichter merkten nicht, daß die enge Sphäre, aus der hinauszutreten sie sich scheuten, nicht von den Gesetzen der *Kunst* abgesteckt worden war, sie merkten nicht, daß ein heimtückisches *gesellschaftliches System*, der Kapitalismus, es ihnen verwehrte, mehr zu sein als seelische Selbstbefriediger. Dieses System schuf, aus Angst entlarvt zu werden, den Typ des „reinen“ Dichters, des Pegasusreiters, der über die irdischen Nebel sich erhebt. Dieses System hatte im Dichter sehr wohl die Fähigkeit erkannt, die Dinge zu durchschauen und seine Kraft, das befreiende Wort für die Umwälzung vom Zustand der Ungerechtigkeit zu dem der Gerechtigkeit zu finden, es hat versucht und sogar mit Erfolg verstanden, den unbändigen Löwen zu einer sanften Hauskatze zu dressieren. *Wüßten* die bürgerlichen Dichter von einigem Format, daß ihre Weltflucht nicht so sehr einer *privaten Gesinnung* als dem *Diktat* des größten Feindes der Menschheit entspringt — sie würden erröten.

Was denn, liebe Freunde, ist der Beruf und die Berufung des Dichters? Ich glaube, es gibt keinen Zweifel darüber: die Wahrheit und das Recht zu verkünden. Und ich glaube, es gibt auch keinen Berufeneren das zu tun, als den Dichter. Wer hat denn die Men-

schen schon in alten Zeiten in Begeisterung versetzt? Doch niemals der Schönredner eingefrorener ungerechter Zustände. Doch immer nur der Hinweiser auf die Ungerechtigkeit und die Mittel, sie zu beseitigen. Sind denn die größten dichterischen Manifestationen der Geschichte etwas anderes als leidenschaftliche Aufrufe, Armut, Demut und Gehorsam nicht als göttliche Gebote anzuerkennen, sondern Wohlstand, Würde und Freiheit als das Naturgegebene zu fordern? Ich brauche vor Literaturkundigen keine Beispiele zu zitieren. Ich möchte aber dennoch darauf hinweisen, daß auch große Dichter es nicht für unter ihrer Würde gehalten haben, als Agitatoren in das Leben ihrer Zeit einzugreifen. Denken wir an unsere Tage: Heinrich Mann — ist er etwa undichterischer geworden? Nein. Seine Manifeste sind Dichtungen im edelsten Sinne.

In dieser Zeit, wo der uralte böse Feind zu den barbarischsten Mitteln der Vernichtung greift, um vorzubeugen, daß das Volk seine Privilegien antastet, in dieser Zeit, in der die großen Entscheidungen sich vorbereiten, im Krieg des Rechts gegen das Unrecht, der Wahrheit gegen die Lüge, der Freiheit gegen die Sklaverei, kann des wahren Dichters Stellung nicht zweifelhaft sein: bringt der Schwächling es über sich, um Erschütterungen zu entgehen, der vernichtenden Klasse, willig oder unwillig, weiterzudienen, so möge er — an ihm wird nichts verloren sein; der Starke aber wird sich zu denen schlagen, in deren Händen die Ehre der Menschheit bewahrt liegt, und er wird die Freude der ehrenvollsten Kameradschaft genießen, die es gibt: die Kameradschaft der Arbeiter und Bauern als der Befreier der Welt.

BRIEF AUS DEM DRITTEN REICH

Auf der Ausstellung „*Gibt mir vier Jahre Zeit*“ am Kaiserdamm in Berlin, wurden neben den höchsten Gütern der neuen Zeit wie Tanks, U-Booten, Geschützen, Zellwolle, Buna, Eßbestecken aus Preßstoff, natürlich auch die „kulturellen Schrecken der System-Zeit“ gezeigt. Der Volksgenosse sollte das Gruseln lernen bei der Verkommenheit des „verjudeten“ Theaters unter Jeßner, Reinhardt, der Bergner, Kortner.

War es nicht ein Zeichen des Unterganges, daß die Manns, Feuchtwanger, Frank, Döblin, Freud, Bredel usw. in Deutschland erscheinen durften? War es nicht grausig, daß es Buchgemeinschaften gab, eine Volksbühnenbewegung, Theater- und Konzertabonnements für Arbeiter, Wanderfahrten und andres mehr? Daneben wird denn auch gleich die wunderbare Wandlung und Läuterung sichtbar: „*Kraft durch Freude*“!

Aber die Propaganda überschreitet sich hier so sehr, die Zahlen werden so riesig an die Wand gemalt, daß sogar die Blinden sehend, die Tauben hörend werden müssen und — sie sehen und hören *anders*, als Goebbels es möchte. Denn auch die bestfrisierten Zahlen versagen, sie zeigen ungewollt die Wahrheit:

Dreiundzwanzig Millionen Mitglieder hat die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, heißt es da. Ihr gehören alle Mitglieder der Arbeitsfront zwangsläufig an: außer ihren Beiträgen an die DAF, müssen sie auch an die KdF gestaffelte Beiträge entrichten; sogar die Arbeitslosen sind gezwungen, wenn sie unangenehme politische Folgen nicht spüren wollen, zu zahlen. Der niedrigste Beitrag im Monat beträgt 20 Pfennig — viel Geld für einen Erwerbslosen oder schlecht verdienenden Arbeiter!

Was bekommt er für dieses Geld? Die Zahlen sprechen:

Theater: Von den dreiundzwanzig Millionen Mitgliedern waren rund fünf (!) Millionen je *einmal* (!) im Jahre 1936 im

Theater. Aber auch diese fünf Millionen mußten noch ihre Billets *bezahlen*. In Essen war ich bei einer „Wallenstein“-Aufführung, veranstaltet von „Kraft durch Freude“ (angekündigt als „Das größte Soldatenstück aller Zeiten“!), neben mir saßen KdF-Mitglieder, Angestellte Krupps. Sie erzählten, daß ihnen der nationalsozialistische Betriebszellenobmann den Theaterbesuch „nahegelegt“ hätte, an der Abendkasse hätten sie genau *denselben Preis* bezahlt wie ich.

Wie sieht es mit dem *Konzertbesuch* aus im Lande der Musik? In den Jahren 1935 und 1936, also in zwei Jahren, hatten nur 1.893.531 „Kraft durch Freude“-Volksgenossen (von dreiundzwanzig Millionen!) Konzerte besucht.

Und wie ist es mit den *Reisen*? Die müssen ebenfalls *extra bezahlt* werden. Arbeiter, die ihre Familie mit einem Wochen-Durchschnittslohn von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Mark erhalten müssen, können natürlich kein Geld für eine Urlaubsfahrt hinlegen; sie „dürfen“ aber mit ihren Mitgliedsbeiträgen die Sommerfreuden ihrer besser gestellten Volksgenossen finanzieren! Ein Zeichen der „Volksgemeinschaft“. Wer nicht reisen kann, *wandert* und figuriert dann als hohe Zahl in der Reise-Statistik. Aber auch alle Wandernenden inbegriffen, waren es von den dreiundzwanzig Millionen *nur sechs*, die an den Freuden, durch die sie Kraft gewinnen könnten, teilnahmen.

So bezahlen die Millionen — Millionen für nichts; und je ärmer sie sind, um so leerer gehen sie aus.

Doch nicht völlig leer. Stolz weisen die Zahlen darauf hin, daß in den beiden letzten Jahren 52.766.029 Besucher an „KdF-Abenden“ teilnahmen: ein (!) Unterhaltungsabend im Jahr (!) für jedes Mitglied — so erfüllt die KdF ihre angebliche Kulturmission. Und versucht auch noch, mit dieser Kläglichkeit Propaganda zu treiben!

Maria L.

DER RIESEN-TEMPEL DER ÖLDRUCK-GÖTTER

Wenn die Quantität das Maß aller Dinge wäre, müßte man ausführlich auf ein Ereignis eingehen, das, seinem Namen nach, etwas mit deutscher Kultur zu tun hat: auf die Eröffnung des „*Hauses der deutschen Kunst*“ mit der obligaten „Führerrede“, dem Festzug und dem übrigen lauten, kostspieligen Tamtam. Wenn aber dieses Heft in die Hand des Lesers gelangt, ist das alles schon wieder so gut wie vergessen; die ganze Angelegenheit, obwohl eine neue Schändung der Kultur von selbst im Dritten Reich ungewöhnlichem Ausmaß, ist nur noch symptomatisch zu werten.

Was ist geschehen? Man hat ein kleines Stadtviertel niedergedrückt, hat dort für neun Millionen Mark (!) einen Riesenbau aus sämtlichen Stilarten der Vergangenheit zusammengekitscht, hat noch einige „Stil“-Elemente aus eigenem Blubo hinzugefügt, dann das Ganze „Haus der deutschen Kunst“ benannt und die entsprechenden Schinken und Schwarten darin aufgehängt. Letzte entscheidende Instanz bei der Auswahl von dreißigtausend Objekten war, so heißt es, „der Führer“. Und das sagt eigentlich genug.

„Ich war immer entschlossen, in Dingen der Kultur mit niemandem zu diskutieren, sondern Entscheidungen zu treffen“ —

sagte er von sich selbst. Eine seiner Kunstentscheidungen war — als einziger Inhalt einer vier Jahre früher gehaltenen „grundsätzlichen“ Parteitagrede über die braune Kunst — die Behauptung, daß sich

„das Prinzip der Geschwindigkeit wohl am besten in der Form eines umgekehrten Tropfens gestaltbar erwiese“.

Außer dieser „hochbedeutsamen, grundsätzlichen“ Äußerung des ehemaligen Postkartenzeichners und wegen mangelnder Begabung abgewiesenen Gesuchstellers bei einer Münchner Kunst-Akademie gibt es jetzt zweierlei Maßstab für das, was im Dritten Reich künftig als Kunst zu gelten hat: die getroffene Auswahl der Bilder und die neue Rede des „Führers“, welche letztere wir uns jedoch schenken können —

sie war nichts als eine bekannt heiser-volltönige Beschimpfung der „Schmieranten, kläglichen Wichte, Kunstbetrüger und prähistorischen Stotterer“, aufgelockert durch Bedrohungen mit Zucht- und Irrenhaus sowie Kastration.

Und die Auswahl der Gemälde? Markart, Defregger, Faber du Faur, Böcklin, Hofmaler Fischer — im Original und in gebräunter Nachahmung. Dies für die Ehrensäle. Aber das konnte man sich denken. Die Kehrseite eigentlich auch: in die Sonderschau „*Entartete deutsche Kunst*“ kam alles das, was das tiefste vorstellbare Niveau des deutschen, mit Ölbunt drucken verdorbenen Spießbürgergeschmacks wenig bis turmhoch überragt: Grosz, Dix, Marc, Nolde, Pechstein, Koschka, Schmidt-Rottluff neben unbekannten Impressionisten, Expressionisten, Naturalisten und Dadaisten — einerlei, wenn ihr Werk nur irgendwie nach Kunst, nach Können, nach Kultur riecht und deshalb dem Faschismus (ganz unabhängig davon, wie es sich tatsächlich zu ihm verhält) verdächtig und damit gefährlich erscheint.

Neun Millionen Reichsmark mußten allein für den Bau des Riesenkitsch-Museums dem notleidenden deutschen Volke abgepreßt werden, bloß um wieder einmal aufs neue zu beweisen, daß *Faschismus und Kultur* zwei Dinge sind, die einander ausschließen — eine schmerzhaft teure Lehre, die da erteilt wurde. fr.

ZU DEN KONGRESSREDEN

Die in dieser Nummer abgedruckten Kongressreden sind zum Teil stark gekürzt. Weitere Reden — so vor allem die bedeutungsvollen Ausführungen mehrerer französischer und sowjetischer Schriftsteller — veröffentlicht die „Internationale Literatur“ in ihrer Nummer 10.

DIE ZEICHNUNGEN

In diesem Heft sind verschiedenen Frontzeitungen des spanischen Freiheitsheeres entnommen.

ANTIFASCHISTISCHE PUBLIZISTIK

Juli 1937

KULTURKRITIK

- Alexander Bessmertny*. Sexualität im Kulturkampf. NW 31
A. Fogarasi. Der wahre Rousseau. DZZ 28.6.
Georg Lukacs. Eine klassische Darstellung des dialektischen Materialismus (über Engels' Anti-Dühring). DZZ 30.6
 „Die menschliche Komödie“ des vorrevolutionären Rußland. IL 6/7
Ludwig Marcuse. Das Moralische versteht sich nicht von selbst. IL 6

GESCHICHTE

- Bruno Altmann*. Die historische Wahrheit und die Zeitgenossen. PT 4.7.
Walter Haensch. Marx und das revolutionäre Spanien. IL 6
Kurt Kersten. Die Indogermanen. Intern. 3/4 Die Göttinger Sieben. PT 5.7.

THEATER UND FILM

- Lion Feuchtwanger*. Julius Hays „Haben“. DW 7
G. Jaffe. K. S. Stanislawski. DZZ 27.7.
H. Lepel. Theater und Staat. NZ 14.7.
Klaus Mann. Ein Don Quichotte des Theaters. PrT 3.7.
Peter Nikl. Fritz Hauptmanns „Bauernkrieg“. DW 7
c. o. Wochenschau. PT 2.7. — Das Leben des jungen Puschkin. PT 16.7.
m.g. Le Député de la Baltique. PT 9.7.
 — Die Gestalt Lenins im Film. PT 9.7.
 — Der Pariser Theaterkongreß. NZ 6.7.

LITERATURKRITIK

- Über *Oskar Baum*: Das Volk des harten Schlafs. Max Brod in „Selbstwehr“ 30.7., Boh 11.7. (W.W.)
 Über *Vicki Baum*: Der große Ausverkauf. PrT 11.7. (mb) PT 16.7. (m.m.), WKfP 10.7., NZ 25.7., Montag (Pr) 26.7.
 Über *Ulrich Becher*: Der Eroberer. NFrPr 25.7.

- Über *Alfred Döblin*: Fahrt ins Land ohne Tod. PT 2.7. (Carl Misch)
 Über *Fritz Erpenbeck*: „Aber ich wollte nicht feige sein . . .“ IL 6 (Julius Hay)
 Über *Bruno Frank*: Der Reisepaß. NW 27 (Golo Mann), DW 7 (Marcuse)
 Über *Manfred Georg*: Männer, Frauen, Waffen. PT 23.7. (Carl Misch)
 Über *Silvius Hermann*: Nachlaß. DW 7 (Walter Haenisch)
 Über *Hermann Hesse*: Ernst Glaeser, Hermann Kesser, Thomas Mann in NZZ 2.7.; Max Barth in Soz (Pr) 2.7.; Marta Karlweis in NZ 4.7.
 Über *Klaus Hinrichs*: Staatliches Konzentrationslager VII. IL 6 (Andor Gabor)
 Über *Irmgard Keun*: Nach Mitternacht. IL 6 (Fritz Erpenbeck); DW 7 (Marcuse) NZ 18.7.
 Über *Erich Kuttner*: Hans v. Marées. PrPr 11.7.
 Über *Klaus Mann*: Mephisto. DW 7 (Marcuse)
 Über *Ernst Erich Nath*: Der Einzelgänger. DW 7 (Marcuse)
 Über *Josef Roth*: Das falsche Gewicht. PT 19.7. (M.G.)
 Über *Upton Sinclair*: William Fox. IL 6 (Klara Blum);
 Über „Das Ende der Armut“. PT 9.7. (C.M.)
 Über *F. C. Weiskopf*: Das Herz — ein Schild. ZiB 22.7.
 WKfP 10.7. über: „Die Versuchung“. IL 6 (Erich Weinert)
 Über *Romain Rolland*: Gefährten meines Wegs. DW 7 (Maria Arnold)
 Über Spanienbücher (Hinweise auf Koestler, Ehrenburg, Upton Sinclair). Fr 20.7.
 Über „Das Wort“: Ernst Fabri in DZZ 2.7.
 Über *S. K. Neumann*: Anti-Gide. Rundschau 28 (Paul Reimann); DF Juli (G. Hoffmann)
Ernst Bloch, Feuchtwangers „Moskau 1937“. NW 31 vgl. Rundschau 32;
Max Brod, Blick auf die Literatur in der

- Tschechoslowakei (F. C. Weiskopf, R. Fuchs) in „Selbstwehr“ 27.6.
Hans Flesch, Emigrationsliteratur in England. NW 28
Lion Feuchtwanger, Das deutsche Buch in der Emigration. PT 2.7.
Ferd. Timpe, Zolas „Erde“ 50 Jahre. PT 4.7.
 — Vergessene Briefe Gogols. PrPr 25.7.
 — Gogol in Karlsbad. PrPr 30.7. (A. Bem.)
 — Deutsche Autoren in der Sowjetunion. PrPr 16.7., IL 6
 — Die Marlitt. PT 3.7.
 — Chinas Lied für Spanien, PT 11.7.
O.B. Der Dichter der „Internationale“. DW 7
 Über die Buchausstellung „Das deutsche Buch in Paris 1837—1937“. Vendredi 2.7., DVZ 4.7.
 Über den Schriftstellerkongreß in Valencia und Paris: DZZ 10.7. (Reden A. Tolstois und Kolzows); PT 18.7., 19.7. (Bertolt Brecht, Manfred Georg); Rundschau 29, 30 (Georges Soria) NZ 29.7. (H. Mühlestein); Heinrich Manns Rede DVZ 25.7. und DZZ 29.7. DVZ 11., 25.7.

DAS III. REICH

- Bruno Altmann*, Professorenporträts (Philipp Lenard). DW 7
Kurt Kersten, Buch und Schriftsteller im III. Reich. NW 31
Karl Obermann: Das Schulbuch im III. Reich. DW 7 vgl. zum Thema auch PT 29.7.
Ernst Bayer, Hitler-„Kultur“ und Gedankenfreiheit. Rundschau 31
F. E. Roth, Zwei deutsche Zeitungsleichen (Hamburger Fremdenblatt—Auslandsausgabe und Süddeutsche Monatshefte). NV 14.7.
Paul Westheim, Berliner Architektur-Probleme. NW 28
 — Der deutsche Hetzfilm. NW 11.7.
 — Sven Hedin entdeckt das III. Reich. NZ 20.7.
 Über das Göttinger Universitätsjubiläum: NWT 4.7., New Masses 29.6. (Graubard)
 Über den erfurter Historikerkongreß; PT 16.7. (Carl Misch)
 Über Hitlers Rede in München: Boh 20.7. Soz (Pr) 20.7.; PrT 21.7.; PT (Paul

- Westheim) 17.7.; PT (Georg Bernhard) 20.7.; PT (Paul Westheim) 21.7.; NZ 22.7.; Montagsblatt (Pr) 26.7.; Boh 27.7.; ABC (Z. 29.7.); NV 25.7.; Bert, Ernst Bloch, Anton Kuh in NW 31; Georg Forster in DVZ 25.7.; PT 27.7. (Paul Westheim)
Max Strauß: Der gereinigte Reclam. PT 30.7.

VERSCHIEDENES

- Rudolf Kastner*, Internationales Musikfest. PT 4.7.
Arthur Koestler, Der Todeskampf in Malaga. PT 14.7.
Ernst Toller, Unser Kampf um Deutschland. Deutsche Arbeiterzeitung, Winnipeg 23.6.
Paul Westheim, van Gogh, PT 4.7.
 Leute, die Kunst kaufen. PrPr 11.7.
 Vergessene Maler. PrPr 23.7.
 Meisterwerke der französischen Kunst. PT 27.7.
 Über *John Heartfield*: J. Reißmann in DW 7
 Über *Käthe Kollwitz*: Karl Schwarz in PT 7.7.; a.s.t. in Boh 4.7.; Soz 8.7.; Georg Schmidt in NZ 25.7.
F. Heller, Kulturelle Öde in Brasilien. PT 11.7.
Peter Merin, Hans Beimler. PT 23.7.
G. Forster, Vom Erbe der deutschen Emigration. DVZ 18.7.
 Spaniennummer der VI (Nr. 30) mit Beiträgen von Ludwig Renn, Theo Balk, Gustav Regler, Peter Kast, Detsinyi, Garcia Luque.

ABKÜRZUNGEN

- Boh* — Bohemia. *DF* — Der Funke. *DVZ* — Deutsche Volkszeitung. *DW* — Das Wort. *DZZ* — Deutsche Zentralzeitung. *Fr* — Freiheit (Zürich). *IL* — Internationale Literatur. *Int.* — Internationale. *NFrPr* — Neue Freie Presse. *NV* — Neuer Vorwärts. *NW* — Neue Weltbühne. *NWT* — Neues Wiener Tagblatt. *NZ* — Nationalzeitung (Basel). *NZZ* — Neue Zürcher Zeitung. *Pr.* — Prag. *VI* — Volks-Illustrierte. *WK/P* — Wirtschaftskorrespondenz für Polen. *ZiB* — Zeit im Bild (Prag).

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Breidel

Heft 11

November 1937

J O U R G A Z - V E R L A G M O S K A U

INHALT

Seite

<i>Vorwort</i>	3
<i>In memoriam:</i>	
Johannes R. Becher: Der bittere Maxim Gorki	8
<i>Übersetzungen:</i>	
Sancho Perez: Stalin	10
F. Panferow: Kirill wird in den Kreml befohlen	11
A. Fadejew: Vögelchen	19
Arkadi Perwenzew: Kotschubej	25
<i>Volksdichtung:</i>	
<i>Zur Einleitung:</i>	
Hugo Huppert: Freiheit und Poesie der Sowjetvölker	41
<i>Aus der Vergangenheit:</i>	
Balalaika (Tschuwaschisch)	44
O du Jugendzeit (Wolga-tatarisch)	45
Hussein Mirza Baikara: Klage des Soltan Sojuna (Turkmenisch)	46
Der Hase (Tschuwaschisch)	47
Ora, der Hirt (Kalmückisch)	48
<i>Unter der Sowjetmacht:</i>	
Karimbaj Schamssi: Chodsha — Bakirgan (Usbekisch)	48
Samed Wirgun: Dich grüßt Baku (Aserbaidshanisch)	49
Suleiman Stalski: Frühlingslied (Daghestanisch)	51
Abul-Hassem Lahuti: Wie die Freude ihre Heimat fand (Persisch)	52
Das Lied vom Schtschors (Ukrainisch)	54
Mach dir keine Hoffnung (Tschetschenisch)	55
Am Flusse Wjetluga (Marisch)	55
Elektrisch Licht im Dorfe (Armenisch)	56
Bursche Hatscho (Armenisch)	57
<i>Prosa und Lyrik:</i>	
Julius Hay: Tanjka macht die Augen auf	59
Hedda Zinner: Wir haben es nicht vergessen	108
Friedrich Wolf: Die „Newa“ kommt!	110
Klara Blum: Augen	118
Andor Gabor: Das Novembargeschenk	119
Fritz Brügel: Engels — eine Stadt an der Wolga	125
<i>Essay:</i>	
Kurt Kersten: Romane der „deutschen Unruhe“	136
Fritz Erpenbeck: Kultur und Unkultur im Juli	140
<i>Kritik:</i>	
Walter Haenisch: Marxistische Literatur- und Kunstkritik	162
Boris Agapow: Ein Vermächtnis Maxim Gorkis	164
<i>An den Rand geschrieben:</i>	
Bela Balazs: Zwei kleine Geschichten aus der großen Geschichte	169
Die Stechmücken	172
Franz Leschnitzer: In moskauer Antiquariaten	172
Georg Forster: Die Geheimnisse einer Milchfrau	174
Zu unsern Beiträgen	176

Es tut wohl, nach all der Halbheit des Westens ein solches Werk zu sehen, zu dem man von Herzen Ja, Ja, Ja sagen kann.

*Lion Feuchtwanger
in „Moskau 1937“*

I

Die Oktoberrevolution — ein Zweiwochenexperiment. So sagte man draußen. Bald war man gezwungen, seiner Prophezeiung ein paar Monate, ein Jahr, ein paar Jährchen zuzulügen . . .

Die Bolschewiki werden von selbst abwirtschaften — trösteten sich die einen — was sie da treiben, geht gegen den gesunden Menschenverstand. Doch der marxistische Verstand setzte sich durch gegen den kapitalistischen. Die Bolschewiki werden nicht abwirtschaften, man muß sie vernichten — riefen die andern — im Namen der Menschlichkeit! Aber die bolschewistische Menschlichkeit setzte sich durch gegen die kapitalistische Unmenschlichkeit; aus dem „Zweiwochenexperiment“, das niemals ein Experiment, sondern ein historisches Geschehen war, entstand der Staat der Arbeiter und Bauern, erwuchs der Sozialismus auf einem Sechstel der Erde.

Zwanzig Jahre! Jeder Tag zum Bersten angefüllt, überfüllt mit Ereignissen, die Weltgeschichte sind. Das Lebenstempo hat sich, gemessen am Schnecken-gang früherer Jahre, verzehnfacht, verhundertfacht: wie hätte sonst aus einem rückständigen Agrarland die Sowjetunion werden können, wie sie heute ist? Eingeholt sind fast alle großen Industriestaaten, überholt die meisten. Und das Tempo läßt nicht nach. Es wächst von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Wer das Glück hat, nahe zu sein, den Puls des Landes zu fühlen, spürt es mit freudigem Staunen.

Zwanzig Jahre! Und wie sieht die Welt der damaligen Propheten, der Leute mit dem „gesunden Menschenverstand“ heute aus? Wird ihnen nicht ein wenig bange vor ihrer Gottähnlichkeit? Welcher Verfall, welche Lebensunsicherheit, welche Unruhe überall . . .!

II

Ohne materielle Grundlage keine Kultur. Der darbende Poet im Dachstübchen ist denkbar, obwohl er ohne Hunger und in menschenwürdiger Behausung gewiß Besseres und mehr schaffen könnte; aber darbende Massen in Wohnlöchern als Käufer und Genießer von Kunstwerken — das ist eine Unmöglichkeit. Solche Banalitäten gilt es manchmal auszusprechen, sie werden hie und da ... vergessen.

Die materielle Grundlage der Kultur in der Sowjetunion ist, zusammen mit der gewaltigen, immerfort wachsenden Industrie, welche vom Volk geschaffen, sich in den Händen des Volkes befindet, die gigantische kollektive Landwirtschaft. Zum erstenmal in der Geschichte ist der Mensch nicht mehr Sklave der Maschine und des Bodens, sondern ihr Herr. Ihr Herr, der ganz real, ganz konkret die Macht hat und ausübt.

Aus dieser Tatsache, niedergelegt in der neuen Verfassung des Sowjetstaats, ergibt sich zwanglos die Folgerung: Sowjetkultur ist sozialistische Kultur, ist eine Kultur der Massen, ist Kultur des ganzen Volks.

Kultur aber beginnt nicht bei Büchern, Skulpturen, Gemälden — sie *beginnt* (auch diese Banalität muß man manchmal wiederholen) bei der Möglichkeit, arbeiten, essen, wohnen, Kinder bekommen und erziehen zu können, keine Angst vor Krankheit und Alter haben zu müssen. Sind diese Möglichkeiten dem Sowjetbürger gegeben? Man lese in der Verfassung die entsprechenden Abschnitte nach und vergesse dabei nicht, daß diese Verfassung eine Realität ist, weil sie sich auf die historisch bedeutsamste Realität stützt: auf den gemeinsamen Besitz aller Produktionsmittel als materielle Grundlage jeglicher Kultur.

Kultur ist weiter: das Recht auf Erholung, das Recht auf Bildung. Und so, wie eine gerechte Entlohnung („Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Leistungen“; später, im Kommunismus: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“) wie planmäßige Rekonstruktion und Neubau ganzer sozialistischer Städte, wie die allmähliche Aufhebung der Grenze zwischen Stadt und Land, wie hunderttausende neuer Entbindungsanstalten, Mütterberatungsstellen, Erholungsheime, Sanatorien, Alters- und Invalidenheime, Schulen, Gymnasien, Techniken, Universitäten, — wie alles dies die Möglichkeit der Aneignung kultureller Voraussetzungen für *jeden* Bürger gewährleistet, so sorgen weiter Lesehallen, Bibliotheken, Institute aller Art, Theater, Kinos, Ausstellungen, Stipendien für Studierende, großzügige Expeditionen, kurz, die weitestgehende staatliche Unterstützung der Wissenschaft und Kunst für immer größere Verbreitung und Vertiefung der sozialistischen Kultur, einer Kultur, die gewachsen aus dem großen Erbe der Vergangenheit und das beste dieses Erbes aufhebend, getragen und stets neu gestaltet wird von den breiten Massen der neuen, der sozialistischen Menschen.

III

„National in der Form, sozialistisch im Inhalt“ — damit ist das Wesen dieser Kultur eindeutig charakterisiert.

Um eine sozialistische Massenkultur verwirklichen zu können, muß der Sozialismus erkämpft sein; damit eine nationale Kultur lebendige Wirklichkeit werden und bleiben kann, müssen die Nationen frei sein.

Beides ist in der Sowjetunion der Fall. Was Lenin begann, führt Stalin fort. Beider Lebenswerk, gleichzeitig das Lebenswerk von 170 Millionen schaffenden Menschen, fand in der neuen Verfassung, in der Verfassung der Sowjet-Demokratie, seine vorläufige Dokumentierung — sie ist die Fixierung eines beendeten historischen Abschnitts, nicht aber ein Abschluß.

IV

Das Land der 170 Millionen, vor zwanzig Jahren noch ein Land der Unwissenheit, des Aberglaubens und Analphabetismus — heute das Land des echten Humanismus! Tief verehrt werden die wahren Kostbarkeiten, die einzigen wirklichen Reichtümer des Menschengeschlechts: das angesammelte Wissen der Jahrtausende, die unermeßlichen Schätze der Kunst. Sie werden verehrt, gehütet und — vermehrt.

Homer, Shakespeare, Cervantes, Goethe, Balzac, Tolstoi — von Millionen gelesen, verstanden, geliebt . . . vor zwanzig Jahren noch: Utopie, lächerlicher Wunschtraum unverbesserlicher Idealisten. Und heute: Wirklichkeit. Sowjetwirklichkeit.

Doch ebensolche Wirklichkeit auch dies: in der Heimat Goethes gehen Bücher in Flammen auf — wie in den dunkelsten Zeiten der Menschheit. Pessimistische Todessehnsucht zur philosophischen Grundhaltung erklügelt; den „Opfertod“ im Interesse profitgieriger Sklavenhalter zur sittlichen Forderung erhoben; Hunger, Gewissenszwang, Unfreiheit, Ausbeutung zu Notwendigkeiten einer Volksgemeinschaft umgelogen — was kann auf solchem Boden noch wachsen außer tiefstem Pessimismus, außer Verzweiflung, Haß und Bestialität?

Nur eines noch: bei den besten Geistern, den mutigsten Menschen der Wille, dieser Unmenschlichkeit ein Ende zu bereiten.

V

Optimismus, vernunftgegründeter Optimismus erwuchs auf anderem Boden als Lebensanschauung und Grundhaltung dem Sowjetmenschen: optimistisch sind seine gigantischen Pläne — sie werden überboten; optimistisch sind die Zukunftsaussichten des jungen Sowjetbürgers — sie realisieren sich in einer optimistischen Realität; optimistisch ist das Schaffen des Sowjetkünstlers —

der neue Mensch läßt sich gar nicht anders gestalten, soll nicht das eiserne Gesetz aller wahrhaft großen Kunst verletzt werden: der Realismus.

Sowjetliteratur: das heißt Gestaltung des positiven Menschen, des Helden — denn dieser ist die Realität des Menschlichen im Sozialismus.

Bürgerliche Literatur als Programm: das heißt heute, minder oder mehr, Gestaltung des Passiven, Leidenden, Duldenden, unklar Rebellierenden — denn so ist die Realität der psychologischen Isolierung des Menschen durch die kapitalistische Atomisierung der Gesellschaft.

Faschistische Literatur: das heißt unehrliches und deshalb unkünstlerisches Verherrlichen des Menschenfeindlichen — denn die Realität des Faschismus ist die Barbarei.

VI

Die Literatur der Sowjetunion ist heute die einzige Literatur, die thematisch — und daraus erwachsend formal — neue, bisher in der Geschichte der Menschheit noch nie dagewesene schöpferische Aufgaben zu lösen versucht. Das ist keine anmaßende Behauptung, sondern eine historische Gegebenheit. Ein Beispiel: der neue, sozialistische Mensch ist zu gestalten.

Warum eine historische Gegebenheit? Weil die Realität des Sowjetlebens, in dem die Schriftsteller schaffen, die Lösung dieser schöpferischen Aufgaben erheischt: kein Mensch, auch der Künstler nicht, kann sich befreien von den unausweichlichen Forderungen seiner gesellschaftlichen Realität. Die sich davon frei dünken, Maß und Wert aus dem Mythos einer selbstherrlich über der Gesellschaft schwebenden „Geistigkeit“ schaffen wollen, sind Unfreie, denn sie sind Sklaven einer gesellschaftlichen Realität, die zu erkennen alle eingebilddete „Geistigkeit an sich“ nicht ausreicht.

VII

Der antifaschistische Kampf außerhalb der Sowjetunion formt andere gestalterische Persönlichkeiten, erheischt — als andere gesellschaftliche Realität — eine andere Art von Literatur.

Fußend auf dem gewaltigen Fundament des bürgerlichen Humanismus, der als Erbe nur aufgehoben werden kann, wenn er kämpferisch verteidigt und ständig neu erobert wird, ist der antifaschistische Schriftsteller des Westens der Sowjetschriftsteller von morgen — und doch sind beide heute schon Kampfgefährten an einer Front, Kameraden, die, jeder auf die ihm gemäße Art, kämpfen für das gleiche hohe Ziel: Glück und Freude der Menschheit, die undenkbar sind ohne Freiheit.

VIII

Kampf um Freiheit, Kultur und Menschenglück auf der einen Seite, Untergang in die Barbarei auf der faschistischen — das ist der erschütternde Gegensatz, den wir alle sehen.

Die Sowjetunion steht auf der einen Seite. Stehen deshalb alle andern auf der Gegenseite? Nein. Aber überall geht der Kampf um die Entscheidung. Muß man an Spanien erinnern? Oder an das Wirken jener Kräfte, die in den bürgerlich-demokratischen Ländern, ausgehalten von den Todfeinden aller Freiheit, Rassenhaß, geistige Finsternis, Drill, Kriegshetze verbreiten und fördern? Muß man erinnern an jene dreimal Verächtlichen, die sich mit radikalen Redensarten ins antifaschistische Lager einschleichen, durch Lüge und Verleumdung Verwirrung stiften, den Freund vom Freunde zu trennen versuchen, ja sogar vor den ekelhaftesten Verbrechen nicht zurückschrecken?

Jedes Stückchen Freiheit, jedes Stückchen demokratischen Rechts, das heute irgendwo kampflos aufgegeben, das nicht zäh verteidigt oder neu erkämpft wird, bedeutet eine Strecke Wegs näher zum Abgrund.

IX

Zwanzig Jahre Sowjetunion — eine historische Realität, gesellschaftliche Wirklichkeit. Muß man sie anerkennen?

Lächerliche Frage! Was hilft es dem Don Quichotte, Windmühlen für verzauberte Riesen zu halten, sie nicht als das anzuerkennen, was sie sind? Er wird von ihrer handgreiflichen Wirklichkeit unbarmherzig von seinem hohen Roß in den Straßenkot geworfen und . . . man lacht ihn aus.

Eine Realität anerkennen, nicht Don Quichotte sein — heißt das aber nicht für jeden Menschen, der auf Geistigkeit Anspruch erhebt, erkennen, begreifen wollen? Und danach erst zu dem Erkannten Stellung nehmen?

Der Fall Gide sollte für jeden eine Lehre sein; er zeigt erschreckend, wohin es führt, zu nicht Erkanntem, nicht Begreiftem Stellung zu nehmen — auf kürzerem oder längerem Umweg ins Lager derer, die aus durchsichtigen Gründen nicht begreifen wollen, nicht begreifen dürfen: ins Lager der Barbarei, des Ungeistes, der Menschenfeindlichkeit.

Die Realität der Sowjetunion, so wie sie heute, nach zwanzigjährigem Bestehen ist, zu erkennen — zumindest so weit zu erkennen, daß über die notwendige Stellungnahme zu ihr kein Zweifel mehr bleibt — sollte nicht schwer sein. Ist sie nicht das Land des Friedens? Unbedingt. Selbst Feinde können diese Tatsache nicht aus der Welt schaffen, trotz allen Geschreis. Und ist der Friede, der gesicherte Friede nicht Grundbedingung jedes geistigen Schaffens, jeder künstlerischen Betätigung? Unbedingt. Und ist die Kriegsgefahr nicht furchtbarer, drohender denn je? Sie ist es.

Wer sollte in solchem Augenblick noch zweifeln, wie er Stellung zu nehmen hat — für oder gegen?

Ein Künstler, ein Gelehrter, ein denkender, fühlender Mensch —? Nein, er kann nicht mehr zweifeln, kann nicht mehr zögern: zwanzig Jahre Sowjetunion — diese Realität ist zu groß, um vor ihr gar zu klein und lächerlich werden zu wollen.

DER BITTERE MAXIM GORKI

von

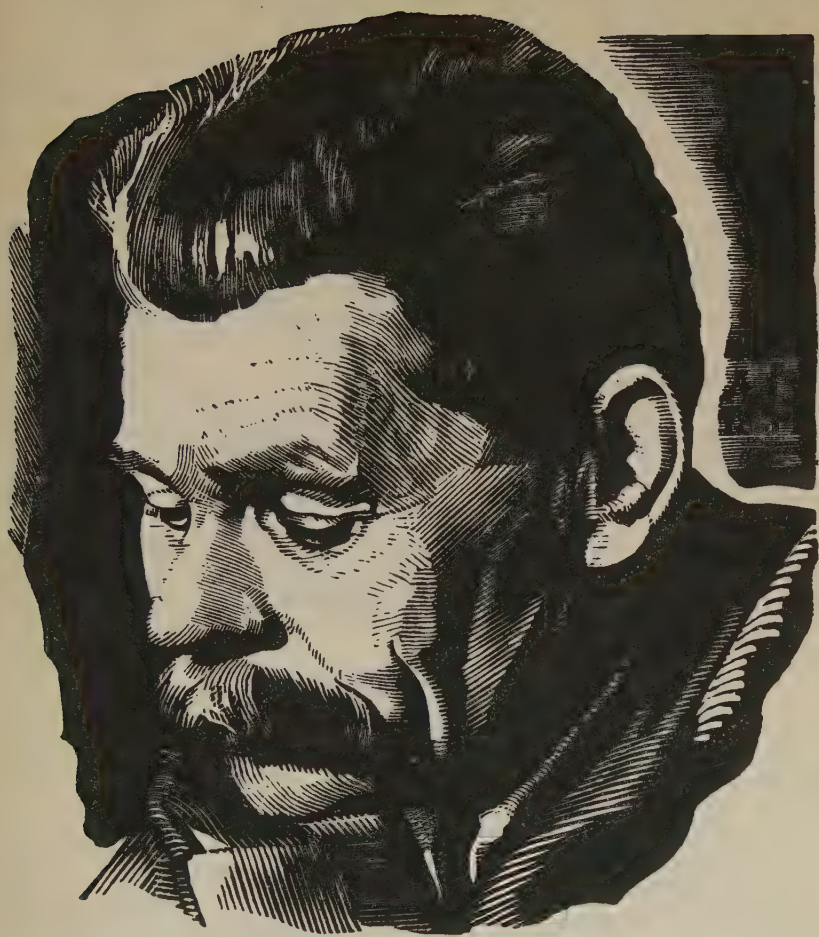
Johannes R. Becher

Der „Bittere“ hieß er, weil er Bitteres nicht
in Süßes fälschte und was bitter war,
das Bittere nannte. Denn die Bitternis
war groß. Welch ein Geschmack, wie widerlich

war diese Armut! Tief muß man sie kosten,
um ihren bitteren Kern herauszuspucken,
und um zu sagen: so, jetzt sind
wir voll des Leids. Genug der Bitternis.

Wie gut das Leben schmecken kann! Im Traum
hat man schon oft geschmeckt den Wohlgeschmack
der Freuden, und der Tod war danach leicht,
er schmolz dahin, und nichts an ihm war bitter. —

Er hieß: Der Bittere. Und er brachte uns
auf den Geschmack.



Augustine

STALIN

von

Sancho Perez

Stalin wohnt im Land verschneiter Wälder,
wo die Menschen frei wie Adler sind.
Stalin fragt uns: Und das Korn der Felder,
warum nehmt ihrs nicht für Weib und Kind?

Stalin sagt: Daß eure Kinder lachen,
gebt den Kindern Sonne, Frucht und Brot! —
Mutter, mein Gewehr! Wir werdens machen!
Stalin sagts. Er hilft uns aus der Not.

„Stalin?“ sagt die Mutter. „Unser Vater
sprach so oft von ihm, ich weiß noch gut.
War wohl Vaters Duzfreund und Berater?
Wenn er von ihm sprach, das gab ihm Mut.“

Wenn ich nun im Kampf erschossen werde,
Bruder, nimm mein Koppel und Gewehr!
Stalin sagt es: Euer ist die Erde!
Nehmt sie, und sie nimmt uns keiner mehr!

Stalin denkt an vieles, das noch werde.
Ist er noch so weit, er ist doch hier.
Beide lieben wir die gleiche Erde.
Wenn wir siegen, steht er neben mir.

Aus dem Spanischen
von *Erich Weinert*

KIRILL WIRD IN DEN KREML BEFOHLEN

von

F. Panferow

Vor einigen Monaten, als Kirill noch Direktor der Traktorenstation war, rief man ihn plötzlich nach Moskau. Er klingelte Bogdanow an: „Höre — Stalin hat mich bestellt. Wozu?“

„Um deine Locken zu bewundern“, antwortete Bogdanow ärgerlich.

„Mach keine Witze, sondern hilf mir.“

„Warum soll ich dir helfen? Bin ich eine Hebamme? Nebenbei — du hast ihm doch den Bericht geschickt?“

„Seither ist aber mehr als ein Jahr vergangen.“

„Na, ich weiß nicht . . .“

Und Kirill fuhr schleunigst nach Moskau. Er steckte den Orden der Roten Fahne und das Mitgliedsabzeichen des Zentral-Exekutivkomitees an die Brust; Stjoschka befestigte sie ihm sorgfältig am Aufschlag des abgetragenen Rockes, und obwohl weder er noch sie darüber redeten, wußten sie beide ganz genau, wofür und für wen der Orden und das Abzeichen angesteckt wurden.

„Was für ein Glückspilz du bist, Kirill — du wirst ihn sehen“, sagte Stjoschka.

„Ein Glückspilz? Und wenn er mich herunterputzt?“

„Na, wirst es schon aushalten. Dafür aber wirst du ihn sehen.“

Den Namen Stalins erwähnten sie nicht. Sie sagten „er“ und „bei ihm“ und waren so aufgereggt, daß Stjoschka vergaß, dem Kirill Mantel und Wäsche mitzugeben; erst als Kirill schon im Waggon saß, dachte sie daran. Da war es aber schon zu spät, der Zug setzte sich eben in Bewegung. Stjoschka lief hinterdrein und rief: „Kirill, sei nicht böse! Ich schick dir alles nach! Entschuldige — ich habe doch auch an nichts anderes gedacht!“

„Macht nichts; ich komm schon irgendwie durch!“

Dann brachte ihn der Zug nach Moskau.

Kaum ging er aber, nach einigen aufregenden Irrfahrten mit der Straßebahn, durchs Kremlltor, da fiel ihm ein, daß Stalin auch Mitglied des Exekutivkomitees ist und dennoch das Abzeichen nicht trägt; Militärmann war er ebenfalls und noch dazu was für einer! Ganze Fronten befehligte er, einen genialen Plan zum Zerschlagen des Feindes hat er entworfen — aber einen Orden trägt er dennoch nicht.

„Pfui! Und ich wollte mich mit diesen Dingchen schmücken? So was!“ Kirill riß rasch Orden und Abzeichen ab und steckte sie in die Tasche, „und auch Stjoschka hat geglaubt . . . das Dummchen . . .!“

„Och, du-u!“ Er atmete schwer und trat in das große, mit weichen Möbeln ausgestattete, teppichbelegte Zimmer. An einem der Tische saß jemand.

Sein Gesicht war länglich, die Augen standen etwas hervor. „Der gibt mir vielleicht Auskunft“, dachte Kirill und stellte sich ihm vor.

„Du hast dich verspätet“, brummte der Mann, „du warst für abends zehn bestellt, und jetzt ist schon elf. Was meinst du — hat man dich zum Schachspiel eingeladen?“ Die Augen wurden böse, doch hellte sie sofort ein Lachen auf: „Na, keine Bange, Onkelchen; geh nur . . .“ und er zeigte auf die Tür. Ein lieber Kerl. Kirill öffnete die Tür, überschritt die Schwelle und — seltsam — er war wieder ganz ruhig, als beträte er sein eigenes Arbeitszimmer.

Er war ruhig und verwundert: er glaubte in einen noch größeren Raum als das Vorzimmer zu kommen, vielleicht in einen Empfangssaal mit noch prächtigeren Möbeln, mit schweren Gardinen an den Fenstern — wie das eben im Kabinett der großen Leute zu sein hat. Aber vor ihm lag ein längliches Zimmer mit getünchten Wänden, ohne Teppiche und ohne Bilder: nur eine Leninbüste stand in der Ecke und an der Wand hingen eine Riesenkarte der Sowjetunion und darunter Zeichnungen von Lokomotiv-, Traktoren- und Combine-Bestandteilen; sonst nichts. Das Zimmer war schmuck und sauber, aber die Decke niedrig, gewölbt, wie in altertümlichen Gebäuden. Hinter dem Tisch saß wieder ein anderer, die Haare gewellt, mit einem rötlichen Schimmer, die Nase spitz, zu groß für das Gesicht, neben der Nase ein Muttermal, groß und schwarz. Auf dem Tisch zwei Telefonapparate, ein nicht ganz geleertes Glas starken Tees, eine Schachtel mit „Allegro“-Zigaretten und ein kleines Parfümfläschchen, darin drei Veilchen. In diesem Zimmer mit der gewölbten Decke schienen die Veilchen allzu leuchtend und lebendig und nicht am Platze zu sein. Doch in diesem Augenblick widmete ihnen Kirill keine besondere Aufmerksamkeit: er sah vor sich nicht Stalin, vor ihm saß ein anderer.

„Nicht er“, dachte Kirill bitter und aus irgendeinem Grunde wieder aufgeregt. Er trat zum Tisch.

Der Mann betastete mit dem mittleren Finger der rechten Hand das Muttermal, als wollte er es wegwischen, riß die Blicke von den vor ihm liegenden Schriften und sah Kirill mit umwölkten Augen an, als fände er sich nicht zurecht. Dann schob er mit einer breiten Geste, als fegte er Staub vom Tisch, die grüne Mappe mit den Papieren beiseite, erhob sich und sagte, abgehackt, fast grob (scheinbar hatte er sich von den eigenen Gedanken noch nicht losgelöst):

„Guten Tag. Genosse Stalin ist sehr beschäftigt, er hat mich beauftragt, mit dir zu sprechen.“

Vor Kirill stand Sergej Petrowitsch Podkljotnow, der einst über ihn wegen des großen Trinkgelages in der Breiten Schlucht Gericht gehalten hatte. „Na, setz dich, Patenkind“, sagte er und lächelte, eine Reihe weißer, gleichmäßiger Zähne zeigend.

„Er empfängt mich nicht . . . will sich nicht mit mir abgeben!“ dachte Kirill, und ihm wurde plötzlich alles gleichgültig — gleichgültig, ob er Ser-

gej Petrowitsch gefele oder nicht; gleichgültig, ob Sergej Petrowitsch mit ihm sprechen würde oder nicht.

„Und ich bin zu ihm gefahren . . . und dachte die ganze Zeit . . . während der Reise . . .“ sagte er dumpf, gar nicht daran denkend, daß er damit Sergej Petrowitsch beleidigen könnte. Dann nahm er sich zusammen, wollte sich verbessern, wollte sagen, daß er sich freue, auch Sergej Petrowitsch zu sehen . . .

Der aber unterbrach ihn: „Zu ihm? Da hast du recht . . . Ich sehe ihn jeden Tag mehrere Male, und jedesmal schöpfe ich Kraft bei ihm.“

„Ja, ja . . . das wollt ich eben auch“, erwiderte Kirill noch trauriger.

„Ist aber deine eigene Schuld, du Faulpelz. Er hat bis zehn Uhr auf dich gewartet. Na, macht nichts. Ärgere dich nicht . . . vielleicht kommt er noch. Arbeiten wir inzwischen. Müßiggänger hat er nicht gern; er hält sie für schlimmer als Diebe. Verstehst du?“ Sergej Petrowitsch zog ein Heft aus der Tischlade. Es war der Bericht Kirill Shdarkins. „Wir haben deine Arbeit gelesen. Stalin gefiel sie, und uns auch.“ Er zeigte auf das Heft.

„Aha! Also wird das Geld bewilligt“, dachte Kirill und beugte sich über das Heft.

Doch Sergej Petrowitsch schob es beiseite und begann ihn über die Stimmung der Bauern, über die Führer des Gebiets auszufragen. Er sprach mit tiefer, ruhiger Stimme. Seine Handbewegungen waren ein wenig schief, harmonisch und sparsam, doch die Säcke unter seinen Augen schwellen bald an, bald verschwanden sie ganz, und das verriet, daß Sergej Petrowitsch innerlich nicht so ruhig war, wie er erscheinen wollte.

„Raufen — bald beginnt das große Raufen“, sagte er plötzlich. Er war explosiv, sogar unbeherrscht, manchmal überhaupt nicht fähig, seinen Zorn zu dämpfen. Auch jetzt ging er im Zimmer auf und ab, nach vorne gebeugt, abgerissene Worte hinwerfend: „Einige spielen sich da als Kulturapostel auf. Diese Kerle ohne Saft und Kraft! Man muß auf sie aufpassen. Scharf! Aufpassen! Ja, ja, scharf und dann drauf los!“ Und er duckte sich wie zum Sprung.

„Nicht umsonst nennt man ihn den Tigermenschen“, dachte Kirill, verstand aber noch immer nicht, von welchem „Raufen“ Sergej Petrowitsch sprach.

„Jetzt muß man aber auch die im Auge behalten, die weder kalt noch warm sind, verstehst du? Da ist zum Beispiel Sharkow“ — Podkljotnow stieß mit der Hand nach der grünen Mappe, die er, als Kirill kam, mit solchem Ekel von sich geschoben hatte — „da ist Sharkow; er war Gebietssekretär, und im Kampf gegen Trotzki hat er weder kalt noch warm Stellung genommen.“ Er machte eine kleine Pause, lächelte wieder, nahm Kirills Heft und begann zu lesen; dabei nickte er fortwährend zustimmend mit dem Kopfe.

Das war kein gewöhnlicher Bericht, gespickt mit Zahlen und Zitaten, das war ein durchdachter Plan zur Umgestaltung des Dorfes, mit lebendigen Tatsachen begründet, und das gefiel Sergej Petrowitsch. Auch das gefiel ihm, daß der Bericht nicht nur von Objekten sprach — von der Wirtschaft, der

Schule, den Dämmen, den Teichen, den Pferdeställen, dem Theater, das heißt nicht nur von materiellen Gütern — sondern hauptsächlich von den Menschen. Und alles ging ausgezeichnet, bis Podkljotnow zu jenem Teil des Berichts gelangte, wo es sich um Geld handelte.

„Für den Bau des Damms zweihunderttausend Rubel?“ fragte er streng und strich mit rotem Bleistift dick die Zeile aus.

„Warum austreichen, warum?“ protestierte Kirill.

Sergej Petrowitsch zog die Stirn zusammen, wollte etwas erwidern, doch da öffnete sich eine Seitentür, und ins Kabinett kam ein Mann in einem militärartigen Rock, in weißen Hosen und kurzschäftigen Stiefeln. Das Zimmer quer durchschreitend, ging er zum Tisch. Er ging beherrscht, ohne überflüssige Bewegungen der Hände, des Kopfes, des Körpers. Aus der halbdunkeln Ecke war er plötzlich erschienen. Sergej Petrowitsch erhob sich rasch, überließ ihm den Platz. Kirill aber machte unwillkürlich einige Schritte zurück, näher zur Wand.

„Genosse Shdarkin“, sagte Sergej Petrowitsch und deutete auf Kirill.

„A-a-a!“ Der Mann verbeugte sich scherzhaft auf orientalische Art vor Kirill und sagte, ihm die Hand reichend: „Jossif Stalin.“

„Ich weiß!“ schrie Kirill fast auf und drückte ihm die Hand.

„Sei als teurer Gast willkommen“, und die Handfläche Kirills nach oben drehend, sagte Stalin verwundert. „Schau an — das sind Pranken! Lebt deine Mutter noch?“

„Sie lebt noch.“

„Sind auch die anderen so? Die Kinder?“

„Nein. Ich allein bin so lang geraten.“

„Ja, lang bist du geraten.“

„Worüber redet er jetzt mit mir?“ flimmerte es in Kirill; er heftete den Blick auf Stalins Gesicht und empfand nur eines deutlich: daß sein ganzes Innere zitterte. Nein, nicht vor Angst, nicht vor Schreck, nicht vor Verlegenheit, nein — da war noch etwas anderes. Was aber war das? Kirill wußte es nicht, er starrte in Stalins Gesicht, er war bemüht, sich etwas einzuprägen, was ihm für das ganze Leben im Gedächtnis bliebe, etwas, was er später Stjoschka und den Bekannten erzählen könnte. Und eines bemerkte er, und dieses eine blieb für immer in seinem Gedächtnis haften ...

Stalins Augen sind groß, haben einen bläulichen Schimmer, sie ändern sich aber in einem fort: bald umwölken sie sich mit Traurigkeit, sogar mit Müdigkeit, bald werden sie streng, erbarmungslos, bald flammen sie plötzlich auf und funkeln, sie reißen sich unerwartet von den umgebenden Gegenständen los und blicken unverwandt über sie hinweg, — so wie sie jetzt über Kirill, über Sergej Petrowitsch, über die steinernen Wände des Kabinetts hinwegblickten, irgendwohin, in die Ferne... Vielleicht sah Stalin in diesem Augenblick das Land vor sich, das stürmisch pulsierende Land, die Länder des Westens und Ostens? Das konnte Kirill nicht erraten.

Er blickte beharrlich in Stalins Gesicht, etwas Besonderes, Auffallendes darin suchend, etwas, wovon man sagen könnte: Das gibt es in keinem an-

deren Gesicht. Doch in Stalins Gesicht war nichts Auffallendes, nichts Besonderes, weder im ganzen Schnitt, noch im Kinn; kein besonderer Mund, keine besonderen Falten — alles war einfach. Nur daß sein Ausdruck sich ebenso rasch änderte wie die Augen: es war wie die Wolken unter der Sonne — bedeckt sich die Sonne, so werden die Wolken grau, überziehen sich mit bleiernen Schatten, brechen die Sonnenstrahlen durch, dann leuchten und schimmern die Wolken. Und noch etwas bemerkte Kirill: Stalin ist sparsam in seinen Gesten; die Handbewegungen sind harmonisch; er hob nicht ein einzigesmal die Hand hoch, nur hie und da schloß er die Finger zusammen, legte sie auf die Brust und nahm sie gleich wieder fort. Er war nicht nur mit Gesten sparsam, sondern auch mit den Bewegungen des Kopfes, mit dem Lächeln, mit den Worten.

„Mag sein, daß ich . . . dumm bin ich . . . sehe nichts“, dachte Kirill und erinnerte sich daran, wie er einmal in Kisslowodsk früh aufgestanden und spazieren gegangen war. Er war auf eine Anhöhe gestiegen und hatte auf dem hellen Himmelsgrund ein mächtiges Bergmassiv mit zwei sonnenüberfluteten Kegeln erblickt: der Riese ragte über die umgebenden Berge hinaus und fesselte den Blick durch seine Herrlichkeit, durch seine Ruhe. Er schien ganz nahe zu sein: man brauchte nur noch den Hügel dort zu besteigen, ins Tal hinunterzugehen und dann wäre man am Fuße des Riesen.

„Das ist der Elbrus“, sagte man Kirill, „von hier aus sind es hundertzwanzig Kilometer.“

„Unmöglich!“ staunte Kirill, „hundertzwanzig? Und es scheint, als sei er ganz nah . . .“

„Ja, es gibt auch solche Menschen: sie scheinen neben dir zu sein, so zu sein, wie du bist, aber du reichst und reichst nicht an sie heran!“

Auch damals war Kirill überrascht gewesen, jetzt aber war er es noch viel mehr, als er Stalin vor sich sah: seine Ruhe und seine Einfachheit erinnerten ihn plötzlich an den Elbrus. „Unerreichbar . . .“ dachte Kirill und wurde ganz verwirrt.

Doch Stalin, der seine Verwirrung verstand, sprach noch einfacher: „Du kommst also vom Lande? Richtig. Sehr richtig.“ Und, mit den Augen blinzeln, die Hand an die Brust gelegt, setzte er hinzu: „Deinen Bericht habe ich gelesen.“ Dann die Hand von der Brust nehmend, leicht und weich: „Bist wohl böse, weil ich so lange nicht geantwortet habe? Weißt du: alles braucht seine Zeit . . . Ja, deshalb, wegen des Berichts, rief ich dich auch nach Moskau. Wie? Hast einen Schreck gekriegt?“

„Er spricht mit mir in meiner Sprache“, dachte Kirill, wie im Traum, noch nicht ganz zu sich gekommen; aber jene Unerreichbarkeit, die ihn von Stalin getrennt hatte, begann zu verschwinden. Vertrauensvoll in Stalins Augen blickend, sagte er, bloß um nicht zu schweigen: „Sergej Petrowitsch gibt kein Geld, Genosse Stalin.“

„A-a-ah? Er ist geizig?“

„Und er ist eigensinnig“, bemerkte Sergej Petrowitsch.

„Das eine ist gut und auch das andere. Unsere Bauern zum Beispiel . . .“

Und Stalin begann von den Bauern zu sprechen, und immer wieder gebrauchte er die Worte des Volkes; er gebrauchte sie so, wie die Bauern es selber tun. Und diese Worte waren klar, einfach und kernig.

„O-o-o... so ist er also!“ Kirill schien es, nein, er war vollkommen überzeugt davon, daß alles, was Stalin sagte, auch ihm, Kirill Shdarkin eigen war, daß er selber, Kirill Shdarkin, das schon irgendwo gesagt hatte. Gleichzeitig war er sich aber dessen bewußt, daß er niemandem ähnliches gesagt hatte, daß es ihm nur darum so schien, weil Stalin mit klaren Worten jene Gedanken aussprach, die seinen nah verwandt waren: diese Gedanken hatten nur bei Kirill bisher nicht jene Worte gefunden, die jetzt Stalin für sie fand.

„O-o-o, so ist er also!“ rief Kirill wieder in Gedanken, und zum erstenmal verstand er ganz klar, daß die Größe Stalins sich aus Millionen von solchen, wie er, Kirill Shdarkin, zusammensetzt und das Gefühl der Unerreichbarkeit, das Kirill bisher gehemmt hatte, verschwand gänzlich; ein neuer Stalin stand vor ihm: der Stalin, den er vom Herzen des Volkes her kannte, von der Front her, aus dem Kampf gegen die Feinde des Volkes. „Unser bist du... unser... von unserem Blut... das ist es!“ wollte er sagen, doch er erschrak, daß diese Worte zu grob, zu nichtssagend klingen würden, und er begann von seinem Onkel Nikita zu sprechen. Kühn, in lebendigen Farben, erzählte er von der Reise Nikita Gurjanows, wie der sich auf die Suche nach dem „Reiche der Ameisen, wo es keine Kollektivierung gibt“ begeben hatte, und er beendete die Erzählung mit Nikitas eigenen Worten: „Wer zu lange leben tut — der sitzt nicht recht und liegt nicht gut.“

„Wie? Wie?“ lachte Stalin plötzlich auf. „Wer zu lange... Wie?“ Und noch immer laut und schallend lachend, ging er im Zimmer auf und ab und wiederholte in einem fort: „Wer zu lange leben tut... hörst du, Sergej Petrowitsch! Das ist die Bauerndialektik!“ Er hob den Finger hoch: „Gehst du zu Hochzeiten?“ fragte er Kirill ganz unerwartet.

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich das...“

„Schade, man muß dem Volke näher sein. Geh auf Hochzeiten. Den Verstand sollst du freilich nicht vertrinken. Aber Mucker brauchen wir nicht... Ja“, er wechselte plötzlich das Thema, als ob er Kirill abtasten wollte, „ich hörte von den poldomassower Bauern...“

„So, jetzt wird er mirs geben“, dachte Kirill und erhob sich vom Stuhl.

„Das geschah aus Not, Genosse Stalin. Ich wollte sie überreden, und die griffen zu den Heugabeln. Das soll man aber in Betracht ziehen, daß in Poldomassowo die ganzen Kulaken des Gebiets zusammenliefen. Die Schlimmsten trennten wir ab, und wer sich nicht ergab, der wurde ein wenig in den Fluß getunkt... Es war ein Muß... Geschah nicht gerne. Aber Waffen gebrauchte ich nicht.“

Stalin lachte wieder laut auf.

„Es war ein Muß... in den Fluß getunkt... Badet!... Wenn du heil

aus dieser Patsche gekommen bist, dann hat dich deine Mutter als Glückspilz geboren! Nicht wahr, Sergej Petrowitsch? Hast du gehört?“

Auch Sergej Petrowitsch lachte. Sie anblickend, fing auch Kirill zu lachen an. Doch plötzlich riß Stalins Lachen ab, er stand auf. Im Zimmer, mit weichen Schritten auf und ab gehend, wurde er jede Minute anders: er wurde unbeugsam und unnachsichtig, die Leichtigkeit seiner Handbewegungen hörte auf, die Hand hob sich und lag auf der Brust mit dem Daumen am Rockaufschlag; er reckte sich gerade, seine ganze Gestalt atmete eine unzerstörbare Kraft: „Am Aufstand in Poldomassowka seid nur ihr Kommunisten schuld“, sagte er. „Man muß den Feind rechtzeitig packen. Und ihr habt das verpaßt. Der Feind trat auf und benutzte die Schwankungen der Bauern. Wenn ihrs auch *einmal* falsch gemacht habt, so darfs zum zweitenmal nicht vorkommen. Sonst . . . sonst wird der Feind *dich* ins Wasser tunken. Nicht nur das — er würde dich auf den Pfahl spießen. Nicht nur das — er würde das ganze Land zurückzerren ins Alte. Wir haben solche saft- und kraftlosen Leute; die können keine Revolution machen. Pfannkuchen können die backen.“ Stalin schwieg und ging zum Fenster. Dort stand er einige Sekunden stumm, sah auf den Kreml, anscheinend dachte er an etwas Eigenes, Großes und endlich, als spräche er zu sich selbst, sagte er:

„Der Mensch steht für uns höher als alles. Ach ja“, als hätte er sich plötzlich besonnen, wandte er sich an Kirill, „ich habe deinen Bericht gelesen. Du denkst richtig. Und sag: sind das bloß deine Gedanken, oder denkt auch das Volk so?“

„Auch das Volk, Genosse Stalin.“

„Sagst du die Wahrheit?“

„Nur die Wahrheit.“

„Gut, sehr gut.“ Und wieder wie zu sich selbst: „Die begabten Leute heben jetzt den Kopf in unserem Lande . . .“

Es folgte eine lange Pause. Stalin blickte durch das Fenster auf den Kreml. Sergej Petrowitsch beugte sich über die Mappe mit den Schriften. Kirill hing mit den Augen an den Veilchen im Fläschchen, noch immer nicht verstehend, woher und wieso sie hierherkamen.

„Meine Tochter hat sie geschickt“, sagte Stalin, als er den aufmerksamen Blick Kirills bemerkte. „Meine Tochter ist eine Energische. Sie kommandiert. Komm ich nach Hause, so befiehlt sie: ‚Jetzt kommt das Kino . . . und ohne viel Redereien.‘ Wie gesagt: ‚ohne viel Redereien.‘ Wieso, sag ich, keine Redereien?“ „Keine Ausflüchte, Genosse Stalin“, sagt sie. „Setz dich. Jetzt wird Kino gespielt.“ „Na schön, dein Wille geschehe.“ Stalin blickte wieder irgendwo weit hinaus in die Ferne, und, sich an Kirill wendend, fragte er: „Hast du Kinder?“

„Ja, einen Sohn, Kirill.“

„Wieso? Der Vater heißt Kirill und auch der Sohn Kirill?“

„Ja. Wir nennen ihn den kleinen Kirill. Wir haben auch eine Tochter, Annuschka.“

„Oh, ein goldenes Paar: ein Junge und ein Mädchen.“

„Nicht ganz so . . . Sie ist meine Tochter, aber sie ist von einem andern Vater.“ Kirill machte eine verlegene Bewegung mit der Hand. „Sie ist aber doch mein Kind. Ich hab sie lieb. Und ich hab auch noch einen Sohn . . . Nicht von meiner Jetzigen . . . von der früheren.“

„A-ah? Du wechselst gerne?“

„Aber nein . . . es ist . . . es ist eben so gekommen . . .“

„Ich werfs dir nicht vor. Doch auch darüber müßten wir nachdenken und ein Familienleben führen, auf das wir stolz sein können.“

„Das tu ich doch mit Stjoschka!“ wollte Kirill hervorsprudeln, doch hielt er sich zurück, da er fürchtete, Stalin könnte das als Selbstlob auffassen, er kam also auf das frühere Gespräch zurück: „Sergej Petrowitsch gibt kein Geld. Der Plan gefällt ihm, aber Geld bewilligt er nicht. Er ist geizig.“

„Geld?“ Stalin zog die Augen zusammen. „Alle wollen Geld haben. Geld, Geld, Geld. Und immer runde Summen. Auch in deinem Projekt sind sie kugelrund. Zum Beispiel: zweihunderttausend, dreihunderttausend, hundertfünzigtausend. Sieh mal, sieh: hier wieder sechshunderttausend! Was denkst ihr, sind wir hier ganz blöde Leute?“

„Aber nein, wieso denn!“

„Das Land, meint ihr, ist groß, Geld gibts viel . . . nicht wahr? Her damit!“

Kirill hatte keine so scharfe Ablehnung erwartet und wurde ganz klein. Doch Stalin setzte, als er sah, wie seine Worte wirkten, jetzt weniger hart fort: „Man darf nicht, auch wenn der Bezirk mustergültig ist, nur auf Staatskosten bauen. Warum sollt ihr besser dran sein als die andern? Und was soll euch Ehre und Lob eintragen, wenn wir die Mittel hergeben und ihr baut? Baut aus dem Eigenen!“

„Ja, aus dem Eigenen!“ sagte Kirill, den Mund wie ein Kind verziehend.

„Ich hab aber keine eigenen Werkbänke.“

„Da hast du, jetzt ists heraus! Und *wir* — haben wir sie vielleicht? Dem Volke gehören sie.“

„Tja, das Geld ist hopp“, dachte Kirill, aber er fühlte sofort, daß Stalin recht habe: es wäre schöner, wenn der Bezirk mit den Mitteln der eigenen Bevölkerung baute, wenn er alle persönlich heranzöge, damit jeder einzelne begriffe und fühlte, daß es sich um seine eigene, persönliche Sache handelte . . . Recht hat er, recht! beschloß Kirill und wollte es schon sagen, doch Stalin unterbrach ihn: „Willst du nicht mal ins Ausland reisen? Fahre, sieh dirs an. Nicht nur immer schimpfen — dort gibts auch zu lernen.“

Kirill murmelte überrascht: „Ich kenne aber keine fremde Sprache.“

„Na, so einen Brei wirst du wohl noch auslöffeln können. Wie ists denn, wenn die Ausländer zu uns kommen? Kennen die unsere Sprache? Hast doch einen Kopf. Hast Augen. Nun — wann wirst du fahren?“

„Ich kann gleich heute losfahren . . .“

Als Stalin ihn hinausbegleitete, sagte er:

„Wenn du zurück bist, dann komm unbedingt zu mir . . . Sollen wir dich vielleicht an ein neues Lenkrad setzen? Was meinst du, Sergej Petrowitsch?“

Sollen wir ihn, dein Patenkind, an ein anderes Lenkrad setzen oder nicht?“

„Man müßte es tun.“

Kirill war schon ganz schweißbeucht! Er zog sein Taschentuch: der Orden der Roten Fahne und das Mitgliedsabzeichen des ZEK kollerten auf den Boden.

„Ach, du hast einen Orden? Warum trägst du ihn nicht?“

„Und Sie? Warum tragen Sie keinen?“

„Ich? ... Hm, das ist was anderes. Ich hab ihn mir nicht verdient.“ Stalin lachte gutmütig. „Ja, nebenbei“, er wandte sich Kirill zu: „Ich hab euch dort hundertfünfzigtausend bewilligt ... Was — jetzt strahlst du? Er verlangt an die zwei Millionen, erhält hundertfünfzigtausend — und strahlt! Sollst aber nicht meinen, daß wir sie schenken! Nein, wenn ihr reich werdet, bezahlt ihr sie mit Prozenten“ — und er lachte jungenhaft, als freute er sich, daß er Kirills Lust nach „geschenktem Geld“ verdorben hatte.

„Das ist ein Wirt!“ sagte Kirill, als er, erst außerhalb des Kremltors, zu sich gekommen war. „Und was will er mit mir tun? Das Lenkrad wechseln? ... Bald kommt das Raufen? Ach, soll er mit mir tun, was er will! Ich vertrau mich ihm bis zum letzten Fäserchen an.“

Kirill ging mit festen Schritten, seine Stiefelabsätze klapperten laut auf dem Asphalt und sein ganzes Wesen rief: „Seht mich an! Wundert euch! Ich war bei Stalin!“

*Aus dem Russischen
von Olga Halpern*

VÖGELCHEN

von

A. Fadejew

Der Arbeiter Ignat Sajenko, bei dem Dynamit gefunden worden war, arbeitete als Wagenschieber im Schacht N. 1. Man pflegte ihn Vögelchen zu nennen, weil er alle Vogelstimmen nachahmen konnte; auch äußerlich glich er einem Vogel — klein war er, zerzaust, langnasig, dünnhalsig. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder, und das ältere Söhnchen konnte auch schon Vogelstimmen nachahmen.

Man holte Ignat Sajenko in der Nacht, wobei alle Nachbarn geweckt wurden. Als man ihn wegführte, rannten seine Frau, sein Söhnchen, alle Nachbarn und sämtliche Kinder der Nachbarn, die ihn deshalb so liebten, weil er wie ein Vogel singen konnte, auf die Straße; sie riefen ihm lange nach und winkten.

Die Zentrale der Gegenspionage hauste über dem Abhang in einem dumpfen, von allen Seiten mit einem hohen Zaun umgebenen Hof. Vor langen Zeiten hatte sich dort ein Heumarkt befunden. Man stieß Vögelchen in einen Speicher und schloß ihn zu. In diesem leeren, dunklen Speicher saß er nun, unter dem Mangel an Tabak leidend, bis zum Morgengrauen.

Von dem Augenblick an, wo bei Vögelchen Dynamit gefunden worden war, wußte er, daß er nicht länger leben würde auf dieser Erde. Freilich, seine Teilnahme an dieser Sache bestand nur darin, daß er, von den Freunden überredet, sie in seiner Wohnung das Dynamit verstecken ließ. Doch der Gedanke, daß er sein Los erleichtern könne, wenn er die Hauptschuldigen auslieferte, kam und konnte nicht in seinen Kopf kommen. Das wäre ebenso unnatürlich für ihn gewesen, wie der Gedanke, daß man sein Los erleichtern könnte, wenn man sich mit Menschenfleisch zu ernähren begänne.

Nicht, daß er den Rest der Nacht damit verbracht hätte, Kräfte zu sammeln, damit er sich nicht verplappere — solche Kräfte, die ihn dazu zwingen könnten zu reden, gab es auf der Welt nicht — er überlegte sich einfach, wie er am besten lügen könnte, um die Genossen nicht zu verraten und sich selbst herauszureden. Auch dachte er daran, was mit den Kindern geschehen würde, wenn man ihn erschlüge, und er bedauerte seine Frau. „Die wird wohl jetzt keiner mehr heiraten, mit den zwei Kindern und den schielenden Augen“, dachte Vögelchen.

In der Morgendämmerung kam der Unteroffizier, der ihn weggeschleppt hatte, ein mächtiger Kerl mit einem schwarzen Bart, ein Kerl, eher dick als breit, zusammen mit einem Soldaten, der ebenfalls hochgewachsen, aber ein schwammiger, gelbwangiger Kastrat war. Sie führten Vögelchen zum Verhör.

Vögelchen erblickte einen Offizier mit einem greisenhaften Gesicht am Tisch, und obwohl er ihn noch nie gesehen hatte, erriet er, daß das Markewitsch selbst war. (Wer im Schacht kannte den Markewitsch nicht?) Vögelchen erschrak. Doch während Markewitsch ihn nach Vor- und Familiennamen, nach Geburtsort und Religion ausfragte, bekam sich Vögelchen wieder in die Hand. Markewitsch fragte ihn, woher er so viel Dynamit bekommen hätte, und wozu er es brauchte. Vögelchen sagte, er habe es in kleinen Mengen gestohlen, um Fische damit zu betäuben.

„Wolltest also Fischlein fangen?“ fragte Markewitsch häßlich lächelnd.

„Ich habe zwei Kinder, Lohn wird nicht gezahlt, wir leben sehr armselig, Sie verstehen ja . . .“ sagte Vögelchen und erlaubte sich ebenfalls ein wenig zu lächeln.

„Er wollte wohl eine Fisch-Handelsgesellschaft aufmachen“, sagte Markewitsch und zwinkerte dem Unteroffizier zu, der in der Ecke auf einem Hocker saß. „Ein halbes Pud! Ha . . .!“

Vögelchen sagte, er hätte tatsächlich die Absicht gehabt, Fische an die Ingenieure und Büroangestellten zu verkaufen, um etwas zu verdienen.

„Und weshalb kam der Terentij Sokolow vorgestern zu dir?“ fragte Markewitsch und blickte Vögelchen hartnäckig mit seinen runden gelblichen Augen an, die unheimlich waren, weil sie nichts ausdrückten.

„Woher weiß er das?“ dachte Vögelchen, machte aber in derselben Sekunde ein erstauntes Gesicht, nicht einmal ein sehr erstauntes, sondern gerade so, wie es zu sein hatte, und sagte: „Terentij Sokolow? So einen kenn ich nicht einmal . . .“

„Und was geschieht, wenn ich ihn jetzt herführen lasse, und er in deiner Gegenwart alles erzählt?“

„Ich weiß nicht, wer das ist, und was er zu erzählen gedenkt“, antwortete Vögelchen mit den Achseln zuckend: er wußte, daß Markewitsch den Terentij Sokolow nicht hineinführen lassen konnte, weil der gestern seiner Frau einen Brief aus Perjatin zugeschickt hatte.

„Hör mal“, sagte Markewitsch in einem Ton, als wollte er Vögelchen helfen, „Sokolow hat gestanden, daß in deiner Wohnung ein Verbindungspunkt ist, von dem aus Dynamit an die Roten weitergeleitet wird . . . Ich weiß, daß man dich in diese Sache zufällig verwickelt hat. Wenn du diejenigen nennst, die dich da hineinverwickelt haben, lasse ich dich frei. Nennst du sie aber nicht . . .“

„Ich hab dem Zaren gedient, Euer Wohlgeboren, ich hab den ganzen deutschen Krieg mitgemacht“, sagte Vögelchen gefühlvoll, „aber mit den Roten hab ich nichts zu tun gehabt und kann mit ihnen auch nichts zu tun haben. Ich gestehe nur das Verbrechen, daß ich das Dynamit zum Betäuben der Fische meiner großen Armut wegen gestohlen habe. Und wenn ich dafür vors Gericht zu gehen habe, dann mag Ihr Wille geschehen . . .“

Markewitsch ging breit und nachlässig rund um den Tisch, blieb eine Weile vor Vögelchen stehen, pfiß vor sich hin und schlug ihm plötzlich mit aller Wucht mitten ins Gesicht.

Vögelchen flog an die Wand, preßte sich mit dem Rücken an sie und sah Markewitsch erstaunt und wütend an. Aus Vögelchens Nase floß Blut.

Markewitsch sprang auf ihn zu und schlug ihm mit den Fäusten ins Gesicht, ein Schlag folgte dem andern, und Vögelchens Kopf stieß bei jedem Schlag gegen die Wand. Vögelchen kam nicht dazu, etwas zu sagen, auch Markewitsch redete nicht, sondern schlug nur mit den Fäusten in Vögelchens Gesicht, bis dessen Kopf ganz dumpf wurde, und Vögelchen die Wand entlang auf den Boden rutschte.

Der Unteroffizier und der Soldat packten Vögelchen unter den Armen, und, ihn mit den Schultern und Knien stoßend, schleppten sie ihn zurück in den Speicher.

Vögelchen lag lange in der Ecke, wischte sich das heiße, geschwollene Gesicht mit dem Hemdsaum ab, schneuzte Blut ins Hemd und seufzte schwer. Bald dachte er daran, daß er verloren sei, bald, daß keine Beweise gegen ihn vorlägen, und das ermunterte ihn ein wenig. Schließlich bekam er Lust zu rauchen und Hunger, doch niemand kam zu ihm. Vom Hof drangen keinerlei Geräusche zu ihm; er war abgeschnitten von der ganzen Welt, von nirgendher hatte er Hilfe zu erwarten, und bei keinem konnte er sich beklagen. Er legte die Hand unter den Kopf und schlief, ohne es zu merken, ein.

Er erwachte vom Geräusch des Schlosses. Die Tür wurde aufgerissen, und

zusammen mit dem Licht der Sonne und dem Duft des Frühlings kamen Markewitsch und der Unteroffizier in den Speicher. Der schwarzbärtige Unteroffizier blieb, die Schlüssel in der Hand, an der offenen Tür stehen, Markewitsch aber trat zu Vögelchen, der ihn vom Boden aus mit Vogelaugen anblickte.

„Nun, hast du dir überlegt?“ fragte Markewitsch. „Aufstehn!“ kreischte er plötzlich und stieß Vögelchen mit dem Stiefel in den Bauch.

Vögelchen sprang auf, preßte die eine Hand vor den Leib, mit der anderen versuchte er, sich vor Markewitsch zu schützen.

„Sag, wer hat dir das Dynamit gebracht? Ich schlage dich tot!“

„Schlagen Sie mich tot“, schrie Vögelchen mit Kinderstimme, „ich weiß wirklich nicht, was Sie von mir wollen...“

„Weg mit ihm!“ sagte Markewitsch.

Der Unteroffizier rief einen Soldaten vom Hof herein. Durch den spärlich mit jungem Gras bewachsenen Hof führte man Vögelchen in einen langen Keller. Auf dessen unkrautbewachsenem Dach sah man Lüftungsröhren, und in der Mitte steckte aus irgend einem Grunde ein eiserner Rauchfang.

„Wohin führt ihr mich?“ fragte Vögelchen erblassend.

Keiner antwortete ihm. Markewitsch machte sich am Schloß zu schaffen und öffnete die Tür. Aus dem Keller kam feuchte, schimmelige Luft. Man stieß Vögelchen die Stufen hinunter, er fiel neben Fässern hin und zerschlug sich fast den Kopf an der Wand, die aus senkrechtstehenden, verschimmelten Balken bestand.

Der Unteroffizier und der Soldat kamen in den Keller, und während sie den schlapp gewordenen, stummen Ignat hielten, zündete Markewitsch eine Laterne an, öffnete die zweite Tür und ging tiefer hinein in das Dunkel des Kellers. Man führte Vögelchen hinter ihm her in einen feuchten, fensterlosen, dumpfen Raum, in dem ein unerträglicher Verwesungsgestank den Kellerruch verdrängte.

Auch die Wände dieses Raums bestanden aus senkrecht stehenden Balken und auch dort war noch eine Tür mit einem Schloß zu sehen. In der Mitte des Raumes stand eine Stampfmühle, in der Ecke eine aus Stein gebaute Schmiedesse mit einem dunklen Blasebalg daneben; eiserne Ringe waren in die Wand eingefügt, Stricke hingen von der Decke.

Markewitsch schob den Riegel vor die Tür und trat auf Vögelchen zu.

„Warum quälen Sie mich? Töten Sie mich doch lieber“, sagte ihm Vögelchen leise und sehr ernst.

„Ausziehen!“ kommandierte Markewitsch.

„Was sollen Sie tun?“ fragte Vögelchen erschrocken und riß sich los.

Doch der Unteroffizier und der Soldat stürzten sich wieder auf Vögelchen, und ihn stoßend, ihm die Arme ausrenkend, rissen sie ihm die Kleider vom Leib und warfen ihn nackt auf die Stampfmühle. Vögelchen spürte, wie Stricke seine Beine, seine Arme, seinen Hals umspannten: man band ihn fest auf der Stampfmühle. Vögelchen konnte nicht einmal die Muskeln spannen, so schnitten sich die Stricke in den Körper.

Ein Ladestock pfiß. Der erste Schlag brannte glühend auf seinem Körper. Vögelchen brüllte aus allen Kräften wild auf.

Und von diesem Augenblick an begann das neue, schreckliche Leben Vögelchens, das für ihn zu einer endlosen, ineinanderfließenden Nacht solcher Qualen wurde, die, vom Standpunkt des menschlichen Verstandes, undenkbar waren. Vögelchen wurde mit Unterbrechungen mehrere Tage lang gefoltert, doch er hatte jedes Zeitgefühl verloren, weil man ihn aus dem finsternen Keller nicht mehr hinausließ. Die Zeit war für Vögelchen in Abschnitte eingeteilt, in denen sein Körper gefoltert und gequält, und andere, wo er hinter die Tür, in ein enges Erdloch gezerzt, in undurchdringbarer, schwüler und feuchter Dunkelheit lag, in Schlaf versinkend oder in seinem Gedächtnis fieberhaft die Ereignisse seines vergangenen Lebens sichtend.

Hie und da kamen Augenblicke ungewöhnlicher Erleuchtung über ihn, irgendein krankhaftes Aufleuchten im Hirn, wo es ihm schien, als wäre er nahe daran, sein ganzes früheres Leben und alles, was mit ihm jetzt geschah, zu verstehen und in seinem Bewußtsein zu ordnen. Doch in derselben Sekunde wurde alles verdrängt durch das grauenhafte Gesicht Markewitschs, den offenen Hemdkragen des Unteroffiziers, aus dem eine verschwitzte behaarte Brust und das an einer Schnur hängende Kreuz hervorlugten, vom Aufflackern des Feuers in der Esse, vom Rascheln des Blasehalgs darüber, vom Knirschen der eigenen Knochen und vom Geruch des eigenen Blutes und des eigenen versengten Fleisches. Vögelchens Körper empfand die Schmerzen immer weniger und, um aus diesem Körper, an dem nichts Menschenähnliches mehr war, einen neuen Funken von Qualen herauszuholen, wurden immer neue und neue Folterungen erdacht. Doch Vögelchen schrie nicht mehr, er wiederholte immer wieder nur den einen Satz: „Ihr könnt mich erschlagen, ich bin unschuldig...“

Eines Tages, als Vögelchen gefoltert wurde, erschien im Keller, wie ein Schatten, eine kleine weiße Frau. Vögelchen, mit Eisenringen an die Wand geschmiedet, hatte nicht bemerkt, wie sie hereingekommen war. Ihr Erscheinen war so unwahrscheinlich, daß es Vögelchen vorkam, als phantasiere er oder als sei er wahnsinnig geworden. Doch die Frau setzte sich auf die Stampfmühle ihm gegenüber und sah ihn an. Sie saß wortlos da, ohne sich zu bewegen und sah der Folterung mit weit geöffneten, leeren, blauen Augen zu. Und Vögelchen begriff, daß es kein Gespenst war, sondern eine lebendige Frau, und auf einmal wurde es ihm grauenvoll klar, daß alles, was mit ihm geschah, kein Traumgebilde eines kranken Hirnes, sondern Wirklichkeit war. Und plötzlich erhellte sich in ihm alles Vergangene und Gegenwärtige seines Lebens durch das grelle Licht eines Gedankens, des allergrößten und wichtigsten, der ihm je eingefallen war: er erinnerte sich an seine Frau, die nie etwas anderes als Arbeit und Entbehrungen kennengelernt hatte, erinnerte sich an seine blassen, kränklichen Kinder, erinnerte sich an sein Leben, das schreckliche Leben eines einfachen Werktätigen, eines unwissenden und sündigen Menschen, in dem das leuchtendste Erlebnis das war, daß er die Seelen der kleinen Vögel verstand, die hoch in den Himmel hineinfliegen und die

er so gut nachahmen konnte, daß die Kinder ihn deshalb liebten. Wie konnte es also geschehen, daß Menschen, denen alle Güter und Herrlichkeiten der Welt zugänglich waren — warme, bequeme Wohnungen, gutes Essen, schöne Kleider, Bücher, Musik, Blumen — daß diese Menschen ihn, Vögelchen, solchen unwahrscheinlichen Qualen aussetzen? Wilde Tiere sind nicht so.

Und Vögelchen begriff, daß diese Menschen schon seit langem aufgehört hatten, Menschen zu sein: daß das Wesentliche, was sie ihm nicht verzeihen konnten, gerade das war, daß er der einzige *Mensch* unter ihnen war und den Wert all dessen kannte, was von den Händen und vom Verstand der Menschen erschaffen wurde und Anspruch auf alle Güter und Herrlichkeiten der Welt für sich und für alle Menschen erhob. Vögelchen begriff jetzt, daß alles Menschliche, das diese Mißgeburten, die über alle Güter der Welt herrschten, den Menschen entgegenzubringen schienen, Lüge und Betrug war, und daß ihre einzige Wahrheit darin bestand, Vögelchens mit Eisenringen an die Wand gefesselten Körper im finsternen Keller zu brennen und zu schneiden — daß es eine andere Wahrheit bei ihnen nicht gab und auch nicht geben konnte.

Und Vögelchen bedauerte qualvoll, daß er jetzt, wo er das alles erkannte, nicht mehr unter lebendige Menschen kommen konnte, unter Genossen und Freunde, um ihnen alles das zu erzählen. Er fürchtete, daß seine Freunde, die draußen in der Welt lebten und kämpften, dies alles noch nicht bis zu Ende verstünden, und daß in der entscheidenden Stunde der Abrechnung ihre Herzen weich werden könnten von Mitleid, und sie nicht erbarmungslos genug gegen diese Mißgeburten sein würden, und diese sie wieder und immer wieder betrügen und alles Lebendige auf der Erde zerstampfen könnten.

An die Wand gefesselt, sah Vögelchen auf die vor ihm hin und her huschende Gestalt Markewitschs, die irgend etwas an seinem, Vögelchens Körper vornahm; er sah, daß das schweißtriefende, blasse Gesicht wild und wütend war, er sah auf die vom roten Licht der Esse beleuchtete, auf der Stampfmühle kauernde und Vögelchen anschauende Frau, die einem kleinen, weißen Wurm glich, und fühlte, wie in seiner Brust eine Kraft reifte. die Kraft der letzten Erkenntnis.

„Was mühest du dich so? Du wirst nichts von mir erfahren...“, sagte Vögelchen leise, aber sehr deutlich. „Seid ihr überhaupt Menschen?“ fragte er mit einer mächtigen Kraft der Verachtung in seiner Stimme. „Ihr seid keine Menschen, ihr seid nicht einmal Tiere... ihr seid Mißgeburten... ihr werdet bald alle zertreten werden!“ Vögelchens geschwollenes, wundenbedecktes Gesicht mit den versengten Brauen und Wimpern verzog sich in einem schrecklichen Lächeln.

Markewitsch schlug mit voller Kraft, sinnlos vor Wut, mit einer Zange auf Vögelchens Kopf.

Vögelchens Körper zuckte einige Male, neigte sich in den Eisenringen nach vorn. Vögelchen war tot.

Aus dem Russischen
von Olga Halpern

KOTSCHUBEJ

von

Arkadi Perwenzew

Nahe donnerten die Geschütze. Auf gereckten Armen die Bahre hochstehend, schritten Aisas Kameraden, die Reiter aus der Brigade Kotschubej. Die Bahre schwebte, ohne daß sie auch nur einmal geschwankt hätte, unter den Köpfen der Partisanen-Hundertschaft, die ihre Pferde am Zügel führte. Still zog Aisa seiner letzten Wohnstatt zu, und der verwunderte Effendi wurde es müde, die endlosen Reihen zu zählen, die da ihrem Genossen, der von der Hand des Khanoko¹ gefallen war, das letzte Geleit gaben.

Das Grundwasser reicht in dieser Gegend weit hinab, und die Grube war tief geraten. In langer Reihe standen die Freunde des Toten schweigend am Grab. Sie hatten sich mit der Front nach Osten aufgestellt. Der Effendi vollzog die Handlung der Schinasa, und es war niemand vor ihm außer Aisa. Links von den gelben Hügeln der aufgeworfenen Graberde hatte sich ein üppiger Holunderstrauch breit aufgetan und hielt die achatenen Schirme seiner Dolden geneigt. Der Effendi las aus dem Koran. Ahmet sah mit brennendem Blick, wie am rechten Flügel der Linie der Brigadekommandeur vortrat und die Mütze abnahm.

Es begann der Daur, die letzte fromme Handlung, ehe man den Körper ins Grab hinabsenkt. Die Tscherkessen bildeten einen Kreis. Schulter an Schulter, dicht standen die Reiter der Besonderen Partisanen-Abteilung; die Baschlyks² hingen ihnen zum Rücken hinab, und es war, als hätten sie einen massiven purpurnen Reif auf die grüne Erde gelegt.

Der Effendi hielt seine Hände flach auf dem dunklen Koran und ließ den Kopf sinken. Der älteste Verwandte des Dahingegangenen mußte jetzt Geld auf den Koran legen. Ahmet ließ ein Ledersäckchen auf das Buch fallen und sagte: „Tausend.“ Der geistliche Herr hatte seinen Lohn für die Ängste und Kränkungen. Er konnte den Koran kaum noch in seinen altersschwachen Händen halten, so schwer wog Ahmets Gabe.

„Gold“ zuckte es ihm gierig durch den Kopf, „tausend in Gold.“

Er begann rasch die rituelle Handlung. Der Koran mit dem Gold wanderte im Kreis herum. Der Effendi legte ihn jedem Tscherkessen in die Hände.

„Ich reiche dir den Koran und tausend“, sprach er.

„Ich reiche den Koran und tausend zurück“, wurde ihm jedesmal zur Antwort gegeben. Frage und Antwort wiederholten sich nicht weniger als zweihundertmal. So war das Gebot des Daur.

Als der Koran zu Ahmet gelangte, reichte er ihn dem Effendi zurück, nahm das Säckchen und blickte alle an, mit raschen kohlschwarzen Augen. Er mußte

¹ Khanoko-Khan: wörtlich „der Sohn des Khans“

² Baschlyk: Wollkapuze (mit zwei langen Bandzipfeln zum Knüpfen)

nun das Geld unter die Teilnehmer des Daur verteilen, den größeren Teil aber dem Effendi als Spende überreichen. Er schnürte langsam die Ledertasche auf, und indes er die gierigen Blicke des geistlichen Herrn auffing, hob er die Rechte mit dem schweren Säckchen empor; mit der Linken nahm er den Schoß seines langen Tscherkessenrocks hoch, mit einem kleinen schrägen Blick aus den Augen, um nichts falsch zu machen. Und von oben floß es auf Ahmets Tscherkessenrock in glänzenden Tropfen, als wären sie aus Gold: Mauser-Patronen. Es war ein Geschenk des Kommissars für die erste Hundertschaft, ein Kranz auf Aisas Grab — Patronen aus der Stadt des Heiligen Kreuzes.

Sie traten zu Ahmet heran, er teilte ihnen die Patronen aus, dem heldenkühnen Freund Aisa zum Gedächtnis. Der Effendi, betroffen über die lästerliche Verletzung der rituellen Gebräuche, wollte sich entfernen. Ahmet warf ihm einen drohenden Blick zu, und der Alte war wie an die Stelle gebannt. Sie senkten Aisa hinab, wandten ihn mit dem Herzen dem Osten zu und warfen trockene Erde auf ihn. Der Effendi schrie mit lauter, gereizter Stimme die Worte „Chut-be“, um den bösen Saro zu begütigen, der mit den Toten Abrechnung hält.

Als Ahmet das „Chut-be“ gehört hatte, trat er vor. Er trug den kostbaren Säbel, den Kotschubej Aisa übergeben hatte: er war nun rechtmäßig dem überlebenden Freund zugefallen. Die Toten brauchen weder Waffen noch Kostbarkeiten.

Der Effendi hörte Ahmets Rede, und wieder drang ihm die Furcht mitten ins Herz.

„Niemals“, sagte Ahmet, „niemals wird der Gipfel des Elbrus schwarz, und so ist es auch mit Aisas Seele. Der Utschkulan-Fluß und der Ullu-kam-Fluß bringen dem Flusse Kuban weißes Wasser, aber nachher wird das Wasser des Kuban gelb. Warum wird sein Wasser trüb? Der Dschelan-kol und der Aman-kol haben ihm den Lehm von der großen tscherkessischen und kabardinischen Hochweide Bytschesun gebracht. Allerlei Flüsse fließen in den Kuban, klare und lehmige, allerlei Menschen hat das Tscherkessenvolk: gute wie Aisa, üble wie Mussa und der Khanoko. Mehr gute als schlechte. Aisa hat sich allein auf den Weg gemacht, es werden hundert kommen, die wie Aisa sind. Wer will sagen, daß es nicht so sei? Wenn ein Esel sich niederbeugt und im Flusse Kuban seinen Durst stillt, führt darum der Fluß weniger Wasser? Wird der Kuban wohl scheu werden vor dem Esel und rückwärts strömen in die steilen Schluchten des Utschkulan und des Ullu-kam? Nein. Und auch das Tscherkessenvolk wird nicht wieder umkehren, mag sich der Khanoko solche Gedanken nur aus dem Kopf schlagen! Das Volk der Tscherkessen hat einen Mahomet Derew gehabt und hat einen Mahmut Kuschkow gehabt. Mahomet Derew hat die Tscherkessen für eine große Pferdeherde an den russischen Zaren verkauft, und sie haben ihm im Aul¹ Bletschepsyn ein Denkmal errichtet. Mahmut Kuschkow war ein Gebannter, und er lud seinen

¹ Aul (sprich: A-ul): Kaukasisches Bergdorf

Mauser gegen alle Fürsten, so russische als tscherkessische, und ihm hat man kein Denkmal gesetzt. Und Mahmut Kuschkow ist von dem Fürsten Schaganukow hinterrücks erschlagen worden. Wer dächte, daß man denen, die von den Fürsten erschlagen werden, ein Denkmal setzte? Warum hat Mahmut Kuschkow sein Leben lassen müssen? Es geschah so, weil er nur einer, weil er allein war. Warum hat Aisa sein Leben gelassen? Weil er allein war, als sie ihn in die Falle lockten und töteten. O, wie schlimm hat es einer, wenn er allein ist, und wäre er selbst ein Adler. Aber mag es der Khanoko versuchen, uns zu erschlagen, ho!“

Ahmet überflog mit seinen Blicken die endlose Frontlinie der Tscherkessen, die schweigend seinen Worten lauschten, den finsternen Kotschubej, den Kommissar, der seine tscherkessische Rede verstand, Pelipenko . . .

Ein Lächeln machte Ahmets schönes Gesicht hell.

Ein eiserner Mangal wurde mit brennenden Kohlen gefüllt. Ahmet steckte das an einem langen Handgriff befestigte Tawro in den Kessel; das Tawro wurde weißglühend. Da zog es Ahmet rasch heraus und preßte es an den Pfosten auf Aisas Grabhügel. Das Holz rauchte. Die Tscherkessen neigten die Köpfe. Der Morgenwind spielte mit den seidigen Fäden an ihren weißen Pelzmützen. Kotschubej stand entblößten Hauptes stramm.

Das Tawro hinterließ ein tiefes Mal; das Eisen hatte auf dem glattgehobelten Holzscheid der Buchstaben K inmitten eines fünfzackigen Sterns eingebrannt. Aisa war aus niederstem Stande gewesen, sein Großvater hatte als Pschitl, als Leibeigener, einem fürstlichen Besitzer gehört. Aisa konnte nicht sein Sippen-Tawro haben, darum ließ auf dem Grabe des Rotarmisten Aisa das Stempelisen Kotschubejs sein rauchiges Mal . . .

Lewschakow kam nach Kursawka gesprengt, den Brigadekommandeur zu suchen. Es mußte wohl eine wichtige Angelegenheit sein, wenn Roj nach dem Brigadekommandeur zu senden beschlossen hatte.

„Was gibts dort?“ fragte Kotschubej unterwegs.

„Ein Telegramm“, erwiderte Lewschakow.

Kotschubej hatte Weisung erhalten, nach Pjatigorsk zu kommen, und zwar hatte das Ordshonikidse, der Besondere Bevollmächtigte des Zentralkomitees der Bolschewistischen Partei und des Revolutionären Kriegsrats in Nordkaukasien, befohlen. Der Kommissar wußte, daß der Weisung an Kotschubej ein Memorandum der Parteikommission und der Tscheke vorausgegangen war, worin Strafmaßnahmen gegen Kotschubej abgelehnt wurden. In der Front-Tscheke arbeitete der nachdenkliche, ernste Iwantschenko, in der Parteikommission Tschutschulin, der ehemalige Kommissar Kondratschew.

Als sich Kotschubej den Inhalt des Telegramms aufmerksam angehört hatte, sagte er zu Kandybin: „Siehst, du, Kommissar, weil mich da Ordshonikidse kommen läßt, fahr ich hin. Hab gehört, daß er ein großer Freund von Lenin ist. Zu dem fahr ich“, sagte er in entschlossenem Ton, so, als hätte er Angst, er könnte sich noch eines anderen besinnen.

An der Strecke nach Pjatigorsk liegt die Station Mineralnyje Wody. Noch als sie sich Mineralnyje Wody näherten, wunderte sich Kotschubej über die Menge Eisenbahnwagen, die die Böschung hinabgestürzt dalagen, über den Unrat und den abstoßenden Anblick eines verlotterten Eisenbahnbetriebs. Alle Augenblicke zerrte er den Kommissar am Ärmel und sagte, seitwärts deutend, böse und gereizt: „Können ihre Wirtschaft nicht in Ordnung halten! Wie sie die ganze Strecke versaut haben! Kommissar, wo ist da der verantwortliche Mann? Garantier dir, ich nehms auf mich, bring die ganze wladikawkaser Strecke in schönste Ordnung.“

Rotarmisten lagen, hockten, schlenderten neben dem Stationsgebäude. Da ging ein lebhafter Handel vor sich: man tauschte dort gegen Brot und ein Stück Speck einen halbzerlumpten Militärmantel ein, oder auch nach langem Bereden ein Paar Stiefel gegen ein anderes, wobei der Besitzer des anständigeren Paares eine Draufgabe in Lebensmitteln oder Gegenständen erhielt. Rotarmisten, die auf ihren Abtransport an die Front, in Richtung Mosdok, warteten, suchten Patronen und Flaschenbomben zu erstehen, wobei sie manchmal ihr letztes Stück Leibwäsche, ihr letztes Handtuch oder Stück Seife hergaben . . .

Die Tür zum Stationsgebäude ließ sich nur so weit öffnen, daß man sich zur Not durchzwängen konnte. Kotschubej drückte mit der Schulter dagegen und ging hinein. Flüche prasselten auf ihn ein.

„Trittst ja die Leute tot, Hornochse!“

Auf dem schmutzigen, mit Fliesen belegten Boden lagen Menschen dicht aneinander gepreßt, manchmal auch einer über dem andern. Die Luft war von Leichengeruch verpestet. An den trüben Schlitzzen der mit Brettern vernagelten Fenster summten Mücken widerwärtig und eintönig. Nicht weit vom Eingang lag zusammengekrümmt ein Mensch, hatte den Kopf auf dem in die Höhe gereckten linken Arm liegen. Dieser einzige, hoch erhobene Arm schien etwas zu fordern oder um Gnade zu bitten. Die Finger waren verkrampft und blieben, so lange der still gewordene Brigadekommandeur sie anschauen mochte, von steinerner Unbeweglichkeit.

„Schau, Kommissar, ein Toter“, flüsterte Kotschubej; „wohl hier gestorben.“ Ein Kosak stöhnte, indes er seinen Kopf an den Bauch des Toten stieß und leckte sich die schwarzen Lippen. Er preßte die Hand an den silbernen Knauf eines Säbels und versuchte sich zu erheben. Schrecken und Sehnsucht waren in seinen Augen. Sein Nachbar, vielleicht war er vordem sein Freund gewesen, begann in Verwesung überzugehen. Der Kosak konnte nicht wegstechen: die Beine waren ihm oberhalb der Knie abgenommen, die Stümpfe in eine Pferdedecke eingeschlagen, die mit einem schmalen kaukasischen Gürtelriemen umwickelt war.

Kotschubej war betroffen. Er schritt über die Leute weg und fragte still: „Liebe Genossen, gibt man euch zu trinken. kriegt ihr etwas zu essen?“

Die Verwundeten erkannten ihn jetzt, sie hoben die Köpfe und beschwerten sich: „Nein, Genosse Kotschubej! Nichts zu trinken und nichts zu essen.“

Der Brigadeführer knirschte mit den Zähnen; sich umwendend fragte er leise

den Kommissar: „Was soll denn das heißen? Sind doch unsere Genossen von der Front!“ Unwillkürlich breitete er die Arme aus und sagte mit erhobener, erregter Stimme: „Und morgen jagt man mir vier Salven durch die Brust und wirft den Genossen Kotschubej zum Verfaulen auf diesen Haufen!“

Kandybin teilte das bißchen Proviant aus, das sie aus Kursawka mitgebracht hatten. Sprach mit den Leuten. Schrieb sich schnell ihre Adressen und ihre Bitten auf. Nahm die schon längst geschriebenen Briefe zur Beförderung an sich. Ahmet gab den Leuten nachlässig zu trinken, indem er mit einem schmutzigen, aus einer Konservenbüchse gemachten Becher Wasser aus einem Eimer schöpfte. Als er damit fertig war, drehte er sich selbstzufrieden seinen schwarzen Schnurrbart und schaute Kotschubej an, der mit einem mageren Eisenbahner sprach: „Du bist der Stationsvorsteher?“

„Der bin ich.“

„Was liegen die Leute bei dir im Dreck herum wie die Schweine?“

„Was geht Sie das an?“

„Wa...? Ob das mich was angeht?“ fuhr ihn Kotschubej mit geballten Fäusten an. „Du Aas, laß den Fußboden sauber machen und mit gekochtem Wasser waschen... mit kochend heißem!“

„Wer gibt Ihnen das Recht, mir Befehle zu erteilen?“

„Du kennst mich noch nicht!“ schrie Kotschubej, drohend auf ihn losgehend. „Ich laß dich den Fußboden mit der Zunge abschlecken, und du wirst machen. Weißt du, wer ich bin?“

„Habe nicht die Ehre...“

„Ich bin Kotschubej.“

Dem Stationsvorsteher gab es einen Stoß. (Man muß wissen, daß der Ruhm Kotschubejs weit über den Bereich der Brigade hinausgedrungen war.) Der Stationsvorsteher bat um Entschuldigung und versprach, daß er alles in Ordnung bringen lassen werde...

Aber Kotschubej war unerbittlich: „Nimm den Besen, du Vieh, und mach sauber, ich schau zu.“

Der Stationsvorsteher schabte den schmutzstarrenden Boden und warf unruhige Blicke umher.

Kotschubej bemerkte: „Siehst du nun, wie gut dir das von der Hand geht!“

Vom Lärm hergeführt, drängte sich ein gewichtig aussehender Mensch in weißem Drillichrock heran. Ein üppiger, graumeliertes Schnurrbart zierte sein fettes Gesicht.

„Ich bin der Verwalter. Was gibts?“

„Aha, der Verwalter!“ sagte Kotschubej, die Worte giftig dehnend; dann mit singender Stimme, auf den Neuankömmlingweisend: „Ahmet!“

Ahmet zog dem Verwalter eins mit der Peitsche über. Dem zuckte der Schnurrbart, und der Mund stand ihm offen wie einem Wels, den man aus dem Wasser gezogen hat. Er wich zurück. Ahmet, ihm nach, trat ihm auf die Füße.

„Du Lump! Ich hab Hühneraugen . . .“ keuchte der Verwalter, der endlich die Sprache wiedergewonnen hatte.

„Tritt ihm drauf, auf die Hühneraugen, so stark du kannst!“ schrie Kotschubej heiter.

Die Verwundeten richteten sich auf.

„So ist's recht, Genosse Kotschubej. Zerquetsch sie, die Lausebrut . . .!“

Das zustimmende Johlen im Saal verkündete nichts Gutes. Da und dort klappte ein Gewehrschloß. Der Stationsvorsteher und der Mensch im Drillichrock standen vor Kotschubej stramm; sie hatten totenblasse Gesichter und die Backen zitterten ihnen.

„Ich bin unterwegs mit dem politischen Kommissar“, sagte Kotschubej, „Ordshonikidse selber hat mich holen lassen. Morgen komm ich wieder zurück. Daß mir dann alles sauber ist, sonst werd ich euch . . .“ Ohne seinen Satz zu beenden, wandte er den Kopf. Seine gute Nase hatte ferne Küchengerüche geschnuppert. Er stieß die beiden von der Eisenbahn mit der Hand beiseite und ging den Gerüchen nach, vorsichtig nach den Stellen suchend, wo er seine weichledernen kaukasischen Stiefel hinsetzen konnte.

Die Küche. In der Tür das verlegene, flinke Gesicht des Kochs. Eine riesige Brille zitterte auf seiner Nasenspitze.

„Wer bist du?“ fragte Kotschubej, indem er ihn mit einem vernichtenden Blick durchbohrte.

„Der Koch.“

„Was machst du?“

„Essen koche ich.“

„Essen? Für wen?“

„Für das Sanitätspersonal.“

„Für das Personal? Aber was, was für ein Essen?“

„Koteletts.“

„Koteletts“, sagte Kotschubej gedehnt, „schau mal einer an! Meine guten Genossen und Kameraden kriegen kein Brot, und das Personal kriegt Koteletts . . . Stillgestanden!“

Der Koch ließ die Arme wie Holzstöcke herunterhängen. An seinem Bauch klirrten lange, scharf geschliffene Messer.

„Ich bin Wanja Kotschubej. Nimm die Koteletts und gib sie an die Burschen aus, zwei pro Mann. Und füttere mir die Jungens gut! Und wenn ich von ihnen eine einzige Klage höre, hack ich dich in Stücke, wie der liebe Gott die Schildkröte.“

Auf dem Bahnhof begann es lebendig zu werden. Das Sanitätspersonal, von dem sich bis dahin niemand hatte blicken lassen, erschien auf der Bildfläche. Die Lampen wurden angezündet. Man nahm die Bretter von den Fenstern ab, um den Raum zu lüften. Kotschubej, Kandybin und Ahmet erwarteten auf dem Bahnsteig ihren Zug. Im Stationsgarten wieherten Pferde. Zwei Feldküchen rauchten. Rotarmisten stellten sich wartend in Reihen auf. Die Küchen hatten Wasser auf mächtigen Feuern. Die Leute, die kochendes Wasser fassen kamen, klapperten mit den Kesseln. Fast unbemerkt war ein grauer

Panzerzug herangerollt, der eine Welle heißer Luft ausströmte. Auf den Seitenwänden des Panzerzugs war in mächtig großen Buchstaben sein Name angegeben. „Kommunist Nr. 1“, las Kandybin laut. „Das ist Tscherednitschenkos Panzerzug.“

Die Luken wurden geöffnet. Tscherednitschenkos Leute sprangen herunter, um sich die steifen Glieder wieder gelenkig zu machen, gingen aber nicht von den Wagen fort.

Pjatigorsk. Hotel „Bristol“. Drinnen, bei der Treppe, hatte Abram Krainij Dienst. Es gehörte zu seinen Obliegenheiten, Ankömmlingen die Waffe abzunehmen. Das war eine Anordnung, die für jedermann galt. Kotschubej lief, wie immer, eilig die Treppe hinauf.

„Genosse, geben Sie die Waffe ab!“ rief ihm Krainij nach.

Kotschubej hatte sich im Nu umgewandt. Schritt zurück, ganz angespannt. Sich umblickend, auf alle Überraschungen gefaßt, suchte er nach einem Ausweg. ‚Wie der Wolf im Fangeisen‘ — fuhr es ihm durch den Schädel. Der einzige, der es einstweilen auf seine Waffe abgesehen hatte, auf diese kostbare Waffe, ihm so teuer wie sein Leben selbst, war dieser magere, rot-blonde Junge.

„Hast du mir das befehlen wollen?“ zischte er und packte ihn an der Brust. Ahmet, der imstande war, schnell wie der Blitz zuzuschlagen, sprang heran. Kandybin war in Verwirrung: das war einer von den Jähzornsanfällen des Brigadekommandeurs; wenn man da unvorsichtig war, konnte es einen das Leben kosten. Der Kommissar machte einen Sprung und preßte dem Adygeer die Schulter zusammen; dieser suchte sich fluchend loszureißen, und wer weiß, was für ein Drama sich auf der Treppe des Hotels „Bristol“ abgespielt hätte, wäre nicht, vom Lärm aufgescheucht, Odarjuk herbeigeeilt. Er merkte gleich, was da los war, schrie grüßend: „Ah, Kotschubej! Komm herauf, bitte.“

Der Kommandeur ließ Krainij los.

„Komm rauf, bitte — und reißt einem selber die Waffe aus den Händen!“ sagte er düster mit einem versteckten Blick auf Odarjuk. „So heißt Ihr Kommandeure von der Front willkommen . . ?“

„Ist für jedermann so angeordnet“, erläuterte ihm Odarjuk, der den Her gang durchschaut hatte, „aber für Kotschubej kann man natürlich eine Ausnahme machen; kommen Sie nur, wie Sie sind.“

Kotschubej wurde mürrisch, als er Odarjuk sah, und trat mißtrauisch um sich schauend in das Zimmer, in dem der Stab untergebracht war. An der Wand hing, mit Fähnchen bunt besteckt, eine große Karte von Nordkaukasien. Auf dem Tisch ebenfalls Karten, Gläser mit stehengelassenem Tee, Zigarettenstummel. Der lauernde Ahmet wich nicht von der Seite des Brigadekommandeurs. Er schaute unfreundlich auf diese neuen Menschen, und sein feines, nervöses Gesicht zuckte. Kotschubej holte Kandybin zu sich her und setzte sich neben ihn; er legte dem Kommissar die Hand auf das Knie und studierte mit gerunzelten Brauen die Situation. Der kleine, stämmige Odar-

juk, der mit seiner offiziersmäßigen Haltung stolzierte, trat zu der Karte. „Na also, Genosse Kotschubej, wollen gleich sehen, wie bei euch die Lage an der Front ist. Wenn etwas anders aussieht, so korrigieren Sie mich.“ Kotschubej winkte nachlässig mit der Hand.

„Was ist denn das für 'ne Karte? Lauter Geschmiere, hols der Teufel! Hab meine eigene Karte. Ahmet, gib unsere raus, die Gefechtskarte.“

Auf den Tisch flog mit scharrendem Geräusch die berühmte Karte Kotschubejs. Dieser Heerführer, der weder lesen noch schreiben konnte, fuhr, seiner Sache sicher, mit dem Finger über die ihm so vertrauten Linien, die liebevoll mit Bleistift eingezeichnet waren.

„Das ist der Kuban“, erläuterte Kotschubej, indes er mit dem Finger langsam einer fetten, im Zickzack verlaufenden Flußlinie nachfuhr. „Ach, da ist der Fluß den Berg hinaufgelaufen . . . na was?“ stellte er lächelnd fest, da sich die Karte an dieser Stelle in die Höhe gebogen hatte. Er glättete sie vorsichtig mit der flachen Hand. „Da, jetzt fließt das Aas wieder normal.“ Odarjuk unterdrückte ein Lachen. Sein kleines Bärtchen zupfend, beobachtete er interessiert das Verhalten des Brigadekommandeurs. Kotschubej schwitzte. Er nahm die Mütze ab und fuhr sich mehrmals hintereinander rasch über das kurzgeschnittene Haar. Mit erstaunlicher Genauigkeit gab er die Punkte an, wo es Kämpfe gegeben hatte und die Stellungen des Feindes. Es war ein echtes und rechtes Bild der Front, was so zustande kam. Kotschubej wußte, wo die Abteilungen Fedjkos die Front hielten, wo Liskanog, Kotschergin, Kondratschew, Tulinow und Sujew standen. Er charakterisierte die Truppenformationen, schimpfte über die Matrosen von der stawropoler Couleur . . .

Das Telephon klingelte. Odarjuk, nach einem Gespräch am Apparat, wandte sich an Kotschubej: „Ordshonikidse möchte Sie kennen lernen. Bittet Sie zu sich!“ Der alte Verdacht wachte wieder in Kotschubej auf. „Soll er doch herkommen, der Ordshonikidse“, sagte er mürrisch.

Ordshonikidse kam. Ein hagerer Mensch in Uniform, den Nagan an der Seite, trat rasch ins Zimmer, Schwarzes, topfrund geschorenes Haar umrahmte wie eine Mütze das bräunliche, langnasige Gesicht. Ordshonikidse war in seinen Bewegungen energisch und rasch. Er drückte, eintretend, Kandybin fest die Hand, Kotschubejs Hand behielt er in der seinen. „Das ist also der berühmte Brigadekommandeur Kotschubej? Freue mich, Sie kennenzulernen.“ Er setzte sich neben ihn, schlug ihm aufs Knie und blinzelte ihn an. „Man hat ja so schreckliches Zeug über dich zusammengeschwatzt, Kotschubej, daß ich mich gar nicht getraut habe, zu dir hinzufahren, aber du hast gar nichts Schreckliches an dir.“

„Das ist unser Mann“, blinzelte Kotschubej dem Kommissar zu, „das ist kein Sorokin.“ Er sprach gerne mit Ordshonikidse, war zufrieden und machte kein Hehl aus seiner Befriedigung.

Ordshonikidse, einfach im Umgang und einem treffsicheren Scherz wohlgeneigt, hatte sich rasch Kotschubejs Sympathien erworben. „Hab von Ihnen

gehört, daß Sie ein Richtiger sind, Genosse Ordshonikidse. Wenn Sie unterm Zaren im Gefängnis gesessen haben, dann heißt das: kein Geschniegelter, nicht die Spur, sondern ein natürlicher Mensch.“

Ordshonikidse klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. „Na, nur keine Lobsprüche. Du hast ja deine Atamane und deine reiche Sippschaft auch nicht gerade liebevoll abgeküßt.“

„Aber woher weißt denn du das, Genosse Ordshonikidse? Die reinste Wahrsagerei, he?“ wunderte sich Kotschubej.

„Du bist doch ein bekannter Mann, daher weiß ichs“, scherzte Sergo. „Und nun erzähle, wie es bei dir aussieht.“

„Du meinst an der Front? Hab den Genossen schon alles erzählt. Schlagen uns halt immer mit dem Feind herum, aber es ist keine Ordnung in der Sache. Weiter als bis Surkul und Newinka brechen wir nicht durch. Das Blut fließt wies liebe Wasser ... und umsonst. Da will ich mir noch zwei Regimenter Infanterie herantrommeln, dann können wir operieren, daß die Kadetten nicht mehr wissen, wo ihnen der Kopf steht ... Man müßte mal zu Lenin kommen können, mit ihm ein paar Sachen freundschaftlich bereden. Hab mir sagen lassen, daß auch er für mein Programm ist ...“

Ordshonikidse lächelte. Kotschubej quälte sich ab, um die rechten Worte zu finden. Er sprach es offen aus, daß er zu einigen Kommandeuren kein Vertrauen hätte, wunderte sich, woher denn die Niederlagen kämen, und warum sich die Kadetten so lange halten könnten, wo sich doch seine Leute wie die Löwen schlugen. Schließlich fragte er leise: „Aber sagen Sie, Genosse Ordshonikidse, haben Sie denn wirklich mit Lenin gerade so geschwätzt wie jetzt mit mir?“

„Ja, Genosse Kotschubej, noch vertrauter“, erwiderte Ordshonikidse einfach. „Aber warum?“

„Sie sind ein glücklicher Mensch, das ist es! Die Schwarzen haben halt immer Glück, und ich bin ein Hellhaariger ...“

Voll Freude — es war eine geizige, kotschubejische Freude — war der Brigadekommandeur an die Front zurückgekehrt.

Der milde Kuban-Herbst war ins Land gezogen: das vergilbte Hafergras und die Wermutkräuter rochen würzig bitter, das Reihergras raschelte trocken, und über die Steppe hin floß es in glatten weißlichen Wellen. Schon längst waren die gelben und hochroten Tulpen abgefallen.

Sie ritten über das ausgedehnte batalpaschinsker Plateau, und die von Hufen zerwühlte Erde zeugte von großen Kämpfen. Ahmet vornüber gebeugt, raufte Schlehen von den Dornzweigen und kaute, schwarzen Speichel spukend, die bitteren Beeren. Da und dort waren lange, graue Schöber zu sehen, die der Krieg verschont hatte, und auf abschüssigen Talhängen schweiften gelichtete Herden von Merino-Schafen. Die Reiter, die bald hier, bald dort auftauchten, waren eine Mahnung an die Pflicht, die noch nicht bis zu Ende erfüllt war.

Kotschubej sog tief die Luft in die Brust ein, schwieg und war bekümmert.

Kandybin störte sein Schweigen nicht. Manchmal schaute er, sich in den Steigbügeln aufrichtend, nach der Seite hin, wo hinter den Höhenzügen und Tälern dreier Bergflüsse, über der Schlucht des reißenden Urup die Siedlung Otradnaja lag — die Stätte, wo manche Kandybinsche Kosakengeneration geboren und gestorben war. Gut ist die Erde der Staniza Otradnaja, auch wenn sie nur mit Weizen bebaut war oder als Viehweide diente oder Heugras trug. Wessen Pflug mochte mit blinkender Schar die Erde aufreißen, die Erde, die fett wie Butter war, die Erde, die seit uralter Zeit die Gemeinde den Kandybins zugeteilt hatte? Vielleicht hatte der weiße General Schkuro schon die Geldsäcke von jenseits des Meeres hergebracht, und es raschelten die Meßbänder über das borstige Stoppelfeld . . . ?

Kotschubej hielt sein Pferd an und wartete auf den zurückgebliebenen Kommissar. Ritt neben ihn hin. Berührte ihn mit dem Griff der Peitsche.

„Denkst wohl das gleiche wie ich“, bemerkte Kotschubej halblaut. „So ein Land darf man nicht den Kadetten lassen. Verschachern werden sie es, die Hunde. Verschachern. Käufer werden sich genug finden, für die Kuban-Erde . . .“

Abends, beim Stab, als in der Pfanne auf dem Tisch appetitliche Würste brozzelten, war Kondratschew in Begleitung einer starken berittenen Abteilung — Ptacha befehligte sie — eingetroffen. Kondratschew hatte Hunger, auch Ptacha blickte gierig nach der Pfanne. Sie nahmen die Einladung gern an, setzten sich zu Tisch und nahmen die Mützen ab.

Kondratschew wandte sich an Kotschubej: „Wanja, ich hab mit dir zu sprechen.“

„Sprich, wenn du was hast. Mit mir hat Ordshonikidse selber was zu besprechen gehabt, und dir hats dein Gott selber eingegeben“, scherzte der Kommandeur und wischte sich die Finger am Tischtuch ab, womit er anzeigte, daß er bereit sei, zu hören.

„Ich habe daheim in der Staniza noch meine Eltern und meinen Sohn Kolka“, begann Kondratschew etwas verlegen, „wenn das auch nicht gerade wichtig ist. Jeder hat seine Familie den Kadetten auf Gnade und Ungnade überlassen müssen; aber da liegt die Sache ein bißchen anders, Wanja. Meinen Vater haben sie ausgepeitscht und dann laufen lassen, er ist jetzt ein Krüppel. Kolka ist bei Leuten von uns gut aufgehoben. Aber da ist meine Mutter, an der sie ihr Mütchen kühlen; halten sie in einem Keller eingesperrt. Verhöre. Ich hab erfahren, daß sie sich gut hält. Sind mit ihr zusammen noch andere ältere Leute eingesperrt: Eltern von meinen Jungens. Meine Mutter, die hat gesagt: mein Sohn draußen ist ein Held, und ich hier will seiner würdig sein. Hat keine einzige Träne geweint.“

„Und was willst du also von mir haben, Mitja?“ sagte Kotschubej verwundert. „Soll ich vielleicht dein Krutogorskaja, deine Staniza, stürmen und deine Mutter heraushauen?“

„Nein“, Kondratschew winkte ab, „aber etwas Zuspruch braucht sie. Man muß

ihr Nachricht zukommen lassen, daß die alte Frau nicht den Mut sinken läßt. Du bringst das fertig, hast findige Burschen.“

„Aha, verstanden“, freute sich Kotschubej, „aber vielleicht sollte man sie doch heraushauen?“

„Nein, das wird nicht gelingen; wir dürfen keine Leute aufs Spiel setzen, Wanja.“

Kotschubej klatschte in die Hände: „Wolodka!“

Der zerzauste Wolodka tauchte aus der warmen Ofennische auf. Er hatte sich schlafen gelegt und trug ein Matrosenleibchen, das seinen kleinen, kräftigen Körper umspannte.

„Hör mal, Wolodka. Wirst dem Schkuro einen Besuch machen müssen. Einen Brief an Kondratschews Mutter nach Kutogorskaja befördern. Damit du es aber allein nicht langweilig hast, nimm noch jemand mit . . .“ Kotschubej schaute aufmerksam die Anwesenden an, dann fügte er, den Blick auf Pelipenko geheftet, hinzu: „Pelipenko.“

Ignat kniff den Ausgewählten und blinzelte ihm zu.

„Da, Ochrim, wirst vom Zugführer zum Postillon befördert. Vergiß nicht, die Glöckchen an die Deichsel zu hängen.“

Kotschubej blickte seinen Bruder ärgerlich an. Ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her. Er ließ sich etwas durch den Kopf gehen und murmelte vor sich hin: „Der Roj, das Biest, ist nicht da, der hätte sich ein Stückchen ausgedacht!“ Dann huschte ihm ein neuer Gedanke übers Gesicht, er schmunzelte und machte jäh kehrt. „Pelipenko wird den Blinden spielen und Wolodka den Blindenführer. Ignat soll ein Musikinstrument beschaffen. Her mit der Post, Mitja. Und du, Pelipenko, wenn du auch ein blinder Mann bist — mach die Augen weit auf und schau, was dort bei Schkuro los ist!“

Der Keller war von Schimmel überzogen. Der Keller wurde schauerlicher Weise als Zelle bezeichnet, der hölzerne Bodenbelag als Pritschen. Unter den Pritschen war grünes Moos gewachsen, liegengebliebene Kartoffeln hatten borstige Keime getrieben. Zuweilen spazierte eine phlegmatische, kahle Ratte mit einem langen, rostigen Schwanz über den Fußboden. Der Besitzer des Kellers hatte hier einmal Kartoffeln in Kisten und gesäuerten Kohl in Fässern aufbewahrt. Jetzt warf man Menschen in den Raum. Auf der sechzehn Quadratmeter großen Pritschenfläche mußten sich dreiundvierzig Erwachsene und sechs Kinder einrichten.

Wenn der Kosak von der Wache das Essen brachte, versteckte sich die Ratte; die Menschen blieben ruhig weiter liegen und machten mit den hellen, wie phosphoreszierenden Flecken ihrer Gesichter den Kosaken verlegen. Von oben ließ man neue Insassen herunter, andere wurden von unten hinaufgebracht, und diese kamen nie wieder: das war das Gesetz der Zelle. Die Leute von der Wache hatten ganz gewöhnliche Gesichter, die Leute in der Zelle kannten sie mit Namen und Vornamen, ließen sich diese Bekanntschaft aber nicht anmerken. Der Haß hielt sie getrennt.

Unter den Gefängnisinsassen befand sich auch Kondratschews Mutter. Der General hatte sie unter schwere Anklage gestellt: die Verbrecherin hatte einen Sohn in die Welt gesetzt und großgezogen, dessen Name wie eine Heldensage am Kuban und am Terek erklang. Die andern Bewohner des Kellers waren gleichfalls Mütter, nur wenige Väter waren dabei. Ihre Söhne zogen zu Pferd, auf Maschinengewehr-Wagen, auf Geschützbespannungen, zu Fuß, auf dem Bauche kriechend, Patronentaschen und -gurte umgehängt, durchs Land.

Tagsüber war man munter und scherzte. In der Nacht floß wohl auch manchmal eine Träne, salzig wie Gurkensuppe, aber so, daß keiner sie sah, daß niemand dem Sohne melden konnte, die alte Kondratschewa habe geweint. Man hatte ihr den besten Platz an der Wand abgetreten.

Heute hatte ein junges Bürschchen, ein Nachbar aus dem gleichen Häuserviertel, ein Bündel Pakete angeschleppt. Er war bei der ersten Wache und hatte noch keine Angst vor dem Wachtmeister. Er stapfte absichtlich laut mit den Stiefeln, während er die Bündel mit dem Zugesandten austeilte. Als er zur Kondratschewa kam, nannte er sie leise, wie aus Versehen, bei ihrem Namen.

Sie bebte, als sie es hörte, und hob den Kopf. Als sie den Posten über sich stehen sah, preßte sie die Lippen fest aufeinander, und scharfe Falten lagen auf ihrer steilen Stirne. Er reichte ihr einen Zettel und winkte ihr im Weggehen grüßend zu. Der Zettel enthielt nur ein paar Worte: „Mutter, ich weiß alles. Halte dich stark, liebe Mutter. Warte. Schon sehr bald.“

„Mitja, mein lieber Mitja...“ flüsterte sie, sich auf die Lippen beißend, „mein lieber Bub.“

Ihr wurde mit einemmal leicht und warm zu Mut. Sie lächelte, indes sie ein weinendes fremdes Kind auf ihren Knien wiegte und sang ganz leise und glücklich das Liedchen, mit dem sie einst ihren Sohn in den Schlaf gesungen hatte.

Sie verbarg jetzt nicht mehr ihre Tränen, nicht mehr ihr Lächeln. Als man sie wieder zum Verhör holte, gab sie das eingeschlafene Kind ab und schritt mit demselben stolzen und glücklichen Lächeln die Steintreppe hinauf.

Die frische Luft betäubte sie. Sie schwankte ein wenig, und die Leute, die sie eskortierten, schrien sie ärgerlich an. Sie hörte sie nicht. Ihr war, als habe sie irgendwo in der Ferne, auf dem Bergplateau, ein vielfach verworrenes Echo gehört. Sie empfand keinen Schrecken. Wer konnte das gewesen sein? Er, ihr Sohn und niemand anders, hatte ihr da den mächtigen Schall als guten Zuspruch gesandt...

Da schoß jemand in der Nähe! Einer aus der Begleitmannschaft fiel mit dem Gesicht zu Boden. Reiter wirbelten an ihr vorbei. Drei Menschen liefen die Straße entlang; zwei von ihnen schossen. Die Mutter schlug die Hände vors Gesicht.

„Mitja, nicht, nicht... Mitja...“

Dann brachte man sie wieder zurück. Sie erhielt grobe Püffe, man fluchte auf sie ein und ließ sie nicht zurückblicken, obwohl sie deutlich zwei getö-

tete Menschen nicht weit von einander liegen sah. Der eine war der Kosak der Eskorte, der andere ein hochgewachsener Bursche . . .

Der „Blinde“ und der „Blindenführer“ hatten die alte Kondratschewa nicht herausholen können. Die Weißgardisten fingen sie am Fluß, beim Garten Krawzows.

Sie hatten das Verhör des Jessauls Kolkow zu schmecken bekommen. Jetzt lagen sie gebunden auf einem Fuhrwerk. Sie sollten irgendwohin abtransportiert werden.

Pelipenko bewegte den Kopf und stöhnte. Der Jessaul hatte ihm mit aller Gewalt eine Aussage abpressen wollen. Aber aus einem Kotschubej-Mann holt man schwer etwas heraus. Er hustete. Rosige Bläschen schwellen an seinem Mund, blieben als blutige Verdickungen an seinem Schnurrbart kleben.

„Wenns nur endlich losginge . . . die Schufte!“

„Reingefallen, du roter Fettwanst“, sagte wütend der Fuhrmann, ein alter Kosak mit breitem, grauem Bart, und stieß Pelipenko in die Seite.

„Was quälst du ihn, Vetter?“ tat ein anderer bedauernd, indes er die Gefangenen im Vorbeigehen mit der Peitsche schlug.

Der Zugführer hob sich aufbrüllend etwas hoch, fiel aber kraftlos wieder zurück.

„Ist nicht immer Regenwetter, kommt auch wieder Sonnenschein“, flüsterte ihm Wolodka tröstend zu. Er war noch bei Kräften, obwohl er bei dem Jessaul kaum weniger abbekommen hatte als der andere. Es tat ihm leid um den Zugführer, der immer so kräftig und stämmig gewesen war und jetzt vom Feind auf den Rücken geworfen, geschlagen und blutbespritzt dalag.

Die Häuser warfen Schatten. Da setzten sich die Fuhrwerke in Bewegung. Der kosakische Fuhrmann machte es sich bequem auf dem Heu, legte sich das Gewehr über die Knie und schlug auf die Pferde ein. Er holte die andern Wagen im Trab ein und hielt sich immer außen am holperigen Wegrand. Das Wagengestell hüpfte auf und ab. Die Gefangenen spürten die Geschicklichkeit des Fuhrmanns am ganzen Körper. Sie wurden geschüttelt. Wolodka bat: „Onkel Ochrim, wälz dich ganz auf mich, vielleicht gehts dann leichter.“

„O, Freundchen“, krächzte Pelipenko, „schön sind wir hereingefallen, wie rechte Narren. Was wird bloß der Alte sagen, wenn ers erfährt. . .“

Wolodka blickte gierig um sich. Die Staniza lag in den Talkessel hineingeschmiegt; da und dort kletterte sie sanft bergan; am Fuße des Hochplateaus lagen Gärten und Baulichkeiten. In der Tiefe eilte, den Kessel abschließend, der Kuban dahin. Fern jenseits des Flusses sah man die Auls rauchen, und die Steppe tat sich auf, grell wie ein afghanischer Schal.

„Eine schöne Staniza, in der Kondratschew gelebt hat“, seufzte Wolodka.

„Ist auch bei uns gut leben, aber jetzt heißt sterben.“

Der Wagenzug fuhr jetzt im Tal, auf dem rechten Kuban-Ufer. Die zwei von der Begleitmannschaft sprachen etwas miteinander, dann warfen sie die

Zügel über den Sattelknauf und nahmen die Füße aus den Steigbügeln. Es waren zwei einfache, junge Burschen. Sie ritten magere Gäule, deren Häuse vom Kummer aufgerieben waren. Sie rauchten.

Pelipenko spuckte den Hungerspeichel aus. Einen Tag und eine Nacht hatten sie nichts zu essen bekommen, aber was das Schlimmste war, sie hatten nichts zu rauchen gehabt. Der heftige Wunsch, zu rauchen, übertäubte zuweilen den physischen Schmerz.

„Wenigstens noch einen Zug tun vor dem Tod.“

Ferne auf den gelbgrünen Wiesen schimmerten Reiterfiguren . . .

„Ha-a-It!“

Die Fahrzeuge machten halt. Zwei Kosaken traten zu dem Wagen mit den Gefangenen. aus bloßer Neugierde. Die andern verließen den Weg, legten sich hin und schauten zu. Der alte Fuhrmann wandte sich um, ohne aufzustehen, und meinte mit einem bezeichnenden schrägen Blick: „Erledigt sie doch gleich auf dem Wagen! Man kann ja die Leichen doch nicht am Weg liegen lassen. Man muß sie weiter von der Staniza wegschaffen . . . hübsch ordentlich.“

Die zwei von der Eskorte hatten es eilig. Sie zerrten die Gäule am Zügel und gingen um das Fuhrwerk herum, dann blieben sie stehen. Ihre Gesichter waren ernst, sie schwitzten. Der eine, der das Kommando hatte, kratzte sich den Hinterkopf. „Vielleicht gibts Blutspritzer. Machts nichts?“

„Schon recht. Fahren eben Kalbfleisch zum Markt“, entschied der Alte und sprang wie ein Junger ab.

Wolodka blickte erschrocken. Seine schwarzen Augen sahen wie glänzende feuchte Harztropfen aus. Er hatte jetzt erst verstanden, wie nah das dumme Abgeschlachtetwerden war. Niemals war ihm der Tod so nah und so einfach erschienen. Pelipenko, äußerlich ganz ruhig, zwang sich ein Lächeln ab und sagte absichtlich laut: „Leb wohl, Partisanensohn.“

Wolodkas Augen zuckten mit einer unnötigen, ärgerlichen Träne. Er biß sich nervös auf die Lippen. Pelipenko sah nur seinen geschorenen dunklen Hinterkopf.

Die zwei nahmen die Gewehre ab. Sie waren aufgeregt. Die Sache war ihnen ungewohnt, und sie wußten nicht, wie sie es am geschicktesten anstellen sollten. Als der Alte, der Fuhrmann, ihre Unsicherheit und Zaghaftigkeit sah, schüttelte er den Kopf, nahm sein Gewehr vom Wagen, trat zurück und rümpfte verächtlich die Nase: „So ist das nun. Wie kann man eine so ernste Sache solchen Wickelkindern auftragen!“

Er ging zur Seite, schaute unter der vorgehaltenen Hand in die Runde, bekreuzigte sich, setzte das Gewehr an und begann zu zielen. „Uh, und da will keiner vor seinem Tod auch nur ein Gebet sprechen . . .“

Pelipenko stürzte vom Wagen, mit dem Gesicht voran. Der Fuhrmann stieß einen Schrei aus. Aber der Zugführer konnte sich nicht mehr selber erheben, trotz aller Versuche. Der Alte kam heran und wollte ihn schußgerecht hinlegen. Als er an Pelipenkos Hals eine gedrehte Schnur sah, zog er sie vor

und entdeckte ein Kreuz. „Ein Kreuz?“ wunderte er sich. „Was für eine Geschichte! Vielleicht hat er seinen Gott doch nicht ganz vergessen?“ Er wandte sich um, schrie: „Burschen, den da muß man aufrichten. Der hat ein Kreuz. Die Rotznase da nehmt so aufs Korn!“

Wolodkas Schultern zuckten. Er lag immer noch mit dem Gesicht nach unten. Pelipenko leckte sich die trockenen Lippen und bat dann leise aber fest: „Zeig mir das Kreuz. Ich will ein Gebet sprechen.“

Der Kosak zufrieden, fuhr ihm unters Hemd, zog das Kreuz heraus, legte es sich auf die offene Hand und hob es in Augenhöhe. Pelipenko räusperte sich, schwankte vor und fiel um.

Der Alte wurde ärgerlich: „Man muß Schluß machen.“ Er ging schnell zur Seite, machte jäh kehrt und legte an . . .

Von der Reitertruppe unten im Tal hatte sich einer abgesondert und kam zum Wagenzug herangaloppiert. Es war ein rothaariger Wachtmeister mit einem plumpen Dragoniersäbel. „Halt, du Staniza-Papa!“ brüllte er. „Der Herr Chef will den „Genossen“ selbst den Kopf absäbeln, und du kannst dann auf ein unbewegliches Ziel knallen!“

Die Gefangenen starrten den Wachtmeister mit weit aufgerissenen Augen an — sie hatten Gorbatschow erkannt, den Führer der dritten Hundertschaft!

„Du Christusverkäufer!“ schrie Pelipenko zornig auf.

„Onkel Ochrim, wie ist denn das möglich?“ brach es kummervoll aus Wolodka, und seine Tränen, die er bis dahin mit gewaltiger Anspannung seiner kindlichen Willenskraft zurückgehalten hatte, tropften jetzt auf die Stricke, mit denen Pelipenko gefesselt war.

„Du Judas!“ schrie Pelipenko.

Gorbatschow kümmerte sich nicht um den Eindruck, den sein Erscheinen gemacht hatte; wie immer selbstzufrieden und heiter packte er den Säbel und gab damit das Signal.

„Los, rechter Hand — einer nach dem andern.“

Die Reiter sprengten einer nach dem andern über das fette Weideland heran.

Der Alte hatte das Gewehr sinken lassen und beobachtete unter dichten Brauen hervor begeistert das Bild, das seinem Herzen so teuer war. Allen voraus flog in gestrecktem Galopp der Chef in rotem Tscherkessenrock. Die Sonne ging hinter den abschüssigen Hängen des Plateaus unter. Die letzten Strahlen blitzten auf den silbernen Achselstücken des Offiziers. Feuchte Erdbrocken flogen empor unter den Hufen seines Pferdes. Die Schneide seines Säbels glänzte auf, und dieser Glanz fand einen verschiedenen Widerschein in den Mienen der Todgeweihten und des Alten. Wolodka drückte die Augen zu, Pelipenko lehnte sich an das Fuhrwerk, um den Tod stolz zu empfangen, wie es sich für einen roten Kotschubej-Mann geziemt . . . Da neigte sich der Chef im Sattel vor, sein Säbel beschrieb einen blitzenden, funkensprühenden Kreis . . . der Kopf des blutdürstigen Alten rollte im Gras! Ein solcher Hieb der Klinge ist ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides für jeden Säbelfechter, der einen Namen hat. Die Schar schrie

triumphierend auf und umzingelte in vollem Galopp den Wagenzug. Der Reiter in dem roten Tscherkessenrock machte eine schroffe Kehrtwendung, sein Hengst schnaubte über Wolodka, mit blutunterlaufenen Augen.

„Was ist da passiert?“ schrie der Reiter fröhlich.

„Batko!“ riefen fast gleichzeitig Pelipenko und Wolodka. Sie hatten die Stimme ihres Kommandeurs erkannt.

„Oho“, machte Kotschubej gedehnt, „meine Kinderchen sind in Windeln gewickelt und unter guter Aufsicht...! Siehst du, wie man euch reingelegt hat? Da ist der Batko wohl gerade noch zur rechten Zeit gekommen.“

Kotschubej wischte den Säbel am Ärmel ab, steckte ihn in die Scheide und sprang ab. Nahm den Dolch und zerschnitt geschickt die Fesseln der Gefangenen. Dann half er ihnen auf die Beine. Als sie auf dem Boden standen, blickte er den beiden nacheinander in die Augen und hielt mit seinen ausgestreckten starken Armen ihre Schultern gestützt. Er schob die Mütze in den Nacken und küßte sie dreimal auf die verdorrten Lippen. „Erzählen könnt ihr nachher“, sagte er in absichtlich ein bißchen grobem Ton.

„Ahmet! die Burschen da brauchen Pferde. Aber nicht diese Schindmähren“, warf er verächtlich hin, indem er auf die erbeuteten Pferde der entwaffneten Begleitmannschaft deutete. „Gebt ihnen meine Reservepferde ‚Chanscha‘ und ‚Orkan‘.“

Aus dem Russischen
von F. N.

Zur Einleitung

FREIHEIT UND POESIE DER SOWJETVÖLKER

Notizen

von

Hugo Huppert

Vor etlichen Jahren fuhr ich im härtesten Winter von Leningrad nach Murmansk. Es war einer jener gemütlichen Bummelzüge, die man „Maximkas“ nannte, mit heiterer Anspielung auf Maxim Gorkis Wanderjahre, jene langen und langsamen Fahrten voller Menschen, Landschaften, Begegnungen und Visionen. Als wir über den Polarkreis kamen und die Sonne am Morgen nicht mehr aufging, wurden die Schneeverwehungen arg und ernst. Wir kamen mit Müh und Not bis Kandalakscha, wo eine Hilfslokomotive erwartet wurde; da besichtigten wir die Fischkonservenfabrik, trudelten auf Skiern in der opalenen Mittagsdämmerung über das Eis der Bucht. Als wir zu den umnebelten Lichtern der Bahnstation zurückstrebten, tönte uns in mächtigen Wellen Gesang entgegen: ein merkwürdiges, ergreifendes, gewaltiges Singen. Ein paar Holzfällerbrigaden, karelische Russen und Leute von Archangelsk, hatten im Zuge Platz genommen und sangen ihre uralten, wiedergeborenen nordrussischen Heimatchöre. Nichts läßt sich mit diesen uferlosen Melodien und trotzigen Kehrreimen vergleichen, die uns in holzgeheiztem, häuslichem Waggon zur Murmanküste begleiteten. Mitreisende leningrader Studenten erklärten mir die Worte und die Weisen: in Karelien und an der Dwina haben sich die Schätze der rebellischen Volkspoesie des 17. und 18. Jahrhunderts und gar noch Reste heidnischer Naturlyrik und Sagenwelt lebendig fortgepflanzt. Zar, Gutsherr und Pope hatten nicht vermocht, sie hier im Norden auszumerzen, diese freien Worte und Weisen. Ähnlich war es auch noch an der südlichen Peripherie, bei den Flößern der unteren Wolga und allenfalls auch bei den Donkosaken. Der Große Oktober hat das innerlich freie Volksschaffen auch in der Kunst mit einem Schlag entfesselt. Entfesselt ist das richtige Wort: jahrhundertelang war es halb illegal im Gedächtnis der Generationen weitergegeben, und halb war es vergessen worden. Nun ward es eifrig gesammelt und behutsam aufgezeichnet, es fand Eingang in Bücher und Sammelwerke und wurde endlich, aufs neue, Gemeingut des Volkes. Nein — der Völker. Denn schon während der Jahre des Bürgerkrieges sangen an allen Fronten, in allen Windrichtungen, in allen Sprachen und Intonationen, rote Partisanenrotten und Rotarmistenbataillone die schönen rhapsodischen Gesänge vom tapferen Befreier Puga-

tschew, vom mannhaften Bauernrebell Stjenka Rasin und seinen Getreuen. Entfesselt heißt noch etwas anderes: die Traditionen der Volkspoesie wurden wiederaufgenommen, schöpferisch *fortgesetzt*. Hatte man früher, an Winterabenden in Bauernhöfen oder am Sommerabend auf Dorfplätzen oder am Sonntag in der Gesindestube und in der düsteren Arbeiterwohnung, die überkommenen Lieder, Märchen, Chöre, Sprüche aus der Erinnerung hervorgeholt, so war es ein Zurückgehen in vergangene Zeiten gewesen, ein heimliches Erhalten und Bewahren. Der schwere Druck, der auf den Gemütern der arbeitenden Menschen lag, die lastende, zersetzende Feindschaft zwischen Stadt und Land, die tödliche gesellschaftliche Scheidung zwischen körperlichem „Schuften“ und geistigem „Schaffen“ — sie erlaubten keine Erneuerung, kein Weiterwirken, keine Fortsetzung des poetischen Volksschaffens. Die werktätigen Massen dichteten keine neuen Lieder. Und was einzelne schufen, war Melodie des Zornes oder gereimte Klage, meist aber doch Variation des Alten. Nur langsam entwickelte sich die Arbeiterdichtung. Der Sozialistische Oktober hat der Volksdichtung ihren Massencharakter wiedergegeben. Die neue Freiheit erzeugte die neue Poesie. Das Ende der sozialen und der nationalen Unterdrückung wurde zum Anfang einer neuen Ära der Volkskunst, der Volks-Künste. Eine im Westen kaum vorstellbare künstlerische Massenbewegung hat eingesetzt. Die dominierenden Motive sind: Lebensbejahung, Freiheitsliebe, Selbstbehauptung und Aufbauwille. Die neuerdings machtvoll hervortretende Bereitschaft zur sozialistischen Landesverteidigung ist darin seit jeher stark enthalten. Anknüpfend an den gesamten, unausschöpfbaren Reichtum der alten, vererbten *nationalen Formenwelt* — empfängt das zeitgenössische künstlerische Volksschaffen aller Sowjetnationen und -völkerschaften vom heroischen heutigen Alltag und Festtag seinen neuen *sozialistischen Inhalt*. Stadt und Land arbeiten brüderlich zusammen, ihr Lebens-Gegensatz ist ausgelöscht. Die körperliche Arbeit hat die geistige „Weihe“ des Schaffens, des Schöpfertums empfangen; im Stachanow-Menschen ist der neue „geistige Arbeiter“ vorgebildet als der kommende, kommunistische Typus. Aus der Arbeiterklasse — die nicht mehr im alten Sinn „besitzloses Proletariat“, sondern Herr des neuen Lebens ist — und aus der werktätigen Bauernschaft im Kollektivgut erwächst die junge Sowjet-Intelligenz. In die Kunst bringt diese Intelligenz besondere Züge des *sozialistischen Realismus*, zu dessen Wesensbestand die schöpferisch-kritische Meisterung auch des *volkstümlichen Erbes* gehört. Geläutert von allem wesensfremden Niederschlag, von den feudalen, religiösen und mystischen Zutaten und Entstellungen — Spuren der Unterdrückung des Menschen durch den Menschen — bilden die alten populären Überlieferungen hochwertige Ansätze zur neuen Volkskunst. Folklore-Forscher, Liedersammler, Märchenaufzeichner beobachten diese Renaissance der Volks-Künste in allen Republiken und Gebieten der weiten Union. Sie haben neues und immer neueres Material: hunderte Märchen und Sagen behandeln die Person Lenins; hunderte vielgesungener Lieder unbekannter Autoren besingen Stalin; Legenden ranken sich um die populären Heerführer des Bürger-

kriegs: Woroschilow, Frunse, Budjonny; Tschapajew lebt gepriesen weiter, figürlich und persönlich — die Legende läßt ihn gar nicht sterben, er schwimmt verwundet über den Uralfluß und lebt unter fremdem Namen heute weiter als Roter Kommandeur... Schtschors agiert in unzählbaren ukrainischen Volksballaden. In Usbekistan, in Westsibirien, in Kasachstan, im abchasischen Teil Georgiens hörte ich Improvisatoren, die in freiem Fluß der Bilder und Gedanken Verse erfanden, melodiegeformte Verse, begleitet von traditionellen Saiteninstrumenten. Der 90-jährige kasachische Dichter und ehemalige Hirte Dshambul singt und spricht die Rhapsodien des kollektivbäuerlichen Wohlstands; in Daghestan preist der greise, hochbegabte Suleiman Stalski, Kolchosmensch und großer Dichter, in farbensatten Versen das Glück des neuen Demokratismus und des sozialistischen Volkswohls. Man kennt den usbekischen Volkssänger Karimbaj Schamssi, den aserbaidshanischen Hymniker Samed Wirgun. Man kennt die orientalische poetische Renaissance unserer Zeitgenossen Abul-Hassem Lahuti, Maimbet, Assad Kerbalaj Rsa und noch vieler anderer. Das lebendige Ansehen der aus Namenlosigkeit zu nationalem Ruhm emporsteigenden Volksdichter ist unbeschreiblich: jung und alt betrachtet sie mit liebevollem Stolz als beste Träger der wiedergeborenen nationalen Kultur. Viele Republiken haben den Titel „Volksdichter der Republik“ geschaffen und verliehen. Und es ist wahrhaftig kein leerer Titel! Die Zahl der würdigen Anwärter, heute vielleicht noch unbekannt und namenlos, wächst und wird weiter wachsen. Die Merkmale der „jungen Sowjetintelligenz“ — das ist das Wunderbare — treffen oft auf Menschen zu, die ganz und gar nicht jung sind. Von Dshambul und Suleiman Stalski, den greisen Nationaldichtern, habe ich schon gesprochen. Es sind nur die berühmtesten Beispiele. In einem weltverlorenen, waldumrahmten winzigen Dorf namens Golowino bei Rumjanzewo, keine hundert Kilometer von Moskau entfernt, unweit der ehemaligen romantischen Klosterfestung Neu-Jerusalem an der Istra, wo ich einen Spätsommermonat verlebte, gehörte zu meinen Nachbarn ein 92jähriger Kollektivbauer namens Andrej Jolkin. Er konnte sich vorzüglich daran erinnern, wie er in jungen Jahren als Leibeigener vom Grafen Rumjanzew an den Fürsten Golizyn verkauft wurde; Graf Rumjanzew steckte eine tüchtige Summe als Erlös für ihn ein, denn Andrej Jolkin hatte eine schöne Tenorstimme, die Fürst Golizyn in seiner Hauskapelle brauchte. Dort wurde Andrej geprügelt und abgerichtet; er durfte keine weltlichen Lieder singen, er mußte Psalmen und Litaneien in altslawischer Sprache auswendig lernen. Dieser weißhaarige, erstaunlich rüstige Kollektivbauer (der sich gegen seine „Pensionierung“ kategorisch verwahrte) dichtete Vierzeiler, Tschastuschki, eine Art Schnadahüpfl, die von kernigem Bauernhumor sprühen und zur mündlichen Tradition der Gegend geworden sind. In witzigen Stegreif-Reimen behandeln sie alle Neuigkeiten des kollektivwirtschaftlichen Lebens, eine gesungene Lokalzeitung mit Ziehharmonikabegleitung. Es fehlen nicht scharfe, nadelspitze selbstkritische Noten, satirische Attacken von weittragender Kraft („Wenn ich meine Nadel zücke, schreit einer hinter den

Wäldern auf“, sagte er; er meinte einen säumigen Verwalter der Kooperative im Rayonzentrum). Jolkin ist vor kurzem gestorben; seine Vierzeiler gehen weiter um, obwohl sie niemals aufgezeichnet wurden. An einem Abend hat er mir 191 selbstverfaßte Strophen vorgesungen, und die Tischgesellschaft war vom Lachen und Beifallrufen heiserer als er selbst vom Singen. Ich bin überzeugt, daß Jolkin Schüler hatte, heimliche, die seine Strophenreihen fortsetzen werden. Das Kollektivdorf braucht sie...

Nichts hat uns Maxim Gorki in seinen letzten Lebensjahren dringlicher, persönlicher ans Herz gelegt als dies: die Kunst, die ihren hohen Namen verdient, wurzelt im Volk und kehrt zu ihm zurück. So sprach er zu uns im Sommer 1934 auf unserm ersten Schriftstellerkongreß. Der alte Dichter blieb seiner eigensten Jugend treu in diesem ewigen Gedanken. Davon sprach er bis zuletzt noch oft in engerem Kreis. Das war sein Vermächtnis an uns alle.

Aus der Vergangenheit

BALALAIKA

Altes tschuwaschisches Liedchen

Nehm zur Hand die Balalaika.
Klingt, ihr goldnen Saiten mein!
Obwohl fröhlich ist die Fremde,
bleib ich traurig und allein.

Denn das Dorf hier ist so fremd mir,
fremd sieht auch die Hütte aus —
ach, wenn ich ein Schwan doch wäre,
flög ich, flög ich schnell nach Haus!

Nachdichtung von
Hedda Zinner

O DU JUGENDZEIT

Altes Volkslied der Wolgatataren

Andante $\text{♩} = 54$

Aufgezeichnet von G. Lobatschow

Der Wald ist schwarz und stumm wie
Rauch das Gras. Von Liebe singt im
Hag die Nach- ti- gall - mich flie- het der
Schlaf. Lieb- li- ches Schal- len!
O du Jugendzeit, du schwin- dest so bald!

Der Wald ist schwarz und stumm,
wie Rauch das Gras.
Von Liebe singt
im Hag die Nachtigall —
mich fliehet der Schlaf.
Liebliches Schallen!
O du Jugendzeit,
du schwindest so bald!

Es rieselt kühl ein Quell,
doch trüb von Schlamm;
mein Rößlein trank,
das machte trüb den Quell —
mich düstet so sehr.
Quell du am Hügel!
O du Jugendzeit,
du schwandest so bald!

Nachdichtung
von F. N.

KLAGE DES SOLTAN SOJUNA

von

Hussein Mirza Baikara

Der turkmenische Dichter Baikara lebte von 1469 bis 1506

Warum ist mein Garten öde —
blüht doch weithin der Granat?
Warum reift ringsum die Gerste,
nur bei mir verbrennt die Saat?
Warum glüht und strahlt die Sonne,
wie sie eh und je es tat?
Warum scheinen Mond und Sterne,
da mein Herz der Tod zertrat?
Warum gibt es so viel Leben,
wo gestorben mir — Sajat?

Mit Brokat, Musslin und Seide
sei die Liebste angetan.
Über ihrem Leib das Grabmal
soll sich hoch den Wolken nahn!
Auf ihr Grab tropf hin, mein Herzblut,
purpurrot wie mein Turban!
So blüht in der Wermutsteppe
Rose mit der Tulipan —
wie mein Herz sich deinem Herzen
blühend öffnete, Sajat.

Niemals traf ich eine Schöne,
schöner als die Liebste mein!
Ach, es wollt solch großes Glück mir
diese Welt nicht mehr verzeihn...
Als Sajat mir angehörte,
schien die Welt ganz mein zu sein;
ärmer bin ich als ein Bettler,
jetzt, da ich verlor Sajat!

Warum nimmt der Schmerz kein Ende,
der mein armes Herz zertrat?

Warum trag so schwer Verlust ich,
ist verbrannt mir Frucht und Saat?

Warum starb nicht Vater, Bruder,
nicht mein bester Kamerad?

Warum bin nicht ich gestorben,
dem so weh das Leben tat?

Tausend Leben wollt ich geben —
lebt die Schönste noch: Sajat!

Nachdichtung von
Hedda Zinner

DER HASE

Tschuwasschisches Liedchen

Langsam, Innig *Aufgezeichnet von S. Maximow*

Zäh- ne frie- ren fest am Bau- me, bläst der Wind mir
um die Oh- ren — wenn der Hund bellt, hör ichs nicht.
Jä- gers- mann kommt nah ge- schli- chen, lei- sen Tritts, den ich nicht hör

Zähne frieren fest am Baume,
bläst der Wind mir um die Ohren;
wenn der Hund bellt, hör ichs nicht,
Jägersmann kommt nah geschlichen,
leisen Tritts, den ich nicht hör.

Häschen sein ist böß im Winter —
denn der Jäger wird mich schießen,
wird mir ziehn das Fell vom Leib.
In der Stadt dann, auf dem Markte
hält er Fleisch und Fellchen feil.

Und das Geld für Fleisch und Fellchen
wird im Wirtshaus er vertrinken,
prügeln dann zu Haus sein Weib,
und die Kinder werden weinen —
Kinderlein, ihr tut mir leid!

Nachdichtung
von F. N.

ORA, DER HIRT

Altes kalmückisches Volkslied

Ora ist ein Waisenkind,
weidet fremde Schafe,
weidet fremde Schafe,
nackt und bloß die Glieder sind,
wenig Schlaf und Brot.

Braust der Wintersturm daher,
hockt er hinterm Hügel,
hockt er hinterm Hügel,
Schäfleins Pelz ist dick und schwer
dünn des Hirten Rock.

Sommers Glut und Staub und Wind,
schwirren Bremsenschwärme,
schwirren Bremsenschwärme,
brunnenlos die Steppen sind,
weder Bach noch Fluß.

Wintersturm, gib Wärme mir,
Glut, gib du mir Kühle!
Glut, gib du mir Kühle!
Stille meines Durstes Gier,
goldner Wüstensand!

Nachdichtung
von F. N

Unter der Sowjetmacht

CHODSHA — BAKIRGAN

VON

Karimbaj Schamssi

Usbekisch

Und die weiten Baumwollfelder blühen.
Und am warmen Hang die Reben blühen.
Weiß sind alle Wege in Chodshent,
weil an jedem Weg die Gärten blühen.

Taub und trocken warst du, Erde.
Keine Früchte gabst du, Erde.
Schriest nach Tropfen Wassers, Erde.
Stalin dachte deiner, Erde!

Ingenieure schickt er nach Chodshent.
Und Maschinen schickt er nach Chodshent,
daß das Glück in den Kolchosen blühte.
Ja, sein Herze schickt er nach Chodshent.

Und nun trankst du Wasser, Erde.
Und dein Schoß ward fruchtbar, Erde.
Saat und Blüte gabst du, Erde.
Ach, ich küsse dich, du Erde!

Chodsha — Bakirgan . . .

Chodsha — Bakirgan . .

Nachdichtung von
Erich Weinert

DICH GRÜSST BAKU

von

Samed Wirgun

Aserbaidshanisch

Von Sternen,
 am Himmel Bakus entbrannt,
von Frauen,
 die nicht mehr den Schleier gekannt,
von Flügeln der Kraniche
 hoch überm Land,
von Liedern,
 von schwingenden Saiten gesandt,
wo die Frühsonne flammt
 in goldenem Brand,
wo die Tage wie Trauben
 von Säften gespannt,
wo Wort und Gefühl
 von Fesseln entbannt,
vom Herzen der Liebenden, .
 Hand in Hand,
von tönenden Jahren,
vom Segen, der fließt,
sei,
 bester der Bolschewiken,
 gegrüßt!

Es blühn unsre Tage
wie Blüten im Kranz
vom Wesen Muganis
und Mils und Shirwans.
Kühl steigt aus den Bergen
das Frühlicht heran.
Im Blütenduft badet sich
Lenkoran.

Buntseiden
sind Nuchas Höfe bespannt.
Schwarz ist der
Kubinerteppiche Rand.
Es ruht unterm Wegstein
das glimmernde Erz.
Wie herrlich die Arbeit!
Und du bist ihr Herz!

Nun rufen sie,
Schulter an Schulter, dir zu,
das Volk von Moskau,
das Volk von Baku:
Wir haben das Leben,
die Freiheit, das Brot.
Des Kreml Tor
ist das Morgenrot.

Wie die Karawane
der Sonne nachgeht,
so gehn wir mit dir,
der uns führt und berät.
Und unser Antlitz,
wie Bronze gebräunt,
und Augen und Lippen dich grüßen,
den Freund!

Wenn einen sie nennen,
dann Stalin, bist du's!
Dich grüßen
ist kein alltäglicher Gruß!

Nachdichtung von
Erich Weinert

FRÜHLINGSLIED

von

Suleiman Stalski

Daghestanisch

Es zog der Frühling wieder ein,
die jungen Hände voll von Gaben,
die Wolken werden unser Land
mit reichem, frohem Regen laben,
damit die Ernte dieses Jahrs
uns hoch umwogt mit ihren Wellen,
die Bruderkräfte des Kolchos
im Glück der hohen Ernte schwellen.
Und alle rings, die brüderlich
und sorgsam unsrem Aufstieg lauschen,
sie werden liebevoll und stolz
an unsrem Glanze sich berauschen.

Die Wiesen sind von Blumen schwer
und tanzen doch im Windessausen,
wenn durch das freie Daghestan
die freien Frühlingsstürme brausen.
Die Frühlingsbäche schwemmen fort
den Schmutz der alten Traditionen,
es dürfen Mensch und Nachtigall
in freien Gärten singend wohnen.
Jenseits der Grenzen lauscht die Welt,
beginnt die neue Zeit zu ahnen,
das Volk des Westens denkt gewiß
im Herzen schon der Daghestanen.

Du Frühling bist uns nah verwandt,
besuchst uns früh, besuchst uns gerne,
denn tief in unsren Augen brennt
das starke Feuer deiner Sterne,
und deiner Tage Seidenglanz
ist unsres Volkes lichte Fahne,
damit der Arbeitsfrühling uns
den Weg zum Erntesommer bahne.
Dich liebt das Volk, dich grüßt das Volk
im Wiesengrün, im Blumendrängen,
und auch Suleiman Stalski grüßt
den teuren Gast mit Lobgesängen.

Nachdichtung von
Klara Blum

WIE DIE FREUDE IHRE HEIMAT FAND

von

Abul-Hassem Lahuti

Persisch

Wie ein Perlenreigen tanzt die Stimme hell:
Sang der Nachtigall;
und ihr Lied ein frischer Quell.
Augen wie Kristall.
Ambra duften ihre Locken, deren Fülle trank
Licht vom Sonnenball.
Eine Silberpappel schlank
ist ihr junger Leib.
Heißt sie Frühling? Heißt sie Liebe?
Freude heißt sie. Freude bleib!

Doch die Freude sie fliegt über Land und Meere;
durch Java und China, durch Mexiko eilt sie;
nach Ost und nach West geht die Reise, die schwere —
doch nirgends ein Obdach! Und nirgends verweilt sie.
Die Heimat der Freude: hier kann sie nicht sein.

Die Freude fliegt leicht wie ein flüchtiger Traum,
durchgleitet Paläste voll Prunk und Gefunkel . . .
und flüstert: O weh mir — hier atme ich kaum!
Trotz Glanz und Geschmeide welch Diebshöhle dunkel!
Die Heimat der Freude? So ist sie nicht — nein.

Und klingt auch Musik in den prächtigen Sälen,
und nennen sie festlich den Lärm, der dort hallt —
wie könnt ich die Heimat mir je so erwählen?
Das ist die Heimat der Gier und Gewalt —
die Heimat der Freude muß licht sein und rein!

Die Welt ist so weit, und tausende Hände
sie winken und bieten mir Obdach an.
Berlin liegt dort drunten . . . und Rom . . . der Balkan . . .
O, daß ich die Heimat, die Heimat dort fände!
Die Freude tritt zagend in Hütten hinein.

Und sieht dort die Not und den Gram und die Qual,
sieht jegliche Lust schon im Keime ersterben;
das Lachen erstickt, es klingt bitter und schal
und klirrt, jäh zerbröckelnd, in traurige Scherben . . .

Und fort schleicht die Freude, hier kann sie nicht sein.

Ich hasse die Tränen; mein Name heißt Freude —
seid Heimat mir, London, New York und Paris!
Nur reicher noch werd ich, je mehr ich vergeude!
Doch was auch die Freude den Menschen verhiess —
sie konnt bei der Sorge zu Gaste nicht sein . . .

Die Freude muß wohnen bei Frohen, bei Satten:
Ich hasse den Kummer, ich hasse die Pein,
ich hasse die Dummheit, ich welke im Schatten,
denn ich bin die Jugend — die Zukunft sei mein!
Wo ist die Heimat der Freude allein?

Und steil wie die Lerche stieg hoch sie empor
und sah unsre Städte und Dörfer und Weiten;
sie hörte der Arbeit berauschenden Chor
sich selber die fröhliche Heimat bereiten
und wußte: ich werd nicht ohn Obdach mehr sein!

Und senkte sich nieder mit rauschenden Schwingen.
Fand Mädchen und Burschen beim Tanz und beim Spiel;
doch ließ auch die Freude die Arbeit gelingen . . .
Da rief sie hell jubelnd: Jetzt bin ich am Ziel —
ich suchte die Heimat, die Heimat ist mein!

Und sie füllten die Becher mit perlendem Wein,
und sie trugen die Freude in ihren Reihn
in die Zukunft voran mit festlichem Schritte;
und die Freude blieb freudig in ihrer Mitte
und rief: Hört mir zu, ihr Genossen mein —

ihm, der mir gab mein Vaterland,
ihm, der uns führt mit sichrer Hand,
ihm, der den Becher füllt mit Trank:
Genossen Stalin — Gruß und Dank!

Nachdichtung von
Hedda Zinner

DAS LIED VOM SCHTSCHORS

*Ukrainisch — Aufgezeichnet nach den
Worten des Banduraspielers Pawel Mos-
satsch im Dorfe Bowkun, Rayon Ta-
raschtschansk, kiewer Gebiet.*

Schtschors rief seine Leute wacker,
armes Landvolk und Gesind:
„He, Batraken, laßt vom Acker,
sprengt die Feinde in den Wind!“

„Rüstig und bereit!“ erwidern
Schtschors die Burschen wie ein Mann.
Und ein junges Volk von Brüdern
ging den Feind mit Eisen an.

„Recht so, Jungen!“ rief im Reiten
Schtschors und sprengte weit voraus.
„Wollen für die Freiheit streiten
und für unser Land und Haus!“

Hieb die weißen Haufen nieder:
„Vorwärts, für die Sowjetmacht!“
Und die Jungen sangen Lieder
mitten in der heißen Schlacht.

Abends war das Feld voll Leichen,
von den Feuern stieg der Rauch.
Und die Weißen mußten weichen,
lauernd hinter Strunk und Strauch.

Schtschors ließ das Gelände erkunden,
sah durchs Fernglas, wankte kurz —
ach, verstohlenste der Wunden! —
Schtschors war stumm in seinem Sturz.

Lag, als ob er lauschend ruhte,
lich der Erde sein Gehör.
Starb als Held in seinem Blute,
unser tapfrer Kommandeur.

Nachdichtung von
Hugo Huppert

MACH DIR KEINE HOFFNUNG

*Tschetschenisch. — 1935 aufgezeichnet
nach den Worten der Kollektivbäuerin
Dsabura Hakimowa im Dorfe Machketi,
Tschetscheno-Inguschetische ASSR, Nord-
kaukasus.*

Hast kein Füllen, scheu und züchtig,
hochgepflegt zum Musterroß,
warst im guten Jahr nicht tüchtig
und kein Vorbild im Kolchos —
bitter soll dein Los drum sein:
nimmer, hörst du, werd ich dein.
Mach dir keine Hoffnung!

Sind dir heilig nicht die Güter
unsrer Feldgenossenschaft,
bist ihr Mehrer nicht noch Hüter,
hast gelernt nicht noch geschafft —
bitter soll dein Los drum sein:
nimmer, hörst du, werd ich dein.
Mach dir keine Hoffnung!

Nachdichtung von
Hugo Huppert

AM FLUSSE WJETLUGA

*Marisch. — Mitgeteilt von vier Bauern der
Siedlung Kosmodemjansk, Marische Auto-
nome SSR, Mittlere Wolga.*

Bricht am Ufer ab die Bahn,
braucht der Wanderer einen Kahn,
braucht der Wanderer einen festen Kahn.

Und zwei Ruder braucht er dann,
daß der Kahn auch schwimmen kann,
daß der Kahn hinüberschwimmen kann.

Dort, am Ziel der Überfahrt,
winkt des Lebens neue Art,
winkt des neuen Lebens freie Art.

Und die neue Lebensart
wird durch Bücher offenbart,
wird durch weise Bücher offenbart.

Wenn das Wissen ihn verklärt,
wird der Tag erst lebenswert,
tausendfach vermehrt es seinen Wert.

Und das Buch tut wie das Boot
unserm Erdenwanderer not:
Wissen überwindet alle Not.

Bricht am Ufer ab die Bahn —
ist das Wissen unser Kahn;
der ist fest und Ruder sind daran.

Nachdichtung von
Hugo Huppert

ELEKTRISCH LICHT IM DORFE

Armenisch. — Festgehalten nach den Worten des Bauern K. Arutunjan im Dorfe Artaschat, kamerlinker Rayon, Armenische Sozialistische Sowjetrepublik.

Elektrisch Licht nun das Dorf erhellt,
das Dorf erhellt;
die Leitungsmasten sind aufgestellt,
hoch aufgestellt.
Gegrüßt sei, Zeit,
du Leninsche Zeit!

Ja, Lenin brachte dem Dorfe das Licht,
er brachte das Licht,
enttäuschte die Hoffnung der Armbauern nicht,
er täuschte sie nicht.
Gegrüßt sei, Zeit,
sozialistische Zeit!

Und wo das elektrische Licht erschien,
das Licht erschien,
da löschten wir freudig Funzel und Kien,
den blakenden Kien.

Gegrüßt sei, Zeit,
Kollektivbauernzeit!

Wie Sonne trat das Licht ins Kolchos,
in unser Kolchos,
daß wie eine Blüte das Herz sich erschloß,
sich blühend erschloß.

Gegrüßt sei, Zeit,
du Stalinsche Zeit!

Nachdichtung von
Hugo Huppert

BURSCHE HATSCHO

*Armenisch. — Aufgezeichnet nach den
Worten des armenischen Aschug (Volks-
sängers) Werda,*

„Bursche Hatscho,
Lumpen-Hatscho,
statt deines alten Kittels aus Flecken und Flickern
sehn wir einen neuen sauberen Rock dich schmücken.
Wer schenkte ihn dir?
Wer schenkte ihn dir?“

„Der Rock, der die kräftige Brust mir umfängt,
Lenin, Lenin hat ihn mir geschenkt.
Lenin!“

„Bursche Hatscho,
Bettler-Hatscho,
Stapfst nicht mehr in verschlissenem Strumpf aus Lumpen,
trägst ja jetzt glanzvolle hohe Stiefel mit Stulpen.
Wer schenkte sie dir?
Wer schenkte sie dir?“

„Die glanzvollen Stiefel, hoch bis zum Knie,
Lenin, Lenin schenkte mir sie
Lenin!“

„Bursche Hatscho,
Genosse Hatscho,
warst früher der schweigsamste, schüchternste Janmerjunge.
Jetzt hast du die schärfste Zunge, die schallendste Lunge!
Wer schenkte sie dir?
Wer schenkte sie dir?“
„Die Worte, die Stimme, die ich jetzt hab,
Lenin, Lenin wars, der sie mir gab,
Lenin!“

„Genosse Hatscho,
Professor Hatscho!
Einst warst du ein armer Ackerknecht, stumpf und dumm –
und jetzt beschließt du dein hochgelehrsames Studium.
Wer schenkte dir das?
Wer schenkte dir das?“
„Das Wissen, das Können, das in mir ist,
Lenin dank ichs als Jungkommunist,
Lenin!“

„Hochgelehrter Hatscho,
hochgelehrter Hatscho!
Du bist — unser bester Stolz — nun berühmt geworden
und trägst, zum Preis für dein Werk, gar den Lenin-Orden!
Wer schenkte dir ihn?
Wer schenkte dir ihn?“
„Den Orden, als Dank für geleisteten Wert,
Stalin, Stalin hat ihn mir verehrt.
Stalin!“

Nachdichtung von
Hugo Huppert

TANJKA MACHT DIE AUGEN AUF

Komödie in drei Akten

von

Julius Hay

Personen:

Professor WALTER WIEGAND
RENATE GABLER, seine Tochter
STIPS, sein Söhnchen
OTTO GABLER, sein Schwiegersohn
TATJANA
KONSTANTIN NIKOLAJEWITSCH SILENZOW
IWAN IWANOWITSCH IWANOW
LOLA GRIGORJEWNA UTKINA
ANNEMARIE REINARTZ
ERNST ERICH WOHLGEMUT
NASTJA
MISCHA

Die Handlung spielt in unseren Tagen in der Wohnung der Familie Wiegand in Moskau.

ERSTER AKT

Eine geräumige, moderne Wohnung in einem der neuesten Häuser des entstehenden neuen Moskau. Großes Fenster mit Ausblick auf alte Türme und Kuppeln. Hier wohnt der Architekt Professor Wiegand mit Tochter, Söhnchen und Schwiegersohn. Der erlesene Geschmack des Inhabers und sein Hang zum Wohlleben kommen in allen Dingen zum Ausdruck. Wiegand hat die Gewohnheit, überall, wo er geht und steht, an seinen Entwürfen zu arbeiten. Zeichnungen liegen auf dem Klavier, auf allen Tischen, auf Stühlen. Flüchtige Skizzen sind an die Wand geheftet. Eine expansive Genialität, die sich überall hineinfrißt und alles Übrige zu verdrängen droht. An der Wand zwischen wenigen alten Stichen ausgesuchte Fotos von Lenin und Stalin. Es ist Vormittag. Die Wohnung ist erst halb aufgeräumt. Da es ein kalter Wintertag ist, muß sich jeder, der von der Straße kommt, im Vorzimmer warmer Oberkleidung, der Gummischuhe usw. entledigen.

RENATE GABLER kommt in Trainingsanzug mit Haushaltsschürze, Handschuhen, Tuch um den Kopf. Sie ist eine schöne, gepflegte Frau, Mitte zwanzig. Jetzt ist sie sehr gegen ihren Geschmack mit Kochen und Aufräumen beschäftigt. — Sie geht zum Telefon.

RENATE (*indem sie die Nummer einstellt, vor sich hin*): Arbat 1-77-18 ... Hallo... Studentenheim? ... Falsch. (*Legt auf, beginnt aufs neue*) Arbat 1-77-18... Studentenheim? ... Falsch. (*Wieder*) Arbat 1-77-18 ... Studentenheim? Ja? Nicht möglich! Rufen Sie bitte Genossen Iwanow. Ja. Iwan Iwanowitsch Iwanow ... Nein, nicht den Hauskommandanten ... Nein, nicht den Arzt ... Nein, nicht den Heizer. Den Studenten Iwan Iwanowitsch Iwanow ... Aha. Es gibt bei Ihnen vier Studenten Iwan Iwanowitsch Iwanow? Den Architekturstudenten und Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes Iwan Iwanowitsch Iwanow.

IWAN IWANOWITSCH IWANOW tritt ein hinter Renates Rücken; er ist ein gut gewachsener, ernst zu nehmender junger Mann, Anfang zwanzig, einfache, offene Züge, rosiges Gesicht, welches noch sehr leicht errötet, in welchem aber kluge Augen sitzen und ein Mund, der schon in einigen Jahren einen recht energischen Zug bekommen wird. Ihm ist ein natürliches, humorvolles Lächeln eigen, welches sich aber noch selten zeigt. Er hat ein großes, aber leichtes Paket in der Hand.

IWANOW: Renata Walterowna, Sie rufen mich? Weswegen?

RENATE (*legt den Hörer auf, wendet sich zu Iwanow*): Wanjka, da sind Sie ja. Hören Sie, ich halte das nicht länger aus. Sie helfen mir gar nicht, Sie wollen mir ja gar nicht helfen. Wanjka, wie oft habe ich Ihnen schon gesagt: eine Hausarbeiterin brauche ich mit zwei Händen und einem Kopf; was drin ist, ist egal. — Aber zu Ihnen kann man reden: hier herein, da heraus.

IWANOW: Renata Walterowna, Renata Walterowna. Ihr Vorwurf betrübt mich. Er trifft mich zu unrecht. Ich ...

RENATE: Ja, Sie! Was, Sie?

IWANOW: Ich stehe Ihnen bejahend gegenüber, Renata Walterowna. Sie sind die Tochter eines sehr großen Künstlers und die Frau eines hochqualifizierten Spezialisten; Sie sind belesen in der Literatur und haben immerhin eine politische Elementarbildung. (*Mit leichtem Lächeln*) Sie führen ein kulturvolles Leben, Renata Walterowna. Sie besitzen ein Grammophon mit 273 Platten, eine Nähmaschine mit elektrischem Antrieb und eine Reiseschreibmaschine; Sie beherrschen fünf Sprachen, sämtliche westlichen Tänze und kennen Feuchtwanger persönlich. Wie könnte ich einen anderen Wunsch haben, Renata Walterowna, als Ihnen zu helfen, Renata Walterowna. Aber wissen Sie, Renata Walterowna, ich habe kein Glück, denn so oft ich ein Mädchen finde, das Arbeit sucht — und das ist selten in diesem Lande, denn meistens sucht hier die Arbeit den Menschen — und so oft ich glaube, die wäre gut genug für Sie — dann schicke ich sie am Ende doch in die Fabrik oder in die Kollektivwirtschaft, denn das ist eines ganzen Menschen doch viel würdiger.

RENATE: Und bin ich vielleicht gerade gut genug dafür?

IWANOW: Renate Wal ...

RENATE: Papa ist verwöhnt, Otto ist anspruchsvoll, der Junge ist rücksichtslos. Die Wohnung hat vier Zimmer, die Insassen haben vier Mägen. Was bleibt da noch viel von meinem „kulturvollen Leben“ übrig?

IWANOW: Renata Walterowna, ich bin traurig, weil Sie traurig sind, und damit Sie nicht traurig sind, und ich nicht traurig zu sein brauche, habe ich Ihnen . . . (*beginnt das Paket aufzuschnüren*)

RENATE (*mit Freude*): . . . was mitgebracht? — Wanjka, Sie sind ein lieber Junge, aber wozu das? Sie verdienen nicht viel.

IWANOW (*schnell*): Ich bekomme eine Prämie für gute Arbeit, sagt der Parteisekretär unseres Baubetriebes.

RENATE: Ja, Genosse Silenzow hält große Stücke auf Sie, und Papa lobt Sie auch. — Nun, und dann müssen Sie gleich für mich Geld ausgeben? — So zeigen Sie endlich!

IWANOW (*schaut hinter die Papierhülle, zeigt aber den Inhalt noch nicht, kostet die Spannung kindlich aus*): Zwei Hände, sagten Sie? Zwei Hände h a t sie. Einen Kopf, sagten Sie? Einen Kopf h a t sie. Und was im Kopf ist, ist Ihnen, nicht wahr, egal. (*Entnimmt dem Paket eine große, bunte Stoffpuppe, ein russisches Bauernmädchen darstellend, auf die übliche Weise karikiert*) Nehmen Sie also vorläufig die da als Hausarbeiterin.

RENATE (*nimmt sie mit Freude*): Sieht die aber aus! Ein Trampel zum Totlachen. Wie heißt sie denn?

IWANOW: Wir Russen nennen diese Puppen immer Tanjka.

RENATE: Wanjka, Sie haben mir Freude bereitet mit Tanjka.

IWANOW (*in ganz anderem Ton*): Jetzt habe ich aber eine Bitte an Sie, Renata Walterowna.

RENATE: Was denn, Iwan?

IWANOW: Sie wissen, welches Angebot der Parteisekretär Genossen Wiegand gemacht hat?

RENATE: Silenzow sollte das schön bleiben lassen. Papa ist ein alter Mann.

IWANOW (*ernst, schwungvoll*): Professor Wiegand ist nicht alt und nicht jung. Er ist eben Professor Wiegand.

RENATE: Und jetzt soll ich Ihnen wohl helfen, ihn breitzuschlagen?

IWANOW: Die Komsomolgruppe des Baubüros hat sich die Aufgabe gestellt, Walter Eduardowitsch für diese Arbeit zu gewinnen. In Jahresfrist werden seine Entwürfe für das moskauer Staatsarchiv fertig. Jeder, der was davon versteht, bewundert seine Arbeit. Nach seinem Vortrag auf dem Architektenkongreß gilt er als einer der größten Fachleute der Stadtplanung. Wundert es Sie, daß wir gerade ihn und nur ihn für unsere neue Komsomolzenstadt in Jakutien haben wollen?

RENATE: Der olle Wiegand in Jakutien! Unmöglich, mein Lieber. Ihre neue Komsomolzenstadt in der Taiga wird ohne meinen Papa gebaut, Iwan Iwanowitsch.

OTTO GABLER kommt. Er ist ein ernster, leiser, etwas nervöser, arbeitsamer Mann, Anfang dreißig. Er hat Zeichnungen in der Hand. Er hat Schaftstiefel und Sporthosen an, aber noch Hausjacke.

GABLER: Guten Morgen, Genosse Iwanow, gut daß Sie da sind. In diesen wilden Skizzen von Wiegand kennt sich kein Mensch aus, nur Sie. — Gibts bald Frühstück, Renate?

RENATE: Schau, Otto, was Iwan mir mitgebracht hat. Tanjka heißt sie.

GABLER (*lacht*): Es juckt Sie wohl schon die kommende Prämie, Iwanow?

IWANOW: Kleine Entschädigung an Renate Walterowna dafür, daß sie an den Haushalt gebunden ist und nicht für qualifizierte Arbeit davon befreit werden kann.

GABLER: Die Haushalte müssen eben durchmechanisiert werden. — Habe Hunger, Renate.

RENATE: Kaffee oder Kakao?

GABLER: Kakao, aber nicht so süß wie zuletzt. — Papa hat sich wohl noch nicht sehen lassen?

RENATE: Um halb elf? — Gleich bring ich deinen Kakao. (*Ab*)

GABLER: Sehen Sie, ich kann mir vom System der Heizanlage des Archivbaus kein Bild machen, solange ich nicht weiß, was der Alte auf seinem Gebiet vorhat. Den Grundriß des Flügels D schmeißt er alle Tage viermal um. Gestern abend drückt er mir ein Blatt mit einem Vexierbild in die Hand — das wäre die endgültige Lösung. Nachts um drei bekomme ich von ihm ein Telegramm (*zeigi es*) „Heutige Lösung Quatsch, Endgültiges morgen“.

IWANOW: Ein Telegramm? Ist er denn verreist?

GABLER: Verreist? Hier schnarcht er im Nebenzimmer. — Sicher kam ihm die Idee vor dem Haupttelegraphenamt, als er aus seinem kaukasischen Keller kam. — Bei Morgengrauen geisterte er noch in der Wohnung herum und — sieh mal an! (*Bemerkt eine Skizze, die an die Wand angeheftet ist*) Da hat er die Lösung des Flügels D angenagelt.

IWANOW (*nicht wenig erschrocken*): Was? Der Professor nagelt den Flügel D... den Flügel D, den nur die allernächsten Mitarbeiter kennen dürfen, nagelt der Professor an die Wand?

GABLER: Beruhigen Sie sich, ich sammle alles und halte alles hier in diesem Schrank hinter Schloß und Riegel. — Aber zu verstehen ist es wieder nicht, was er da aufgeschmiert hat.

IWANOW: Wollen wir uns Mühe geben.

Im Vorzimmer schrillt ungeduldig die Glocke. Die Männer, vertieft in die Prüfung der Skizze, nehmen keine Notiz davon. Nachdem es ein zweitesmal und noch stürmischer geläutet hat, eilt RENATE mit Gablers Frühstück herbei.

RENATE: Wer ist denn da verrückt geworden? — Hier dein Kakao. — Ich komme ja schon! (*Bringt mit einigen Griffen das Zimmer oberflächlich in Ordnung und geht ins Vorzimmer*).

Die Tür zum Vorzimmer bleibt hinter ihr offen; sie öffnet den Wohnungseingang. Im Türrahmen erscheint eine stattliche Frauengestalt, die Ärztin UTKINA. Sie ist Ende vierzig, hat eine tiefe Stimme, ein aggressives Auftreten; und doch ist sie ein herzenguter, liebevoller Mensch, spielt nur gerne mit der Erinnerung an eine heldenhafte Vergangenheit, obwohl sie daran in Wirklichkeit wenig beteiligt war.

UTKINA: Tempoverlust, Tempoverlust, Tempoverlust! Was denkst du, meine Liebe, wenn wir im Bürgerkrieg vor jeder Tür so lange herumge-

standen hätten, wo wären wir jetzt? (*Küßt Renate*) Guten Tag, meine Liebe. Ich bin in größter Eile, will bloß schnell nach dem Rechten sehen. Ich muß weiter auf die Twerskaja zu einem Kranken. Alles gesund? Der liebe, gute Papa?

Gabler und Iwanow rafften die Zeichnungen zusammen, nehmen das Frühstücktablett und wollen sich aus dem Staube machen. Die Utkina hat aber schon abgelegt, sie ist ins Zimmer gedrunken und erblickt die Männer.

UTKINA: Halt, halt, halt, Otto Karlowitsch, nicht gleich ausreißen, wenn Tante Doktor kommt. Zugenommen? Abgenommen? Und der liebe Papa? Raucht er nicht zuviel? Trinkt er nicht zuviel? Meine Lieben, hört auf eine alte Kämpferin, unterschätzt das Genie eures Vaters nicht. Hütet seine Gesundheit wie euren Augapfel und noch mehr. — Und der Junge? Wohlauf? Ein prächtiger Kerl, dem Alten wie aus dem Gesicht geschnitten. Renate, liebes Kind . . . (*umarmt sie wieder*) Noch nichts zu melden? Tante Doktor fragt immer wieder umsonst? Kein Geheimnis? Nichts ins Ohr zu flüstern? Nichts?

GABLER (*etwas verlegen*): Lola Grigorjewna . . .

UTKINA: Keine Ausrede! Was habt ihr da für eine herrliche Wohnung! Ich sage es nicht eigennützig, in meinem Rayon ist der Plan an Geburten längst überboten, aber eine solche Wohnung und kein Baby darin?

GABLER: Lola Grigorjewna . . .

UTKINA: Kein Wort! Wenn ich nur ein einziges so helles, luftiges Zimmer hätte, würde ich noch auf meine alten Tage jedes Jahr Zwillinge kriegen, wenn ich bloß . . . (*mit einem kaum verhohlenen Blick zu Wiegands Zimmer*) . . . wenn ich bloß den richtigen Vater für sie bekäme . . .

RENATE (*dazwischen*): Erlaube, daß ich dir einen ausgezeichneten Mitarbeiter meines Vaters vorstelle: Genosse Iwanow, Iwan Iwanowitsch.

UTKINA: Iwan Iwanowitsch Iwanow? Ein epidemischer Name, er greift um sich, er vererbt sich, Jahrhunderte nehmen ihm nicht seine Virulenz. Aber hundert Jahre und mehr kann der Patient mit ihm leben. Tun Sie das, Genosse Iwanow.

RENATE: Er hat ja kaum erst damit angefangen. — Und was sagst du zu meiner neuen Puppe?

UTKINA: Ach, eine Tanjka.

GABLER: Ein Geschenk des Genossen Iwanow.

RENATE: Tanjka soll mir nur im Haushalt helfen, solange ich keine Hausarbeiterin habe.

UTKINA: Aaah! Ich habe ja vollkommen vergessen, warum ich eigentlich gekommen bin. Mein Kopf, mein Kopf! Weißt du, was der Kanonenschuß vom Schiff Aurora am 25. Oktober 1917 bedeutete? Er bedeutete den Beginn der Großen Revolution. Ein Glück, daß wir die Revolution längst hinter uns haben. Heutzutage würde ich mittendrin vergessen, warum das Schiff Aurora geschossen hat. — Warum sage ich das jetzt? Ach so! Du hast also immer noch keine Hausarbeiterin? Deswegen bin ich nämlich gerade gekommen. Warte einen Moment. (*Menschen und Gegenstände aus*

dem Weg schiebend, drängt sie sich zum Fenster, reißt den kleinen, für den Winter bestimmten Teil auf, steckt den Kopf hinaus, ruft hinunter in die Tiefe): Nastja, Nastjinka! Nastjinku-u!

EINE SCHWACHE STIMME (nach gewisser Zeit von unten, den Straßenlärm übertönend): Wa-a-as?

UTKINA (ruft): Kommt herauf! Mit der Tatjana! Hä? Tatjana! Tanja! Tanjka! Tanju-u-u! Komm herauf!

ZWEI SCHWACHE STIMMEN (von unten): Ja-a-a!

UTKINA (schließt das Fenster): Gleich wird eure Hausarbeiterin erscheinen.

Die Tanjka. Eine Verwandte meiner Nastja. Die Nastja kennt ihr. Eine Perle. Die fragt nichts, die will nie was wissen, die arbeitet nur. Leider etwas rückständig. Etwas bigott, etwas abergläubisch; kaum kann sie lesen und schreiben. Von mein und dein hat sie primitive Begriffe. Aber was kann man sonst von diesen Bauernmädchen erwarten?

IWANOW: Verzeihen Sie, Lola Grigorjewna, wir im Komsomol sind gewöhnt, von den Bauernmädchen mehr zu erwarten.

UTKINA: Möglich, möglich. Für alle Fälle sind sie kräftig und gesund. Besonders die eure. Dies ist noch jung, keine achtzehn Jahre, Tatjana heißt sie.

RENATE: Tanjka?

UTKINA: Eben zum erstenmal in Moskau angekommen. Ich mußte sie noch mit abholen, da sich doch die gute Nastja am Bahnhof nicht auskennt. Habt Geduld mit ihr, sie wird auch eine Perle werden.

RENATE: Ich danke dir tausendmal, liebe Lola.

UTKINA: Aber, aber! Hauptsache, daß der liebe Papa gut versorgt wird.

Es läutet kurz, schüchtern.

UTKINA (mit großer Geste): Lassen wir sie nun eintreten.

Utkina öffnet die Eingangstür, herein tritt NASTJA, eine sehr einfach gekleidete bäuerliche Hausarbeiterin in mittleren Jahren, hinter ihr TATJANA. Nastja macht tiefe, altmodische Verbeugungen. Tatjana kommt hinter Nastja hervor ins Zimmer. Sie ist ein Mädchen von gesundem Aussehen, ähnlich angezogen, wie die Puppe Tanjka, aber wegen des Winters in dicke Tücher gehüllt und in Filzstiefeln. Sie hat ein nicht zu großes Bündel in der Hand, darin sind alle ihre Habseligkeiten. Sie grüßt nicht, sie scheint überhaupt nicht das Gefühl zu haben, daß sie sich in einer Wohnung befindet. Sie bleibt in einer merkwürdig schiefen Haltung mit über dem vorgeschobenen Bauch gefalteten Händen, mit verlorenem Blick und herabhängender Kinnlade stehen. Renate und Gabler starren sie etwas befremdet an. Die Utkina betrachtet sie als ihre eigene Akquisition mit selbstgefälligem Lächeln. Iwanow schaut verlegen von der Utkina auf Tatjana, von Tatjana auf das Ehepaar Gabler. Nastja schlägt die Augen nieder. Nach geraumer Zeit belebt sich langsam Tatjanas Blick. Er tastet die Wände, die Einrichtungsgegenstände ab, er bleibt bei den Bildern Lenins und Stalins kurz stehen; sie scheint ein wenig aufzutauen, als wären diese Bilder die einzigen Gegenstände, die sie an bereits Erlebtes erinnern inmitten der fremden, unverständlichen, ja beängstigenden Umgebung. Jetzt wendet sie sich direkt an Renate und spricht sie in größter Ruhe, aber doch in einer Tonstärke, die mehr den Dimensionen der Steppe, als denen einer Wohnung angemessen ist, an.

TATJANA: Bürgerin, wie heißen Sie?

RENATE (*fast erschrocken*): Ich? Renate Gabler.

TATJANA (*mit unveränderter Miene in demselben Tonfall*): Nein, ich meine ernsthaft: wie heißen Sie?

RENATE: Ernsthaft: Ich heiße Renate Gabler. Etwas ausländisch. Nicht?

TATJANA: Und welcher ist davon der Vorname?

RENATE: Renate ist der Vorname.

TATJANA: Und wie heißt Ihr Vater?

RENATE: Er heißt Walter.

TATJANA: Dann sind Sie Renata Walterowna, und die Familie ist Gabler.

RENATE (*zu Gabler*): Gründlich scheint sie jedenfalls zu sein.

GABLER: Systematisch.

TATJANA (*wendet sich ebenso an Gabler*): Und wie heißen Sie, Bürger?

GABLER: Ich heiße Otto Karlowitsch und die Familie ist Gabler.

RENATE: Mein Vater heißt Walter Eduardowitsch und die Familie ist Wie-gand. Mein kleiner Bruder aber heißt einfach Stips.

TATJANA (*nickt*): Gut. (*Macht zwei Schritte vorwärts, als wollte sie die Resonanz des Klaviers auf die Probe stellen. Löst ihr schweres Wolltuch und läßt es lose hängen. Hockt nieder, knüpft das Bündel auf, entnimmt ihm unter tausend Umständen zuerst eine aus unzähligen bunten Flecken, die ein geometrisches Muster ergeben, zusammengestellte Bettdecke, dann ein größeres und ein kleineres Kopfkissen, dann einen Rock, eine Bluse und einige Wäschestücke. Das alles legt sie auf den Fußboden. Schließlich kramt sie ein Taschentuch heraus, welches ebenso zusammengebunden ist wie das große Tuch. Sie nimmt den Zipfel des Taschentuchs zwischen die Zähne und läßt es hinunterbaumeln, bis sie wieder alles zurückgepackt, das Bündel verschnürt und um den Arm gehängt hat. Dann öffnet sie den Knoten des Taschentuchs, nimmt eine uralte Geldbörse heraus, aus der Geldbörse ein hellgrünes Papierblatt in der Größe eines kleinen Briefbogens, winzig klein zusammengefaltet, nimmt das Papier zwischen die Zähne, schließt die Börse, bindet sie wieder ins Taschentuch ein, nimmt das Papier wieder in die Hand, tritt auf Gabler zu; in der nämlichen Tonsstärke*): Das ist mein Reisepaß, Bürger.

GABLER: Danke, Tatjana. (*Zieht den nächsten besten Schubkasten heraus und wirft den Paß hinein.*)

TATJANA (*beginnt auf dieselbe Weise, wie sie es herausnahm, das Taschentuch im Bündel wieder zu vergraben.*)

UTKINA (*ihr selbstgefälliges Lächeln ist allmählich versauert, mit verleg-nem Blick mustert sie Tatjana, dann plötzlich*): So. Jetzt muß ich aber gehen. Zu einem Kranken auf der Twerskaja. Viel zu viel Zeit habe ich meinen Patienten abgezwickelt. Und der gute Papa kommt und kommt nicht heraus. (*Küßt Renate*) Auf Wiedersehen, meine Liebe. Sagt mir doch bitte das nächstemal so ein winziges Geheimnis. Und grüßt euren lieben, großen Papa. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen. Das wird schon gehen mit der Tanjka. Nastja, wir gehen!

Die Utkina und Nastja ab.

GABLER (*betrachtet Tatjana*): So.

RENATE (*ebenso*): So.

TATJANA (*ist mit dem Schnüren ihres Bündels fertig geworden*): So. (*Und setzt sich breit auf einen Stuhl.*)

GABLER (*zu Renate*): Du mußt ihr was sagen.

RENATE: Gewiß. (*Zu Tatjana*) Was verstehen Sie eigentlich vom Haushalt?

TATJANA (*zuckt etwas geniert die Achseln.*)

RENATE: Können Sie kochen?

TATJANA: Borschtsch.

RENATE: Nicht viel. Können Sie Wäsche waschen?

TATJANA: Wo ist der Bach? (*Steht auf, will arbeitswillig den Rock hochraffen.*)

Gabler und Renate wechseln betroffene Blicke.

RENATE: Machen Sie zunächst nur Wasser heiß für Tee.

TATJANA (*zu Gabler*): Geben Sie mir Ihren Stiefel. (*Macht Anstalten, ihn ihm auszuziehen.*)

GABLER: Wozu?

TATJANA: Den Samowar anpusten.*

RENATE (*zu Gabler*): Das kann lustig werden.

GABLER: Ein hoffnungsloser Fall.

Es läutet, Renate öffnet, UTKINA kommt zurück.

UTKINA: Silenzow kommt. Ich glaube, Silenzow kommt. Dann muß ja der Papa auch bald erscheinen. Nastjinka habe ich nach Hause geschickt. Ich bleibe noch ein Sekündchen.

IWANOW (*zu Gabler*): Wir müssen das Material für Silenzow zurechtlegen.

GABLER: Wo haben Sie den Flügel D?

Beide ab in Gablers Zimmer.

RENATE (*klopft an Wiegands Tür*): Papa, Silenzow ist da.

UTKINA: Und Tante Doktor auch!

Es läutet. Renate öffnet, SILENZOW tritt ein. Er ist ein großer, proletarisch aussehender Mann von fünfzig Jahren. Feldgraue Bluse mit einfachem Riemen, blaue Hose, Stiefel. Er trägt den Orden der Roten Fahne, den er im Bürgerkrieg, und den des Roten Sterns, den er für seine Arbeit am sozialistischen Aufbau erhielt.

SILENZOW: Guten Tag.

TATJANA (*den andern zuvorkommend, sehr laut*): Guten Tag, Genosse Vorsteher!

SILENZOW: Guten Tag, mein Kind. Dein Vorsteher bin ich zwar nicht.

RENATE: Unsere neue Hausarbeiterin.

*Russischer ländlicher Brauch, beim Anmachen des Samowars einen Stiefel als Blasebalg zu benutzen

SILENZOW: Ich wünsche dir viel Glück in der Großstadt, mein Kind.

TATJANA: Danke, Genosse Vorsteher.

SILENZOW (*mit gutmütigem Lächeln*): Na, und du, Lola? Dich trifft man wohl überall? (*Zu Renate*) Seitdem vor zwanzig Jahren dem jungen Fräulein Doktor Utkina der Schuß der Aurora zu Ohren gekommen war, worauf sie uns schüchtern befragte, ob sie uns wohl verbinden dürfe, wenn wir bluteten, treffen sich unsere Wege immer wieder. Und je mehr wir an unserer Zukunft bauen, um so mehr baut sie ihre Vergangenheit aus.

UTKINA (*nimmt Silenzow nichts übel*): Ja, ja Kostja, wenn ich bedenke . . . jünger war man zu Bürgerkriegszeiten, Kostja. Vergeblich bin ich geworden . . .

SILENZOW: Und Eile hast du immer noch? (*Will ihr die Hand freundlich zum Abschied reichen.*)

UTKINA: Aber jetzt bleibe ich noch ein Sekündchen. Ich warte auf meinen Patienten. (*Zeigt auf Wiegands Tür.*)

GABLER und IWANOW kommen.

GABLER: Genosse Silenzow . . .

IWANOW: Guten Tag, Konstantin Nikolajewitsch.

SILENZOW: Guten Tag, Genossen. Ein neuer Ingenieur wird gleich kommen. Ein gewisser Wohlgemut, Ihr Landsmann, ein Reichsdeutscher. Als Eisenbetonkonstrukteur hat man ihn geschickt. Der Professor wird mit ihm zusammen arbeiten müssen.

IWANOW (*Leise zu Silenzow*): Wie kommt ein neuer Mann so plötzlich zu uns?

SILENZOW (*ebenso*): Darüber werden wir noch sprechen.

RENATE: Kinder, dann muß ich mich endlich umziehen. Und das Mädchen steht immer noch hier herum. Lola, liebe, sei so gut, zeig ihr doch die Küche. (*Drückt Tatjana Gablers Frühstücksgeschirr in die Hand und geht ab in ihr Zimmer.*)

UTKINA (*zu Tatjana, die bis jetzt sehr geduldig herumstand, den andern mehrmals im Weg war und dadurch immer wieder den Platz wechseln mußte*): Komm Tanjka. (*Utkina geht, Tatjana ihr nach; Utkina bleibt aber plötzlich stehen*) Halt! Hat der Professor nicht gerufen? — Nein? — Nein . . . (*Sie bleibt und vergißt Tatjana, die weiter mit dem Geschirr in der Hand herumsteht.*)

Es läutet. Iwanow öffnet, hereintreten ANNEMARIE REINARTZ und ERNST ERICH WOHLGEMUT. Die Reinartz ist eine etwas exzentrische junge Dame, Wohlgemut sieht äußerst seriös aus. Tatjana betrachtet die Angekommenen von Anfang an unentwegt mit mißtrauischen Bauernaugen.

WOHLGEMUT (*in der Tür*): Wohlgemut.

REINARTZ (*ebenso*): Reinartz.

Sie kommen herein.

WOHLGEMUT: Die Dichterin Genossin Reinartz ist mit mir gekommen.
SILENZOW (*etwas unfreundlich*): Wird es die Genossin Dichterin nicht langweilen, was wir da reden wollen?

REINARTZ: Der sozialistische Aufbau soll die Annemarie Reinartz langweilen? Gelacht. Und außerdem (*vertraulich*) ich will ja hauptsächlich den Wiegand kennenlernen.

GABLER (*nur zu Wohlgemut*): Professor Wiegand wird gleich kommen.
(*Zu beiden*) Nehmen Sie Platz. Genosse Silenzow hat bereits kurz erwähnt...

UTKINA: Der Professor kommt!

Aber der Professor kann nicht kommen, seine Tür geht nicht auf: Tatjana, die wieder einige Male den andern aus dem Weg gehen mußte, blieb schließlich unmittelbar vor Wiegands Tür stehen. Sie ist wieder in ihre anfängliche Verlorenheit zurückgesunken. Daß die Tür einige Male energisch gegen ihren Rücken stößt, scheint ihr jetzt nichts auszumachen. Sie bewegt sich nicht vom Fleck. Schließlich gelingt es STIPS, dem zwölfjährigen Söhnchen Wiegands, durch den Türspalt herauszuschlüpfen. Er wirft sich auf alle Viere, kriecht zwischen den Beinen der Tatjana heraus. Er ist ein etwas verwöhntes, vorlautes Kind, doch wiegt seine gesunde, frische Jungenhaftigkeit vor.

STIPS (*ruhig, resolut*): Mal ein bißchen nach links. Ja?

TATJANA (*geht ohne jegliche Emotion ein paar Schritt nach links. Seit einiger Zeit knabbert sie Sonnenblumenkerne.*)

Endlich kann WIEGAND erscheinen; er bleibt neben Tatjana stehen.

WIEGAND: Was stellt denn d a s vor?

UTKINA: Ihre neue Hausarbeiterin, lieber Professor.

WIEGAND (*mustert Tatjana*): Besser, als mit der Gabel in die Nase gepiekt.

Sagt ihr, daß ich das Beefsteak immer halbenglisch haben will.

GABLER: Die und halbenglisch!

Wiegand kommt der Gesellschaft näher. Stips immer einen Schritt hinter ihm. Sie haben genau denselben Gang, sehen sich überraschend ähnlich. Sie sind auch ganz gleich gekleidet: sie tragen den gleichen Bademantel, der die nackte Brust herausleuchten läßt. Tatjana bringt Wiegand und Stips vom ersten Augenblick an stumme Sympathie entgegen.

SILENZOW: Professor, ich stelle Ihnen den Ingenieur Genossen Wohlgemut vor.

WOHLGEMUT: Wohl Ihr Enkelchen. Genosse Professor?

WIEGAND: Nanu, Mann, halten Sie mich denn für einen Krüppel? Muß ich etwa die junge Generation zu Hilfe rufen?

UTKINA: Wunderbar gesagt!

STIPS: Nee, Mann, Paps ist Paps und kein Großpaps.

REINARTZ: Kolossal!

WOHLGEMUT: Entschuldigen Sie.

SILENZOW: Genosse Wohlgemut wird die Eisenbetonkonstruktionen des Archivbaus entwerfen.

WIEGAND: Na, irgendwer muß es ja machen. Und wer ist die schöne Frau? Entschuldigen Sie meinen Aufzug, vormittags gehts nicht anders.

WOHLGEMUT: Die bekannte Dichterin Genossin Annemarie Reinartz hatte den Wunsch, den Genossen Professor kennenzulernen.

WIEGAND: Brav. Was sonst hier kreucht und fleucht, das kennen Sie schon? Das ist der Arzt Doktor Utkina, das mein Mitarbeiter Iwan Iwanowitsch Iwanow.

REINARTZ: Iwan Iwanowitsch Iwanow ist e i n Mensch? Ich dachte immer fünfhunderttausend.

WIEGAND: Iwan Iwanowitsch Iwanow ist das, was mancher unserer Schriftsteller sich unter „typisch“ vorstellt. Einen Hamlet gab es rund nullmal, Iwan Iwanowitsch Iwanow fünfhunderttausendmal. Welcher brave Dichter wird heutzutage noch einen Hamlet dichten und nicht wieder einmal den Iwan Iwanowitsch Iwanow?

WOHLGEMUT: Sehr interessant.

REINARTZ: Sehr diskutabel.

TATJANA (*halblaut*): Genosse Vorsteher.

SILENZOW: Was, mein Kind?

TATJANA: Was ist ein Hamlet?

SILENZOW: Das werde ich dir gelegentlich mal erklären.

GABLER: Stips, sei so gut, zeig doch der neuen Hausarbeiterin, wo die Küche ist.

STIPS (*zeigt den Weg, im Spiel*): Abfahrt!

TATJANA: Na, dann bis nachher, Genosse Vorsteher.

Stips und Tatjana ab.

REINARTZ (*ohne abzuwarten, bis die Tür sich hinter Tatjana schließt*): Eine erschütternde Figur! (*Lacht*.)

WIEGAND: Und was dichtet die bekannte Dichterin, wenn es mal über sie kommt?

REINARTZ: Unlängst ist mir ein Drama geglückt: „Der eingebildete Kranke der Warenbörse“. Der eingebildete Kranke ist der Kapitalismus. Aber er bildet sich nicht ein, daß er krank ist, er bildet sich ein, daß er lebt. Er ist nämlich schon tot; nur Doktor Purgon, der Faschist, pumpt ihm mit seinem Irrigator täglich frisches Leben ein. — Vorzüglich im Stück ist die Tarnung. Die Kapitalisten sind grün bemalt, die Antikapitalisten rot. Und Cléante, der Kommunist, streicht am Ende alle Proleten mit der Einheitsfarbe an.

UTKINA: Ein großartiger Einfall!

SILENZOW: Aber ein sonderbarer Kommunist, der die Proletarier von außen anstreicht. Außerdem ist der Kapitalismus durchaus nicht tot. Wir haben mit ihm leider noch alle Tage ein Hühnchen zu rupfen.

UTKINA: Kostja, du nimmst den Menschen den Optimismus! Wenn ich im Theater bin, will ich, daß der Faschist auf der Bühne ein zwei saftige Ohrfeigen bekommt, und schon bin ich zufrieden.

SILENZOW: Gegen die saftigen Ohrfeigen habe ich nichts. Aber mit einem Plan von Moskau in der Hand, in dem nur die Twerskaja einge-

zeichnet ist, findet man sich nicht zurecht. Man muß auch wissen, wie man dorthin kommt.

UTKINA: Aaah! Twerskaja! Schon wieder habe ich etwas vergessen! Ich sage, wenn heute die Revolution wäre, würde mir zwischendurch aus dem Kopf fallen, warum das Schiff Aurora eigentlich geschossen hat.

SILENZOW (*leicht, lachend*): Du wärest die einzige nicht, Lola Utkina.

UTKINA: Ihren Puls Professor! (*Drückt innig Wiegands Puls*) Normal, wie immer. Ein prächtiger Puls! Ein eiserner Puls! Auf Wiedersehen, Genossen! Was sagte ich? Ach so, Twerskaja! (*Eilt ab.*)

SILENZOW: Genossen, wir werden natürlich heute noch eine ausführliche Besprechung bei dem Direktor unseres Baubetriebs haben. Jetzt wollen wir uns sozusagen nur ein bißchen beschnuppern. Genosse Iwanow wird so freundlich sein, die Umrisse unseres Bauprogramms bekanntzugeben.

Silenzow, Iwanow und Gabler fühlen sich irritiert durch die Anwesenheit der Reinartz. Wiegand läßt sich nicht stören, ihn amüsiert sogar die komische hübsche Frau.

GABLER: Einen Augenblick, Genossen. Genossin Reinartz, es wird Sie sicher interessieren, einige Aufnahmen von den früheren Werken Professor Wiegands zu sehen.

REINARTZ: Aber sehr. Unbedingt.

GABLER (*legt für sie auf einen entlegenen Tisch einige Mappen zurecht*): Bitte schön.

REINARTZ (*geht zu ihm, setzt sich zu den Mappen; leise*): Ich kenne Sie, Otto Gabler, wissen Sie das?

GABLER (*aufrichtig*): So scheint es mir auch. Aber woher? Woher?

REINARTZ: Das sage ich Ihnen ein andermal. Gehen Sie schön zurück zu Ihrem Archivbau.

Gabler geht zurück, mit Gedanken beschäftigt. Die Reinartz blättert in den Mappen, beobachtet aber die Männer.

IWANOW: Der Archivbau wird aus einer Haupt-Halle und aus fünf Flügeln oder Zacken bestehen: aus den Flügeln A, B, C, D und E. Eine über den Rahmen des Alltäglichen hinauswachsende Aufgabe stellt uns nur die Haupt-Halle, während die Flügel für einen Spezialisten kein Problem darstellen.

WOHLGEMUT: Dennoch will ich bemerken, — entschuldigen Sie die Unterbrechung — daß eine schöpferische Arbeit meinerseits nur möglich sein wird, wenn ich in alle Einzelheiten des Baus eingeweiht werde, und nicht nur den Teil kenne, mit welchem ich gerade zu tun habe.

SILENZOW: Sie sollen über alles W e s e n t l i c h e informiert werden.

WOHLGEMUT: Zumal ich meine Konstruktion nach dialektischer Methode entwerfe.

SILENZOW: Nach was für einer Methode?

IWANOW: Dialektisch?

WOHLGEMUTH: Natürlich, lieber junger Genosse. Als marxistischer Ingenieur arbeite ich nach dialektischer Methode.

WIEGAND: Wenn das Ding nachher nicht einstürzt — meinetwegen.

IWANOW: Die Lösung der Haupt-Halle sowie einzelner Flügel liegt im großen Ganzen bereits vor, während zum Beispiel der Flügel D...

WIEGAND: Hokusfokus — Flügel D ist auch da. (*Reißt die Skizze vom Flügel D, die Iwanow wohlweislich ganz unten verborgen hat, mit einem Ruck hervor und wirft sie triumphierend auf den Tisch.*)

WOHLGEMUT (*stürzt sich sofort mit vollem Interesse auf die Skizze und verschlingt sie mit den Augen.*)

WIEGAND: Das hat Kopfzerbrechen gekostet, bis ich den Gang gerade dort unterbringen konnte, wo er jetzt ist. Sehen Sie?

SILENZOW (*reißt die Skizze rücksichtslos an sich*): Genossen, ich protestiere gegen eine solche unsystematische Behandlung der Sache. Bevor wir über unfertige und noch nicht genehmigte Skizzen sprechen, bestehe ich darauf, daß Genossen Wohlgemut die bereits vorliegenden Skizzen, Vorentwürfe und Zeichnungen vorgeführt werden.

WOHLGEMUT (*im geheimen verärgert*): Ich muß dem Genossen Parteisekretär recht geben, Genossen.

GABLER: Das Material ist in Professor Wiegands Zimmer.

SILENZOW: Iwan Iwanowitsch, gehen Sie mit Genossen Wohlgemut ins andere Zimmer und nehmen Sie alles der Reihe nach durch.

Iwanow und Wohlgemut ab in Wiegands Zimmer.

SILENZOW: Genosse Gabler... (*ein Blick zur Reinartz*)

GABLER (*versteht den Wink, geht zur Reinartz*): Erstens hat meine Frau neue Grammophonplatten, zweitens will unsere neue Tanjka dieses Zimmer aufräumen. Kurz: wollen wir nicht ins andere Zimmer gehen, Genossin Reinartz?

REINARTZ: Bitte schön. (*Leise*) Aber das, worauf Sie jetzt so neugierig geworden sind, sage ich Ihnen noch nicht. (*Lacht.*)

GABLER (*klopft an Renates Tür*): Ich bringe Besuch, Renate.

RENATE öffnet, sie ist schon umgezogen.

GABLER: Die Dichterin Genossin Reinartz.

RENATE: Es freut mich.

Renate und die Reinartz ab in Renates Zimmer; Gabler schließt die Tür hinter ihnen und geht Iwanow und Wohlgemut nach. Bald darauf hört man Grammophonmusik aus Renates Zimmer.

SILENZOW (*allein geblieben mit Wiegand, betrachtet ihn stumm, vorwurfsvoll.*)

WIEGAND (*mit kindlichem Schuldbewußtsein*): Ich hab wohl wieder etwas verkehrt gemacht?

SILENZOW: In einem solchen Archiv wird verschiedenes Geheime aufbewahrt. In einem Flügel mehr, im andern weniger geheim. Am geheimsten im Flügel D. Es ist kein Zufall, daß wir außer den engsten Mitarbeitern keinen einen Einblick in den Grundriß gewinnen lassen. Daß Sie und Ihr Schwiegersohn sich mit dieser Aufgabe befassen können, ist Zeichen eines außerordentlichen Vertrauens. Eines Vertrauens, das nur ganz wenigen Ausländern zuteil wird. Wir wissen genau, ein wie großer Künstler Sie sind, Professor Wiegand. Einer der größten auf der Welt. Sie sind ein Gegner des Faschismus. Sie verließen Ihr Vaterland, dessen jetzige Herren alles Klare und Aufrechte hassen und verfolgen, also auch Ihre Kunst. Sie müssen aber verstehen, daß diese Herren es verdammt gerne wissen möchten, was in unserm Archiv aufbewahrt wird und ganz besonders in seinem Flügel D. Um das wertvolle Archivmaterial schützen zu können, müssen wir die Geheimnisse des Baus wahren und zwar vom ersten Augenblick an, vom Entstehen des Gedankens im Kopfe des Architekten. Habe ich recht?

WIEGAND (*sitzt eine Zeitlang mit verschämtem Lächeln, wie ein Schuljunge da, dann ruft er*): Stips!

STIPS stürzt herbei.

STIPS: Paps?

WIEGAND: Onkel Kostja hat mir eben etwas gesagt — worin der Onkel Kostja recht hat. Sag ihm danke schön.

STIPS: Danke schön, Onkel Kostja.

WIEGAND: Diese Zeichnung wird jetzt gevierteilt. (*Zerreißt die Zeichnung.*)

SILENZOW: Was machen Sie? — Sie hätten Ihre Zeichnung doch nicht vernichten sollen.

WIEGAND (*ernst*): Sie war nicht gut, sie hat mir nur Spaß gemacht. Wenn einer so ernst mit mir redet, bestehen meine großspurigsten Einfälle nicht mehr. Ab morgen wird am Flügel D still und bescheiden weitergearbeitet.

SILENZOW (*umarmt ihn leicht*): Lieber Professor! — Dann gehen wir also hinüber und machen wir Schluß mit dem Besuch.

WIEGAND: Stips!

STIPS: Paps?

WIEGAND: Schick mal das neue Mädchen herein. Jetzt kann die gute Seele hier aufräumen.

Stips ab in die eine Richtung, Silenzow und Wiegand in die andere in Wiegands Zimmer. Die Bühne bleibt eine kurze Zeit leer, dann wird eine Tür mit Macht aufgestoßen. Hereinfliegt zuerst ein Aufwischlappen, dann stecken einige Besen und Schrubber die Köpfe herein, schließlich erscheint TATJANA, die diese Gegenstände und noch eine Reihe anderer Reinemachgeräte mitbringt. Sie beginnt zu arbeiten. Man sieht ihr Fleiß und Arbeitsfreude, aber auch die große Unbeholfenheit an: sie hat zum erstenmal mit solch differenzierten Geräten zu tun, früher hat sie immer nur mit einem selbstgebundenen Reisighesen gearbeitet. Ihre Laune wird gut, sie

beginnt sogar ein einfaches Liedchen in hohen Kopftönen zu singen. IWANOW kommt aus Wiegands Zimmer mit Zeichnungen, die er ebenso wie die von der Reinartz gebrauchten Mappen zu ordnen und zu verschließen beginnt.

TATJANA (*hört auf zu singen*): Und du? Was bist du in diesem Haus?

IWANOW: Zeichner.

TATJANA: Was ist das?

IWANOW: So eine Art Gehilfe vom Alten.

TATJANA: Und was ist der Alte für ein Meister?

IWANOW: Architekt.

TATJANA: Was ist das?

IWANOW: Macht den andern Meistern vor, wie sie das Haus bauen müssen.

TATJANA: Das hat mein Großvater auch gemacht, wo er schon zu alt war und nicht mehr selbst bauen konnte.

IWANOW: War er denn Zimmermann oder Maurer?

TATJANA: Man hat ihn immer gerufen, wenn irgendwo die Balken gefügt wurden. Das konnte er besser als alle andern.

IWANOW: Aber sonst war er ein Bauer?

TATJANA: Natürlich. Ein sehr kluger Mann war mein Großvater. Wirklich sehr klug. — Da, iß Sonnenblumenkerne. (*Reicht sie ihm.*)

IWANOW: Du, das soll man nicht hier in der Stube.

TATJANA: Nein? Schade.

IWANOW (*kann nicht widerstehen*): Gib schnell her!

Beide essen Kerne.

TATJANA: Du bist nicht vom Dorf.

IWANOW: Aus der Vorstadt. Mein Vater war Fabrikarbeiter.

TATJANA: Dann hast du immer schon so viele Häuser gesehen?

IWANOW: Wo du her bist, gab es wohl nicht so viele Häuser?

TATJANA: Wo ich selbst her bin, dort gibt es nur zwei. Aber kaum eine Stunde Wegs weiter, da gibt es sieben.

IWANOW: Dann ist wohl dein Großvater nicht oft dazu gekommen, beim Bau mitzuhelfen?

TATJANA: Ich habe es zweimal erlebt.

IWANOW: Schade, wenn er es so gut verstand.

TATJANA: Schade eigentlich.

Pause. Beide arbeiten weiter.

TATJANA: Zeig mir mal so ein Hausbild.

IWANOW (*zeigt ihr einen Architekturentwurf*).

TATJANA (*bewundernd*): Aijaijaijai! Aijaijaijai!

IWANOW: Nicht wahr? (*Will die Zeichnung weglegen.*)

TATJANA: Nicht so schnell!

IWANOW: Na. (*Läßt sie weiter anschauen.*)

TATJANA: Aijaijaijai! Aijaijaijai!

IWANOW: Nun, genug. (*Legt die Zeichnung in die Mappe.*)

TATJANA (*weiter arbeitend*): Und warum immer drei Fenster nebeneinander und dann ein größeres Stück glatte Mauer?

IWANOW (*verwundert über die Frage*): Hast du dir das gemerkt? Da steckt das Gerippe drin bei einem so großen Haus.

TATJANA: Das verstehe ich.

IWANOW: Verstehst du das wirklich?

TATJANA: Was soll ich daran nicht verstehen?

IWANOW: Kannst du eigentlich lesen und schreiben?

TATJANA: Nicht sehr viel. (*Mit einem Blick auf sein Abzeichen*) Bist du im Komsomol?

IWANOW: Ja.

TATJANA: Darum gibst du dich mit mir ab. Ludmilla sagte auch, der Komsomol wird sich um mich kümmern.

IWANOW: Wer ist Ludmilla?

TATJANA: Fliegerin. Fünf Tage sind wir im Eisenbahnzug zusammen gefahren.

IWANOW: Willst du in die Abendschule?

TATJANA: Natürlich.

IWANOW: Ich werde das mit Renata Walterowna besprechen.

TATJANA: Gut. Da hast du noch Kerne.

Tatjana hat einige Teppiche zusammengerollt und sich mit ihnen beladen, um sie draußen auszuklopfen. SILENZOW, WOHLGEMUT, WIEGAND und GABLER kommen aus Wiegands Zimmer.

SILENZOW: Also dabei bleibt es. Mein Wagen bringt Sie jetzt in Ihr Hotel, Genosse Wohlgemut.

WOHLGEMUT: Und vielen herzlichen Dank. Genosse Professor.

WIEGAND: Nichts zu danken, nichts zu danken.

WOHLGEMUT: Wo ist die Genossin Reinartz?

GABLER: Bei meiner Frau. (*Klopft an.*)

RENATE öffnet.

WOHLGEMUT (*mit Verbeugung zu Renate, spricht ins Zimmer*): Wir gehen, Annemarie.

REINARTZ kommt heraus.

REINARTZ (*zu Renate*): Also auf Wiedersehn, meine Liebe. — Auf Wiedersehn, Gablerchen. Männer sind neugierig ... Professor ... Ach, in diesem Zimmer wütet gerade der Steppenwind ... Iwan Iwanowitsch Iwanow ...

Alle verschwinden im Vorzimmer nachdem sie über die durcheinandergeworfenen Möbelstücke gestolpert sind und Tatjana mit den Teppichen hin- und hergeschoben haben. Die Vorzimmertür schließt sich hinter ihnen. Tatjana bleibt wieder allein mit Iwanow.

TATJANA: Warum ist dies und das nicht in Ordnung in diesem Haus?

IWANOW: Was ist denn da nicht in Ordnung?

TATJANA (*einfach*): Der Mann, der mit dem Frauenzimmer gekommen ist, will was, und das Frauenzimmer will auch was.

IWANOW (*schaut sie groß an*): Du, dein Großvater scheint tatsächlich kein dummer Mensch gewesen zu sein. Höre — halt weiter die Augen auf. Ja?

TATJANA: Ja.

IWANOW: Gib mir noch Kerne.

TATJANA: Da. (*Gibt ihm Kerne und geht ab mit den Teppichen.*)

WIEGAND, GABLER, RENATE kommen zurück aus dem Vorzimmer.

IWANOW: Renata Walterowna, Sie müssen der Tanjka jeden Abend freigeben. Sie wird in die Abendschule gehen.

GABLER: Versprechen Sie sich was davon? Die und Schule?

RENAME: Die weiß ja nicht mal, was ein Besen ist.

IWANOW: Sie hat einen sehr klugen Großvater gehabt.

WIEGAND: Ein kluger Großvater? Besser, als mit der Gabel in die Nase gepiekt.

RENAME: Machen Sie sich keine Illusionen, Wanjka. Die Utkina hat diese Bauernmädchen plastisch charakterisiert: rückständig, etwas abergläubisch, etwas bigott, von mein und dein primitive Begriffe; wohl ziemlich arbeitswillig, aber wissen? — Wissen wollen sie gar nichts!

TATJANA kommt zurück, noch beladen mit den Teppichen.

TATJANA: Kommt der Genosse Vorsteher bald wieder?

IWANOW: Wozu?

TATJANA: Er muß mir noch diesen Hamlet erklären.

Vorhang

ZWEITER AKT

Ebendasselbst. Frühling. Nachmittag. Die Türen zu den andern Zimmern stehen offen. GABLER in Berechnungen vertieft. Die REINARTZ kommt aus der Küche.

REINARTZ: Gablerchen, wo habt ihr eure Kochbücher? Renate hat etwas Berücksichtigendes für heute Abend vor. (*Versucht mit einem heftigen Ruck den abgeschlossenen Teil des Bücherschranks aufzureißen; dieser gibt nicht nach.*)

GABLER (*ohne aufzuschauen*): Die Kochbücher werden oben links im offenen Teil sein.

REINARTZ: Hier haltet ihr wohl Sekretes?

GABLER: Sekretes halten wir nirgends.

REINARTZ: Hast dich aber tief in deine Berechnungen verkrochen. Was über die Leber gelaufen?

GABLER: Unsinn. Der Alte ist fertig mit seinen Eins-zu-zehn-Zeichnungen. Heute wird sie der Moskauer Sowjet wohl auch schon genehmigen. Mor-

gen beginnt das Büro mit den Detailzeichnungen, in einer Woche werden am Bauplatz die Ausschachtungen in Angriff genommen. Natürlich muß ich, der Heizungsspezialist, mich auch dranhalten.

REINARTZ: Ich meine nur: daß du die Chose nicht im Büro abtust?

GABLER: Sitzt denn der Wohlgemut abends in seinem Hotelzimmer nicht ebenso über seinen Konstruktionen?

REINARTZ: Du wirst lachen: es fällt mir nicht ein, nachzugucken, was der Wohlgemut abends in seinem Hotelzimmer tut.

GABLER (*schauf auf*): Ich dachte ...

REINARTZ: Deine Gedanken! (*Beugt sich ganz nahe zu ihm, ein Anhänger, den sie am Hals trägt, baumelt ihm vor der Nase*): Diesen Anhänger kennst du?

GABLER (*betrachtet den Anhänger, lebhaft*): Ja! Ein Fischlein im Netz. Ich kenne ihn. Aber woher?

REINARTZ: Woher du mich auch kennst. — Hier sind die Kochbücher. Rechne weiter. (*Nimmt mit sicherem Griff, ohne zu suchen, die Kochbücher von ihrem Platz und will gehen.*)

GABLER (*springt auf, verstellt ihr den Weg*): Also Schluß mit der Geheimniskrämerei! Woher kennen wir uns?

REINARTZ (*zufrieden mit der Wirkung, einfach*): Vom Kostümball der Kunstakademie in Berlin, Februar 1929.

GABLER (*sich erinnernd*): Tatsache! Und so lange hast du mir das verschwiegen?

REINARTZ: Ein originelles Kostüm war das, nicht? Es bestand sozusagen aus diesem Anhänger. Außerdem hatte ich noch ein grobes Netz umgeworfen. Das Ganze hieß: Fischlein im Netz. Und gezappelt hast du.

GABLER: Annemarie — das ist lange her.

REINARTZ: Lange und nicht lange.

GABLER: Lange und nicht lange.

Sie merken nicht, daß die Vorzimmertür von außen aufgeschlossen wurde und TATJANA hereingetreten ist. Sie trägt jetzt ein einfaches städtisches Kleid und eine Baskenmütze. Sie ist nicht weniger pausbäckig als früher, sie hat nur die Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen zum Teil verloren. Sie spricht nicht mehr so überlaut wie im vorigen Akt. Sie hat Bücher unter dem Arm.

TATJANA (*bleibt in der Tür stehen, schweigt, dann*): Guten Tag ... Es war nicht böse gemeint.

Gabler und die Reinartz fahren auseinander.

REINARTZ: Was war nicht böse gemeint?

TATJANA: Daß ich gekommen bin, gerade wo es Ihnen gar nicht paßte.

REINARTZ: Was fällt Ihnen ein?

TATJANA (*scheinbar ruhig erzählend, innerlich sehr erregt*): Wo ich früher gewohnt habe, hat es nur zwei Häuser gegeben. In dem einen, da hat ein Mann gewohnt und in dem andern, da hat eine Frau gewohnt. Und diese Frau, die hat vom Mann etwas gewollt, und das war nicht grad das richtige.

REINARTZ: Wozu erzählen Sie jetzt Tausend-und-eine-Nacht?

TATJANA: Und da hat der Mann der Frau eins auf die Schnauze gegeben, und da hat die Frau gleich nichts mehr gewollt.

GABLER: Aber Tanjka!

TATJANA: Ich geh ja auch schon. (*Ab in die Richtung der Küche.*)

RENATE kommt gleichzeitig. Sie treffen sich in der Tür. Tatjana ist viel zu erregt, um zu grüßen.

RENATE: Was hat die Tanjka bloß? — Wo bleibst du mit den Kochbüchern, Annemarie?

REINARTZ: Was die Tanjka hat? Vielleicht kann dir dein Mann darüber Auskunft geben.

GABLER: Ich?

RENATE: Wieso er?

REINARTZ (*schweigt.*)

RENATE: Sei doch nicht komisch, was willst du sagen?

REINARTZ: Ei, mehr als zwei Augen habe ich auch nicht im Kopf. Die gute Tanjka ist zum Umkommen eifersüchtig auf Gabler.

RENATE: Die Tanjka? Auf Gabler?

GABLER: Unsere bewährte Dichterin ist leider wahnsinnig geworden.

REINARTZ: Ich bin zum Schreien normal. Ich hätte mir diese Hausplage nie angeschafft. Was ist die eigentlich bei euch? Eure Hausarbeiterin? Eure Untermieterin? Eure Freundin? — Als Hausarbeiterin sitzt sie zuviel in ihrer Schule. Als Untermieterin kostet sie euch, anstatt was einzubringen. Als Freundin — zersetzt sie euer Eheleben.

GABLER: Aber Menschenskind, davon müßte ich doch wissen.

RENATE: Annemarie . . . übertreibst du nicht?

REINARTZ: Es ist schon möglich, daß ich etwas übertreibe. Das Temperament geht mit einem durch, wenn man solche Niedertracht sieht. Aber kommt es da auf Nuancen an? Das Wesentliche steht fest.

GABLER: Nein, da komme ich nicht mit, entschuldige.

RENATE: Das trifft mich sehr unerwartet, muß ich sagen. Mir ist nur klar, daß etwas geschehen muß.

GABLER: Renate, du wirst dir doch keine Dummheiten einreden lassen?

REINARTZ: Vielleicht spreche ich mit dem Iwanow. Der scheint mir an der Sache auch interessiert zu sein.

RENATE: Ja, tu das. Ich danke dir.

REINARTZ: So, und jetzt nimm deine Kochbücher und geh schön in deine Küche.

GABLER: Ich gehe mit dir, Renate.

RENATE: Nein, bitte jetzt nicht. (*Ab.*)

GABLER (*zur Reinartz*): Was tust du da? Was soll das heißen? Wie soll ich mir das erklären?

REINARTZ: Drei Fragen? Warum?

GABLER: Um e i n e Antwort zu bekommen.

REINARTZ (*zeigt den Anhänger*): Hier ist die Antwort. Das Fischlein im Netz.

GABLER: Annemarie, du ...

REINARTZ: Ja. Jetzt zapple i c h.

GABLER: Aber ... warum ist dazu diese Lüge nötig ...? Sieh mal, die arme Renate ... und dieses Mädchen, völlig unschuldig am Ganzen ...

REINARTZ (*wild*): Erzähle mir nichts, komme nicht mit Moral und Gerechtigkeit. Meine Mittel kannst du mir nicht vorschreiben. Ich komme zum Ziel, wie ich kann, aber ich ...

GABLER: Hör mich an, Annemarie ...

REINARTZ: Guten Tag, lieber Iwan Iwanowitsch.

IWANOW hat die Tür aufgeschlossen und ist lebhaft eingetreten.

IWANOW: Genossen! Genossen! Kolossaler Erfolg! Riesige Anerkennung! Unser Entwurf ... im Moskauer Sowjet wurde uns gesagt ... Otto Karlowitsch, hören Sie ganz genau zu, da wurde uns gesagt ...

GABLER: Ich habe jetzt keine Zeit, Genosse Iwanow. (*Ab in sein Zimmer.*)

IWANOW: Was hat er? Keine Zeit hat er? ... Otto Karlowitsch, ich will Ihnen doch erzählen ... (*zur Reinartz*) Ich wollte ihm nur erzählen ... Können Sie mir denn nicht sagen ...?

REINARTZ: Ich muß es Ihnen sogar sagen, lieber Genosse. Hören Sie, Iwan Iwanowitsch, wie steht es eigentlich mit diesem Mädchen, der Tanjka?

IWANOW: Glänzend! Eine Musterschülerin in ihrer Schule. In allen Fächern ausgezeichnet. Ihre politische Bildung nimmt zu. Sie will in den Komsomol eintreten.

REINARTZ: Wer wird sie denn empfehlen?

IWANOW: Das ist doch kein Problem. I c h zum Beispiel.

REINARTZ: Hm.

IWANOW: Was wollen Sie damit sagen?

REINARTZ: Sie kennen sich mit Ausländern nicht aus. Die arme Tanjka ist in sehr schlechte Kreise geraten.

IWANOW: Sie müssen deutlicher sprechen, Genossin Reinartz.

REINARTZ: Deutlicher werden die Ereignisse sprechen. So ein Mädchen vom Dorfe ist naiv, und sie bringt noch einige dumpfe Instinkte mit sich. Wenn diese geschickt geschürt werden, — wenn auch noch erotische Beziehungen hinzukommen ...

IWANOW: Wieso geschürt? Wer schürt was? Was meinen sie mit erotischen Beziehungen?

REINARTZ: Ich kann Ihnen doch nicht alles vorkauen. Freundchen. Prüfen Sie, ob das Verhältnis zwischen Gabler und seiner Frau noch das alte ist. Und dann prüfen Sie, auf wen die Renate eifersüchtig ist.

IWANOW (*schweigt*)

REINARTZ: Glauben Sie mir nun oder nicht?

IWANOW (*betroffen, aber beherrscht*): Ich habe Ihre Signale gehört, Genossin Reinartz. Ich werde alles überlegen und alles beobachten.

Von draußen hört man knallende Kommandorufe: „Eins, zwei, drei, vier — eins, zwei, drei, vier!“ Die Vorzimmertür geht auf und hereinmarschieren im Gänsemarsch WIEGAND, STIPS, UTKINA und zum Schluß sehr verschämt und verlegen NASTJA. Sie sind mit großen Paketen voll Lebensmitteln beladen. Sie marschieren einmal um das Zimmer, dann laden sie ihre Pakete ab. Stips ist, wie immer, genau so gekleidet wie der Vater, hat aber das rote Pioniertuch um den Hals.

WIEGAND: Eins, zwei, drei, vier, trara, trara, trara! Mal alles antreten zum Proviantfassen! (*Beginnt auszupacken*) Ach! Grauer Kaviar! Ooh! Roter Kaviar! Hm! Geräucherter Schinken! Uuh! Gänseleberpastete!

STIPS: Grusinischer Wein! Armenischer Cognac! Ukrainisches Bier! Russischer Champagner! Nur drauflos und ranhalten!

UTKINA: Die Errungenschaften von zwanzig Jahren sowjetischer Ernährungsindustrie! Meine Lieben, so ein Stück fetten Lachs in der Hand zu haben und dann an die schweren Zeiten unsres Bürgerkrieges zurückzudenken, das ist ein Genuß, das ist der wahre Genuß!

WIEGAND: Nun mal alle herbei, alle herbei! Paps hat gute Laune, Paps hat allen Grund, guter Laune zu sein! (*Läuft zu den Türen, ruft*) Renate! Renate! — Otto! Otto! — Ach, unsere Dichterin hat sich auch eingefunden. Ich habe Ihre neue Dichtung gelesen. Aussehen tun Sie interessanter als dichten. Beschränken Sie sich lieber darauf. — Renate! Otto!

STIPS (*läuft zu den Türen*): Renate! Otto! Immer heran! Immer heran!

RENAME kommt von der einen Seite, GABLER von der andern. Sie bleiben mit sauren Gesichtern an den Türen stehen.

UTKINA: Nastja, Nastjinka, ruf doch die Tanjka her. Sie muß schließlich auch mit anfassen.

NASTJA (*geht zur Tür, die zur Küche führt, ruft hinaus*): Tatjana! Tanjka! Tanjku-u-u!

TATJANA (*von außen*): Ja-a-a!

TATJANA rennt herbei, sie hat eine Haushaltsschürze um, sie bringt ein großes Tablett mit Geschirr und beginnt sofort den Tisch zu decken. Sie macht diese Arbeit schnell aber derb, durchaus nicht wie ein geübtes Stubenmädchen.

UTKINA: Bist du auch fleißig und arbeitsam, mein Kind?

TATJANA: Ich bin es, Lola Grigorjewna. (*Arbeitet ununterbrochen emsig weiter.*)

UTKINA: Denkst du auch daran, daß Nastjinka und ich dich empfohlen haben? Denkst du daran, wie verantwortlich das ist, jemanden zu empfehlen?

TATJANA: Ich denke daran, Lola Grigorjewna.

REINARTZ: Genosse Iwanow denkt gerade auch daran.

IWANOW (*fährt zusammen*): Ja ... natürlich ... gewiß denke ich daran.

UTKINA: Machst du auch Fortschritte, liebes Kind?

TATJANA (*lebhaft*): Ich habe „ausgezeichnet“ in allen Fächern, Lola Grigorjewna.

UTKINA: Sehr schön, sehr schön, aber das meine ich eigentlich gar nicht.

Ob du im Haushalt Fortschritte gemacht hast? Ob du dem guten, prächtigen Mann, der dich in sein Haus genommen hat, Freude machst?

TATJANA (*mit einem Seitenblick zur Reinartz, halblaut*): Wenn ihm bloß jeder, den er ins Haus läßt, Freude machen würde . . . !

WIEGAND: Piesacken Sie das Kind nicht, Lola. Zwischen Rechnen und russischer Literatur macht sie stürmisch in Haushalt. Jetzt, wo ich ihr einen Staubsauger, eine Waschmaschine und eine Bohnermaschine gekauft habe, geht sogar alles fast wie am Schnürchen.

STIPS: Die hat einen Sinn für Technik, sage ich euch! (*Mit ernster Anerkennung*) Die hat was mit meinem Rollschuh und einem Besenstiel ausgeknobelt, daß die Jungs mich in der Schule in die Luft geschmissen haben vor Freude.

WIEGAND: Und außerdem gilt sie gar nicht mehr als unsere Hausarbeiterin. Sie ist eine Schülerin, die bei uns wohnt und etwas mithilft.

TATJANA (*die diesen Satz schon seit einiger Zeit vorbereitet*): Ja, und da will Sie die Nastja gleich was fragen, Lola Grigorjewna.

UTKINA: Was gibt es denn, Nastjinka?

NASTJA (*furchtbar verlegen*): Lola Grigorjewna . . . Lola Grigorjewna . . . Ich will nur fragen . . . Nein, ich kann nicht.

UTKINA: Sprich nur, mein Herz, sprich nur.

NASTJA: Ob sie mich, Lola Grigorjewna . . . Ob sie mich . . . Nein, ich kann nicht . . .

TATJANA: Sie will nur fragen, ob Sie ihr für die Abendschule freigeben wollen, damit sie ihr Halbanalphabetentum liquidieren kann.

UTKINA: Wa-as? Die Nastjinka?

TATJANA: Jawohl, Lola Grigorjewna.

UTKINA: Willst du das wirklich sagen, Nastjinka?

NASTJA: Ich, Lola Grigorjewna . . . ich . . . (*schweigt*)

UTKINA: Na siehst du, nichts will sie sagen. Das Ganze hast du erfunden, du Bücherwurm, um auch meinen Haushalt auf den Kopf zu stellen! Die Nastja ist sieben Jahre bei mir, und nie hatte sie ausgefallene Wünsche. Sie ist, wie ein Dorfmadchen schon zu sein pflegt und basta, und überhaupt, der ganze Fall ist erledigt.

NASTJA: Nein!

UTKINA: Was, was, was?

NASTJA: Erledigt? Das täte Ihnen so passen! Mich haben Sie immer nur so erledigt. Ich habe sicher nie was im Haushalt auf den Kopf gestellt. Ich habe auch nichts mit dem Besenstiel ausgeknobelt. Aber was blieb ich dabei? Ein Esel! Ein Esel bin ich geblieben, damit Sie es bequemer haben, Lola Grigorjewna. (*Weint.*)

UTKINA: Mir sagst du das? Du traust dich, mir das zu sagen? War ich nicht wie eine Mutter zu dir? Hast du mich nicht schon viermal bestohlen in den sieben Jahren? Und habe ich dir nicht viermal verziehen?

TATJANA (*betroffen*): Gestohlen hat sie . . . ?!

REINARTZ: Ein toller Fall. Gestohlen hat sie und wird noch frech.

NASTJA (*heult*): Hätten Sie mich nicht in solcher Blödheit gehalten, hätte ich Sie sicher nie bestohlen.

REINARTZ: Nette Ausrede.

UTKINA: Also bin ich noch schuld, daß du mir zwei Paar Strümpfe, eine warme Baumwollhose und vier Kaffeetassen gestohlen hast.

TATJANA: Gestohlen hat sie? Das ist sehr schlimm. Zwei Paar Strümpfe, eine warme Baumwollhose und vier Kaffeetassen hat sie Ihnen gestohlen? — Was aber haben Sie ihr gestohlen? Ihre ganze menschliche Seele haben Sie ihr gestohlen!

UTKINA: Sie haben da nicht dreinzureden, Bürgerin!

TATJANA: Und ob ich dreinzureden habe, Bürgerin! Ein Tier haben Sie aus der Bürgerin gemacht, Bürgerin! (*Zum größeren Nachdruck pufft sie die Nastja gewaltig in die Seite.*)

UTKINA (*tut dasselbe*): Ein Tier soll ich aus der Bürgerin gemacht haben? Ein Tier? Mir sagen Sie das, Bürgerin? Mir, die ich für die Menschenwürde gekämpft habe? Die ich mein Blut im Bürgerkrieg . . .

TATJANA: Das hat noch gefehlt, Bürgerin! Eine Bürgerkriegsheldin wollen Sie sein und leben behaglich dadurch, daß der andere ein schändliches Dasein fristet? Sie haben es vergessen, Bürgerin . . .

UTKINA (*plötzlich vollkommen verändert*): Aah! Das ist möglich! Habe ich es vergessen? Sollte ich es wirklich vergessen haben? Das passiert mir von Zeit zu Zeit . . . Nastjinka, Nastjinka, Nastjinka, ich glaube, sieben Jahre lang habe ich es vergessen, daß du auch zu denen gehörst, für welche wir gekämpft und geduldet haben. Sieben Jahre lang sprach ich von Masse und habe vergessen, daß der Begriff der Masse sich auch in dir konkretisiert. Kannst du mir verzeihen, Nastjinka? (*Sie kämpft mit Tränen.*)

NASTJA: Können Sie mir die zwei Paar Strümpfe, die warme Baumwollhose und die vier Kaffeetassen verzeihen? (*Heult.*)

UTKINA: Kannst du mir deine gestohlene Menschenseele verzeihen? (*Weint los.*)

Sie umarmen sich, küssen sich und begießen sich mit Tränen. Ihr augenblickliches Insichkehren ist ernst, wenn es sich auch etwas grotesk äußert.

TATJANA: Na sehen Sie, Bürgerin, und wie steht es nun mit der Abend-schule?

UTKINA (*schluchzend*): Sie soll gehen! Jeden Abend soll sie gehen! Nachher soll sie ins Technikum gehen! Auf die Hochschule soll sie auch gehen!

NASTJA (*die Tränen verschluckend*): So viel will ich ja gar nicht, Lola Grigorjewna.

TATJANA: Das wird sich noch ergeben. Morgen zuerst einmal in die Abend-schule.

WIEGAND: Also der Zwischenfall ist beigelegt. Begießen?

STIPS: Begießen!

REINARTZ: Begießen! Von so viel Seele und guten Vorsätzen wird unser-
einem doch ein bißchen koddrig zumute. Begießen, begießen!

IWANOW (*zur Reinartz*): Das sind aber lauter gute Vorsätze, die verwirk-
licht werden können. Finden Sie denn das nicht erhebend, Genossin Rei-
nartz?

REINARTZ: Ich finde das unvorsichtig. Die Frau hat schließlich gestohlen.
Die dumpfen Instinkte dürfen nicht geschürt, sie müssen erstickt werden.

WIEGAND: Seht mal her! Seht diesen Fisch! Etwas ähnlich Zartes habe
ich noch nicht erlebt und nicht geträumt. Das Wasser läuft einem im
Munde zusammen, daß eine Flottille darin Manöver abhalten kann. Ist
das ein Fisch? Nein, das ist eine jungfräuliche Seenixe! Schenkt endlich
ein, nehmt endlich einen Happen! — Renate! Otto! Was steht ihr da wie
zwei Karyatiden an der Ecke, die von den Straßenhunden besucht werden?
Her mit euch! Glas in die Hand! Teller, Gabeln und vor allen Dingen ein
bißchen Gemüt, ein bißchen Begeisterung! Versteht ihr denn nicht, wo
ihr seid, welche Zeiten ihr erlebt? — Der Schmidt mit dem Bart hat uns
den Nordpol geholt, an Madrid beißen sich die Faschisten die Zähne aus,
der Sowjet bewilligt meine Entwürfe, Nastjinka kommt in die Abend-
schule, der Lola ist eingefallen, warum die Aurora geschossen hat, die
Tanjka ist ausgezeichnet in allen Fächern, und der Gastronomladen hat
mir einen Fisch eingepackt, wie ihn noch kein Christ und kein Heide ge-
gessen hat!

Renate und Gabler kommen ziemlich niedergeschlagen näher.

REINARTZ (*halblaut zu Iwanow*): Wie finden Sie die Stimmung zwischen
Renate und Gabler?

IWANOW: In d i e s e m Punkte muß ich Ihnen recht geben, Genossin.

Tatjana, Nastja und Utkina haben sehr lebhaft und betriebsam alle mit Essen und
Trinken versorgt. Auf dem Tisch entstand ein kleines, üppiges Buffet. Die Puppe
Tanjka thront jetzt da als Teewärmer. — Es läutet, Nastja öffnet, hereintreten
SILENZOW und WOHLGEMUT.

TATJANA (*schallend*): Guten Tag, Konstantin Nikolajewitsch!

STIPS: Guten Tag, Onkel Kostja!

TATJANA: Essen-Sie, trinken Sie! (*Bringt ihm einen vollen Teller und ein
volles Glas entgegen.*)

Kurze flüchtige, allgemeine Begrüßung.

SILENZOW: Nun Tanjka, wie steht es mit deiner Lektüre?

TATJANA: Den Puschkin habe ich durch, und den Shakespeare habe ich
durch. Geben Sie mir den Tolstoi.

WIEGAND: Hallo, hier werden ganze Autoren mit Haut und Haaren ver-
schlungen. Nehmen Sie sich in acht, Dichterin Reinartz, einmal kommen
auch Sie dran.

Wohlgemut, der mit Zeichnungen unter dem Arm gekommen war, ging in Wiegands
Zimmer und kommt jetzt ohne Zeichnungen zurück.

WOHLGEMUT: Genossen! Ich habe im Zimmer des Genossen Professor eine kleine Ausstellung improvisiert. Die Eisenbetonkonstruktion der Haupt-Halle ist zu sehen.

STIPS: Wird angeguckt!

UTKINA: Ach wie interessant! Professor, lieber, wollen Sie mich in die Geheimnisse der Eisenbetonkonstruktion einweihen? Nastjinka, du mußt auch mitkommen. Eine seltene Chance, dich zu qualifizieren.

Alle gehen in Wiegands Zimmer, nur Silenzow und Iwanow bleiben etwas zurück.

SILENZOW: Die Eisenbetonkonstruktion der Halle hat er wirklich ausgezeichnet gemacht. Die strengste Kontrolle hat keinen Fehler finden können — keinen absichtlichen und keinen zufälligen. Jetzt lacht uns der Direktor natürlich aus, daß wir Bedenken hatten, weil der Wohlgemut uns so mir nichts dir nichts zugeschickt wurde.

IWANOW: Der Direktor hat recht behalten: wir waren im Irrtum.

SILENZOW: Zugegeben: mir gefällt die Nase des Mannes im Volkskommissariat nicht, der den Wohlgemut angestellt hat. Vielleicht begegne ich dem Wohlgemut darum mit Vorurteil.

IWANOW: Mir wollte die Frau am Anfang nicht gefallen. Aber vielleicht bin ich nur nicht an wirklich kulturvolle Frauen gewöhnt. — Sie kümmert sich jedenfalls mehr um uns, als ich dachte.

SILENZOW (*mit Interesse, welches er nicht betont*): So? Tut sie das?

Aus Wiegands Zimmer kommt wie zufällig die REINARTZ geschlendert.

SILENZOW (*da er die Reinartz erblickt*): Haben Sie bemerkt, daß die Qualität des grauen Kaviars in diesem Jahr viel besser ist, als im vorigen?

Sie gehen ab zu den andern. Die Reinartz ißt und trinkt ein wenig, dann geht sie zum Bücherschrank, prüft den abgeschlossenen Teil, versucht ihn zu öffnen, was ihr wieder nicht gelingt, WOHLGEMUT kommt unauffällig zu ihr.

REINARTZ: In diesem Teil des Schrankes muß etwas stecken. Sie hüten ihn, sie schweigen darüber.

WOHLGEMUT: Leider steckt überhaupt nicht viel in dieser Wohnung. Die Burschen sind verdammt vorsichtig geworden. Von der Leidenschaft des Alten, herumzutigern und überall etwas fallen zu lassen, kann man auch nichts mehr profitieren. Alles wird sofort ins Büro geschafft. Flügel D wird sogar im Panzerschrank aufbewahrt.

REINARTZ: Was tut man nun?

WOHLGEMUT: Man wartet.

REINARTZ: Zu Befehl.

WOHLGEMUT: Es gibt eine Möglichkeit: die Berechnungen von Gabler über die Zentralheizung erscheinen den Leuten ungefährlich. Wir aber haben einen Fachmann, der aus den Maßen der Röhrenleitung und aus der Größe der Radiatoren den Grundriß des Baus rekonstruieren kann.

REINARTZ: Also?

WOHLGEMUT: Wir müssen die Maße haben, sobald sie berechnet sind.
Sie müssen sich an den Gabler heranmachen.

REINARTZ: Bereits eingeleitet. — Und überhaupt, ab heute Nachmittag gibt es in dieser Wohnung so viel Liebesgeschichten und Eifersüchteleien, wie auf einem guten Hund Flöhe. Die Marionetten hängen schon am Draht. Auf Kommando werden sie in Bewegung gesetzt.

WOHLGEMUT: Das Kommando wird nicht ausbleiben.

REINARTZ: Nur eine Figur pariert nicht, und die muß zum Teufel.

WOHLGEMUT: Die Tanjka?

REINARTZ: Natürlich die Tanjka.

WOHLGEMUT (*da er Silenzow und Iwanow kommen sieht*): Eine wunderbare Unterhaltung bietet auch der Gorki-Kulturpark, seine ausgezeichneten neuen Einrichtungen...

SILENZOW und IWANOW treten ein im Gespräch.

SILENZOW: Wenn wir vom Sowjet-Pavillon der pariser Weltausstellung sprechen, so dürfen wir nicht vergessen, daß...

Wohlgemut und Reinartz ab in Wiegands Zimmer.

SILENZOW (*sobald sich die beiden entfernt haben*): Ich bin natürlich auch ins Innenkommissariat gegangen, um meine Bedenken wegen Wohlgemut und dem Mann, der ihn einstellte, zu melden. Ich habe mit Tarassow selbst gesprochen.

IWANOW: Und was sagte er?

SILENZOW: Er hat nicht gelacht.

IWANOW: Sondern?

SILENZOW: Gelächelt.

WIEGAND kommt aus seinem Zimmer.

WIEGAND: Ein sonderbarer Heiliger, aber er konstruiert gut. Da gibts nichts dran zu tippen.

SILENZOW: Ja, die Halle ist gut gemacht.

WIEGAND: Ich zerbreche mir den Kopf darüber, warum der Kerl so anständig arbeitet.

IWANOW: Er wird schließlich dafür bezahlt.

SILENZOW: Sein Gehalt ist ein hübscher kleiner Einbruch in die Staatskasse.

WIEGAND: Nee, nee, stellt euch das bloß nicht immer so simpel vor. Für Geld allein wird nie etwas über den Durchschnitt geleistet. Dazu gehört überdies entweder Liebe oder Haß.

SILENZOW (*zu Iwanow*): Wenn wir unserem Direktor das so sagen würden?

IWANOW: Der würde wieder lachen.

SILENZOW: Ich aber sage es Tarassow. Der wird... lächeln.

TATJANA kommt.

TATJANA: Walter Eduardowitsch! Walter Eduardowitsch!

WIEGAND: Warum so aufgeregt?

TATJANA: Wo ich früher gewohnt habe, da ist einem Mann eines Tages eingefallen . . .

WIEGAND: Laß deine Geschichten, sage gerade heraus, was du willst.

TATJANA: Gut, ich will Sie gerade heraus fragen: könnten Sie die Eisenbetonkonstruktionen nicht allein machen?

WIEGAND: Nee, Kind, so gelehrt bin ich nicht.

TATJANA: Muß man denn dazu so viel lernen?

WIEGAND: Eine ganze Menge.

TATJANA (*läßt den Kopf hängen.*)

WIEGAND: Na, was machst du für eine lange Nase?

TATJANA (*hebt den Kopf; sehr heftig*): Sie sind ein sehr großer Künstler, Walter Eduardowitsch! Vielleicht sind Sie der größte Künstler seit . . . (*denkt scharf nach*) . . . seit Michelangelo! Wer hat für Michelangelo die Konstruktionen gemacht?

WIEGAND: Angeblich der Teufel.

TATJANA: Der Teufel ist liquidiert, Walter Eduardowitsch. — Glauben Sie nicht, daß ich so lange lernen kann, bis ich die Eisenbetonkonstruktionen machen kann?

WIEGAND: Donnerwetter, hast du viel vor! Und warum willst du gerade das machen?

TATJANA: Ich will für Sie Konstruktionen machen. Ich will dem Mann die Arbeit wegnehmen, der sie jetzt hat. Wegnehmen, so schnell ich kann.

WIEGAND: Die Technik kannst du vielleicht mit der Muttermilch eingesogen haben, aber die Kollegialität nicht.

TATJANA: Das ist mir gleich. Sagen Sie mir, ob ich das lernen kann oder nicht.

WIEGAND: Warum solltest du es nicht lernen können?

TATJANA: Also kann ich!

SILENZOW: Entschuldigen Sie, Professor, nehmen Sie diese Sache nicht zu leicht. Es ist sehr verantwortungsvoll, das Mädchen zu einem so langwierigen Studium zu ermuntern.

IWANOW: Ich denke auch, Walter Eduardowitsch, es wäre sehr schlimm, der Tanjka eine solche Enttäuschung zu bereiten und schließlich eine technisch-wissenschaftliche Laufbahn . . .

WIEGAND: Na-na-na-na! Brecht euch bloß keine Verzierungen ab! Was ist schon eure technische Wissenschaft? Die Tanjka hatte schließlich einen ganz gescheiten Großvater.

WOHLGEMUT, REINARTZ, GABLER, UTKINA, STIPS und NASTJA kommen nach und nach aus dem andern Zimmer.

WOHLGEMUT (*der die letzten Sätze gehört hat mit absichtlicher Aggressivität*): Ich fühle mich nunmehr veranlaßt auszusprechen, Genosse Profes-

- sor, was meine monatelangen Beobachtungen mir gezeigt haben, daß Sie nämlich, werter Genosse, mit diesem Mädchen Schindluder treiben!
- WIEGAND: Liegt Ihnen das schon lange im Magen, Ernst Erich Wohlgemut?
- WOHLGEMUT: Jawohl! Halten Sie es denn für zulässig, dieses einfache Mädchen auf wissenschaftlichen Gebieten herum dilettieren zu lassen?
- WIEGAND: Menschenskind, warum soll denn das Mädchen nicht alles kapieren, was Sie kapiert haben?
- IWANOW: Gewiß, warum sollte sie nicht?
- WOHLGEMUT: So! So schätzen Sie meine Qualifikation ein? Sie haben gehört, Genossen! — Sie glauben also, daß dieses Dorfmadchen von stumpf bäuerlichem Wesen zum Beispiel die Gesetze der Physik jemals begreifen kann?
- WIEGAND: Ich glaube es.
- WOHLGEMUT: Ich aber nicht.
- WIEGAND: Wir können es ausprobieren.
- WOHLGEMUT: Wie!
- WIEGAND: Alles herhören! Wer will der Tanjka eine Frage stellen auf dem Gebiet der Physik?

Die meisten amüsieren sich über Wiegands Einfall.

- GABLER: Ich bin gegen dieses Theater, Papa. Wozu das arme Mädchen öffentlich blamieren?
- REINARTZ: Wie findest du diese Bemerkung, Renate?
- RENATE: Ruhig dem Mädchen die Frage stellen — wenn die Blamage auch jemandem nahegehen sollte.
- REINARTZ: Sehr richtig. Geprüft und Schluß gemacht.
- WIEGAND: Also los, wer stellt die Frage?

Man beginnt die Sache ernst zu nehmen.

- UTKINA (*nimmt ein Buch vom Bücherbrett*): Hier — „Lehrbuch der Physik“. Hier sind wohl alle Fragen drin.
- WIEGAND: Her damit! Stips, öffne das Buch auf irgendeiner Seite.
- STIPS (*tut es*): Bitte sehr.
- WIEGAND: Nastja! Tipp mit dem Finger auf irgendeine Zeile.
- NASTJA: Nein, ich kann nicht, ich kann nicht.
- UTKINA: Vorwärts Nastjinka, vorwärts. Das ist eine wissenschaftliche Betätigung.
- NASTJA (*läßt sich noch ein wenig nötigen, dann tippt sie auf einen Punkt der Buchseite, lacht verlegen.*)
- WIEGAND (*hält das Buch, ohne es anzuschauen, mit Nastjas Zeigefinger darauf, der Reinartz hin*): Lesen Sie.
- REINARTZ (*liest*): „Das Drehmoment.“
- WOHLGEMUT: Also bitte sehr. Das Drehmoment. Wissen Sie, Genossin

Tatjana, was Drehmoment ist? Haben Sie jemals etwas von einem Drehmoment gehört? (*Lacht vollkommen ohne Humor.*)

TATJANA (*der die Sache von Anfang an sehr ernst war, ist blaß und blässer geworden; mit ersterbender Stimme*): Nein.

REINARTZ: Na, sehen Sie.

RENATE: Kurz und schmerzlos erledigt.

UTKINA: Wie man sieht, muß man seine Grenzen kennen. Das ist eine Lehre für dich, Nastjinka.

WIEGAND: Also das Drehmoment. Ich darf dem Mädchen eine Frage über das Drehmoment stellen.

UTKINA: Ach, die Prüfung beginnt erst? Hör zu, Nastjinka.

WOHLGEMUT: Bitte, stellen Sie eine Frage über das Drehmoment.

WIEGAND: Stips, gib mir das Lineal her.

STIPS (*gibt es.*)

WIEGAND: Das Lineal ist 40 Zentimeter lang. Siehst du das?

TATJANA: Ja.

WIEGAND: Ich lege meinen Bleistift darunter, dann habe ich eine Schaukel. Unter welche Ziffer muß ich den Bleistift legen, damit es frei schaukelt?

TATJANA (*prompt*): Unter Ziffer 20.

WOHLGEMUT: Das ist keine Frage über das Drehmoment.

WIEGAND: Ich bin ja auch noch nicht zu Ende. — Hier ist eine Halbliterflasche Wodka, hier ein Viertelliter. Die kleine Flasche wiegt genau halb so viel, wie die große. Können die beiden auf dieser Schaukel schaukeln?

TATJANA: Nein.

WIEGAND: Was muß man machen, damit sie es können?

TATJANA: Den Bleistift verschieben.

WIEGAND: Auf welche Ziffer?

TATJANA (*nach kurzem Nachdenken*): Auf Ziffer 13 und drei und ein Drittel Millimeter.

WIEGAND: Warum? Woher weißt du das?

TATJANA (*zuckt die Achseln*): Von Großvater. Wenn er was heben wollte, nahm er einen Hebel. Wenn seine Kraft nicht ausreichte, nahm er einen längeren Hebel. Diese Flasche drückt mit halb so großer Kraft wie die andere, also braucht sie einen doppelt so langen Hebel.

Alle interessieren sich sehr, mehrere wollen sich teils anerkennend, teils abfällig äußern.

WIEGAND (*schnell*): Schieb den Bleistift auf Ziffer 13 Komma drei ein Drittel.

TATJANA (*tut es.*)

WIEGAND: Tu die Flaschen darauf.

TATJANA (*tut es*).

WIEGAND: Schaukelt es?

TATJANA: Nein.

Die Reinartz lacht höhnisch auf, die Utkina macht eine bedauernde Handbewegung, Renate wendet sich ab. Stips kratzt sich hinter den Ohren. Nastja schlägt die Augen nieder. Die anwesenden Techniker und Silenzow schauen Wiegand erwartend an.

WIEGAND: Es schaukelt nicht. Deine Berechnung war wohl falsch?

TATJANA (*nach kurzem Nachdenken; fest*): Nein, meine Berechnung muß richtig gewesen sein. (*Denkt weiter nach.*) Sie haben mir nicht die Wahrheit gesagt. Die Flasche wiegt nicht doppelt so viel wie die andere. Der Wodka drin wohl, aber die Flasche selbst doch nicht!

Die Wirkung auf die Zuhörer schlägt ins Gegenteil um.

WIEGAND: Jetzt hören Sie zu, Ingenieur Wohlgemut. (*Zu Tatjana.*) Wie kannst du also berechnen, wohin du den Bleistift schieben muß, damit das Zeug schaukelt?

TATJANA (*langsam, jedes Wort erwägend*): Ich wiege diese Flasche ab, und ich wiege diese Flasche ab. — Dann habe ich eine Ziffer, und ich habe noch eine Ziffer, und ich habe noch die Ziffer 40 vom Lineal. Und ich suche diese Ziffer. (*Zeigt auf die Entfernung zwischen Flasche und Bleistift.* — *Setzt sich, stützt das Kinn in beide Fäuste, denkt nach, schließlich*) Diese Ziffer wird sich verhalten zu dieser Ziffer, wie diese Ziffer zu 40 weniger diese Ziffer.

WIEGAND (*haut auf den Tisch*): Hat ihm! Ingenieur Ernst Erich Wohlgemut! War das eine Frage über das Drehmoment?

WOHLGEMUT (*verärgert*): Ja.

WIEGAND: Drehmoment ist die Kraft multipliziert mit dem Hebearm. Hat sie das Gesetz richtig angewendet?

WOHLGEMUT: Ja.

Jeder nimmt Tatjanas Erfolg auf seine Art auf. Iwanow schüttelte ihr die Hände, Utkina umarmt sie, Stips boxt sie kameradschaftlich, Silenzow lächelt sie von weitem an. Gabler und Renate sinken nach der kurzen Spannung in ihre Mißstimmung zurück. — Die Reinartz sucht Wohlgemuts Nähe.

WIEGAND: Also, seht ihr, ihr großen Techniker mit eurer Wissenschaft aus aller Herren Länder Universitäten: eine Sache vergeßt ihr immer, ohne die es keine Wissenschaft geben kann — den gesunden Bauernverstand! In diesem Mädchen rumoren die Großväter. Der Großvater, der gelernt hat, auf zwei Beinen zu gehen, der Großvater, der gelernt hat, einen Stock als Hebel zu benutzen und der Großvater, den sie nur gerufen haben, wenn einer in der Nähe gerade baute, und den niemand gefragt hat, ob er vielleicht die Begabung hätte, die Stadt Moskau zu rekonstruieren.

IWANOW: Sehr richtig gesprochen, nicht wahr, Konstantin Nikolajewitsch?

SILENZOW: Sehr richtig.

Die Gläser werden vollgeschenkt.

IWANOW: Ein Hoch auf unsere Tanjka!

ALLE: Hoch! (*Sie trinken.*)

UTKINA: Ich habe das alles schon im Gefühl gehabt, als ich sie zu euch ins Haus gebracht habe.

REINARTZ (*abseits zu Wohlgemut*): Ein schwerer Brocken, diese Tanjka. WOHLGEMUT: Kräftigere Mittel tun not, Reinartz. Setzen Sie Ihre Marionetten etwas in Bewegung. (*Sie flüstern weiter.*)

TATJANA: Walter Eduardowitsch. Sagen Sie, ist das, was wir eben gesprochen haben, ist das Physik? Richtige Wissenschaft?

WIEGAND: Gewiß, richtige Wissenschaft.

TATJANA: Vor Monaten noch, als ich angefangen habe über Wissenschaft, über Kunst, über Politik nachzudenken, ist mir das alles so ungeheuer weit, weit entfernt vorgekommen, als könnte ich nie damit richtig zu tun haben. Dann hat mir Konstantin Nikolajewitsch den Shakespeare zu lesen gegeben, und dann habe ich gesehen, lachen Sie nicht, ich habe es genau gesehen, daß bei dem Shakespeare, wenn er erzählt hat, was mit diesem Falstaff losgewesen ist, genau dieselben kleinen Runzeln um die Nasenwurzeln herum waren, wie bei meinem Großvater, wenn er vom verfressenen Nachbarn gesprochen hat.

UTKINA: Das ist metaphorisch gemeint, Nastjinka.

TATJANA: Und jetzt hat mich Walter Eduardowitsch dahin gebracht, daß ich über Physik und über das Drehmoment sprechen konnte, und jetzt sehe ich, daß in der Physik dieselbe Weisheit steckt, wie in Großvaters Rede, wenn er den Jüngeren erklärte, wie sie die Balken fügen müssen.

RENATE: Sie glauben doch wohl nicht, daß Sie mit dieser einen Frage die Physik erledigt haben?

TATJANA: Nein, wer ein A von einem B unterscheiden kann, kann Marx noch nicht lesen und begreifen. Eins weiß ich aber schon: der gesunde Bauernverstand verhält sich zur hohen Wissenschaft, wie Großvater zum Genossen Stalin. Das Holz ist dasselbe, aber viel, viel vollendeter im Bau.

WIEGAND: Beileibe nicht das dümmste Wort, das man in diesem Hause gehört hat.

WOHLGEMUT: Genossen, es freut mich sehr, daß ich von meinem Irrtum in dieser Frage überzeugt wurde. Ich habe beschlossen, darüber einen selbstkritischen Artikel für die Wandzeitung unseres Baubetriebes zu schreiben. Ich möchte dazu ein Foto machen vom Genossen Wiegand mit Genossin Tatjana. Darf ich? (*Eilt ins Vorzimmer und bringt seinen Fotoapparat und eine hochkerzige Foto-Lampe mit; inzwischen nimmt er unauffällig etwas an sich, was ihm die Reinartz zusteckt.*)

Wiegand und Tatjana setzen sich zum Photographieren zurecht. Mehrere arrangieren erregt den Hintergrund. In diesem feierlichen Augenblick beginnt Tatjana verstohlen Sonnenblumenkerne zu essen.

REINARTZ (*zu Renate*): Die hat das Drehmoment heraus. Das muß man schon sagen. Weißt du, was mich nachdenklich macht?

RENATE: Was denn?

REINARTZ: Was wohl eine so geschulte, auch in der Physik bewanderte Frau veranlaßt haben konnte, hier den Dorftrottel zu spielen?

RENATE: Was? Du denkst, daß sie . . .

REINARTZ: Nun, frag doch Iwanow, was er darüber denkt.

RENATE (*geht zu Iwanow*): Wanjka, eine wichtige Frage...

REINARTZ (*wendet sich an Gabler*): Otto, ein interessantes Problem hat deine Frau eben aufgeworfen...

WOHLGEMUT: Wenn ich bitten darf, Genosse Professor, ein bißchen mehr nach links mit dem Oberkörper. Genossin Tanjka, etwas lockerer die Haltung. Ja?

Nachdem Renate mit Iwanow, die Reinartz mit Gabler einige Worte gewechselt haben, wendet sich Gabler an Iwanow. Die Reinartz spricht jetzt mit der Utkina.

GABLER: Genosse Iwanow, Sie sind Techniker. Ich habe eine etwas schwere, etwas peinliche Frage an Sie...

IWANOW: Ja, ich möchte Sie auch etwas fragen. Können Sie es sich vorstellen, daß jemand... Nein, bitte, fragen Sie zuerst.

UTKINA (*hat zuletzt zugehört*): Ihr seid also auch der Meinung? Schrecklich! Nein, das hätte ich nicht für möglich gehalten.

GABLER: Aber was sind die Motive...?

RENATE (*kommt hinzu*): Wie kann man bloß so unschuldig nach Motiven fragen?

REINARTZ: Nein Genossen, was ihr da alles zusammenredet! Nie und nimmer werde ich es glauben, daß jemand sich unter vorgetäuschem Halb-analphabetismus niederträchtigerweise in ein Heim einschleicht... Nein, was kann ein solcher Mensch im Schilde führen? — Kinder, wo ist mein Anhänger? Hast du ihn etwa genommen, Otto?

GABLER: Ich? Nein.

REINARTZ: Mach bitte keine schlechten Witze. Du weißt, wie ich diesen Anhänger liebe, das Fischlein im Netz.

GABLER: Aber wenn ich dir sage!

Alle fangen an, den Anhänger zu suchen. Wohlgemut hat alle Vorbereitungen getroffen, er steht da mit hochgehobener Foto-Lampe. Tatjana steckt sich verstohlen Kerne in den Mund.

WOHLGEMUT: Was machen Sie da, Genossin Tatjana? Sie haben die ganze Stellung verdorben.

TATJANA: Ich? Nein, ich habe gar nichts gemacht.

WOHLGEMUT (*geht zu ihr, beginnt sie zurechtzurücken*): Ei, nicht so steif in den Hüften. Lockerer, lockerer. Hier müssen Sie... Ja, sagen Sie einmal, was haben Sie da eigentlich?

TATJANA: Hier? Hier habe ich gar nichts.

WOHLGEMUT: Gar nichts? Das nennen Sie gar nichts?

Allgemeines Interesse.

TATJANA (*schuldbewußt*): Ja, ich habe doch etwas. Ich bitte um Entschuldigung. Ich weiß, das sollte man hier nicht tun. Und kulturvoll ist es auch nicht... Aber, ich kann es mir nicht abgewöhnen.

WOHLGEMUT: Abgewöhnen? Eine schöne Gewohnheit.

TATJANA: Jeder tut das bei uns im Dorf, und Großvater tat es leidenschaftlich.

WOHLGEMUT: Die Moral des Dorfes und erbliche Belastung noch dazu. Die dumpfen Instinkte. Da haben wirs.

TATJANA (*zeigt eine Handvoll Sonnenblumenkerne*): Ich habe mich halt nicht trennen können von meinen Sonnenblumenkernen.

WOHLGEMUT: Wer spricht da von Sonnenblumenkernen? Welche Genossin nimmt es auf sich, die Bürgerin zu durchsuchen? Genossin Nastja, Sie als Verwandte, greifen Sie hier hinein.

Silenzow steht beiseite, beobachtet aber alles sehr genau.

NASTJA (*tut ganz verdattert, was Wohlgemut anordnete und zieht den Anhänger der Reinartz hervor*): Aijaijajaijajai!

REINARTZ: Mein Anhänger!

GABLER: Das Fischlein im Netz!

IWANOW: Tanjka!

WIEGAND: Was ist denn hier los?

RENATE: Jetzt wird mir so manches klar.

REINARTZ: Genossen, ihr habt recht gehabt. Ich bin leider, leider überzeugt.

UTKINA: Eine fürchterliche Enttäuschung. Und mit der Moral wollten Sie mir noch die Nastjinka abspenstig machen, Bürgerin?

TATJANA (*schaut verständnislos von einem zum andern*): Was ist geschehen? Was habe ich denn getan?

WOHLGEMUT (*feierlich*): Genosse Professor! Genossin Gabler! Es ist mir unerhört peinlich, daß dieser kleine beschämende Zwischenfall unter meiner aktiven Beteiligung gerade in Ihrer Wohnung geschehen mußte. Es ist aber besser von einem Feind durch die Wachsamkeit guter Freunde und durch plötzliche Entlarvung befreit zu werden, als das häusliche Leben, das eigene politische Antlitz, durch ihn beschatten zu lassen.

TATJANA: Was habe ich denn getan? Genossen, was habe ich denn eigentlich getan?

REINARTZ: Gestohlen!

TATJANA: Gestohlen? Ich? Walter Eduardowitsch! Wanjka...

IWANOW (*ungeheuer verlegen und erschrocken*): Ich verstehe nicht ... ich verstehe wirklich nicht ...

TATJANA: Wanjka, du willst mich in den Komsomol aufnehmen lassen ... Du hast mein Gesuch in der Tasche. Deine Empfehlung soll darunter ...

IWANOW: Das Gesuch ... ja ... die Empfehlung ... Ich habe die Pflicht ... natürlich ... (*Greift langsam in die Tasche, zieht das Gesuch hervor und gibt es Tatjana zurück, ohne sie dabei anzusehen.*)

TATJANA: Wanjka ... Das tust du mir an? ... Wanjka, du hast dich um mich gekümmert ... Die Ludmilla sagte auch, du würdest dich ...

WOHLGEMUT (*drängt sich zwischen die beiden*): Ich glaube, Genossen, jetzt müssen wir nur sehen, daß das Mädchen sofort sang- und klanglos aus dem Hause entfernt wird.

WIEGAND: Die Tanjka soll mir aus dem Haus? Wegen des miesen Anhängers? Wo ich mich schon so an sie gewöhnt habe? — Silenzow, wie denken Sie darüber?

SILENZOW (*sehr ruhig, läßt sich Zeit*): Was bleibt uns da viel zu denken übrig? Es heißt, das Mädchen habe gestohlen. Das ist eine Sache, womit sich die Miliz befassen muß. (*Betont*) Wer von den Genossen nimmt die Formalität auf sich, das Mädchen anzuzeigen?

Schweigen.

SILENZOW (*indem er auf die beiden zugeht*): Genossin Reinartz? Genosse Wohlgemut? Ein Anruf und die Miliz kommt.

WOHLGEMUT: Die Miliz? Nein, danke, wir wollen die Miliz nicht in Anspruch nehmen. (*Packt schnell seine Fotogeräte zusammen.*)

REINARTZ: Wir verlassen das Haus in der Hoffnung, das nächstmal reine Luft vorzufinden.

SILENZOW: Wollen Sie nicht doch lieber die Miliz anrufen?

WOHLGEMUT: Der Schaden ist ersetzt, wir begnügen uns mit der Entfernung der Schuldigen.

Wohlgemut und Reinartz verbeugen sich steif und gehen.

SILENZOW: Wollen Sie die Anzeige machen, Genosse Gabler?

GABLER: Ach, was geht mich das Ganze an! (*Ab in sein Zimmer.*)

SILENZOW: Und Sie, Walter Eduardowitsch?

WIEGAND: Machen Sie keine Geschichten. Böse bin ich nur, daß sie auf das kitschige Zeug verfallen ist. Mehr Geschmack hätte ich von Großvaters Enkelin doch erwartet. (*Ab in sein Zimmer.*)

IWANOW (*in ständiger, peinlicher Verlegenheit*): Ich gehe jetzt, Konstantin Nikolajewitsch.

SILENZOW: Wieso? Wollen Sie auch keine Anzeige machen?

IWANOW: Ich? Ich habe mir das am Anfang ganz anders vorgestellt ... Ich habe geglaubt ...

SILENZOW: Was Sie geglaubt haben, ist egal. Was glauben Sie jetzt?

IWANOW: Ich, Konstantin Nikolajewitsch, ich ... (*läuft weg.*)

Renate geht ab in die Richtung der Küche.

UTKINA: Mir scheint, ich habe heute noch Patienten. Ich darf sie nicht vergessen. Wir gehen, Nastjinka. (*Kopfschüttelnd zu Tatjana*) Bürgerin, Bürgerin, dafür hat die Aurora nicht geschossen.

SILENZOW: Also du machst auch keine Anzeige, Lola? Nun, dann auf Wiedersehen, Lola. (*Begleitet sie zum Vorzimmer.*)

Utkina ab.

NASTJA (*geht zu Tatjana, die ganz niedergeschlagen immer noch an der Stelle sitzt, wo man sie photographieren wollte. Sie spricht leise zu Tat-*

jana): Aijaijaijai! Aijaijaijai! Wie bist du bloß so hereingefallen? Mußt du gleich das klotzige Ding einstecken? Bescheiden muß der Mensch sein.

TATJANA: Nastja, du glaubst doch nicht, daß ich ...?

NASTJA (*beleidigt*): Willst du mir noch was vormachen?

TATJANA: Du mußt mir glauben, Nastja, ich habe nie im Leben ...

NASTJA: Einmal habe ich mich von dir beschwatzen lassen, mit deiner Abendschule. Hast du dir denn vorgenommen, bei mir alles drunter und drüber zu bringen? Klotzige Dinger soll ich einstecken lernen? In die Abendschule soll ich gehen? Die zwei Paar Strümpfe, die warme Baumwollhose und die vier Kaffeetassen — ja. Aber so klotzige Dinger hab ich nie angerührt. Und die gottlosen Bücher auch nicht. Jetzt siehst du, wohin das führt. Recht geschieht dir. Die Bäume sollen nicht in den Himmel wachsen! (*Ab, der Utkina nach.*)

SILENZOW kommt zurück aus dem Vorzimmer. RENATE kommt aus der Küche, bringt Tatjanas Bündel, ihre Bücher und Schulhefte. Sie nimmt den Reisepaß aus dem Schubkasten und legt das alles vor Tatjana hin.

RENAME: So. Sie können gehen.

SILENZOW (*ruhig streng*): Wie stellen Sie sich das vor, Genossin Gabler?

RENAME: Was meinen Sie, Konstantin Nikolajewitsch?

SILENZOW: Sie können in Moskau einen Menschen nicht so mir nichts, dir nichts aus seiner Wohnung werfen. Diese Schülerin hat das Recht wohnen zu bleiben, wo sie wohnt.

RENAME: Aber Genosse ...

SILENZOW: Ja, ja, Sie wollen sagen: Diebstahl. Es steht Ihnen frei, das Mädchen der Miliz zu übergeben. Solange sie aber nicht in Haft ist, hat sie Recht auf das kleine Zimmer mit Durchgang zum Vorzimmer und auf eine Gasflamme in der Küche.

RENAME: Man kann mich aber doch nicht zwingen, mit einem Menschen zusammenzuleben, der ...

SILENZOW: Sie brauchen mit ihr nicht Freundschaft zu halten, aber wohnen bleiben muß sie.

RENAME (*verärgert*): Sie kennen das Gesetz besser als ich, Genosse Silenzow. Ich muß das zur Kenntnis nehmen. (*Ab in ihr Zimmer.*)

TATJANA (*steht langsam auf, nimmt Bündel, Bücher, Hefte, Paß; zu Silenzow*): Ich will aber gar nicht hier in dem Haus bleiben!

SILENZOW (*ruhig, sehr ernst*): Ich möchte, Tanjka, daß du gerade jetzt hier bleibst.

TATJANA (*blickt ihn lange, nachdenkend an, dann nickt sie wortlos.*)

Pause.

TATJANA (*beginnt, sich sehr müde und verquält in die Richtung ihres Zimmers zu schleppen, dann hält sie an, sie wendet sich wieder zu Silenzow*): Darf ich denn weiter lernen, Konstantin Nikolajewitsch?

SILENZOW: Willst du?

TATJANA: Darf ich nachher auch ins Technikum? In die Hochschule? Kann ich noch Eisenbetonkonstrukteur werden?

SILENZOW: Wenn du eine Arbeitsstelle hast, wo dich die Genossen würdigen finden und dich in diese Schulen schicken — warum nicht?

TATJANA: Ich werde suchen.

SILENZOW: Beim Archivbau hat die Aufnahme von Arbeitern begonnen. Allerdings für die Ausschachtungen. Eine harte Arbeit. Und dann noch lernen? Kein Kinderspiel. Du mußt wissen, ob es dir das wert ist.

TATJANA: Am Archivbau? Am Archivbau kann ich mitarbeiten?

SILENZOW: Sollte hier in der Wohnung etwas nicht glatt gehen — du weißt, wo du mich erreichst. Und der Tolstoi liegt für dich bei der Sekretärin. (Ab.)

Stips, der sich bis jetzt sehr still in einer Ecke verhielt, nähert sich Tatjana.

STIPS: Du! Darf ich dich in deinem Zimmer besuchen? Darf ich dein Freund bleiben?

TATJANA (wendet sich gerührt zu Stips, sie macht heftig einige Schritte zu ihm.)

RENATE öffnet ihre Tür.

RENATE: Stips!

Tatjana und Stips erstarren. Stips wendet sich ab von Tatjana und geht niedergedrückt aber gehorsam mit Renate ab.

TATJANA (ist allein geblieben. Sie sieht auf dem Tisch noch das Lineal, den Bleistift und die zwei Wodkaflaschen. Sie baut, tief in Gedanken versunken, die Schaukel auf): Die kleine Flasche muß die große Flasche heben. Man muß die Kraft mit dem Hebearm multiplizieren. Multiplizieren.

Vorhang

DRITTER AKT

Ebendasselbst. Schwüler Sommerabend, später Nacht, die aber keine Abkühlung bringt. — Die Familie Wiegand wohnt nicht in der Wohnung, sondern in der Nähe von Moskau in Bolschewo, in einem Sommerhaus. Nur Tatjana wohnt in ihrem Zimmerchen und Gabler übernachtet oft in der Wohnung, da er sehr angestrengt an den Berechnungen für die Heizung des Archivbaus arbeitet. Andere Familienmitglieder benutzen die Wohnung als Stützpunkt, wenn sie zur Arbeit, zum Einkaufen oder zur Zerstreuung in die Stadt fahren. — IWANOW und WIEGAND sitzen nebeneinander. Zwischen ihnen die Puppe Tanjka, am Fenster GABLER, ganz in seine Arbeit versunken.

IWANOW: Wie denken Sie also über die Frage, Walter Eduardowitsch?

WIEGAND: Ich denke gar nicht, ich schwitze.

IWANOW (zu Gabler): Und wie denken Sie, Otto Karlowitsch?

GABLER (*ohne aufzusehen*): Wie...? Was...? Ein Augenblick... (*verliert sich wieder ganz in der Arbeit.*)

WIEGAND: Mit einem Menschen wollen Sie vernünftig reden, der in dieser Affenhitze Zentralheizungen konstruiert?

GABLER (*etwas nervös*): Genossen, entschuldigt, ich kann nicht zuhören. Ich will heute noch mit dem Flügel D fertig werden.

WIEGAND: Er will ja nur nebenbei die Kleinigkeit klären, ob ich mit ihm in den Urwald nach Jakutien gehe oder nicht, um dort eine neue Stadt zu bauen.

GABLER: Bitte laßt mich doch in Ruhe mit solchen Kinderein. Der olle Wiegand in Jakutien! Wie können bloß ernste Menschen so was ausdenken? — Jetzt muß ich aber meine Ruhe haben. Ich überlasse euch dieses Zimmer. (*Nimmt seine Papiere und geht ab in sein Zimmer.*)

IWANOW (*beginnt nach einigem Schweigen; er spricht ziemlich matt*): Sie wissen, die Komsomolgruppe unseres Baubüros hat sich die Aufgabe gestellt, Sie für diese Arbeit zu gewinnen. Ich spreche im Auftrage der Komsomolgruppe. — Wir haben keinen Mangel an qualifizierten Architekten. Wenn wir uns an Sie wenden, tun wir das darum, weil wir mit einem ungewöhnlichen Menschen etwas Ungewöhnliches zustande bringen wollen.

WIEGAND: Nur sind Sie zehn, zwanzig Jahre zu spät gekommen. Ihr Strom nach dem fernen Osten kann mich nicht mehr erfassen. 50 000 junge Mädchen wollen jetzt gerade dorthinfahren. Glückliche Fahrt. Ich bin über das Backfischalter hinaus.

IWANOW: Sie haben kein Alter, Walter Eduardowitsch, Sie haben nur Kraft und Schwung und Überzeugung.

TATJANA tritt durch die Vorzimmertür ein. Sie kommt aus der Schule. Sie wünscht, ohne die Männer anzusehen, kaum hörbar, „Guten Abend“, was diese ebenso erwidern, und geht ab in die Richtung ihres Zimmers.

IWANOW (*nachdem Tatjana abging, leise*): Aus der Schule...

WIEGAND (*ebenso*): Ja, aus der Schule...

Schweigen.

WIEGAND: Kraft und Schwung und Überzeugung... Iwanow, ich bin viel älter geworden in der letzten Zeit. (*Beginnt die Puppe zu streicheln.*)

IWANOW: Der moskauer Sommer geht auf die Nerven... In Jakutien ist ein anderes Klima. (*Beginnt ebenfalls die Puppe zu streicheln.*)

WIEGAND: Ich bin ja selten in dieser Wohnung. Das Stündchen Fahrt nach Bolschewo ins Sommerhaus, das wir gemietet haben, lohnt sich. Dort gibt es gute Waldluft.

IWANOW: Und doch...

WIEGAND: Und doch. Etwas liegt einem auf den Nerven. Etwas erscheint einem nicht in Ordnung. Unerledigt... (*Rückt die Puppe weiter von sich.*)

IWANOW (*nimmt die Puppe in die Hand, wird lebhafter*): Das ist aber kein Grund, Genosse Professor. Man darf sich von seinen individuellen Stimmungen nicht so beeinflussen lassen.

WIEGAND: Ei, sei doch nicht so weise, du Grünschnabel. — Was machst du mit der Puppe?

Iwanow legt die Puppe verlegen hin.

WIEGAND: Kurz, lieber Freund, wenn ich auch vor Monaten noch die Verlockung gefühlt habe, mich alten Mann euch wunderbarer fremder Jugend mit Leib und Seele anzuvertrauen, so habe ich doch jetzt die Lust verloren. Sie brauchen nicht zu fragen, warum. Mir ist ganz einfach der Geschmack an euch jungen Leuten abhanden gekommen. Ich fahre nicht nach dem Osten.

TATJANA kommt aus der Richtung ihres Zimmers, sie hat nun ihre Bücher abgelegt, sie wünscht, wie vorhin, kaum hörbar, und ohne die Männer anzuschauen „Gute Nacht“, was die Männer ebenso erwidern, und geht eiligen Schrittes durch das Vorzimmer weg.

IWANOW (*nach Schweigen*): ... Nachtschicht ...

WIEGAND: Ja, sie hat Nachtschicht ...

Schweigen. Das Telefon läutet. Iwanow hebt den Hörer ab.

IWANOW: Hallo... Wer? ... Einen Moment... (*Sehr verlegen zu Wiegand*) Da wird sie... die... die Tanjka wird zum Telefon gerufen.

WIEGAND: (Die Tanjka? (*Eigentlich auch verlegen, verbirgt es aber*) Na und? Na und?)

IWANOW: Ja, natürlich... aber... sie ist doch eben weggegangen...

WIEGAND: Eigentlich ja... Aber... (*Ruft plötzlich sehr laut*) Stips!

STIPS stürzt herbei, er ist wieder ebenso gekleidet wie der Vater.

STIPS: Paps?

WIEGAND: Ruf doch der Tanjka nach. Sie soll zum Telefon kommen.

STIPS: Gerne, Paps! (*Reißt die Eingangstür auf, schreit*) Tanjka! Tanjku-u-u!

DIE STIMME DER TATJANA: Wa-a-as?

STIPS: Komm zurück! Telefo-o-o-n!

STIMME DER TATJANA: Ja-a-a!

Stille.

WIEGAND (*zu Iwanow*): Na, war das so schwer?

IWANOW (*nach Schweigen*): Wird sie... wird sie eigentlich oft angerufen?

WIEGAND: Das erstemal.

TATJANA kommt atemlos.

TATJANA: Danke. (*Stürzt zum Telefon, spricht überlaut, teils wegen der Aufregung, teils weil sie nicht gewohnt ist, zu telefonieren*) Hallo! Ich

höre! Hallo! Ich höre nicht! .. Ja, ich bin es .. Guten Tag, Genosse Major! ... Danke vielmals, Genosse Major! ... Ja! Ja! Den Brief habe ich bekommen! ... Ich freue mich sehr, Genosse Major! ... Nein, ich arbeite heute in Nachtschicht. Aber irgendwie werde ich es schon möglich machen ... Und schönen Dank auch, Genosse Major! (*Legt auf, strahlt vor Freude, sieht die beiden Männer und Stips an, die sich teils diskret, teils verlegen abgewendet haben, während sie telefonierte, geht auf Iwanow zu, klopft ihm auf den Rücken*) Du!

IWANOW (*dreht sich plötzlich zu ihr, kann keinen Ton herausbringen.*)

TATJANA: Soviel Zeit hintereinander warst du mit Tanjka lange nicht mehr in einem Zimmer. Guck dich mal um, ob dir nicht was fehlt? Hast du keinen Anhänger um den Hals gehabt?

IWANOW (*will kühl sein, ist aber nur verlegen*): Mir hast du noch nie was genommen, Tanjka ...

TATJANA (*ernst; man sieht es ihr an, daß sie Gedanken ausspricht, die ihr schon lange immer wieder auf der Zunge waren*): Aber ich will dir etwas nehmen. Ich will den karierten Kasten aus deinem Kopf nehmen.

IWANOW (*verständnislos*): Wa-as?

TATJANA: Warum bin ich dir nicht böse, Wanjka? Weil ich weiß, daß du einen Kasten im Kopf hast, mit kleinen viereckigen Fächern, wie ein kariertes Schulheft, und da willst du alle Menschen hineinstopfen. Wir Menschen sind aber alle nicht viereckig und passen nicht in deine Fächer. Darum kullern wir hin und her in deinem Kopf, mal in die eine Ecke, mal in die andere Ecke, — meistens aber in die falsche Ecke. Darum bin ich dir nicht böse. Und Konstantin Nikolajewitsch sagt auch, ich habe recht.

IWANOW: Ich ... ich verstehe nicht ganz ... Konstantin Nikolajewitsch ... ? Das mußt du mir gleich erklären ...

TATJANA: Gleich? So eilig hab ichs damit nicht. Ich werde deine karierten Fächer schon zurechtbiegen. Entweder sachte oder mit einem Knall. Na, auf Wiedersehn, Wanjka. (*Wendet sich an Wiegand*) Und Ihr kleines Zimmer wird bald frei, Walter Eduardowitsch: ich ziehe wo anders hin.

WIEGAND: Wozu? Nein, das ist aber wirklich nicht nötig. Und ... wollen wir uns nicht vorher ... doch irgendwie verständigen?

TATJANA: Auch das wird kommen. Eilt gar nicht. Kommt es nicht sachte, so kommt es mit einem Knall. Aber kommen wird es. — Und schönen Dank auch für das Telefonieren. (*Geht.*)

Stille. Wiegand und Iwanow schauen sich lange an. Stips wendet seine ernstesten, forschenden Blicke abwechselnd von einem zum andern.

STIPS (*leise, mit viel Respekt*): Genosse Major ...

Stille.

WIEGAND (*zu Stips*): Na, wollen wir?

STIPS: Von mir aus ...

WIEGAND (zu Iwanow): Vater und Sohn haben nämlich beschlossen, heute bummeln zu gehen. In den Gorki-Park. Unbegrenzter Ausgang. Wollen Sie nicht mit uns kommen, Iwanow?

IWANOW: Ich muß in eine Sitzung zum Genossen Silenzow. — Auf die Frage Jakutien werden wir doch wohl noch zurückkommen?

WIEGAND: Gehen wir.

STIPS: Abfahrt!

Sie gehen zur Eingangstür, öffnen und stoßen mit der eben ankommenden REINARTZ zusammen.

WIEGAND: Wie unsere Dichterin in dieser Bullenhitze aufblüht! Ihr Kleidchen ist durchsichtiger als es ihre Metaphern sind. Wir wollen aber gerade abhauen.

REINARTZ: Ich warte auf Renate.

WIEGAND: Ist sie denn auch in der Stadt?

REINARTZ: Einkaufen gegangen mit der Utkina.

WIEGAND: Na, dann suchen Sie sich ein Stühlchen, kreuzen Sie die Beinchen, und rammeln Sie sich eine Zigarette ins Mäulchen. — Otto! Paß auf den Besuch auf, daß er nicht schnell noch was dichtet.

Wieder wollen die drei gehen, aber sie stoßen in der Tür mit RENATE und der UTKINA. zusammen, die mit Paketen beladen eintreffen.

UTKINA: Ach, was ist das für ein unerwartetes Glück, den lieben, lieben Professor hier noch vorzufinden. Ich bin so froh, so erfreut darüber.

WIEGAND: Na, dann auf Wiedersehen, allerseits. (*Ab mit Stips und Iwanow.*)

REINARTZ: Ich warte auf dich, Renate, guten Abend.

RENAME: Guten Abend. Ein paar Kleinigkeiten haben wir für das Sommerhaus eingekauft.

REINARTZ: Ich will heute nacht wieder bei euch schlafen.

RENAME: Wieder einmal verkracht? — Du mußt mit diesem Zimmer vorlieb nehmen. Otto kommt diese Tage gar nicht nach Bolschewo, und Papa mit Stips übernachten vielleicht auch hier, wenn sie im Kulturpark die Zeit vergessen.

REINARTZ: Ach, die vielleicht auch?

RENAME: Da hast du einen Schlüssel, und du kannst dir in der Küche etwas warm machen.

REINARTZ: Werde ich die Person nicht dort treffen?

RENAME: Ich glaube, sie arbeitet in Nachtschicht. An den Ausschachtungen zum Archiv wird Tag und Nacht gearbeitet.

REINARTZ: Nachtschicht hat sie? Und doch?

RENAME: Was — und doch?

REINARTZ: Nichts, nichts, ich meine nur.

RENAME: Du verschweigst mir wieder etwas, Annemarie.

UTKINA: Ich habe auch diesen Eindruck. Sie sollten das nicht tun, Genossin.

REINARTZ (*spricht hinein in Gablers Zimmer*): Ich bin heute dein Schlafbursche, Otto, stört dich das?

GABLER kommt.

GABLER: Warum sollte mich das stören?

REINARTZ: Ich denke nur. Das sind nur so meine Gedanken.

UTKINA: Genossin, Sie verschweigen uns wieder etwas. Nehmen Sie zur Kenntnis, daß ich über das Glück dieses jungen Ehepaares wache. Ich bin ein Mensch, der gewöhnt ist, Gefahren in die Augen zu sehen. Sagen Sie mir klipp und klar: droht dieser Ehe irgendeine Gefahr?

RENATE: Du meinst es gut mit mir, Annemarie, aber du quälst mich doch. Sag mir schonungslos ins Gesicht: was weißt du? Was verheimlichst du mir?

REINARTZ: Aber liebe, liebe Renate, wer wird sich denn so aufregen! Die Tränen stehen dir ja in den Augen.

GABLER: Was wird da gespielt, Genossen? Wer etwas zu sagen hat, der sage es klar und deutlich.

UTKINA: Das schätze ich an Ihnen, Genosse Gabler, daß Sie wenigstens den Mut haben, die Anklage aufrecht anzuhören. Genossin Reinartz, sagen Sie dem Bürger ins Antlitz: betrügt er seine Frau oder nicht?

RENATE (*schreit auf, wirft sich mit dem Gesicht über den Tisch; schluchzt los*): So weit sind wir also gekommen! In aller Leute Mund sind wir! Jeder weiß es, jeder verheimlicht es mir. Und alles wegen dieses Eindringlings, dieser Diebin, wegen dieser Zuchthäuslerin!

REINARTZ (*umarmt Renate*): Nimm dich zusammen, meine Liebe. Wahre deine weibliche Würde.

UTKINA: Ich, ich werde deine weibliche Würde wahren, Renate! Bekennen Sie Farbe, Bürger Gabler: betrügen Sie Ihre Frau? Ja oder nein?

GABLER (*in Wut*): Ja! Ja! Zehnmal am Tag. Zwanzigmal am Tag. Zwischen Suppe und Fleisch. Beim Umsteigen zwischen zwei Straßenbahnen. Mit allen weiblichen Hauptwörtern im Lexikon, mit jedem und allem, was ihr nur ausdenken könnt!

UTKINA: Wagen Sie nicht, die Sache ins Lächerliche zu ziehen! Haben Sie ein Verhältnis mit j e n e r Person — ja oder nein?

GABLER: Mit der? Die kriegt sogar Zwillinge von mir. Darum arbeitet sie alle Nächte am Archivbau unter der Erde, damit ihr ihren Zustand nicht sieht.

UTKINA: Aah! Zwillinge! Das zynische Verhalten zur Frage des Kindes. Das ist die Ursache des ganzen Unglücks. Diese Räume, diese herrlichen Räume und kein Kind hinein. Das ist der Ursprung des Verderbens. (*Reißt Renate an sich*) Renate, Renate, dein Eheleben ist zersetzt und zerfallen.

REINARTZ: Diese arme junge Frau hat keine Mutter. Sie müssen ihr Schicksal fest in die Hände nehmen, Lola Grigorjewna.

UTKINA: Das will ich tun! Mutter, ja Mutter will ich dir sein, meine Liebe. Wir werden deine Selbständigkeit erkämpfen, wir werden Schluß machen. Kommst du mit mir, Renate?

RENATE: Ja, Lola, liebe Lola, führe mich weg von hier, ich kann nicht länger in dieser Atmosphäre bleiben. Ich kann ihm nicht mehr ins Gesicht schauen.

GABLER: Wovon können bloß Weiber so ganz ohne Übergang wahnsinnig werden? Jetzt habe ich die Geschichte endgültig satt, Annemarie!

UTKINA: Werfen Sie einen letzten Blick auf Ihr Opfer, Otto Karlowitsch! *(Sie schleppt Renate zum Ausgang.)*

RENATE *(weinend)*: Mich siehst du so bald nicht wieder!

REINARTZ *(begleitet sie; verstohlen zu Gabler)*: Aber mich!

Die drei Frauen ab. — Gabler bleibt wie vor den Kopf geschlagen in der Mitte des Zimmers stehen. Er schüttelt den Kopf, winkt ab, gähnt. Er ist sehr müde. Er geht in sein Zimmer, bringt seine Papiere, öffnet den ständig verschlossenen Teil des Bücherschranks, tut die Papiere hinein, verschließt den Schrank wieder. Er raucht eine Zigarette an, schaut in die Zeitung, verbringt eine kurze Zeit mißgelaunt, müde. Dann beschließt er, schlafen zu gehen. Er geht langsam bis zur Tür seines Zimmers. In diesem Augenblick öffnet die REINARTZ die Vorzimmertür und kommt herein. Sie schauen sich eine zeitlang wortlos an.

REINARTZ: Die wären weg.

GABLER: Annemarie, du quälst meine Frau zu Tode. Du tust das auf eine Weise, daß keiner merkt, wie du die Karten mischst. Anfangs hat mich deine Art amüsiert. Jetzt hab ich sie satt. Ich frage dich, wann willst du dieser Komödie ein Ende machen?

REINARTZ: Der Komödie erster Teil endet heute.

GABLER: Womit?

REINARTZ: Damit. *(Mit der Geschwindigkeit der Geübten öffnet sie irgendwo irgendeinen Knopf, worauf das ganze durchsichtige Kleidchen auf den Boden fällt. Sie tritt aus dem dünnen Kreis des herabgefallenen Stoffes und bleibt stehen in bezaubernder Unterwäsche und in einem hauchdünnen Jäckchen, das den Oberkörper zum Teil verdeckt. Sie wartet.)*

GABLER *(schaut sie eine zeitlang an, macht einen halben Schritt zu ihr, dann)*: Du willst dich schlafen legen? Gute Nacht. *(Mit Nachdruck)* Ich habe jetzt gerade etwas Wichtiges in Ordnung zu bringen. *(Mach: kehrt, geht ins Vorzimmer, nimmt seine Mütze und verläßt die Wohnung.)*

Die Reinartz steht im ersten Augenblick etwas verdattert, wie begossen da. Mit einem solchen Verhalten des Mannes hat sie nicht gerechnet. Sie fühlt sich verletzt. Allmählich begreift sie aber, daß diese Wendung für sie günstig ist. Sie zuckt die Achseln, geht herum, öffnet alle Türen, schaut in alle Zimmer, überzeugt sich davon, daß sie allein ist. Dann geht sie zum Telefon.

REINARTZ *(telefoniert)*: Hallo ... Ja ... Bitte ... *(Schaut auf ihre Uhr)* Stimmt ... *(Legt auf, geht zum Schalter, dreht das Licht aus, zieht die Vorhänge fest zu, schaut auf die Uhr, wartet einen bestimmten Zeitpunkt ab, dann geht sie zur Eingangstür und öffnet.)*

Im selben Augenblick kommt WOHLGEMUT an. Er schlüpft ins Zimmer. Er hat sein Foto-Gerät und seine Aktentasche mit. Er hat Schuhe mit Gummisohlen und Handschuhe an.

WOHLGEMUT (*flüsternd*): Die Luft rein?

REINARTZ (*flüsternd, aber im Ton des Berichterstatters*): Der Alte mit Sohn im Kulturpark. Wiederkommen in späteren Nachtstunden oder heute gar nicht. Junge Frau infolge von mir hervorgerufenen Familienkrachs mit Ärztin davongelaufen.

WOHLGEMUT: Das Weibstück?

REINARTZ: Hat Nachtschicht.

WOHLGEMUT: Der Mann?

REINARTZ: Freiwillig die Wohnung verlassen. Ausgerissen vor Liebe.

WOHLGEMUT: Nun — das erspart Ihnen eine Bemühung.

REINARTZ: Wird doch wohl nicht in Abzug gebracht?

WOHLGEMUT: Wenn glatte Abwicklung anderweitig sichergestellt, nicht.

REINARTZ: So übel wäre es übrigens nicht gewesen. Dichterin braucht Erlebnis.

Währenddessen hat Wohlgemut seine Handschuhe aus- und Gummihandschuhe angezogen, um die Stirn einen Riemen geschnallt mit einer kleinen Glühbirne, die er bei seiner weiteren Tätigkeit nach Bedarf anzündet, die Aktentasche geöffnet, ein Lederetui mit Dietrichen herausgenommen. Er öffnet den Schrank mit einem Dietrich, packt den Inhalt des Schrankes auf den Tisch, sichtet geschwind das Material. Die Reinartz macht ihm Handreichungen.

REINARTZ: Was Gutes?

WOHLGEMUT: Die Maßangaben der Heizungsanlage von Flügel A und C. Und hier noch eine Zeichnung: die unterirdischen Gänge für die Heizanlage.

REINARTZ: Können wir das brauchen?

WOHLGEMUT: Lassen Sie man, Reinartz; auch in den unterirdischen Gängen des berliner Reichstags begann unser Reich so richtig zu erwachen ...

REINARTZ: Wenn jetzt bloß kein Bulgare dazwischenfunkelt.

WOHLGEMUT: Nicht den Teufel an die Wand malen! — Da sieh mal an: die Maße der Heizung vom ganzen Flügel D. (*Abschließend*) Ich brauche für die Arbeit noch genau drei Minuten. Nachher haben Sie hier zu bleiben, zu schlafen bis morgen Vormittag, und das Leben hat weiterzugehen, wie zuvor.

Wohlgemut beginnt mit einer ruhigen, aber blitzschnellen Präzision alles zum Fotografieren vorzubereiten. Er breitet eine Anzahl Blätter aus, stellt den Apparat ein, läßt eine hochkerzige Fotolampe aufblitzen, dann wechselt er die Blätter, dreht den Film weiter, macht noch eine Aufnahme. — Vor der dritten Aufnahme hört man ein leises Geräusch an der Vorzimmertür. Die beiden erstarren. — Die Vorzimmertür geht auf, hereintritt TATJANA in ihrem Arbeitsanzug: lehmgelber Overall, Gummistiefel, rotes, hinten gebundenes Kopftuch. Sie knipst das Licht an und bleibt einen Augenblick erstaunt stehen. — Dies ausnützend, springen die beiden zu ihr. Wohlgemut reißt seinen Revolver aus der Tasche und richtet ihn gegen sie.

WOHLGEMUT (*flüsternd*): Hände hoch!

TATJANA (*gehört, will aber einen Schrei ausstoßen*)

REINARTZ (*springt hinter sie, hält ihr den Mund fest zu, erstickt ihren Schrei; sie hält die Hände weiterhin auf Tatjanas Mund*)

WOHLGEMUT: Wenn Sie ein Wort verraten, wird es Ihnen sehr übel ergehen! Verstanden?

TATJANA (*nickt, so weit sie kann*)

WOHLGEMUT: Wenn Sie aber den Mund halten, bekommen Sie Schweigegeld. Kann man vernünftig mit Ihnen reden?

TATJANA (*nickt*)

WOHLGEMUT: Hundert Rubel?

TATJANA (*schüttelt den Kopf*)

WOHLGEMUT: Zweihundert?

TATJANA (*schüttelt den Kopf*)

WOHLGEMUT: Fünfhundert? — Tausend?

TATJANA (*schüttelt den Kopf*)

WOHLGEMUT: Zweitausend?

TATJANA (*nickt*)

WOHLGEMUT: Ich gebe Ihnen das Geld und Sie verschwinden. Ja?

TATJANA (*nickt*)

WOHLGEMUT (*nimmt seine dickgefüllte Brieftasche, ohne den Revolver von Tatjana abzuwenden, zählt er mit einer Hand schnell die zweitausend Rubel ab und reicht Tatjana das Geldpaket*): Hier!

Tatjana nimmt das Geld, aber läßt es wie zufällig zu Boden fallen. Die beiden bücken sich unwillkürlich danach. Im selben Augenblick wirft sie sich auf Wohlgemuts Arm, dreht den Revolver von sich weg, gegen die Reinartz und hält Wohlgemuts Hand mit der Waffe fest, so daß dieser den Revolver nicht von der Reinartz abwenden kann.

TATJANA (*zur Reinartz*): Lassen Sie mich los!

Die Reinartz läßt sie los, will aus der Schießrichtung springen, Tatjana gelingt es aber, Wohlgemuts Arm und Revolver nach ihr zu drehen.

WOHLGEMUT: Lassen Sie meine Hand los!

REINARTZ (*in tausend Ängsten*): Wohlgemut, lassen Sie den Revolver los!

TATJANA (*beginnt aus voller Kehle zu schreien*): Zu Hilfe! Einbrecher! Spione! Zu Hilfe!

Einige Zeit warten alle drei gespannt. Es kommt keinerlei Antwort.

WOHLGEMUT: Sie sehen, Sie sind allein mit uns. Eine gegen zwei. Geben Sie es auf.

TATJANA: Eins gegen zwei? Noch lange kein Grund, seinen Posten aufzugeben.

So oft die Reinartz versucht, aus der Schießrichtung zu gehen, dreht Tatjana Wohlgemuts Hand mit dem Revolver nach ihr.

REINARTZ: Was wollen Sie mit dem Revolver?

TATJANA: Ich drücke ab bei der kleinsten Bewegung.

REINARTZ: Können ja nicht. Verstehen nichts von der Waffe.

TATJANA: Eine Arbeiterin in der Sowjetunion hat gelernt mit Waffen umzugehen.

REINARTZ (*aus Angst und mit Anstrengung, Tatjana zu überzeugen*): Diese Waffe . . . dieses System . . . hat einen Kniff!

TATJANA: Wollen Sie, daß ich daran herumfingere, bis ich den Kniff gefunden habe?

REINARTZ: Um Himmelswillen! (*Packt in ihrem Schreck den Revolver, den Wohlgemut dadurch nicht mehr so festhalten kann. Mit einem Ruck entreißt ihn ihm Tatjana.*)

TATJANA: Hände hoch!

Beide gehorchen.

WOHLGEMUT: Fräulein! Genossin! Bürgerin! Zweitausend Rubel liegen bereits auf dem Boden. Noch zweitausend gebe ich Ihnen drauf, noch viertausend, wenn Sie mich laufen lassen!

TATJANA: Nur Sie allein?

WOHLGEMUT: Mich geht jetzt kein anderer Mensch was an.

REINARTZ: Sie sind ein Dreckskerl, Wohlgemut.

WOHLGEMUT: Wie beliebt?

REINARTZ: Ich meine nur.

Pause.

REINARTZ: Worauf warten wir?

TATJANA: Daß jemand kommt und die Miliz ruft.

REINARTZ: Das kann unter Umständen erst morgen nachmittag eintreten.

WOHLGEMUT: Sechstausend Rubel!

REINARTZ: Für uns beide.

WOHLGEMUT: Sie haben keinen Rock an, so kann ich mit Ihnen nicht auf die Straße.

REINARTZ: Bieten Sie sechstausend Rubel für meinen Rock, wenn Sie ein Herrenmensch sind.

WOHLGEMUT: Werden Sie nicht frech, Sie verdrehte Dichterin.

REINARTZ: Quatschen Sie nicht dämlich, Sie Hitlerschwein.

WOHLGEMUT: Halten Sie das Maul, Sie Ruth Fischer-Sau.

TATJANA: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Im Grunde kommts auf eins heraus!

REINARTZ: Werden wir noch lange so stehen?

TATJANA: Nicht lange.

Da reißt man plötzlich die Vorzimmertür auf, herein stürmt STIPS mit Luftballons, Trompeten, Papierschlangen behangen. Er springt zu Tatjana und hält ihr von hinten die Augen zu.

STIPS: (*mit verstellter Stimme*): Huhu! Wer bin ich?
TATJANA (*schreit entsetzt*): Stips!

Tatjana gerät ins Schwanken, sie reißt den Arm mit dem Revolver reflexartig nach oben, der Schuß geht los, er trifft die Lampe, die klirrend zerbricht. — Es bleibt dunkel im Zimmer. Aber der ebenfalls eintretende WIEGAND dreht im Vorzimmer das Licht an, welches etwas schummrig in das Zimmer fällt. Wiegand ist ebenfalls mit Trophäen aus dem Kulturpark behangen. Er bleibt breitbeinig an der Tür stehen.

WIEGAND: Was ist denn hier los? Wer spielt hier mit dem Schießseisen?
Her damit!

Wiegand nimmt Tatjana, die keinen Widerstand leistet, den Revolver aus der Hand und steckt ihn ein. In diesem Moment versucht Wohlgemut, Wiegand zu überrennen und zum Ausgang zu kommen. Wiegand versetzt ihm einen Kinnhaken, daß er zurücktaumelt. Die Reinartz wird von Stips zurückgehalten.

WIEGAND: Nu, so einfach ist das doch nicht. (*Zu Tatjana*) Was geht hier vor?

TATJANA (*zeigt auf den erbrochenen Schrank, auf das Material und das Fotogerät.*)

WIEGAND: Aha!

STIPS: Aha!

Tatjana, Wiegand und Stips stehen nun Wache vor der Ausgangstür.

WOHLGEMUT: Herr Professor Wiegand — Sie sind ein deutscher Mann.

WIEGAND: Das haben Sie wohl an meinem Kinnhaken gemerkt?

WOHLGEMUT: Sie gehören nicht in dieses asiatische Land. Ich habe den Auftrag, Ihnen eine Professur in Berlin anzubieten mit voller Rehabilitation, mit allen Würden und Auszeichnungen.

WIEGAND: Danke, ich habe etwas anderes vor.

Die Eingangstür wird aufgeschlossen. Hereinkommen RENATE und GABLER Arm in Arm, in glänzender Stimmung; hinter ihnen kommt die UTKINA. — Da das Zimmer nicht genügend beleuchtet ist, bemerken die Neuangekommenen, die zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, die Lage nicht gleich.

GABLER: Guten Abend. Da scheint ja fast alles beisammen zu sein. Ich habe die Ausreißerin auch zurückgebracht.

RENAME (*schmiegt sich an Gabler*): So schwierig war das doch gar nicht.

UTKINA: Das zynische Verhalten zu den Zwillingen ist liquidiert, Genossen. Tante Doktor erhielt ein Versprechen, und sie wird bald ein Geheimnis erfahren.

TATJANA (*sehr ruhig, energisch*): Bleiben Sie alle an der Tür stehen! Lassen Sie die beiden da nicht hinaus!

Die drei gehorchen unter dem Eindruck des entschlossenen Tons. Tatjana geht zum Schalter und dreht das Licht — eine andere Lampe — an. Jetzt bemerken die Neuangekommenen die außergewöhnliche Situation.

GABLER: Was treibt ihr denn da?

UTKINA: Wird hier Krieg geführt?

RENATE: Wie seht ihr denn alle aus?

Tatjana ist zum Telefon gegangen, hebt den Hörer ab, verbindet sich.

TATJANA: Genossen Silenzow bitte ... Wer? Iwanow? — Wanjka, Hole sofort die Miliz und sage Konstantin Nikolajewitsch, das mit den beiden hätte doch gestimmt ...! Ja, guten Tag, Konstantin Nikolajewitsch ... Ja, es ist schneller herausgekommen, als ich dachte, weil ich wegen einer telefonischen Nachricht mitten aus der Arbeit nach Hause ging ... Ja, sie sind ertappt und gefangen. Wir warten auf die Miliz.

Wohlgemut blickt verzweifelt um sich, findet keine Möglichkeit, zu entkommen. Die Reinartz zieht das Kleid, scheinbar ruhig, wieder an. Gabler, Renate und die Utkina verstehen die Sache, sie nähern sich wutentbrannt den Gefangenen.

REINARTZ (*plötzlich wieder ganz lebhaft*): Die Frage ist nur: wenn dieses Mädchen Nachtschicht hatte — warum schleicht sie sich dann nachts in die Wohnung zurück? Weil sie annahm, daß Gabler allein zu Hause schlief!

Ihre Frage läßt aufhören, lenkt ab.

UTKINA: Was? Tatsächlich! Genosse Gabler ...?

RENATE: Otto, ja Otto, was soll das heißen?

GABLER: Wollt ihr wieder mit dem Unsinn anfangen?

TATJANA (*ins Telefon*): Einen Augenblick, Konstantin Nikolajewitsch. Ich muß hier etwas erklären ... (*zu den andern*) Genossen, das ist so: ich bin zurückgekommen, weil ...

Alle wandten sich zu Tatjana. Dies ausnützend, springen die Reinartz und Wohlgemut blitzschnell mit letzter Kraftanstrengung zum Ausgang und flüchten aus der Wohnung.

TATJANA: Konstantin Nikolajewitsch! Konstantin Nikolajewitsch! Sie sind entkommen! Soeben entkommen!

Allgemeines Erstarren.

TATJANA: Hallo! Nicht entkommen! Abgefangen!

Während der letzten zwei Sätze ist folgendes geschehen: die Flüchtigen rissen die Vorzimmertür auf, stürzten ins Vorzimmer und schlugen die Tür hinter sich zu. Wiegand und Stips reißen die Tür wieder auf, und zwar im selben Augenblick, in dem Wohlgemut und die Reinartz die Ausgangstür öffnen und — zurückprallen. Denn im Rahmen erscheint ein riesengroßer junger Bursche, ein Rotarmist mit dem Abzeichen eines Leutnants. Er scheint von einer Reise zu kommen, er hat einen Koffer in der Hand. Er bleibt mit strahlendem Lächeln, schwer und breit stehen und verstellt den beiden den Weg. Dieser Rotarmist ist MISCHA.

MISCHA: Angelangt. Wo ist die Tanjka?

Wohlgemut wird von Gabler, die Reinartz von der Utkina gepackt. Sie werden in das Zimmer zurückgeführt und auf Stühle gesetzt.

MISCHA (*ahnt den Zusammenhang*): Da bin ich wohl gerade zur rechten Zeit gekommen?

TATJANA (*geht zu Mischa, sie schütteln sich die Hände*): Mischa — du bist ja Leutnant geworden!

MISCHA: Hat dir denn der Genosse Major am Telefon nicht gesagt, daß ich eine Überraschung für dich habe?

TATJANA: Doch. (*Betrachtet ihn*) Stattlicher bist du geworden. Männlicher.

MISCHA: Du hast dich ja auch mächtig herausgemacht.

TATJANA: Man macht so seinen Weg. Ich komme ins Technikum, in die Hochschule, ich werde Eisenbetonkonstrukteur. (*Zu den andern gewendet*) Genossen, das ist Mischa, mein Landsmann — aus dem andern Haus — Und jetzt wissen Sie auch schon, warum ich heute vorzeitig von der Arbeit nach Hause gegangen bin: um ihn zu empfangen.

WIEGAND (*geht auf Mischa zu, reicht ihm die Hand*): Willkommen, Genosse Leutnant.

STIPS (*tut genau wie sein Vater*): Willkommen, Genosse Leutnant.

Wohlgemut und die Reinartz sitzen inzwischen sehr zahm, fast apathisch da. Sie haben jede Hoffnung auf Flucht aufgegeben. Durch die offengebliebene Eingangstür stürzt IWANOW herein, mit ihm ZWEI MILIZMÄNNER.

IWANOW: Da sind sie, Genossen! Der Mann und die Frau.

Die Milizmänner, junge Leute von mittlerem Wuchs in weißen Sommeruniformen, die wie Zucker leuchten; die ganze Art ihres Auftretens ist sachlich, ja eher höflich. Sie fassen die beiden, was diese ohne jeden Widerstand geschehen lassen, bei den Armen und führen sie fort. An der Tür bleiben Wohlgemut und Reinartz noch einmal, was ihnen die Milizmänner gestatten, kurz stehen und machen eine steife Verbeugung wie bei ihrem allerersten Eintritt in dieses Zimmer. Dann werden sie abgeführt.

IWANOW: Tanjka! Du hast eine Heldentat vollbracht. Tanjka, es ist meine Pflicht, dir zu sagen. . . Tanjka, ich stand dir immer schon bejahend gegenüber. Aber der Feind hat sich zwischen uns beide gedrängt. Jetzt hast du ihn entlarvt, jetzt steht nichts mehr zwischen uns . . . Tanjka, bitte werde meine Frau.

MISCHA (*lachend*): Und wozu bin ich dann gekommen?

TATJANA: Wanjka, das ist Mischa. Wir haben schon vor drei Jahren beschlossen, daß wir heiraten. Jetzt werden wir heiraten.

IWANOW (*wie aus den Wolken gefallen*): Entschuldige . . . Ich wußte nicht . . . Ich wollte mich nicht irgendwie . . . (*In großer Verlegenheit stolpert er rückwärts zum Ausgang*)

Kurz vorher ist SILENZOW durch die offene Tür eingetreten. Er hat die letzten Sätze gehört und nimmt jetzt den sich ihm rückwärts nähernden Iwanow mit ausbreiteten Armen in Empfang.

SILENZOW: Na, na, na, junger Freund, glauben Sie damit alles erledigt zu haben, was zu erledigen war?

IWANOW (*fährt zusammen, sammelt sich*): Nein . . . Ich habe vergessen. (*Zu Tatjana*) Dein Aufnahmegesuch für den Komsomol. Hast du es noch?

TATJANA: Ja, Wanjka. Ich hätte es im Betrieb schon hundertmal einreichen können, aber ich habe damit auf dich gewartet.

SILENZOW: Sehen Sie, Iwanow, sie war Ihnen treuer, als Sie ihr. — Und auch der Genosse Tarassow hat an ihr mehr Freude gehabt, als an Ihnen. — Sie hat ja auch keinen . . . karrierten Kasten im Kopf.

TATJANA (*lacht*): Na, die Fächer haben sich jetzt wohl schon zurechtgebogen. Es kam nicht sachte. Es kam mit einem Knall.

SILENZOW: Und die andern Genossen haben es jetzt wohl auch verstanden, was es mit diesem Anhänger auf sich hatte?

TATJANA: Mit dem Fischlein im Netz.

GABLER: Wir haben es verstanden!

WIEGAND: Und ob wir es verstanden haben!

RENATE: Die Genossin Tanjka wird uns verzeihen . . .

UTKINA: Nastjinka soll es gleich erfahren.

Alle schütteln Tanjka die Hand, umarmen sie, Stips gibt ihr einen Kuß.

SILENZOW (*zu Iwanow*): Übrigens hat sich Tarassow den Mann im Volkskommissariat, der uns den Wohlgemut beschert hat, schon gestern geholt. Unser Direktor wird jetzt auch das leichtfertige Lachen verlernen.

IWANOW: Aber vielleicht lernt er jetzt das . . . Lächeln.

SILENZOW: Lernen Sie es auch, Iwanow. — Das ist wohl der Mischa, von dem mir die Tanjka erzählt hat. Reichen Sie ihm die Hand, Iwan Iwanowitsch.

Die Männer begrüßen sich sehr freundlich.

UTKINA: Haben Sie vielleicht einen ähnlichen Werdegang hinter sich, wie Tanjka? Genosse Leutnant?

MISCHA: Einen viel einfacheren. War Kollektivbauer, bin normal in die Schule gegangen; wurde Traktorist, Combineführer, kam zur Roten Armee, bin jetzt Leutnant und zur Zeit in Moskau, beurlaubt für die Universität. Nichts Außergewöhnliches.

TATJANA: Und jetzt wird wohl Konstantin Nikolajewitsch nichts mehr dagegen haben, wenn ich eine andere Wohnung suche.

WIEGAND: Aber warum? Ich will dem jungen Paar gerade ein größeres Zimmer abtreten: m e i n Zimmer.

MISCHA: Und Sie?

WIEGAND: Vorläufig wohne ich im Sommerhaus. Dann . . . (*zu Silenzow und Iwanow*) wenn Sie mich noch nehmen — in Jakutien. (*Mit der Puppe Tanjka in der Hand, zwischen Tanjka, Mischa und Iwanow*) Ich habe nämlich wieder einmal eine große, eine ungeheure, eine unwiderstehliche Lust bekommen, mich alten Mann aus der alten Welt dieser wunderbaren, dieser prächtigen, dieser welterneuenden Jugend anzuvertrauen!

WIR HABEN ES NICHT VERGESSEN...

von

Hedda Zinner

Die Stöcke beugten traubenschwer sich nieder.
Wir kletterten den steilen Hang hinan.
Die Fraun und Mädchen sangen Erntelieder.
Heut fing im Dorf die Traubenlese an;
und Faß und Büten waren hergerichtet,
am Wegrand Sammelkörbe aufgeschichtet.

Die Sonne strahlte überm Schwarzen Meer,
sie brannte glutend nieder auf die Hänge.
Es füllten sich die Körbe zentnerschwer.
Die Erntelieder waren — Heimatklänge;
und deutsch gab auch der Alte die Berichte.
Und seine Worte waren Weltgeschichte.

O nein, er sprach nicht feierlich, belehrend —
er sprach von Planerfüllung und von Tonnen.
Hier Unkraut rupfend, dort den Wespen wehrend,
sprach er von dem, was das Kolchos gewonnen.
Er sprach von dem, was ehemals gewesen,
als man für Gutsherrn noch die Frucht gelesen.

Erzählte dann von Kämpfen und von Toten,
von Weißen, die den Weinberg ausgebrannt.
Dort oben, sagt er, hielten sich die Roten,
das waren wir; und hier war unser Land.
Dies, sagt er, haben wir im Sturm genommen.
Hat mancher hier den letzten Hieb bekommen.

Er setzte sich im Mauerschatten nieder.
Ein Rebstock stand vor uns, von Trauben schwer.
Die Brandung klang. Es klangen Erntelieder.
Der Stock, so sagt er, steht von alters her;
den pflanzt der Ahn vor vielen hundert Jahren.
Er kam aus Deutschland übers Meer gefahren.

Den Wein jedoch, den dieser Stock getragen —
er las ihn für den Herrn vom großen Gut!
Die Frucht von vielen hundert Arbeitstagen,
er kämpft aus dürrer Stein in Sonnenglut.
den Boden, den der Alte urbar machte —
nahm ihm der Gutsherr, da er Ernte brachte!

Als wir, die Enkel, später uns befreien —
jetzt ist es an die zwanzig Jahre her,
wir alle denken oftmals jener Zeiten,
sie stehn vor uns, als ob es gestern wär —
da galts, die weißen Banden zu verjagen.
Im Meere dort zwei deutsche Kreuzer lagen.

Breslau und Goeben — ich habs nicht vergessen —
die sprachen deutsch mit Deutschen an dem Tag!
Die weißen Russen flohn vor uns. Indessen
die Schiffsgeschütze schossen Schlag um Schlag
auf uns, die arme, deutsche Bauern waren,
auf unsre Brüder: Russen und Tataren.

Der Alte nickte, ruhig und versonnen.
Er streichelte des Rebstocks Traubenlast.
Wir halten, sagt er, was wir uns gewonnen,
als freie Bauern, zwanzig Jahre fast . . .
und sollten wieder einmal Schiffe liegen
im Hafen dort — wir werden nochmals siegen!

Hell strahlt die Sonne überm Schwarzen Meer,
und sie brennt glutend nieder auf die Hänge.
Es füllen sich die Körbe traubenschwer.
Die Erntelieder — sie sind Heimatklänge.
Und deutsch gibt auch der Alte die Berichte.
Und seine Worte — sie sind Weltgeschichte.

DIE „NEWA“ KOMMT!

von

Friedrich Wolf

Alicante. Wohnveranda in einem kleinen Haus am Hafen. In einer Ecke je ein Foto eines älteren Mannes und eines Jungen mit Gewehren. Davor auf einem Sockel Blumen; in einer anderen Ecke ein großes farbiges Plakat der republikanischen Regierung: „*Zu den Waffen! Alles für Madrid!*“

LUCIA, eine achtzehnjährige Arbeiterin der Zigarettenfabrik, mit ihrer MUTTER und ihrem zwölfjährigen Schwesterchen ANITA, führt eine Gruppe spanischer Arbeiterinnen und Arbeiter ins Haus, die auf ihren Schultern DREI SOWJET-MATROSEN des Dampfers „Newa“ tragen.

RUFE: Viva Russia! Viva socorro rojo international! Viva Stalin!

LUCIA: Hierher, Kameraden, hierher! Ihr müßt auch unsern Wein und unsere Zigaretten versuchen!

EINER VOM DAMPFER NEWA: Dank, Genossen, tausend Dank. Aber meine Kühlkammer . . . ich bin der Leiter des Kühlraums, und 30 000 Pud Butter haben wir für euch an Bord . . . muß heute noch ausgeladen werden . . .

LUCIA: Alles für uns?

DER KÜHLKAMMERMAN: Von unsern Frauen, von Sowjetbürgern und -bürgerinnen gesammelt für eure Frauen und Kinder . . . (*Unruhig*) Aber habt ihr nicht schon irgendwo die Kühlautos gesehen . . . zum Transport . . . minus sieben Grad Innentemperatur . . .?

LUCIA: Mutter — Wein, Brot, Zigaretten!

MUTTER (*nach hinten.*)

DER KÜHLKAMMERMAN (*zu Lucia*): Liebste, teuerste Genossin, wir haben uns verpflichtet, die Fracht stachanowmäßig auszuladen . . .

ÄLTERER MATROSE (*stolz*): Wir sind zehn Stunden vor unserer planmäßigen Zeit angekommen!

ARBEITERIN (*steckt ihm eine Rose an*): Ihr Goldmenschen!

DER KÜHLKAMMERMAN: Wir haben einen Vertrag —

ZWEITE ARBEITERIN: Mit welcher Firma?

KÜHLKAMMERMAN: Mit uns selbst und mit unsern Genossen. In vierundzwanzig Stunden muß alle Fracht an Land sein; die Butter in sechs Stunden in den Kühlautos für Madrid. Es ist wunderbar frische Butter, und bei dieser Hitze hier . . . Wir brauchen Kühlautos, minus sieben Grad . . .

LUCIA: Beruhigen Sie sich Genosse, ich schicke jemand. (*Sie spricht mit einer Arbeiterin, die geschäftig fortläuft, während die Mutter Wein, Brot und Zigaretten bringt.*) Bitte, essen Sie! Trinken Sie, Genossen!

Trinken wir auf ewige treue Freundschaft mit unsrem besten Freunde, mit der Sowjetunion!

RUFÉ: Viva Russia! Viva Stalin! Viva Russia!

DER BOOTSMANN: Das tapfere spanische Volk! Es lebe Madrid!

DER KÜHLKAMMERMANN (*ist bei dem Wort Madrid wie elektrisiert aufgesprungen*): Entschuldigt mich, Genossen — Madrid muß erstklassige Butter bekommen, minus sieben Grad! (*Er eilt hinweg. Alle haben sich gesetzt: um den Tisch, auf die Treppenstufen, auf die Sinse der Veranda.*)

LUCIA: Hier, Bootsmann — rauchen Sie. Es sind unsere besten Zigaretten.

BOOTSMANN: Danke; langsam, Genossen...

ARBEITERIN (*stößt eine andere an*): Einen roten Stern hat er am Ärmel!

ZWEITE (*zu dem jungen Matrosen*): Trink, Kamerad. Wie heißt du?

MATROSE: Wanja... Aus Odessa.

DIE KLEINE ANITA: Ich heiße Anita. (*Sie hat eine Konfektschachtel aufgemacht; zur älteren Schwester*) Lucia! Lucia! — die hat man mir auf dem Schiff geschenkt! Schokoladennüsse! Hab das nie gegessen... (*Zu Wanja*) Sag, kriegen bei euch auch Arbeiterkinder so was?

WANJA (*lachend*): Wer denn sonst?

BOOTSMANN (*nimmt sie auf den Schoß*): Und noch 12 000 Pud solcher Konditorwaren haben wir an Bord für euch, Anita: Konfekt, Schokolade; dann 30 000 Pud Butter, 95 000 Pud Zucker; und Konserven und Margarine und Mehl und...

MUTTER: Und alles für uns Frauen und unsere Kinder...? Gott segne euch! (*Sie tritt näher*) Aber wie ist denn das möglich?

LUCIA: Versteh doch, Mutter — alle Arbeiter und Arbeiterinnen der Sowjetunion haben für uns einen viertel Tagelohn hergegeben.

BOOTSMANN (*stolz*): Und auch die Kolchosbauern, die Fischer von Archangelsk am Eismeer, die Baumwollpflücker im heißen Usbekistan, die Weberinnen von Moskau und die Studenten von Tiflis, die sibirischen Bäuerinnen an der mandschurischen Grenze, die Eisendreher von Minsk und die Seeleute von Dalniwostok am Stillen Ozean — sieben Millionen Rubel in zwei Wochen gesammelt.

ANITA (*auf dem Schoß des Bootsmanns*): Liebt ihr uns so?

BOOTSMANN (*streichelt sie*): Wir lieben alle, die für die Freiheit der Menschen kämpfen, mein Kind; und ihr kämpft jetzt besonders tapfer.

LUCIA: Wir fangen erst an, Genosse.

MUTTER (*traurig*): Mir genügt es. (*Sie nimmt die beiden Fotos.*) Mein Mann und mein Junge sind bei Madrid...

LUCIA: Und ich werde auch noch hingehen, Mutter.

MUTTER: Und ich werde dann ins Grab gehen.

LUCIA: Ist das Dankbarkeit gegen unsere Freunde, Mutter? Nein, wir haben kein Recht, hier vom Grab zu sprechen. (*Sieht nach draußen.*) Seht, da kommt einer von der Internationalen Kolonne. (*Sie ruft*) Hierher,

Kamerad — hier sind unsere Sowjetmatrosen! (*Sie zieht ihn heran.*)
Auch ihr wollt uns helfen?

FREIWILLIGER: Jawohl, gewiß. (*Er sieht die Sowjetmatrosen, hebt die Faust zum Gruß.*) Rot Front, Genosse aus der Sowjetunion! Rot Front vom Genossen Hans, von der Centurie Thälmann!

BOOTSMANN (*steht mit den andern Matrosen auf, erwidert den Gruß*): Rot Front!

Man hört von der „Newa“ her Gesang.

ARBEITERIN: Sie singen auf dem Sowjetschiff?

WANJA: Unser altes Matrosenlied.

BOOTSMANN: War auch das Lieblingslied unserer Partisanendivision. (*Er beginnt, und Wanja fällt ein*):

Durch die Täler, über Hügel,
hin zum Meer die Weißen flohn;
nachstürmt mit verhängtem Zügel
kühn die rote Division . . .

DIE ARBEITERINNEN (*singen den Refrain mit.*)

WANJA (*erstaunt*): Woher kennt Ihr denn das?

LUCIA: Wir haben es im Tschapajew-Film gehört. Dreimal hintereinander habe ich den Film gesehen . . . unsere ganze Fabrik. Aber jetzt ist der Genosse von der Centurie Thälmann dran.

HANS: Wenn ich bloß so ein richtiges fröhliches Lied wüßte. Bei uns singt man jetzt meist halbtraurige Lieder . . .

LUCIA: Dann sing doch bloß die lustige Hälfte!

HANS (*nachdenklich*): War noch vor drei Monaten im Konzlager . . . sah, wie unsere besten Genossen draufgingen . . . Kann man da singen?

BOOTSMANN: Da *muß* man sogar singen, Genosse. Als die weißen Banden Koltschaks und Denikins in unserm Land hausten, da haben wir vor dem Kampf stets gesungen und oft sogar getanzt — uns allen voran Tschapajew. Ja, sogar Theater gespielt haben wir . . . sogar ein altes spanisches Stück: „Fuente ovechuna“; oft gingen wir geradenwegs vom Theaterspiel gegen den Feind und stürmten mit dem Ruf: „Fuente-ovechuna!“ Also, Genosse Hans, welches eurer Lieder ist traurig und doch nicht traurig?

HANS: Aber den Refrain müßt ihr, wenn ich euch ein Zeichen gebe, alle mit-singen . . . in diesem Lied der Genossen, die gefoltert werden und sich doch nicht ergeben . . . (*Er singt das „Lied der Moorsoldaten“*):

Wohin auch das Auge blicket
Moor und Heide nur ringsum.
Vogelsang uns nicht erquicket.
Eichen stehen kahl und krumm.

Wir sind die Moorsoldaten
und ziehen mit dem Spaten
ins Moor.

.

LUCIA (*gibt ihm die Hand*): Genosse Hans, das ist kein trauriges, sondern ein tapferes Lied; auch wir haben solche. Wirst sei noch an der Front hören. Unser Kompagnieros-Lied ist eines davon... (*Sie singt, die Arbeiter und Arbeiterinnen fallen ein*):

Wir sind die Stahlbataillone
und ziehn mit Gesang zum Tod!
In hartem Ringen
den Sieg zu erwingen
für Freiheit und Brot!
Wir sind die Stahlbataillone
und ziehn mit Gesang zum Tod!
Wir sind die Stahlbataillone!
Wir tragen die Fahne voran,
zum Sieg voran!

DIE MUTTER (*ist herausgekommen; offenbar quält sie ein Gedanke, den sie nicht loswerden kann. Zum Bootsmann*): Hast eben vom Kampf gesungen, ihr habt lange kämpfen müssen?

BOOTSMANN: Jahrelang.

MUTTER: Und jetzt gehts euch gut?

BOOTSMANN: So gut, daß wir euch von unserm Überfluß ein ganzes Schiff voll schicken können... und es wird nicht das einzige Schiff sein...

MUTTER: Wer hat euch das eigentlich befohlen?

BOOTSMANN: Befohlen? Niemand. Das war so: in einer großen moskauer Weberei „Trechgorka“ — 1905 hat die Belegschaft schon Barrikaden gegen die Zarenregierung gebaut — in dieser Weberei arbeitet die Genossin Kapustina. Als die vor eurer Not und eurem Kampf hörte, rief sie ihre Genossen zur Hilfe für euch auf.

MUTTER: Nun ja... aber das Schiff... die 100 000 Kilo Lebensmittel... wie ist das: eure Regierung hörte auf den Ruf einer einfachen Weberin?

BOOTSMANN: Du mußt wissen, Mutter: jeder Vorschlag der Arbeiter wird bei uns gehört. So war es bei Stachanow, so war es bei der Kapustina. Und wenn der Vorschlag gut ist, dann nimmt das ganze Land ihn auf und auch die Regierung, siehst du, und dann fahren unsere Schiffe, auf den Ruf einer Weberin. So ist unser Sowjetstaat, so ist unsere Demokratie.

MUTTER (*blickt ihn an*): Wenn du nicht lügst, so ist das wirklich fast ein Wunder. (*Sie zieht einen Zettel hervor.*) Da — das war darin, oben auf dem Mehl. Kannst du es lesen?

BOOTSMANN (*nimmt den Zettel*): Ist ein Brief an dich von der Kolchosbäuerin Akulina Iwanowna Jaroschenko aus dem Kolchos „Sturm-

vogel“ bei Stalingrad. Sie schreibt dir: „Ich, die Mutter von acht Kindern, übergebe euch 100 Rubel, damit ihr dafür Brot, süße Butter und Schokolade an die Kinder und Mütter der tapferen Kämpfer der spanischen Volksrepublik sendet. In den Jahren unseres Bürgerkriegs habe ich selbst die Peitsche der weißen Banditen und deutschen Generale bitter zu spüren bekommen. Mein Mann Iwan Philippowitsch wurde von dem Kadettengeneral Pokrowski erschossen. Laßt meine kleine Hilfe, liebe Schwestern, die Rettung eures Landes von der faschistischen Pest beschleunigen.“

EIN FREMDER MATROSE (*ist von der Straße hinzugetreten, hat zugehört und nimmt jetzt ein Weinglas*): Ein großartiges Volk, diese Russen, ein freigebiges Volk! Ihr Wohl, Kamerad! (*Er stößt mit dem Bootsmann an, ohne abzuwarten, bis dieser sein Glas nimmt.*) Auch wir hier sollten uns dranhalten und nicht halbe Sache machen — nein, man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist; nicht wahr Kamerad?

BOOTSMANN: Manches Eisen muß man langsam schmieden... (*Mustert ihn aufmerksam.*)

FREMDER MATROSE: Richtig — nicht zu langsam soll man das Eisen schmieden! Und wer schmiedet das Eisen? Etwa die Nichtstuer, die Bürgersöhnchen oder die stumpfen Bauern, die hinter den Pfaffen dreinlaufen? Nein: die Arbeiter und nur die Arbeiter! Kameraden — ein volles Glas auf die Arbeiter und die heiß geschmiedete proletarische Revolution!

EINE ARBEITERIN (*hebt ihr Glas*): Bravo!

LUCIA (*hält sie zurück*): Ich denke, vor Madrid kämpfen zusammen mit unsern Arbeiterbrüdern auch die Bauern und die freiheitsliebenden Bürger in einer großen Front?

FREMDER MATROSE: Große Front... Volksfront... weiß schon: alles in einen Topf! Ach was: fauler Schwindel, Kompromiß! Du willst wohl die Arbeiter an die Bourgeois koppeln?

LUCIA: Und du willst sie von ihren antifaschistischen Freunden trennen?

FREMDER MATROSE: Hast wohl so'n schickes Bürgersöhnchen als Freund? Verzeih — aber was verstehen Frauen schon von Politik?

WANJA: Nun, daß zum Beispiel wir Männer mit dem Schiff voller Lebensmittel jetzt hier sind — das war der Gedanke einer Frau.

HANS: Und daß die Frauen neben den Männern bereits selbst mit dem Bajonett in der Hand die Geschichte ihres Landes zu schreiben begonnen haben — das siehst du nicht?

FREMDER MATROSE: Du siehst das mit deinen Augen; ja, wenn alle so wären wie ihr hier! Eigentlich ist es wunderbar: aus allen Ländern seid ihr gekommen, aus Italien, England, Frankreich und sogar aus Deutschland... es sollen schon über 200 Mann hier sein?

HANS (*stolz*): Über 1000!

BOOTSMANN (stößt Hans, zur Vorsicht mahnend, an und beginnt zu singen.)

FREMDER MATROSE: Da werden die Nazis grün werden vor Neid! Überhaupt, was haben die Nazis hier zu suchen? Für jede Bombe ihrer Junkersflieger sollte man zehn Leute der Botschaft verhaften und dort auf der Straße anbinden, wohin ihre eigenen Flugzeuge die Bomben werfen! Das entspräche dem gesunden Volksempfinden...

LUCIA: So?! Aber mein gesunder Verstand als Arbeiterin sagt mir: mit was sollen wir heute gegen die fremden Kriegsschiffe, die da im Hafen liegen, kämpfen? Sollen wir vielleicht wegen einer Provokation unsere Stadt in Trümmer schießen lassen?

FREMDER MATROSE: Die Langrohre der deutschen Kreuzer haben dem kleinen Mädchen wohl das Gruseln beigebracht?

LUCIA (blickt ihn fest an): Nein, aber meine Genossen im Jugendverband haben mir das Denken beigebracht.

FREMDER MATROSE: Ein kluges Mädel! Nur, mit dem Denken allein werdet ihr die Faschisten nicht aus eurem Lande treiben.

LUCIA: Auch mit Waffen.

FREMDER MATROSE: Nur mit Waffen.

LUCIA: Unsere Betriebe beginnen jetzt, Waffen herzustellen; im nächsten Jahr...

FREMDER MATROSE: Im nächsten Jahr braucht ihr keine Waffen mehr, bei diesem Tempo; im nächsten Jahr haben die Faschisten euch aufgerieben; jeden Tag kommt ein Schiff mit Waffen für Franco hierher; und ihr... (hält inne)

LUCIA: Nun?

FREMDER MATROSE (leiser): Hier im Hafen liegen ein Dutzend spanischer Schiffe, könnten als Apfelsinendampfer nach Frankreich (zu Bootsmann) und Rußland fahren und dort Waffen laden.

BOOTSMANN: Wo die italienischen U-Boote schon unsere Lebensmitteldampfer torpedieren...

FREMDER MATROSE: Man muß nur den Standort und die Zeiten der U-Boote kennen.

BOOTSMANN: „Man muß...“

FREMDER MATROSE: Und wenn man sie kennt?

BOOTSMANN („gleichgültig“): Renommier nicht!

FREMDER MATROSE (zwinkernd): Jedenfalls — es gibt welche, die sie kennen; gehört nur ein bißchen Mut dazu und Erfahrung... (hebt sein Glas) und ein bißchen Freundschaft zu unserm republikanischen Spanien

BOOTSMANN: Und dann kommt man durch?

FREMDER MATROSE: Ist halb so schwer; (stößt mit ihm an) seinen Freunden muß man helfen, denk ich.

BOOTSMANN (*trinkt ihm zu*): Auf Wort?

FREMDER MATROSE (*ebenso*): Ehrenwort!

BOOTSMANN: Gut; wir werden dich auf unser Schiff nehmen, du wirst uns den Weg und die Zeiten zeigen . . .

FREMDER MATROSE: Ich habe hier im Hafen Heuerdienst . . .

BOOTSMANN: Kann jeder andre; deine Aufgabe ist wichtiger . . . „seinen Freunden muß man helfen“; und wenn wir trotz deiner Hilfe dennoch torpediert werden sollten, so machen wir die Reise auf den Meeresgrund wenigstens gemeinsam; (*nimmt ihn untern Arm*) komm gleich zum Schiff, daß wir alles besprechen!

FREMDER MATROSE (*sich losreißend*): Hab jetzt keine Zeit; morgen, Kameraden, morgen, morgen . . . (*drängt sich schnell hinaus*.)

LUCIA: Der kommt nicht morgen und nicht übermorgen!

BOOTSMANN: Höchstens in anderem Kostüm.

HANS (*zieht seine Waffe, will ihm nach*): So ein Schwein!

BOOTSMANN (*hält ihn zurück*): Merk ihn dir genau. (*Die Waffe wegbiegend*) Nicht den Kopf verlieren, Genosse. Nicht provozieren lassen. Draußen liegen die deutschen Kreuzer.

HANS (*wieder ruhiger*): Und du meinst, die suchen einen Grund, um loszuschlagen?

BOOTSMANN: Dies und das. Jedenfalls: die Marke kennen wir. (*Zu allen*) Haltet die Augen offen, Freunde und euern Mund geschlossen. Und laßt diese Wanzen nicht groß werden — ihr werdet schon Gelegenheit finden, sie zu zertreten.

LUCIA: Man müßte ihnen etwas nachweisen!

Draußen hört man näher und näher die „Bandiera Rossa“. ZWEI FREIWILLIGE DER CENTURIA GARIBALDI treten, wie sie Hans sehen, in die Veranda, grüßen mit Rotfront-Gruß und umarmen stürmisch die beiden russischen Matrosen.

ERSTER ITALIENER: Wunderbar, daß ihr gekommen seid, Genossen!

BOOTSMANN (*lächelnd*): Ihr seid ja auch gekommen.

ZWEITER ITALIENER: Nun ja. Wir arbeiteten als Maurer in Paris und hörten, daß die Faschisten es hier ebenso machen wollen wie in unserer italienischen Heimat, da reisten wir hierher und traten ein in die Centurio Garibaldi.

ERSTER ITALIENER: Mir schien in Paris die Sache erst aussichtslos. Aber eines Abends sah ich in einem kleinen Kino den Sowjetfilm „Wir aus Kronstadt“. Da wurde mir vieles klar, und ich fuhr mit.

MUTTER: Aber wegen eines Films seid ihr doch nicht hergekommen?

ERSTER ITALIENER: Gab uns den letzten Rippenstoß. Mutter. Wir sind zu euch gekommen, damit sie eure Brüder nicht ebenso morden und langsam verhungern lassen wie bei uns in Italien!

LUCIA: Und du, Hans?

HANS: Daß sie nicht auch bei euch Konzlager errichten, in denen man die letzte Freiheit erdrosselt.

DIE KLEINE ANITA (zum Bootsmann): Und du, Matrose — weshalb bist du gekommen?

BOOTSMANN (nimmt sie auf den Arm): Damit wir euch etwas schenken von unserm glücklichen Leben, das heute 170 Millionen unserer Kinder, Frauen und Männer auf einem Sechstel der Erde bereits führen.

Ein Trompetensignal.

HANS (aufhorchend): Unseres?

Zweites Signal.

ERSTER ITALIENER: Für uns. Antreten, sammeln!

DEUTSCHE ORDONNANZ (auf Fahrrad, schaut in die Veranda): Centurio Thälmann antreten zum Abmarsch!

Schnell ab.

ALLE FREIWILLIGEN (setzen schnell ihre Stahlhelme und Mützen auf, schnallen die Koppel mit Seitengewehr und Brotbeutel um; eilen ab.)

DIE ARBEITERINNEN (umarmen sie, stecken ihnen Blumen an.)

RUFE: Kommt zurück! Vergeßt uns nicht, Kameraden!

LUCIA (leise zu Hans): Auf Wiedersehn, Hans; bei ... Madrid!

HANS (drückt ihr die Hand. Ab.)

ERSTER ITALIENER (im Abgehen zum Bootsmann): Rot Front allen unsern russischen Genossen. Sag ihnen: wir werden es nicht schlechter machen als ... die von Kronstadt!

ALLE (bis auf MUTTER und die kleine ANITA, die ihnen nachwinkt, ab. Die Bandiera Rossa ertönt von den Marschierenden.)

DER KÜHLKAMMERMAN (schnell und schwitzend herein): Wo sind die andern?

MUTTER: Sie gingen eben zur großen Straße.

KÜHLKAMMERMAN: Auch meine Autos sind da ... vier Kühlkammerautos, minus 7 Grad, müssen in zwei Stunden geladen sein ... jede Minute ist wichtig, jede Hand ...!

ANITA: Also gehen wir! (Will mit hinaus.)

KÜHLKAMMERMAN: Bist noch zu klein, du.

MUTTER: Du sagst doch, jede Hand ... für Madrid, sagst du doch?

KÜHLKAMMERMAN (lächelt): Nun, kommt schon.

BEIDE (schnell ab.)

MUTTER (hebt langsam die Faust zum Rotfrontgruß: man hört das Lied der Abmarschierenden verklingen, während der Vorhang fällt.)

AUGEN...

von

Klara Blum

Zwei Augen leuchten auf im Stadtgedränge:
vom fernen Ost ein schräger schwarzer Blitz;
und Moskaus Bau und Moskaus Menschenmenge
sie spiegeln sich in ihrem klugen Schlitz.

Zwei Augen leuchten auf im Kremlsaale:
sie gießen Asiens Glut in den Bericht;
es spiegelt ihre feuchte Mandelschale
den treuen Lehrer, der zu ihnen spricht.

Zwei Augen leuchten auf im Studienzimmer:
Bergaugen, phantasierend, scheu und wild;
von jungem Wissen trunken schwankt ihr Schimmer
und spiegelt zitternd Puschkins, Goethes Bild.

Schlitzaugen kluge, Mandelaugen schwere,
Gazellenaugen scheu und wild und wach —
sie starrten einst gequält, gehetzt ins Leere
und brannten weh vor Angst und Schmerz und Schmach.

Geschmäht, mißachtet, angespuckt, zertreten.
Wofür? Weil *der* — Mongole, *der* — Tadshik,
weil *die* — Armenier waren, *die* — Osseten,
weil mandelförmig, schräggeschlitzt ihr Blick.

Sieh tief hinein: die Qual, der sie entkamen,
ruht noch im schwarzen Grund, ein fernes Graun,
Doch siegend spiegelt sich im Wimpernrahmen.
die neue Zeit, die sie sich selbst erbaun.

Die starke Grenzwacht in den schrägen Schlitzen,
in Mandelform das freie Baumwollfeld,
im Genssenblick Kaukasiens Felsenspitzen
vom neuen Licht, vom freien Licht erhellt.

Im engen Spiegel unsre Welt, die weite —
verschiedne Rahmen, doch das gleiche Bild,
so taucht ein Augenpaar vertraut ins zweite,
und brüderlich hat sich ihr Bund erfüllt.

DAS NOVEMBERGESCHENK

von

Andor Gabor

Ort der Handlung: Ausländer-Siedlung des Betriebs No. 10, etwa 30 Kilometer von Moskau entfernt. Vor fünf Jahren gab es auf diesen Hügeln nur Wald und Wiese, heute steht dort eine mächtige Fabrik, die viele tausende Arbeiter beschäftigt. Für sie ist ein ganzes Städtchen rund um die Fabrik entstanden; der schönste Teil davon, Häuser mit modernen Zwei- und Dreizimmerwohnungen mit allen Bequemlichkeiten, gehört den österreichischen und reichsdeutschen Facharbeitern. In einer dieser Wohnungen pflegen wir unseren Literaturzirkel abzuhalten.

Zeit der Handlung: Herbst 1935. Ich bin seit Frühling 1933 in Moskau, und man gewöhnt sich so rasch an Erstaunliches. So fuhr ich (als Zirkelleiter) jede zweite Woche mit dem natürlichsten Gefühl der Welt aus Moskau mit dem Autobus hinaus, um in eine deutsche Siedlung zu gelangen, ebenso, wie wenn ich aus Wien oder Berlin mit dem Autobus hinausführe. Auch das ist mir natürlich, daß die Arbeiter, die in Wien und Berlin dazu ganz bestimmt keine Zeit und (wenn infolge Arbeitslosigkeit Zeit, dann) keine Lust hätten, sich mit Literatur beschäftigen.

Handelnde Personen: Aha, da stürzen mir schon einige entgegen — das Wasser der Tümpel spritzt hoch, die Schuhe werden grundsätzlich nicht geschont: das sind die beiden Kawalke-Jungen, Fränzchen und Hänschen, Zwillinge, die ich aber sehr gut voneinander unterscheiden kann, da Fränzchen nie dazu zu bewegen ist, die Nase so sauber zu halten, wie das die moderne Betriebsleitung erfordert. Die Jungen rufen mir im Sprechchor zu (sie sind auf dieses Genre sehr gut eingearbeitet): „Gabor! Gabor! Gut, daß du kommst!“ Von „Onkel“ oder einer anderen mit Respekt verbundenen Anrede ist keine Rede, die beiden sind mit der Zeit meine Freunde geworden, und die Freundschaft hat den bescheidenen Altersunterschied von vierzig Jahren weggewischt. Der Sprechchor wird wiederholt und dann fragt mich Fränzchen (angeblich der jüngere der Zwillinge) weniger rhythmisch: „Haste schon det Novemberjeschenk jesehen? Paschol! Possmotrij!“ („Hau ab! Schau es dir an!“)

Die Sprache der Kinder ist zwar schon stark russifiziert, was sie aber noch deutsch reden, reden sie berlinerisch.

„Ich hab nichts gesehen, es ist doch schon zwei Wochen her, seit ich bei euch war. Warum putzt du dir die Nase nicht. Fränzchen?“

„Paschol, possmotrij!“ gibt Fränzchen zur Antwort, „i schto kassajetsja nossa ... und was Neese ... nee, keine Zeit ... de Pioniere ... Versammlung ... Det Jeschenk sollste dir ankieken ...“

„Wo ist das Geschenk?“

„In de Wohnung. Wir kommen bald!“

Damit rennen sie fort in ihre Pionierversammlung und ich gehe, die Tümpel, die noch nicht zugefroren sind, sorgfältig überschreitend, in die Wohnung. Auf mein Läuten öffnet eine uralte Frau mit tausend und einem Runzelchen um die verblaßten blauen Augen die Tür. Ihr zahnloses Lächeln ist lieb wie im Märchenbuch.

„Ach, Sie sind der Genosse aus Moskau, der Referent? Karl und Else sagten mir, daß Sie kommen würden . . . Bitte, bitte, in den Salong . . . Entschuldigen Sie, daß ich Salong sage . . . bin nich dran gewöhnt, daß in 'nem Proletenzimmer kein Bett steht, und wo kein Bett steht, det is 'n Salong.“ Sie trippelt voran in die gute Stube. „Hier Genosse, auf den Lehnstuhl oder auf die Scheßlong . . . jawoll, wir haben hier Lehnstuhl und Scheßlong, wo wir zu Hause bloß Hocker und Stühle hatten . . . Sie fragen, wo Karl und Else sind? (Ich fragte aber gar nicht.) Sie sind in der Zelle. Ach was — hier heißt es ja nich Zelle, sondern Gruppe . . . 'ntschuldigen Se, wenn man alt wird, bleibt man beim Alten. Und die Jungs sind zu den Pionieren gelaufen . . . man gut, daß die hier ebenfalls Pioniere heißen . . . Ach, was red' ich da? Bei uns gibt es doch keine Pioniere mehr . . . alles wird in die Hitlerjugend gepreßt . . . Gut, daß die Jungs aus Deutschland raus sind . . . was würden die dort zu leiden haben! Ach — ich hab die beiden Jungs ja so gern! Aber die mich ebenso. Dadurch ist doch das Ganze gekommen . . . nee, nee — es is noch immer wie im Traum, sag ich Ihn'n, daß ich jetzt mit den beiden Jungs zusammen bin . . .“

Wir sitzen; ich wirklich auf der Chaiselongue und sie tatsächlich in einem Lehnstuhl. Sie nimmt ihre Strickerei zur Hand. Sie strickt Socken aus bunter, dicker Wolle.

„Se kieken de Wolle an? Se meinen, die is nich so fein wie bei uns in Berlin? Nee — auch das war einmal. Echte Wolle ist jetzt so teuer, daß sie 'ne Proletenfrau nicht mal zu sehn bekommt. Dafür gibts jetzt Ersatz, Wollstra, oder wie det Zeug heißt. Haben Sie 'ne Ahnung, was Wolle und Leinen und alles, was zur Wäsche jehört, in Berlin kostet? Alles schluckt die Reichswehr. Früher die SA, jetzt die Reichswehr. Wer frißt das Fleisch, was noch da ist? Die Reichswehr. Wer schmiert die Butter aufs Brot? Die Reichswehr. Schon genau wie im Krieg, sag ich Ihn'n . . .!“

Ich wunderte mich über die so durch und durch politisierte alte Frau. Sie bemerkt es: „Ach so! Sie wissen ja noch jarnich, wer ick bin? Ich bin de Großmutter, Karls Mutter aus Berlin. Ich bin erst seit 'ner Woche hier . . . Hier ist alles anders, Genosse; alles wie im Traum . . . Sehn Se mal: rote Fahne auf der Fabrik, ohne den weißen Fleck, ohne die schwarze Spinne in der Mitte! Wie soll man das seinen Augen glauben? Ich erschrecke immer erst noch 'n bißchen, wenn ich die Internationale höre. Wissen Sie, was bei uns im Hof geschah, als die Kinder — das war noch ganz am Anfang der Hitlererei — beim Spiel die Internationale gesungen haben? Ein Überfallauto ist angeflitzt gekommen, und mit dem Gummiknüppel, bautz, auf den Schädel, aber auf alle, die im Hof herumstanden . . . ! Du meine Güte, was red' ich da? Für

Sie ist das doch alles natürlich: die Fahne, der Gesang, wir sind doch hier in der Sowjetunion.“

Großmutter läßt die Strickerei in den Schoß sinken: „Ach, lieber Genosse aus Moskau ... wie war bloß der werthe Name?“

„Gabor, Großmutter, Gabor.“

„Garbo ... wie die Kinoprinzessin?“

Ich korrigiere nicht. Ohnehin umsonst: die Greta Garbo hat meinen bescheidenen Weltruhm doch längst überflügelt.

„Ja, Genosse Garbo, 'ntschuldigen Se ... ich werd wohl noch 'n paar mal fragen müssen. ... neue Namen merke ich mir schon 'n bißchen schwer ... Also, ich kann Ihnen sagen, daß ich so glücklich, so glücklich bin wie im Herbst 18, als es in Berlin losging ... Verstehen Sie: ich bin schon alt, so alt wie die Potsdamer Brücke, über siebzig; ja, ja, und ich hab schon gemeint: ich werd dort sterben müssen, in der verfluchten Hitlerei ... Und da kommt plötzlich der Brief von Karl aus Moskau: ‚Mutter, fahr her!‘ Die wollten mir keinen Paß geben, die Hunde, trotzdem ich ihnen nicht gesagt hab, daß ich nach Moskau wil. ‚Wozu braucht so 'ne alte Frau noch 'nen Paß?‘ haben sie gefragt. Aber da hab ich die Klappe aufgemacht: ‚Wollt Ihr nicht erlauben, daß eine Großmutter bei ihren Enkeln die Augen zumacht? Und die sind in Polen.‘ So hab ich gesagt: in Polen, denn auf Polen sind sie nicht so scharf wie auf Rußland. Entschuldigen Se, Genosse Ga ... Ga ...“ (sie fand den Schluß des Namens trotz der Weltberühmtheit der Kinoprinzessin nicht). „Ich sage noch immer Rußland, ich weiß, daß das politisch falsch ist, daß es Sowjetunion heißt. Bin aber dran gewöhnt ... Ich sag aber auch beim Einkaufen immer noch Mark und Pfennig statt Rubel und Kopeke ... Man bloß gut, daß die Pioniere hier auch Pioniere heißen ...

Wie ich nu das Visum im Paß hatte, da hab ich meine Siebensachen rasch verknoppt ... Das war bald getan, ich hatte man bloß 'ne Kücheneinrichtung und 'n Bett ... Ich hab doch von der Invalidenrente meines Seligen gelebt, und da haben die Hitlers so viel von abgezwickelt, daß es knapp fürs trockne Brot reichte. Die Genossen brachten mich auf die Bahn, wollten mir gottweiß was zusammenkaufen für die Fahrt, aber ich hab so getan, als hätte ich alles ... sie haben doch selber nichts, die Genossen, sie sind doch noch immer ohne Arbeit, trotzdem die Hitlers schwindeln, sie hätten die Arbeitslosigkeit erledigt. Nu, da hab ich also die lange Reise angetreten mit zwei Silbermark in der Tasche; die waren funkelnagelneu, die wollte ich den Jungs schenken, und zwei Äpfel und zwei Brötchen hatte ich noch mit ...“

„Nicht allzu viel, Großmutter ...“

„Nee. Aber man kann doch mal vierundzwanzig Stunden lang Kohldampf schieben bei so 'ner großen Freude. Ich hab mir gesagt: ‚Mutter, hab ich mir gesagt, hast schon früher bei Streiks auch längere Hungerkuren durchgehalten!‘“

„Hätten Sie doch wenigstens mehr Äpfel und Brötchen gekauft, Großmutter.“

„Ich hab ja auch die nicht gekauft gehabt. Die zwei Silbermark wollt ich nicht antasten: 'ne Großmutter soll nicht mit leeren Händen zu den Enkelkindern kommen. Die zwei Äpfel hab ich annehmen müssen von den Genossen, die mich begleiteten. Ich hab gesagt: ‚Gut, als Nachspeise‘ — als hätt ich 'ne Vorspeise gehabt! Ich erzähl Ihnen das, bloß weil daraus eine interessante Geschichte geworden ist. Im Abteil, wo ich drin fuhr, Nichtraucher, Dritte, da fuhr ein Japaner mit. Die Japaner, sag ich Ihnen, die sind aber knickrig! Da fährt so 'n feiner Herr, der zumindest in die zweite Klasse gehört hätte, wenn nicht in die erste, mit mir zusammen in der dritten. Sehr gelehrt hat er ausgesehen mit Brille und so. In Warschau — das ist schon in Polen . . . wo der Zug lange steht — da ißt er schon zum drittenmal seine panierten Schweinsrippchen und belegte Brote und nachher noch Kuchen . . . Ich hab immer gemeint: die Japaner essen kein Schweinefleisch, so wie, mit Verlaub, die Juden . . . ? Nicht, daß Sie nu meinen, ich hätte was gegen die Juden, Genosse — nee, ich weiß, daß das eine Riesengemeinheit ist, was die Hitlers mit den Juden bei uns treiben . . . ! Später sagte mir mein Karl, ich verwechselte die Japaner mit den Türken; die äßen kein Schweinefleisch, weil sie ebenfalls so 'ne Religion haben . . . Wir, mein Seliger und ich, sind schon 20 aus der Kirche ausgetreten, mich stört aber nicht, wenn die andern ihren Glauben haben . . . bloß müssen sie es vernünftig treiben. Aber, was ich noch sagen wollte . . . ja so, mein Japaner! Beim Essen in Warschau hat er plötzlich gemerkt, daß ich außer den beiden Äpfeln noch nichts genossen hatte . . . ‚genossen‘ — so hat er gesagt; er konnte ganz gut deutsch, nur immer so affig hat er gesprochen, wie auf Stelzen: ‚Die Dame‘, sagt er, ‚genießes nichts?‘ ‚Dankel!‘ sagt ich, denn ich meinte, jetzt will er mir was anbieten. ‚Wohin fahren denn die Dame?‘ fragt er weiter. ‚Nach Rußland‘, sag ich, ‚zu meinem Jungen.‘ Da lächelt er mir zu mit seine Schlitzaugen hinter der Brille: ‚Aha — die Dame bereiten sich wohl schon vor?‘ ‚Wieso?‘ frag ich. ‚Ich meine mit dem Nichtessen‘, sagte er. ‚Wie belieben?‘ frag ich, denn vorerst wollt ich noch höflich bleiben. ‚Dort gibt es wenig zu essen‘, sagt er, ‚meine Freunde fahren oft durch Rußland, die wissen es. Auch die Dame werden sich das Essen abgewöhnen müssen.‘ Da sag ich ihm, aber scharf wie 'n Küchenmesser: ‚Hörn Se mal, Herr, ich bin keine Dame; und Ihre Freunde, die kenn ich zwar nich, aber ich kann mir schon vorstellen, was die für Leute sind, wenn sie so was verbreiten. Wissen Se, wo ich mir das Essen hab abgewöhnen müssen? In Deutschland, Herr, in Deutschland! Hier kann ichs Ihnen ja sagen, weil wir schon über die Grenze weg sind! Und wissen Sie, wie es meinem Jungen in Rußland geht? Also glänzend geht es ihm, sag ich Ihnen, Herr, sonst würde er mich nich holen lassen, denn er hat seine olle Mutter lieb, mein Karl! Und wenn der mir schreibt, daß es ihm glänzend geht, dann ist da nicht dran zu wackeln — dann is es glänzend!‘ Da sagt er: ‚Ich wollte die Dame bloß warnen.‘ Ich ihm: ‚Danke für

Backobst!‘ Das hat er nicht verstanden; ‚Obst‘ sagt er, ‚kann ich nicht anbieten, aber hier, meine Dame, wenn ich Sie nicht beleidige‘ — und er verehrt mir zwei Brötchen... nicht von den belegten etwa! I wo: zwei trockene Brötchen hatte er noch im Köfferchen. Ich wollte sie erst nicht annehmen, aber da tat er sehr beleidigt. ‚Na‘, sagt ich mir, ‚in Teufels Namen — ich esse deine Brötchen, Japaner, trotzdem ich weiß, daß ihr die Matscherei, oder wie das Land dort heißt, geschluckt habt und nichts Gutes im Schild gegen Rußland führt... aber Rußland, das wird ’n hartes Brötchen für eure Zähne sein, das wird euch nicht bekommen...!‘ Nachher sind wir dann an der russischen Grenze angekommen, in Nega... Nege... wie der Bahnhof dort heißt, so was wie Neger...“

„Negoreloje, Großmutter.“

„Ganz recht. Für mich zu lang der Name. Da kommen die Rotarmisten in den Zug hinein, ich hätte sie alle umarmt und geküßt — aber was hätten die schönen, jungen Leute davon gehabt, wenn so ’ne alte Frau wie ich... was? Meine Köfferchen, die ich mithatte, die haben sie dort bloß höflich angekiekt, denn die Zollgenossen haben gleich gesehn, daß sie ’ne alte Proletin vor sich hatten.“ Sie lacht: „Die Bourgeoisie mußte aber anständig schwitzen bei der Zolluntersuchung... Mit einemmal kommt ein Genosse in Uniform, mit goldenen Tressen auf der Mütze, zu mir, er war aus dem Touristen-Regiment, das stand auch auf der Mütze...“

„Intourist, Großmutter.“

„Nu ja — das sag ich doch. Der fragte mich auf gut deutsch: ‚Witwe Sowieso?‘ ‚Bin ich.‘ ‚Fahrkarte weicher Klasse und hundert Rubel sind für Sie da, Genossin‘, sagt er. Wie stand ich nu da? Denn weiche Klasse — das ist erste Klasse, so ’n richtiges Schlafkupeh! ‚Mensch‘, sagt ich mir, ‚Großmutter Martha, nie im Leben bist du erste Klasse gefahren und im Schlafkupeh noch weniger! Da bist du nun im proletarischen Vaterland angekommen, und schon beginnt man, dich, nur weil du ’ne alte berliner Arbeiterfrau bist, in Samt und Seide zu packen!‘ Ich werd also in die erste Klasse geführt. Und mein Japaner macht Augen, so groß wie ’n Fünfmarkstück! Denn er fährt auch weiter — aber Dritte.“

Und da mir mein Karl geschrieben hatte, daß ich hinter Nego... hm... na, von der Grenz ab, ich sollte unbedingt in den Speisewagen und sollte dort essen und trinken, was mir gefällt — da ging ich auch hin. Ich hab mir Buletten bestellt, richtige Buletten, die gibts da, nur heißen sie hier Kotletts... Hinterher ’n paar Stücken Kuchen, aber feine, mit so Blümchen aus Sahne drauf. Aus Sahne sag ich Ihnen! Und ein Gläschen Kirschenessenz dazu, rot wie ’n Rubin. Beim Zahlen nahm ich die ganzen 100 Rubel raus: ’n dickes Päckchen war das, lauter Fünferscheine; ich hab das Ganze rausgenommen, damit es der Japaner bloß sieht, denn ’er war da und hat ’nen mageren Tee mit ’ner Zitronenscheibe getrunken und dazu seine Stullen aus dem Köfferchen geknabbert. Nachher treffen wir im Korridor zusammen. Er will sich verdrücken, da sag ich ihm: ‚Sie, Herr, hier gibt’s zu essen,‘ sag ich ihm, und hier gibts auch erste Klasse fürs Proletariat!‘

Sonst pfleg ich nicht so dicke Töne zu reden, dem aber hab ichs deutlich gegeben!

Als ich dann später in Moskau angekommen bin — da war mir alles, aber auch alles, wie 'ne Weihnachtsüberraschung . . .“

Auf das Wort *Überraschung* schnappe ich ein. Die Jungs haben mich doch in die Wohnung geschickt, um ein Geschenk, eine Überraschung zu besichtigen? „Großmutter“, frage ich, „was Sie da stricken, der Strumpf, das soll wohl ein Geschenk für die Jungs werden? Die haben mir etwas von einem Novembergeschenk erzählt . . .“

Großmutter Martha beginnt so zu lachen, daß sie die Strickerei in den Schoß sinken läßt. „Du meine Güte — die Socken da? Für die Jungs? Diese Socken sind doch so groß, daß das ganze Fränzchen da hineingeht! Nee . . . die Socken strick ich für meinen Karl. Sehn Se, auch im Sozialismus sind die hausgestrickten Socken molliger . . . Das Geschenk bin aber *ich* . . . *ich selbst* bin das Novembergeschenk für die Jungs! Das ist es eben: ich hab Ihnen doch gesagt, daß ich die Jungs furchtbar gern habe. Aber sie mich auch, das muß man schon sagen! Und die Sache ist so: Karl, mein Sohn, hat mir nämlich geschrieben: ‚Unser Betrieb schenkt dem proletarischen Vaterland hundert riesige Fernrohre zur Novemberfeier — das ist nämlich so 'n optischer Betrieb, müssen Sie wissen — und da man mit mir hier sehr zufrieden ist, bekam ich eine Prämie, so daß ich es mir jetzt leisten kann, den Jungs ihre Großmutter zum November zu schenken.‘ Deshalb hat er mich aus Berlin geholt . . . tja!“

Großmutter wischt sich die Tränen aus den vergnügten Augen, nimmt wieder die Strickerei zur Hand. „Ganz kurz vor Moskau, wie er wieder durch den Korridor ging, hab ich das auch dem Japaner erzählt: ‚Sagen Se, Herr, läßt ein Prolet bei Ihnen auch die Mutter zweitausend Kilometer weit fahren, schickt er ihr auch erste Klasse und hundert Rubel, nur damit die Jungs mit der Oma zur Feier 'ne Freude haben?‘ Da war er sprachlos, der japanische Herr . . . Ach, ich alte Schwatzliese — jetzt fällt mir ja ein: Karl hat mir gesagt, ich sollte Ihnen Tee . . . ach, wie ich die Zeit verquasselt habe . . .“

Sie trippelte hinaus und hantierte dort am Gaskocher, sprach aber zur offenen Tür herein: „Ich hab Ihnen wohl den Kopf ganz wirr gemacht, Genosse Ga . . . Ga . . . mit meiner Rederei? Ich sprudele aber auch wie 'n aufgedrehter Wasserhahn, seitdem ich hier in Rußland bin . . . Es ist doch so gut hier! . . . Und Ihr seid schon so abgestumpft alle miteinander, Ihr wißt ja gar nicht mehr, *wie* gut es euch hier geht! Ach, ich fürchte, ich werde hier gar nicht sterben wollen, wenn mal mein Stündchen schlägt . . . ich werd ewig leben wollen, wie so 'n Walfisch!“

Da stürzen die beiden Jungs herein: „Oma, Oma! Vatti und Mutti kommen schon! Oma, Oma, hast du dem Gabor Tee gegeben? Oma, Oma, hast du die Socken schon fertig? Oma. Oma, mach flinker, sonst schicken wir dich zu

Hitlern zurück! Potoropissj, Babuschka, nado tschaj pitj!“ („Rasch, Großmutter, Tee trinken!“)

Oma will sie abküssen aber sie rennen schon zu mir, und Fränzchen, immer noch mit einem glänzenden Tröpfchen unter der Nase — ich fürchte, noch mit demselben — fragt: „Na, Gabor, was sagst du zu unserm Novembergeschenk?“

ENGELS — EINE STADT AN DER WOLGA

Reportage

von

Fritz Brügel

Zwei Städte liegen einander an der Wolga gegenüber. Am rechten Ufer die Stadt Saratow. Am linken Ufer, dort wo früher die Stadt Pokrowsk stand, die „Kosakenstadt“, wie sie der Volksmund nannte, liegt heute die Stadt Engels, die Hauptstadt der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen.

Die seltsame Landschaft der Wolga, melancholisch und doch männlich, paßt zu dem Mann, nach dem ihre Hauptstadt heißt, der knapp und klar seine Feder Sätze formen ließ, als sei sie ein Degen, und der als reifer Mann von seiner Liebe rein und zart sprach, als sei er ein Jüngling.

Ein Bild, genau und richtig, von dieser Stadt zu machen, ist sehr schwer. Die Zahlen machen es nicht. Die Zahlen erzeugen leicht einen falschen Eindruck. Engels hat rund 90 000 Einwohner; 1910 hatte das verschwundene Pokrowsk: 27 000. Die Stadt ist sehr ausgedehnt und sehr uneinheitlich. Man geht durch eine Straße, die gepflastert und asphaltiert ist, Steinhäuser säumen sie ein, weiß getüncht oder Rohziegelbauten, und man denkt: eine deutsche Kleinstadt. Oder man geht über den Kommunardenplatz: da steht das Regierungsgebäude, ein großes unverschnörkeltes Gebäude mit glatter Fassade. Auf seinem Giebel das Staatswappen.

Vor dem Regierungsgebäude ist der Thälmannpark, seine Bäume sind so jung wie die Republik; dahinter die Anlegestelle der Wolgadampfer und die Überfuhr nach Saratow, die Flöße und Boote und Barkassen der Fischer — das sieht schon gar nicht mehr deutsch aus, das hat sein eigenes Gesicht, denn es sieht auch alles anders aus als drüben überm Strom in Saratow. Da müssen nicht erst friedlich und mit den Mäulern mahlend Kamele des Weges kommen, damit uns die Eigenart der Stadt Engels zum Bewußtsein kommt

und wir nicht vergessen, daß wir in der Hauptstadt eines Landes sind, das seine Ernten der Steppe abzurufen hat.

In der gleichen Front mit dem Regierungsgebäude das Haus des Stadtsowjets, das wieder könnte in irgend einer der vielen neuen russischen Städte stehen, im Donezbecken oder sonst irgendwo in der Sowjetunion. Das Seltsamste aber erleben wir, wenn wir den Kommunardenplatz verlassen, um die neue Schule zu betrachten: ein sehr großes Gebäude, ganz in der Art wie man in Wien baute, ehe die österreichische Republik zerstört wurde.

Es gibt in Engels auch noch sehr schlechte Straßen. Ungepflasterte und noch nicht asphaltierte. Wenn es trocken ist, sind sie von Staubwolken überflogen, wenn es regnet, verwandeln sie sich in Schlamm. Und es kann sein, daß man neben einem sehr guten und ganz modernen Volkswohnhaus eine windschiefe Holzhütte antrifft, die sich gerade noch auf ihren Beinen hält. Der Aufbauplan, der systematisch durchgeführt wird, läßt alle diese Widersprüche zu.

Dieses Nebeneinander gibt der Stadt den Reiz ihrer Vielfältigkeit, läßt einen manchesmal glauben, daß da drei, vier Städte zu einer Stadt zusammengewachsen sind. Ja, so ist es: dieser Vergleich ist treffend. Es sind auch wirklich mehrere sehr deutliche Bauperioden zu unterscheiden: die Reste des alten Pokrowsk, die schnell und sicher verschwinden. Ein, zwei dieser altpokrowsker Holzhäuser sollte man stehen lassen als Erinnerung und als Warnung — so wie in einer der Städte des Donbass in das Erdgeschoß eines modernen Arbeiterwohnhauses in einen Glaswürfel die Wohnhütte eines Bergmannes aus der Zarenzeit eingebaut ist. Neben den Resten von Pokrowsk kommen dann die Häuser und Bauten aus der Zeit der schwersten Not: 1920, 1921, 1924; und schließlich die Bauten seit der Zeit der gesicherten Kollektivierung. So ist in eine ganz kurze Zeitspanne eine lange Wegstrecke der Entwicklung gedrängt.

Engels ist seiner Bevölkerung nach nicht nur eine deutsche, sondern auch eine russische Stadt; aber, wenn man von einem russischen und einem deutschen Engels sprechen wollte, dann würde man diese Tatsache sehr schlecht umschreiben, denn beide Nationen leben vollständig miteinander, ineinander, durcheinander, und es gibt keinerlei Art von Sprachenstreit, keinerlei Trennung nach Nationen, wie wir das von mitteleuropäischen Städten kennen. Die Sprache ist ein wirkliches Mittel der Verständigung, kein Gegenstand der Entzweiung mehr, kein Gegenstand, der umstritten ist. Ins deutsche Theater gehen Deutsche ebenso wie Russen und ins russische gehen selbstverständlich auch Deutsche; das Problem des Verstehens und der Verständigung ist überhaupt kein Problem. Die Deutschen können nahezu alle Russisch und auch unter den Russen gibt es immer mehr Menschen, die Deutsch verstehen. Aber auch die anderen Nationen, die es noch in Engels gibt die Kasachen und die Ukrainer nehmen in aller Freiheit am gesamten Kulturleben der Stadt und des Landes teil, da ihre eigene

kulturelle Entwicklung in Freiheit und Sicherheit garantiert ist, kennen sie das Gefühl einer nationalen Eifersucht überhaupt nicht.

Die Stadt hat an die elftausend schulpflichtige Kinder, die vom achten bis zum achtzehnten, mindestens aber bis zum sechzehnten Lebensjahr zur Schule gehen. Moderne Lehrer und moderne Schulen stehen ihnen zur Verfügung. Aber Stadt und Republik finden, daß für die Schuljugend immer noch zu wenig gesorgt sei, Schulbauten aller Art sind geplant, Lehrer werden ausgebildet und fortgebildet, neue Menschen, Menschen neuer Art sollen heranwachsen.

Das Schulwesen der Stadt Engels kann es mit jeder Art von Schulwesen aufnehmen, und wenn all das, was an Plänen auf diesem Gebiet ausgeführt werden soll, einmal Wirklichkeit sein wird, dann wird die wolgadeutsche Schule das Schulwesen gar manchen Landes in den Schatten stellen.

Die Sorge um die Kinder erstreckt sich in besonderem Maße auf die Vorschulpflichtigen. Kindergärten aller Art, von Betrieben und von der Stadt, von Gewerkschaften und Korporationen aller Art unterhalten, stehen zur Verfügung; Kinderkrippen, Entbindungsabteilungen in allen Spitälern, Mütterheime, kurz alles, was die moderne Sozialfürsorge und Sozialhygiene verlangt, ist vorhanden. Aber bei jeder einzelnen Sache, die einem die für diese Angelegenheiten in Engels Verantwortlichen zeigen, setzten sie hinzu: das ist noch zu wenig; im Plan für das nächste Jahr haben wir dieses und jenes vorgesehen; es muß mehr Platz geschaffen werden, die Anlagen sind zu wenig modern; die Stadt hält heute 81 Ärzte (neben allen anderen Ärzten, die es in Engels gibt), das ist viel zu wenig, wir haben die Erhöhung dieser Zahl vorgesehen. Der Mangel an Selbstzufriedenheit, diese Selbstunzufriedenheit verbunden mit einer Selbstkritik, die zur wahren Selbstprüfung wird — gerade das sind die besten Bürger für den guten Fortgang der Aufbauarbeit in Engels.

Kurz, all das, was man im Westen von einer modernen Stadtverwaltung erwartet, wird in Engels erfüllt, und zwar nicht allein von Fachbeamten, sondern es wird von *gewählten* Mitgliedern geleistet, in deren Händen die *Exekutive* liegt. Die Verwaltung der Stadt ist weitgehend demokratisch, sie wird nach der neuen Verfassung vollständig auf demokratischer Grundlage beruhen und in noch viel breiterem Ausmaße als bisher die Massen zur Mitarbeit am Aufbau und an der Verwaltung der Stadt heranziehen.

Engels ist eine Stadt der Hoch- und Spezialschulen; ein Pädagogisches Institut, in einem neuen prächtigen Bau untergebracht, bildet die wolgadeutsche Lehrerschaft heran; die Republik kann nicht genug Lehrer bekommen, von ihrer Güte und Zahl hängt viel ab. In den Lehrern lebt ein großes Verantwortungsgefühl, sie sind sich ihrer Aufgabe bewußt. Das Pädagogische Institut ist nicht wie im Westen gewöhnlich eine Mittelschule, es ist ein höherer Schultyp, die Unterrichtsmethode hat manches von der westlichen Universität an sich, sie ist vor allem darauf gestellt, den Absolventen möglichst viel Selbständigkeit zu geben und weit mehr an Wissen, als der Lehrer nur zu

seinem Berufe braucht; denn im einsamen Dorf an der Wolga wird ein guter moderner Lehrer mehr sein, wenn er den Sinn seines Berufes wirklich erfüllen wird wollen, als nur ein Lehrer. Und darum gibt ihm außer dem großen Verantwortungsbewußtsein und dem ganzen Rüstzeug des Wissens das Pädagogische Institut noch etwas mit: der Lehrer lernt den ganzen Zusammenhang der Wirtschaft und Gesellschaft, die Klassengeschichte der deutschen Kolonisten, den Kampf, den sie, den die russischen Arbeiter und Bauern um ihre Freiheit und ihr menschliches Selbstbestimmungsrecht führten, kennen; dadurch erhält er eine gewisse Bescheidenheit, dadurch wird ihm der Dünkel des Intellektuellen erspart. Diese Hochschule hat uns an ihren Studenten deutlich gezeigt, wie die Intellektuellen einer Gesellschaft aussehen, in der der Unterschied zwischen manueller und geistiger Arbeit aufgehoben ist.

Aber in Engels läßt sich nicht nur untersuchen, wie der neue, von allem Dünkel freie, auf dem Boden der neuen Gesellschaft stehende Intellektuelle aussieht, den kein Vorurteil und kein Rang vom Handarbeiter scheidet — die beiden landwirtschaftlichen Hochschulen zeigen einen Typ von Bauern, in denen der Gegensatz zwischen Stadt und Land aufgehoben ist. Die Landwirtschaftliche Hochschule bildet die Organisatoren der Kollektivwirtschaften heran, das Agrarinstitut die Agronomen, die Landwirtschaftstechniker. Und beide Schulen vermitteln abermals weit mehr an Wissen als ihre Absolventen für ihr Spezialfach brauchten; auch hier greift der Lehrstoff weit über die Fachgrenzen hinaus und zeigt den Schülern ein Gesamtbild der Erde, ihre Geschichte, ihre Politik, ihre Wirtschaft und schließlich das eigene Land und die eigene Aufgabe, so daß aus all dem Unterricht immer hervorgeht: Wissen, Verantwortungsgefühl und, ich finde kein anderes Wort dafür, *Bescheidenheit*.

Neben diesen Schulen gibt es in Engels eine medizinische Schule, die Pflegerinnen und Hebammen heranbildet, Fürsorgerinnen, kurz all das, was der sozialhygienische Betrieb der Republik, außer den Ärzten, braucht; und der Bedarf ist sehr groß. Engels allein hat sieben Spitäler, hat einen automatisierten Erste-Hilfe-Dienst wie irgendeine westliche Großstadt. Jedes Kantonzentrum, jedes größere Dorf hat Spitäler, Krippen, Entbindungsheime. Wer also in irgendeine Schule der Wolgadeutschen Republik eintritt, weiß, daß seiner, wenn er die Schule absolviert hat, schon die Arbeit wartet; er macht sein Lehrbuch zu, und am nächsten Tag steht er im Beruf. Aber immer wieder kann er, auf eine Zeit wenigstens, in Kurse aller Art kommen, um ja nicht einzurosten, um ja nicht das, was er zuletzt gelernt hat, für der Weisheit letzten Schluß zu halten. Über der Wolga drüben, in Saratow, ist eine große Universität, so daß es der wolgadeutsche Universitätshörer auch nicht weit nach Hause hat.

Engels hat auch eine „Schule für Sowjethandel“, in der die Schüler praktisch den Aufbau der Sowjetwirtschaft lernen, in der sie später arbeiten sollen. Das ist eine andere Art von „Soll und Haben“ als sie der Handelsschüler mühsam im Westen erlernt. Sie ist kompliziert genug, so kompliziert und

vielfältig verschlungen wie die Straßen, Eisenbahnen und Wege des Riesenreiches, dessen Innenhandel sie bedienen.

Die Stadt Engels hat weiter eine Musik-Mittelschule. Sehr merkwürdig ist es zu beobachten, wie die Wolgabauern die Musik entdecken. Sie scheint uns auf die Bauern und Arbeiter an der Wolga einen tieferen und nachhaltigeren Eindruck auszuüben als die Dichtung. Wir wohnten einer künstlerischen Maifeier bei, deren ganzes Programm von Spiel-, Musik- und Theaterzirkeln aus allen möglichen Dörfern des Wolgagebietes bestritten wurde. Die „deutsche Hausmusik“ hat da eine eigenartige Auferstehung gefeiert: sie hat sich, die sie doch vor allem immer eine Folge sehr gepflegter, reifer bürgerlicher Kultur war, verwandelt. Bauern sitzen vor uns, die Instrumente sehen in ihren Händen ganz unwahrscheinlich aus, und da sich ihr bäuerlicher Dirigent ungeschickt verbeugt, meinen wir in westlicher Skepsis: die werden uns zum Tanze aufspielen, Hopserspolka, Kartoffelpolka, so einen Marsch: hmtata-hmtata. Und da wir in Gedanken noch die Wolgabauern mit den Schrammelmusiken der Alpenländer vergleichen, beginnt diese Bauernmusik sehr ernsthaft Schubert und Mozart zu spielen, und zwar so zu spielen, daß sie wirklich bestehen kann. Bauern, Kollektivbauern aus dem Dorf Paulskoje, oberhalb von Marxstadt, machen diese Musik. Ihr Dirigent hat erst als Erwachsener, und zwar während seines Dienstes in der Roten Armee, Violinespielen gelernt, die Musikleidenschaft hat ihn gepackt; und er hat sie nach Paulskoje mitgebracht. Er hat unter den Kollektivbauern gesucht, hat, kaum daß er selbst gelernt hatte, Musikunterricht gegeben, und so hat er in mühsamer Arbeit ein Orchester zusammengebracht.

Das Orchester von Paulskoje fand Nachahmer, die Musik des wolgadeutschen Volkes, die so lange geschlafen hatte, begann zu erwachen. Von der Musikschule in Engels wird sie mit Rat und Tat unterstützt, und für die Sänger ist der deutsche Staats-Chor Vorbild und Lehrer. Nun wird systematisch und planmäßig die Musik getrieben, musikalische Erziehung und Bildung dringt bis ins letzte Wolgadorf. Neben der Kunstmusik wird die Volksmusik nicht vernachlässigt; der Staats-Chor hat eine große Sammlung wolgadeutscher Volkslieder angelegt und die wissenschaftliche Auswertung seiner Funde und Entdeckungen wird nicht lange auf sich warten lassen.

Nicht nur die Deutschen, auch die Russen und Ukrainer pflegen ihre Musik; das Eigenartigste aber, was die Wolga an Musikalischem zu bieten hat, ist die Musik der Tataren. Wir haben ein Orchester tatarischer Kollektivbauern aus dem Kanton Pallasowka alte und neue nationale Musik spielen gehört, ein Orchester, erst ein paar Monate alt, das mit deutlichem Lampenfieber begann, dann aber selbst von seiner Musik so gepackt, so rhythmisiert wurde, daß es sich nicht mehr um die Zuhörer kümmerte, die da, viele von ihnen zum erstenmal, erfuhren, welche seltsame Musik die Steppe birgt.

Die Musik jedes einzelnen Volkes beeinflußt die des anderen; früher lebte man aneinander vorbei, jetzt lebt man zusammen; die Musikschule in Engels dient allen gemeinsam, und sie hütet und pflegt das musikalische Leben

der ganzen Republik mit gleichmäßiger Liebe und Fürsorge für alle Völker.

Das Deutsche Akademische Staatstheater der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik hat noch andere Aufgaben als die eines Theaters im Westen, es ist so etwas wie eine Schule, eine hohe Schule und deshalb sei hier von ihm die Rede.

Es hatte zunächst dem Wolgavolk das neue sozialistische Drama vorzuführen; es hatte als zweites das Kulturgut des bürgerlichen Theaters zu übermitteln; es hatte als drittes die Theaterkunst des russischen Volkes und der anderen Völker der Sowjetunion zu zeigen, und es hatte nicht nur den Wandertheatern für die Kollektivwirtschaften, sondern all den Dramenzirkeln und Kolchostheatern als Lehrmeister, als Anreger, als Kritiker zu dienen. Die Erfüllung all dieser Aufgaben setzte voraus, daß das Theater wirklich zu einer Angelegenheit der Massen der ganzen Wolgarepublik wurde, und daß es verstand, den Kontakt mit diesen Massen auf das innigste zu gestalten, ihre Kritik zu verstehen, sie, wenn es notwendig war, zu lenken und sich dieses neuartige Publikum von Grund auf zu gewinnen und zu erziehen. Es wird wohl kaum jemals ein deutsches Theater gegeben haben, das vor einem so merkwürdigen Publikum begonnen hatte. Die religiöse Tradition hatte Jahrzehnte hindurch das Theater zu einer sündigen Sache gemacht; dabei gab es kaum Wolgadeutsche, die jemals Theater, oder gar Theater in der Muttersprache gehört hatten. Vorurteile aller Art, falsche Vorstellungen aller Art mußte das Staatstheater in Engels überwinden, bis es sein Ziel erreichte: eine Angelegenheit des Wolgavolkes zu sein.

Das Staatstheater begann 1929 zu spielen, also während des schwersten Kampfes um die Kollektivierung; es mußte sofort bei der Organisation von Theatern für die Kollektivwirtschaften mithelfen, mußte sofort mit all den dramatischen Zirkeln, die es in den Wolgastädten und Wolgadörfern gab, Fühlung nehmen, und durch taktvolle und klug geleitete Arbeit auf sie Einfluß gewinnen. Daß das Theater am ersten Tag seines Bestehens schon mitten in den Kampf um die Kollektivierung, mitten in das brennende und heiße Leben der Wolgarepublik hinaus mußte, daß ihm nicht die langsame und allmähliche Reife der stillen künstlerischen Arbeit gegönnt war, das hätte dem Theater sehr zum Unheil ausschlagen können. Aber es hat diese Schwierigkeiten überwunden, langsam hat es seinen Weg gemacht.

Man meint oft im Westen, ein Massentheater müsse dem „Geschmack des Volkes“ entgegenkommen und man hat diese Formulierung benutzt, um für allen Kitsch, für alle Leichtfertigkeit im Repertoire, für alle Faulheit und Geschmacklosigkeit eine bequeme Ausrede zu finden, die zudem noch die Schuld an der eigenen Unzulänglichkeit auf die Massen abschiebt. Die Massen aber haben gar nicht diesen Geschmack, den ihnen die bürgerlichen Theaterdirektoren des Westens zumuten. Das lebendigste und deutlichste Beispiel ist das Repertoire des Staatstheaters in Engels.

Es ist ein wahrhaft internationales Repertoire. Wir wollen der Reihe nach die Stücke aufzählen, die an der Wolga Erfolg hatten, an der Wolga!

„Familie Wolkow“ von Dawurin; Shakespeare, „Was ihr wollt“ und „Othello“; Molière, „Der eingebildete Kranke“; Schiller, „Wilhelm Tell“, „Kabale und Liebe“, „Die Räuber“; Ibsen, „Nora“; Lope de Vega, „Die Schafsquelle“; Gogol, „Der Revisor“; Lessing, „Emilia Galotti“; Gutzkow, „Uriel Acosta“; Kornejtschuk, „Platon Kretschet“; Ostrowski, „Wassilissa Melentjewa“; Tolstoi, „Anna Karenina“; Puschkin, „Mozart und Salieri“, „Der geizige Ritter“, Bilder aus dem „Boris Godunow“ — kurz: das Staatstheater in Engels hat einen Spielplan, der, ehe der Faschismus in Deutschland das Theater erledigte, vor dem strengsten Kritiker bestehen hätte können, der aber vor einem bürgerlichen Publikum kaum jemals einen solchen Erfolg hätte haben können, wie ihn das Staatstheater in Engels erworben hat. Das Wichtigste aber ist: die Arbeit der Theater für die Kollektivwirtschaften, die Arbeit der vielen Dramenzirkel, draußen in den Dörfern der Wolgarepublik, bewegt sich auf der gleichen Linie, die wir durch die Beispiele aus dem Spielplan des Staatstheaters in Engels gekennzeichnet haben.

Das Staatstheater hat große Pläne: es wird Schillers „Don Carlos“ bringen; es bereitet eine Dramatisierung der „Brüder Oppenheim“ von Feuchtwanger und neue Stücke von Julius Hay und Friedrich Wolf vor. Lebendigsten Lebens ist dieses Theater voll, denn es spürt die Liebe des Volkes, für das es spielt und dem es zum erstenmal ein Theater gegeben hat, das gleichzeitig Theater und Hochschule ist.

Als wir das Theater in Engels spielen sahen und den Jubel seines Publikums erlebten, als wir in den Wolgadörfern immer wieder auf den Erfolg des Theaters trafen, entsannen wir uns eines Gesprächs, in dem uns ein Gegner der Sowjetunion seine Meinungen über das Leben in der Union auseinandergesetzt hatte. Der Gegner war ein Schriftsteller, und er erkundigte sich also nach den Auflagezahlen der Bücher und nach den Erfolgen der Bühnen. Die astronomischen Zahlen, die ihm die Statistiken wiesen, waren ihm ganz und gar unglaublich. Als er aber dann schließlich doch zu glauben begann, hatte er die folgende Erklärung: Die Menschen haben nichts anderes; fürs Theater bekommen sie Freikarten und zum Kauf und zur Lektüre der Bücher zwingt sie die Diktatur des Proletariats.

Solche albernen Meinungen tauchen immer wieder auf. Aber es steht dafür, ernsthaft zu überlegen, wieso Bücher und Theater einen so ungeheuren Erfolg zu erringen vermöchten, wie sie ihn in der Sowjetunion tatsächlich errungen haben. Das Deutsche Staatstheater in Engels beispielweise vor einem Publikum, das im Westen niemals ins Theater geht. Warum geht es nun in Engels ins Theater, warum haben die Kollektivwirtschaften mit ihren Theatern Erfolge, während Wanderbühnen des Westens einen Mißerfolg nach dem anderen haben, bis sie eines Tages in Konkurs geraten? Erstens: das Theater ist billig, und die Menschen sind in der materiellen Lage ins Theater zu gehen. Zweitens: der Kontakt zwischen Publikum und Bühne ist in ein System gebracht durch eine planvolle, eben nur im Sozialismus mögliche Kulturpolitik. Regierungsformen können überall in der Welt manches zuwege

bringen, aber Lektüre und wirklichen Theaterbesuch — das lassen sich die Massen nicht aufzwingen! Das geht ja technisch auch gar nicht.

Neben dem Theater gibt es in Engels noch eine zweite Hochschule ähnlicher Art für die Wolgarepublik: den Staatsverlag. Auch er hat Aufgaben, die weit über jene hinausgehen, die sonst in der Welt einer Verlagsanstalt gestellt zu sein pflegen. Seine Arbeit hat bei der Beseitigung des Analphabetismus wesentlich mitgewirkt. Er gab eine Fibel für Erwachsene heraus, von der 45 000 Exemplare in die wolgadeutsche Welt gegangen sind.

Der deutsche Staatsverlag hat zur Hauptaufgabe weiter, wie jeder andere Staatsverlag der Welt, die Veröffentlichung und Verbreitung der offiziellen Staatspublikationen, der Gesetze und Anordnungen. Das ist sozusagen seine selbstverständliche Aufgabe. Aber weit hinaus über den Rahmen eines herkömmlichen Staatsverlages greift er mit dem größten Teil seiner Publikationen, die der Aufgabe dienen, den Wolgadeutschen die großen Werke der deutschen Literatur, der russischen und der Weltliteratur zugänglich zu machen. Die Bestseller des Verlages sind Goethe, Lessing und Heine.

Goethes „Goetz“ erschien in einer Auflage von 10 000 Exemplaren; die Auflage war im Handumdrehen vergriffen und eine neue, ebenfalls zehntausend Exemplare zählende, wird in diesen Tagen die Druckerei verlassen. Bei einer, übrigens sehr gut ausgewählten Heinrich Heine-Anthologie war man vorsichtiger, man druckte gleich 15 000 Exemplare, aber nach kurzer Zeit mußte man bereits eine neue Auflage rüsten, die weitere 10 000 Exemplare umfaßt. 10 000 Exemplare von Lessings „Emilia Galotti“ werden ebenfalls bald vergriffen sein. Die Lehrbücher, die der deutsche Staatsverlag ediert, haben durchschnittlich eine Auflage von 25 000 Exemplaren. Zum Puschkin-Jubiläum hat der Verlag zu billigsten Preisen eine ganze Reihe der wichtigsten Werke des Dichters in guten deutschen Übersetzungen herausgegeben. Bei all dem muß berücksichtigt werden, daß der Staatsverlag nicht der einzige deutsche Verlag der Sowjet-Union ist, daß also *nicht er allein* das deutsche Buch in der Union verbreitet; das muß bei der Einschätzung der folgenden Zeilen beachtet werden:

Es erschienen im Deutschen Staatsverlag:

im Jahre	Werke	in einer Auflage von Expl.	
1932	159	659 000	„
1933	203	1 100 000	„
1934	159	938 000	„
1935	237	1 100 000	„
1936	130	625 000	„ (Unvollständige Zahlen)

Der Staatsverlag fördert selbstverständlich die *wolgadeutsche* Literatur, deren Leben erst jetzt beginnt. Eine Literatur entsteht nicht über Nacht, ihre Entwicklung kann nur langsam und allmählich vor sich gehen. Aber schon heute kann man sagen: Wenn wieder einmal ein freies deutsches Reich stehen wird, in dem die freie deutsche Literatur um ihre Leser wirbt, dann wird auch die wolgadeutsche Literatur in Ehren bestehen können.

Zu den sehr guten und erfolgversprechenden Anfängen der wolgadeutschen Literatur ist eine literaturtheoretische Anmerkung zu machen: die wolgadeutsche Herrenklasse hat von 1764 bis 1917 nicht eine einzige Dichtung hervorgebracht; in all den Erbauungsbüchern und in der ganzen Traktätchenliteratur ist nichts, nicht eine Zeile, nicht ein Wort wert, aufbewahrt zu werden; aber unter den Volksliedern der Wolgadeutschen findet sich gar manches, das zeigt, daß in der Masse des Volkes künstlerische Begabungen aller Art gelebt haben, daß die entsetzlichen materiellen Verhältnisse, daß das vollständige Versagen des Bildungswesens diese Begabungen nie an das Tageslicht treten ließen. So hatten wir das seltsame Erlebnis, einen wolgadeutschen Volksdichter seine Verse rezitieren zu hören, einen alten Kollektivbauern, Wilhelm Jakob Klippert. In einer Mischung aus Dialekt und Hochdeutsch sind seine Verse abgefaßt, die das Leben der Kollektivbauern, Dorfergebnisse, den Kampf um die Ernte, die Not der Mißernte, schildern. Sie haben in ihrer Naivität und Ungeschicklichkeit, in der Unbekümmertheit, mit der Klippert seine Verse macht, etwas sehr Reizvolles und Interessantes, wenn man sie zu hören bekommt; wenn man sie auf dem Papier sieht, zeigen sich die Mängel, die sonst der gute Vortrag verdeckt, sehr deutlich; aber nicht deshalb führen wir diesen Volksdichter oder, wie Goethe ihn bezeichnet hätte, diesen „Naturdichter“ an — er hätte nicht ein Dilettant und Gelegenheitsdichter werden müssen, hätte sich je in seinem nun dreiundsechzigjährigen Leben irgendein Mensch, irgendeine öffentliche Einrichtung um ihn gekümmert, um ihm Anteilnahme und Hilfe zu bringen. In den wolgadeutschen Massen also lebten Begabungen, aber die Herrschenden an der Wolga blieben sehr gleichgültig, sie brauchten Arbeiter und Knechte und was sonst in denen lebte, das interessierte sie nicht. Und nun haben die Arbeiter und Bauern auch an der Wolga die Macht in ihren Händen und gehen daran, alles, auch die Güter der Kultur in Besitz zu nehmen, sie zu verwalten, sie zu pflegen, sie zu vermehren.

An deutscher Kulturtradition war unendlich wenig in den Massen lebendig. So um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts muß das gewesen sein, als liberale Pastoren und der eine oder andere Großbauer Bücher an die Wolga brachten: ein paar Schiller-Gedichte, Heine, Uhland. Dann kam der Zusammenbruch des Zarismus, und nun sollten in wenigen Jahren die wolgadeutschen Arbeiter und Bauern die ganze deutsche Kulturentwicklung nachholen! Kaum eine deutsche Jugend in irgendeinem deutschen Gau, und wird sie der deutsche Nationalsozialismus geistig und moralisch noch so verwüstet verlassen, wird vor einer so schweren Aufgabe stehen, wie es die ist, die die wolgadeutschen Herren von einst der wolgadeutschen Jugend von heute bereitet haben durch den Raubbau von Jahrzehnten, der niemals vom Zarismus allein zutage gebracht worden wäre, wenn ihm die Grundbesitzer nicht hilfreich zur Seite gestanden hätten. Die wolgadeutsche Jugend hat den Raubbau, der seit 1764 an ihren Vätern und Müttern begangen worden war, gut zu machen.

Wir schämen uns, an die Literatur dieser Jugend mit Kritikerhochmut und

Gönnerschaftigkeit heranzutreten. Jeder einzelne Satz, jeder einzelne Vers, den diese Jugend zu Tage fördert, trägt die Spuren der hundertfünfzigjährigen Mißhandlung. Wir haben die geistige Jugend des deutschen Wolgalandes in ihren Hochschulen gesehen, ihre erschütternde Begeisterungsfähigkeit, ihren Ernst, ihren Eifer — diese Jugend wird die Mißhandlung, die Zar und Gutsherren ihren Vätern angetan haben, überwinden; sie wird die ganze Entwicklung der deutschen Kultur in sich aufnehmen, sie wird sie in ihrer Art fortsetzen und sie wird, über das Wolgaland hinaus, die Literatur des Gesamtdeutschums bereichern.

An den Anstrengungen dieser Jugend nimmt das ganze Land bis ins kleinste Dorf hinein ebenso Anteil, wie an der geistigen Arbeit des Staatsverlages. Der Verlag verfügt über 22 Buchhandlungen, die nicht nur Bücher des Staatsverlages, sondern Bücher aller möglichen Verlagsanstalten in deutscher und russischer Sprache verkaufen; in jedem Dorfladen ist eine sogenannte Kulturecke eingerichtet, in der Bücher gekauft und bestellt werden können, ferner alles das, was man in der Sowjetunion als „Kulturwaren“ bezeichnet: Noten, Grammophone, Platten, Musikinstrumente, Zeitschriften, Zeitungen.

Zur Zeit des Zaren hatte das Wolgaland ein kleines Kirchenblättchen und in Saratow die „Volkszeitung“, ein liberal-bürgerliches Blatt, das eine zeitlang, nach der Revolution von 1905, eine fortschrittliche Politik zu machen versuchte. In die Massen drangen diese Blätter nicht, sie waren und blieben eine Angelegenheit der Herrschenden an der Wolga, deren Interessen sie vertraten. Heute hat nahezu jedes größere Dorf seine Zeitung, in Engels erscheinen die Zentralorgane; Zeitschriften aller Art und für alle möglichen Sondergebiete sind vorhanden, und die großen Auflagen zeigen, daß all diese Zeitungen und Zeitschriften in Wahrheit mit der Masse verbunden sind, der sie dienen.

Die Arbeit auf dem Gebiete des Bildungswesens wird auch weitergehen. Hier ist eine kurze offizielle Bilanz, aus der zu ersehen ist, wie die Republik am Ende des zweiten Fünfjahrplanes auf dem Gebiete des Bildungswesens dastehen wird:

„Auf dem Gebiet der Volksbildung ist besonders die Erweiterung des Bibliotheksnetzes hervorzuheben. Der Bücherbestand ist von 1934 bis 1937 von 383 237 Exemplaren auf 600 000 angewachsen.“

(Ein ungefährer Vergleich: wenn man den Bücherbestand der öffentlichen Bibliotheken der Republik Österreich auf die Bevölkerung umrechnet, dann entspricht er dem der Wolgarepublik!)

„In diesem Jahre werden hundert neue Bibliothekare ausgebildet. Die Zahl der Leser stieg in den letzten zwei Jahren um mehr als das Zweifache. Besondere Aufmerksamkeit widmen wir der Pflege der Kunst. Wir haben ein Deutsches Staatstheater, einen guten deutschen Chor, drei Kollektivwirtschafts-Theater und eine Musikschule. Beim Deutschen Staatstheater wird in diesem Jahre ein besonderes Studio für die Heranbildung von Schauspielern geschaffen. Auch unser Schulwesen kann eine Reihe von großen Erfolgen verzeichnen. Wir haben jetzt zum Beispiel 152 nichtvollständige Mittelschulen,

in denen 47 000 Schüler unterrichtet werden und 30 Mittelschulen mit 16 000 Schülern. Die Ausgaben für Neubauten im Bildungswesen betrugen im Jahre 1934: 270 000 Rubel; in diesem Jahre sind 7 041 200 Rubel vorgesehen . . .”

Engels ist eine geistige Stadt; diesem Eindruck kann sich niemand entziehen. Gerade vom Geistigen her ist Engels mit allen Städten und Dörfern der Republik verbunden. Von Engels laufen die unsichtbaren Fäden überall hin. Engels nimmt jede Anregung auf, Engels ist nicht nur das politische, es ist das geistige Zentrum dieses Landes. Engels läßt jenen Hochmut, der sonst Hauptstädten zueigen ist, die sehr von oben herab auf die „Provinz“ blicken, nicht aufkommen.

Von all den vielen Menschen, die auf den Gebieten des geistigen Lebens in der wolgadeutschen Republik arbeiten, haben wir nicht einen einzigen kennengelernt, der nicht selbst auf bestehende Mängel, Schwierigkeiten, Unzulänglichkeiten hingewiesen hätte; nicht einen einzigen, der nicht von jener edlen Unzufriedenheit mit sich selbst erfüllt gewesen wäre, die erst den weiteren Erfolg und seine Dauer verbürgt.

ROMANE DER „DEUTSCHEN UNRUHE“

Nationalsozialistische Wolgaliteratur

von

Kurt Kersten

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und später wandern infolge des ständig erhöhten Drucks des absolutistischen Regimes zehntausende Bürger und Bauern aus Deutschland aus, ertragen den Hunger, die wirtschaftliche Ausbeutung, die politische und religiöse Unterdrückung nicht mehr, ziehen aus ihrer Heimat fort. Der Strom der Auswanderer ergießt sich über die deutschen Sprachgrenzen weit hinaus.

Teile von ihnen ziehen bis zur Wolga, es sind Schwaben, Rheinhessen; die Zarin Katharina, die ihren Mann umbringen ließ (was der Nazischriftsteller Ponten ihr nicht zutraut, weil seine Deutsche „so etwas nicht tut“), sandte diese deutschen Emigranten in die Gegend von Saratow, dort haben sie sich unter größten Schwierigkeiten niedergelassen, die Regierung der Zarin hat sie betrogen und die Stimme des Unmuts erstickt; die Unterdrückung der deutschen Fürsten hofften sie loszuwerden, aber die Beamten der einstigen Prinzessin von Zerbst verstanden sich gleichfalls auf Betrug und Ausnutzung der Notlage der recht- und hilflosen Emigranten. Im Laufe eines Jahrhunderts haben sie Zuzug erhalten; die Erde, die sie bebauten, gab nur den Besitzern genügend großer Landstücke gute Ernten trotz aller Tücken des Klimas. Unter den Kolonisten bildete sich eine Besitzerklasse heraus, die einen besonders scharf ausgeprägten Kulakentypus darstellte.

1917 hatte auch dies Herrenleben ein Ende, und inzwischen ist die *Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen* entstanden, die im April dieses Jahres die neue sozialistische Verfassung für ihre Republik durch Abstimmung zum Gesetz erhob; deutsch sprechende Bürger der Sowjetunion gaben sich die fortschrittlichste, sozial gerechteste Verfassung der Erde.

Die deutschen Faschisten haben seit Jahr und Tag verschiedenste Praktiken ausprobiert, um innerhalb ihres Machtbereichs falsche Tränen der Rührung über die beseitigten Ausbeuter an der Wolga weinen zu lassen. Sie haben sich mit diesen Glycerintränen begnügt, denn in der großen Hetzkampagne gegen die Sowjetunion war den Wolgadeutschen eine besondere Rolle zuge-dacht; im Sommer 1933 veranstaltete man die berühmte Aktion „Brüder in Not“, die nichts anderes als eine Spionage- und Beeinflussungsaktion war. Man schreckte vor aktiven konspirativen Unternehmungen nicht zurück. In den Kriegsvorbereitungen, den Expansionsplänen des Hitlerfaschismus nahm

diese Aktion einen wichtigen Platz ein: der Weg zum Ural, von dessen Schätzen Hitler auf dem Parteitag 1936 sprach, führt über die Wolga. Wenn heute die freien Wolgadeutschen ihre Charte zum Gesetz erhoben, gaben sie dem deutschen Faschismus eine Antwort auf seine Wühlversuche bei den Wolgadeutschen.

Trotzdem läßt Goebbels seine Propagandisten im Reich nicht verstummen: die nationalsozialistische Wolgaliteratur ist sehr umfangreich. Wie Goebbels Henleinliteraten besoldet, siebenbürger Separatisten aushält, so läßt er es auch am Auftreten angeblicher Wolgadeutscher nicht fehlen, auch dies Kartotheckblatt ist in der Reichsschrifttumskammer vorhanden. Da man über keine *echten* Wolgadeutschen verfügt, werden sie fabriziert, und so erscheinen Goebbelsliteraten, die sich als Wolgadeutsche kostümieren.

Sie arbeiten in verschiedensten Masken, und auch die Instrumente dieses Propaganda-Orchesters sind verschieden gestimmt. Wenn im Dritten Reich eine der früher schon vorhandenen Organisationen nicht verboten ist, kann sie nur Funktionen im Auftrag der Gestapo haben oder sie ist ein Zweig der Rosenbergschen Abteilungen, die sich mit der Wühlarbeit im Ausland zu beschäftigen hat. So existiert auch ein „Verein der Wolgadeutschen“. In diesem Spionageverein betätigte sich ein gewisser *Boje*; er war dort „Schriftführer“. Der Mann ist nur zufällig mit den Wolgadeutschen in Berührung gekommen, als er während des imperialistischen Krieges sich als Kriegsgefangener in die damalige Kolonie der Wolgadeutschen einschmuggelte und Hauslehrer in einer Kulakenfamilie wurde. Während der Novemberrevolution betätigte er sich als Konterrevolutionär und tauchte später in Berlin auf, um aus seinem Antibolschewismus ein Geschäft zu machen. Die Goebbelspropaganda machte Boje zum „Sachverständigen in Fragen der Wolgadeutschen“ und läßt ihn als „echten Wolgakolonisten“ auftreten, der Verlag Peter J. Oestergaard (Berlin-Schöneberg) aber publiziert einen „historisch-politischen“ Roman Bojes unter dem Titel „*Brand an der Wolga*“.

Boje hat für diesen sogenannten Roman nur die verlangten Greuelmärchen geliefert, die eigentliche Fassung stammt von einem ungenannten „Herausgeber“, der sich zu der Lüge versteigt, der Roman enthalte „umfangreiches und wichtiges Quellenmaterial über die Anfänge des Rätesystems in Sowjet-Rußland“; die Burschen täuschen eine Echtheit vor, da sie sich der Verlogenheit ihres Machwerks bewußt sind.

Es gibt für die Antisowjet-Hetzkolportage ein bestimmtes *Schema*, das, nur wenig variiert, immer wiederkehrt: der Adlige, meist Offizier, taucht als sogenannter „Edelkommunist“ auf, will die Revolution „läutern“, wird von den Arbeitern verhaftet und soll erschossen werden, aber natürlich gelingt ihm die Flucht über die Grenze, und außerdem „rettet“ er noch ein Mädchen vor den „wildem, asiatischen Horden“, mit der Braut im Arm dampft der geläuterte Edelkommunist in die Emigration.

„Da preßte er seinen Mund auf ihre warmen, vollen Lippen und ihre Herzen schlugen Brust an Brust den gleichen Schlag.“

So lauten die letzten Worte des „wichtigen Quellenmaterials“. Die 300 Seiten dieses von Unwahrheiten, Verdrehungen strotzenden Verleumdungsschmökers enthalten nichts als die üblichen Klischee-Darstellungen der Antisowjet-Hetzliteratur in der sattsam bekannten Schwarzweißmalerei. Wer die Berichte über den Beginn der Novemberrevolution im ersten Teil des Buches *aufmerksam* liest, erfährt, daß die Wolgakulaken mit allen Mitteln den Bürgerkrieg entfesselt und Verbrechen über Verbrechen, einen terroristischen Akt nach dem andern verübt haben, denn der amtlich angestellte Lügenpropagandist versteht sein Handwerk schlecht, und so vermag er nicht einmal zu vertuschen, wie die Kulaken Gefangene massakrierten, Sabotageakte verübten, Verschwörungen anzettelten, endlich aber von der Roten Armee geschlagen und vernichtet wurden. Was Boje sonst als „Quellenmaterial“ ausgibt, ist ein einziges Plagiat jener blutrünstigen Hintertreppenserien, die im „Angriff“ jahraus, jahrein veröffentlicht werden.

Die Goebbelspropaganda begnügt sich aber nicht mit diesen primitiven Agentenschreibübungen, sondern betätigt sich auch in der Form scheinbar qualifizierter Literatur. In diese Reihe gehört der rheinische Schriftsteller *Josef Ponten*, der in seinen Anfängen dem Expressionismus nahestand und sich zum literarischen Agitator der faschistischen „Volksgemeinschaft“ entwickelte. Man verwendet Ponten, der ein gewisses schriftstellerisches Talent besitzt, als Darsteller des Lebens der Auslandsdeutschen, unter denen der Nationalsozialismus nicht nur die im Ausland lebenden Reichsdeutschen, sondern *alle* deutschen Minderheiten in andern Ländern versteht; diese 30 Millionen Menschen werden nur als „zeitweilig vom Reiche losgerissen“ betrachtet; im Expansionsprogramm des Dritten Reiches spielt die Eroberung dieser Minderheiten, unter denen schon jetzt die Nazi-Propaganda sich Stützpunkte für den Kriegsfall zu schaffen versucht, eine große Rolle.

Ponten versucht eine getarnte nationalsozialistische Ideologie dieser Auslandsdeutschen zu schaffen, indem er die Eroberungspläne des Dritten Reiches verschweigt oder verschleiert, aber darstellt, wie diese Auslandsdeutschen selbst von der Sehnsucht ergriffen seien, ins Reich zurückzukehren, von der „Mutter“ wieder aufgenommen zu werden. Es ist eine besondere Methode der Goebbelspropaganda, *nicht* den Eroberungsdrang des Dritten Reiches darzustellen, sondern *umgekehrt* die Auslandsdeutschen selbst als die Aktiven. Verlangenden, Anschlußbegehrenden, Heimkehrwilligen erscheinen zu lassen.

Da Ponten diese Parolen bewußt *scheinbar unpolitisch* aufnimmt und zum Ausdruck bringt, die gesamten Fragen auf eine vorgetäuschte höhere Ebene verschiebt und statt einer Darstellung der objektiven Verhältnisse subjektive Erlebnisse, seelische Vorgänge zu gestalten versucht, ist die Wirkung solcher anspruchsvoll sich gebender Literatur gefährlicher als die primitive Kolportage der Boje.

Ponten ist der Verfasser einer auf mehrere Bände berechneten Romanserie,

die den Titel „*Volk auf dem Wege*“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) führt. Drei Bände dieser Serie sind erschienen: sie behandeln das Leben der Wolgadeutschen in der Vorkriegszeit, greifen in der Handlung zeitlich weit bis in die Anfänge der Kolonisation zurück, geben dem Kriege von 1812 einen großen Raum und schildern zugleich Auslandsdeutsche in Südamerika wie das Vorkriegsdeutschland selbst, mit dem sich die Wolgadeutschen auseinandersetzen, nach dem sie „sich sehnen“ und von dem sie sich „verraten fühlen“. Ponten gibt dem Roman den Untertitel „*Roman der deutschen Unruhe*“ — ein verbrämter Ausdruck für die Tendenzen des expansionslüsternen deutschen Imperialismus. Breit schildert Ponten das Leben der deutschen Wolgakulaken, er ergeht sich in folkloristischen Schilderungen, die reaktionär interpretiert werden und verschwendet viele Seiten an Natur- und Landschaftsmalereien in sentimentaler Ausdrucksform.

Die Wolgadeutschen Pontens — es sind immer nur die reichen Bauern und Geistlichen — sehnen sich nach Deutschland, ihr ganzes Leben scheint nur von dieser einzigen Sehnsucht ausgefüllt:

„In Deutschland, in Deutschland — war der Himmel zur Erde herunter geöffnet... träumte er in seiner Sehnsucht.“

Der erste Band („*Im Wolgaland*“) gibt eine breite Darstellung des Feldzuges von 1812, und Ponten hat so die Möglichkeit, sich gegen Frankreich zu wenden und Napoleon I. als den machtgierigen Eroberer erscheinen zu lassen; der Rheinländer Ponten unterschlägt, daß seine Heimat nur durch die Auswirkungen der französischen Revolution einen großen Vorsprung vor den andern deutschen Gebieten erhielt. Flüchtig wird der Krieg gegen Japan im Jahre 1904 erwähnt, und die Revolution des Jahres 1905 existiert für Ponten in diesem Bande überhaupt nicht, obwohl er im gleichen Zeitabschnitt spielt.

Während Ponten die Unterdrückungsmethoden des Zarismus in der Nationalitätenfrage unterschlägt, unter denen auch die Wolgadeutschen zu leiden hatten, schildert er die andern Nationalitäten verächtlich, verleumdete er Großrussen, Kasachen, Armenier, läßt er dem Antisemitismus die Zügel locker und konkurriert mit Streichers „*Stürmer*“. Es ist ein scharf ausgeprägter Chauvinismus, dem Ponten als echter Goebbelsliterat huldigt.

Ponten hat die ersten Bände seines Romans wiederholt umgearbeitet und die chauvinistischen Züge immer mehr verschärft, bis die *Gleichschaltung mit dem Nationalsozialismus* vollkommen war.

Ponten bringt solche Tendenzen nicht ohne Umschweife und oft nur *indirekt* zum Ausdruck, er läßt sie von verschiedensten Personen vertreten und gebärdet sich zuweilen so „objektiv“, als berichte er nur einen historischen Vorgang, aber die Gesamttenz der Romane, deren historisches Gewand nur ein zu durchsichtiger Vorhang ist, läuft auf die Förderung der Expansionsziele des Dritten Reichs hinaus.

Ponten gehört in die Reihe der nationalsozialistischen Literaten, die auftragsgemäß Kriegsstimmungen nähren, den Krieg nicht nur psychologisch

vorbereiten, sondern auch bereits *Kriegsziele* propagieren, selbst wenn von diesen Themen nicht direkt die Rede ist — bis mit einemmal alle Schleier zerrissen werden und offen ausgesprochen wird:

„Es müßte vielmehr dahin kommen, daß man sich in Deutschland sehnte, an die Wolga zu fahren, alle müßten von Fernlust ergriffen, stürmisch zur Wolga drängen... Der Dichter müsse nicht fehlen, dessen Stimme mächtig genug wäre, in Europa gehört zu werden, wenn er von der Wolga herüberriefe in irgendeiner Not, die kommen könnte.“

In der „Bibel der Deutschen“, in „Mein Kampf“, wird dieselbe Parole vortragen, nur ist dort nicht mehr vom Dichter die Rede, sondern vom „Germanenzug nach dem Osten“.

So wird Ponten zum Interpreten der nationalsozialistischen Kriegsziele und sein sich als Dichtung gebärdendes Romanwerk ist in seiner Absicht und Wirkung brutale Kriegspropaganda.

KULTUR UND UNKULTUR IM JULI

„Iswestija“ — „Völkischer Beobachter“

von

Fritz Erpenbeck

Wir stellten es uns sehr einfach vor: eine Übersicht zu geben über einen Monat sowjetische Kultur und faschistische „Kultur“. Wozu gäbe es die Fachzeitschriften aus allen einschlägigen Gebieten, die doch ein getreuer Spiegel sind? Aber da war gleich die erste Schwierigkeit: ganz abgesehen, daß in unserem Fall schon der quantitative Unterschied enorm ist — die paar armseligen hitlerdeutschen Zeitschriften auf dem Gebiete der Literatur, bildenden Kunst, Musik, des Theaters, der Wissenschaft und „Wissenschaft“ verschwinden förmlich vor der überreichen Fülle der sowjetischen Kulturzeitschriften aller Art in dutzenden verschiedenen Sprachen — ganz abgesehen also von diesem außerordentlichen Quantitätsunterschied verböte mehr noch der qualitative jeden gegenüberstellenden Vergleich: an Stelle eines kritischen Überblicks käme eine derartig glossierende Kontrastierung heraus, daß sie — sehr zu unrecht allerdings — demagogisch wirken würde.

Wir haben uns aus diesem Grunde entschlossen, lediglich die beiden repräsentativen Tageszeitungen als Unterlage zu benutzen; und um jedem Verdacht einer tendenziösen Schwarzweißmalerei von vornherein zu begegnen, haben wir einen Monat ausgewählt, der im Kulturleben der Sowjetunion kein

außergewöhnliches Ereignis brachte, wohl aber — wenn man gewissen volltönenden Reden glauben dürfte — im Kulturleben Deutschlands, ja der ganzen Welt: die groß gefeierte Eröffnung des sogenannten „Hauses der Deutschen Kunst“ in München.

LITERATUR

Schon bei flüchtigem Vergleich beider Zeitungen — des „Völkischen Beobachters“ und den „Iswestija“ — fällt eines auf: die völlige Kritiklosigkeit, die bekanntlich von Goebbels anbefohlen wurde, auf der einen, die außerordentlich scharfe Kritik selbst an namhaften Autoren auf der andern Seite; so etwa, wenn in der Ausgabe vom 30. Juni Panferow — ein repräsentativer Schriftsteller der Sowjetunion — in einer sonst sehr positiven Besprechung seines neuen Romans, sich wegen eines Kapitels recht unsanft anfassen lassen muß. In dem deutschen Regierungsorgan gibt es dagegen nur wortreiche „Darstellungen“, deren Wortreichtum die absolute Gehaltlosigkeit der „dargestellten“ Werke deutlicher macht, als jede Kritik es könnte. In den „Iswestija“ wird aber nicht nur strenger Maßstab angelegt, sondern dieser Maßstab auch immer wieder aufs neue als berechtigt nachgewiesen: es sind also keine subjektivistischen Verrisse oder Lobsprüche, sondern objektiv nachprüfbar Kritik. Impressionistische Skizze ist — bestenfalls — die Buchbesprechung des „Völkischen Beobachters“; systematische Erziehung des Autors und — was wichtig ist — des Lesers zu den Forderungen des sozialistischen Realismus finden wir in den „Iswestija“.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Aufsätzen über verstorbene Autoren und Klassiker, nur daß im „Völkischen Beobachter“ hier eine neue Note hinzukommt: die bewußte, meist außerordentlich plumpe Verfälschung des Erbes; so etwa, wenn anläßlich einer „Minna von Barnhelm“-Aufführung der sonst im Dritten Reich verfemte und verbrannte Autor des „Nathan der Weise“ nationalistisch interpretiert, im übrigen aber mit zahlreichen nichtssagenden Phrasen „zeitlos“ gemacht wird.

Anders die Aufsätze der „Iswestija“: obwohl sie leicht verständlich, im besten Sinne volkstümlich geschrieben sind (wie etwa ein Essay über Béranger in der Ausgabe vom 17. Juli oder ein anderer über Lermontow in der Ausgabe vom 27.) so sind sie doch nicht oberflächlich, lehren den Dichter aus seinem Milieu, seiner Zeit, deren materiellen und geistigen Einflüssen heraus verstehen und geben damit zugleich das Kriterium für seine heutige Einschätzung.

Fast überflüssig zu sagen, daß der „Völkische Beobachter“ (außer von einer unbekannten griechischen Faschistengröße) von keinem ausländischen Autor oder Kulturereignis Notiz nimmt. Natürlich erwartet niemand, daß das Regierungsorgan jenes Landes, dessen Tanks und Flieger eine andere Art von „Kultur“ in Spanien verbreiten, etwa über einen Kongreß der Kultur, Menschlichkeit und Freiheit, wie es der II. Internationale Schriftstellerkongreß in

Spanien und Paris war, auch nur ein Sterbenswörtchen berichtet. Die „Iswestija“ brachten in ihrer Ausgabe vom 3., dann in jeder Ausgabe vom 5. bis zum 9. Juli ausführliche telegraphische Berichte, Abdrucke von Reden, Fotos usw.; am 14. und 20. widmeten sie diesem internationalen Kulturereignis abermals breiten Raum. Aber man sollte doch glauben, daß es in der weiten Welt irgendein literarisches Ereignis gäbe, das im Laufe eines ganzen Monats einen, wenn auch schwachen, Niederschlag im „Völkischen Beobachter“ finden müßte, und sei es auch nur in der Form einer Fälschung — aber nichts dergleichen! Im ganzen Monat Juli wird nur das Werk des bereits erwähnten griechischen Philosophieprofessors Theophilos Boreas mit so „klaren“ Worten „dargestellt“, daß der Leser nichts, aber auch gar nichts anderes von dem Mann erfährt, als daß er früher einmal in Deutschland studiert habe, und jetzt ein „Vorkämpfer völkischen Denkens“ sei.

Wenn man die Ursachen dieser Autarkie auch auf dem Gebiete der Literatur nicht kennt, so gäbe die sonderbare Schimpfkanonade mit leicht wehmütigen Zwischentönen, die ein Bernhard Eck in der Ausgabe vom 2. Juli anläßlich eines — sozusagen — „internationalen Literaturereignisses“ veranstaltet, eine Teilaufklärung. „*Deutsche Bücher mit weltläufiger Gesinnung‘ gefragt?*“ lautet der Titel einer breiten Polemik gegen den Aufsatz eines unbekannten f. st. im „Nordböhmischen Volksboten“. Was kann da so Schreckliches geschehen sein, wenn das Zentralorgan des Dritten Reichs gegen eine böhmische Provinzzeitung zum Kampf antritt? Was hat der Spatz getan, daß die Kanone auf ihn zielt? Nichts anderes hat er verkündet, als was längst alle Spatzen von allen Dächern pfeifen: daß man außerhalb der deutschen Reichsgrenzen (f. st. meldet es dem „Nordböhmischen Volksboten“ aus der Schweiz) von der chauvinistischen, bornierten Literatur Hitlerdeutschlands nichts wissen wolle und lieber „Bücher mit weltläufiger Gesinnung“ kaufe und lese. Das bringt den „Völkischen Beobachter“ so in Harnisch, und er läßt, in Anbetracht der Schachtschen Valutasorgen und des katastrophalen Rückgangs im deutschen Buch-Export, seinen Bernhard Eck im Biedermannston an den „gesunden Menschenverstand“ des Auslands appellieren und zum Schluß den bereits langweilig gewordenen Kinderschreck an die Wand malen:

„Weltläufig“, welch ein schönes Wort, nur schade, daß sich hinter ihm die Fratze des jüdisch-bolschewistischen Untermenschen verbirgt.“

Wie aber sieht nun ein Dichter ohne diese „Fratze“ und ohne jene böse „weltläufige Gesinnung“ aus, die schon der Deutsche Goethe so pries? Der „Völkische Beobachter“ stellt uns einen — leider nur einen — solchen Übermenschen Goebbelsscher Prägung in seiner Ausgabe vom 1. Juli vor: Johannes Linke, den „Dichter des Waldes“. Der ist, und er wird vom „Völkischen Beobachter“ dafür belobigt, ein Holzomane; er bedichtet grundsätzlich nur Gegenstände, die mit Holz zusammenhängen: Bäume, Wälder, Balken, Sägewerke, Holzhäuser und Richtfeste. Sein Werk („*Ein gewaltiger Auftakt*“ schreibt das Zentralorgan Hitlers) heißt: „*Der Gesang vom hölzernen Zeit-*

alter“, und, merkwürdig oder auch gerade nicht mehr merkwürdig: dieser „Gesang“ scheint im Zeitalter der Tanks und U-Boote trotz seiner hölzernen Thematik die von Goebbels geforderte „stählerne Romantik“ zu besitzen. Sage mir, wer dich lobt, und ich sage dir, wer du bist . . .

Einen Johann Wolfgang von Goethe kündigt man im Jahre 1937 natürlich nicht in jener Zeitung an, die das Wort *deutsch* (meist ganz sinnlos mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben) zu Tode hetzt — nach dem größten deutschen Dichter muß man schon in den Zeitungen der „jüdisch-bolschewistischen Untermenschen“ suchen. Um ein Beispiel zu nennen: aus den Ankündigungen literarischer Neuerscheinungen in russischer Sprache in den „Iswestija“ vom 28. Juli (einer ständigen Rubrik, der im „Völkischen Beobachter“ wohl aus Mangel an Substanz nichts ähnliches gegenübersteht) erfahren wir, daß eben wieder eine neue Goethe-Ausgabe — die wievielte mag es sein? — erschienen ist.

Daß in der gleichen Rubrik, unter den Modernen, auch ein neues Buch Lion Feuchtwangers und eines des ungarischen Schriftstellers Sandor Gergely angekündigt werden, sei nebenbei erwähnt; in diesem Zusammenhang interessanter und bezeichnender ist vielleicht ein Sammelband alter Volkspossen, der ebenfalls empfohlen wird; damit kommen wir nämlich auf ein neues literarisches Gebiet, nach dem wir im „Völkischen Beobachter“ ebenfalls vergeblich suchen: die Pflege des künstlerischen Volksschaffens. Abgesehen von den paar groß aufgemachten Berichten über eine (uns zufällig bekannte) niederdeutsche *Berufs-Bühne*, die nur Stücke von *Berufs*-Schriftstellern spielt, finden wir dort kein Wort über junge Talente, die aus dem Volke kommen; offenbar sind keine da, oder sie werden sofort durch Gesinnungszwang und Reklame totgemacht. Dagegen eine sehr charakteristische Notiz in Petitdruck aus den „Iswestija“ vom 9. Juli:

„*Kolchosbauer als Dramatiker*. Das griechische Theater des Dongebiets hat ein Stück angenommen, das von dem Kolchosbauer Genossen Tschubarow aus einer Siedlung im jalta-mariupoler Bezirk geschrieben wurde. Das ist jedoch nicht das erste Stück dieses Kolchos-Dramatikers; seine Stücke erfreuen sich einer großen Volkstümlichkeit in den griechischen Kolchosdörfern.“

Nur außerhalb der Sowjetunion kann man sich darüber wundern, daß ein solches Ereignis nicht „groß aufgemacht“ wird. Es ist hier etwas Alltägliches. Man vergißt eben zu leicht, daß der sowjetische Kollektivbauer im Laufe der letzten zwanzig Jahre nicht nur das entsetzlich tiefe Kulturniveau seiner Mushik-Vergangenheit restlos überwunden hat, sondern großenteils schon geistige Ansprüche stellt, hinter denen oft genug diejenigen der sogenannten westlichen Intelligenz zurückbleiben. Eine kleine Notiz aus der „Chronik“ in den „Iswestija“ vom 24. Juli möge das illustrieren:

„*Die Nachfrage nach Literatur im kollektivierten Dorfe wächst von Jahr zu Jahr*. In den ersten sechs Monaten 1937 wurden auf dem flachen Lande 150 Millionen Bücher im Wert von 58 Millionen Rubel verkauft. Im ersten Halbjahr 1936 betrug der Umsatz 32 Millionen Rubel.“

Angesichts solcher Ziffern (zu denen noch die weit höheren der Städte zu rechnen sind) und wenn man weiß, mit welchen Gewaltmaßnahmen im Dritten Reich beim Umsatz des Schmökers „Mein Kampf“ vorgegangen wird, kann es nur noch Dummköpfen imponieren, wenn der „Völkische Beobachter“ am 1. Juli in Fettdruck verkündet, daß die Hitlerbibel jetzt in 3 Millionen Exemplaren umgesetzt sei. Wobei das Blatt des „Führers“ seinen Lesern wohlweislich verschweigt, daß der Hauptaktionär des Eher-Verlags, der das Buch vertreibt, gemäß dem Leitsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, niemand anderer als — der „Führer“ selbst ist! Er steckt das Geld in die Tasche. In der Sowjetunion gibt es keine Einzelpersonen, die am Umsatz irgendwelcher Waren materiell interessiert sind; deshalb können auch die „Iswestija“ vom 23. Juli folgende kleine Verfügung bekanntgeben:

„*Preissenkung für Bücher.* Der Rat der Volkskommissare der RSFSR hat vom 1. August an eine Senkung der Preise für die Bücher des Staatsverlages mit Massenaufgabe um 15 Prozent des Nominalpreises angeordnet.“

In der gleichen Verfügung wird dem Staatsverlag vorgeschlagen, Maßnahmen zur weiteren Verbilligung seiner Produktion zu treffen. Und man weiß, wie billig gerade Bücher in der Sowjetunion sind. Hinzugefügt sei, daß die Gesamtauflage der Klassiker des Marxismus — Marx, Engels, Lenin, Stalin — zur Zeit ungefähr 335 Millionen Exemplare beträgt, aber die „Iswestija“ vom 26. Juli können schon wieder von neuen Ausgaben melden.

Blieben noch ein paar Worte über die Literaturpolitik in beiden Zentralorganen zu sagen. Im „Völkischen Beobachter“ tritt sie nicht — oder nur indirekt — in Erscheinung: sie fehlt ganz. Und das ist ja auch klar: erste und oberste Bedingung einer gesunden Literatur- und Kunstpolitik ist die Selbstkritik. Selbstkritik aber setzt Stärke voraus. Stark aber ist — trotz aller Kraftmeierei — das faschistische Deutschland nicht, es hat nur die Frechheit des Spitzbuben.

Die Selbstkritik in den „Iswestija“ hingegen ist — getragen von echtem Kraftbewußtsein — so aufrichtig und vor allem so konkret, daß bekanntlich ein großer Teil der faschistischen Presse und allwöchentlich eine ganze Sendung des berliner Rundfunks von zusammenhanglos wiedergegebenen (und meist noch verfälschten Zitaten) aus den „Iswestija“ betritten werden.

„Der Musikverlag ist auf den Gedanken gekommen, einen Sammelband der besten Volkslieder herauszugeben. Vor uns liegt die erste Ausgabe. Ein dicker Band; gutes Papier, Kalikoeinband ... Auflage: 30 000 Exemplare ...“

so beginnt in den „Iswestija“ vom 4. Juli ein Artikel, der überschrieben ist: „*Unverantwortlichkeit und Unwissenheit*“. Den Redakteuren und Autoren — die selbstverständlich mit vollem Namen genannt werden — wird vorgeworfen, daß die aus den Sprachen der nationalen Minderheiten übertragenen Texte, die neben den russischen stehen, zum Teil schlecht oder gar falsch übersetzt sind. Das wird zunächst konkret am Beispiel eines armenischen Volkslieds nachgewiesen. Dann heißt es weiter:

„Unsere Entrüstung wächst, wenn wir sehen, daß der Originaltext der jüdischen Lieder aus irgendeinem Grunde in lateinischer Transkription gebracht wird und damit großen Schichten des jüdischen Volkes unverständlich wird.“

Man sieht daraus, mit welchem Ernst das Zentralorgan auch in seiner Literaturpolitik die Rechte der zahlenmäßig kleinen jüdischen Nation — wie jeder anderen — wahrnimmt.

Noch weniger wird Zurückhaltung geübt, wenn nicht bloß Leichtsinn und Unwissenheit leitender Literaturstellen die Triebfedern schädlicher Handlungen sind.

Diese unbedingte Öffentlichkeit der gesamten Literaturpolitik in der Sowjetunion — im Gegensatz zu der des Dritten Reichs, wo nur *das* der Öffentlichkeit mitgeteilt wird, was die Reichsschrifttumskammer des Herrn Goebbels für mitteilenswert hält — zeitigt natürlich, zusammen mit der ernsthaften Literaturkritik, zweierlei Ergebnisse: die Literatur wird zu einer Sache des Volkes, und durchsetzen kann sich nur jene Literatur, die wirklich volkstümlich ist. Volkstümlichkeit aber war von jeher — und ist auch heute noch — eines der Hauptmerkmale jeder wahrhaft großen Literatur.

THEATER

Wir könnten es uns jetzt, wollten wir demagogisch sein, recht leicht machen: wir brauchen nur die Ankündigungen aus dem Inseratenteil beider Zeitungen gegenüberstellen, um dann auf die zahlreichen repräsentativen Aufführungen repräsentativer Autoren in der roten Hauptstadt gegenüber dem jämmerlichen Repertoire der braunen Musentempel hinzuweisen. Aber wir wissen, daß die Inserate im Organ des „Führers“ (der ja auch vom „Völkischen Beobachter“ ein stattliches Aktienpaket besitzt) sehr teuer sind; nur die aus Steuergeldern subventionierten Staatstheater können dort inserieren. Auch würde sich eine solche Gegenüberstellung lediglich auf Berlin-Moskau beschränken. Prüfen wir deshalb lieber, was ein Dr. Hakon Stangerup, ein Däne, unter einer riesigen Schlagzeile — „*In Deutschland ist die Theaterkrise vorbei!*“ — am 8. Juli im „Völkischen Beobachter“ mitzuteilen weiß. Er hat einige „Kraft durch Freude“-Vorstellungen besucht und behauptet nun begeistert, daß die deutsche Theaterkrise beendet sei. (Wer wissen will, wie es sich mit den Theatervorstellungen von „Kraft und Freude“ tatsächlich verhält, lese den „*Brief aus Deutschland*“ in Nr. 9 des „Wort“, den eine Mitarbeiterin aus Essen sandte.)

Was aber selbst der hitlerbegeisterte Däne nicht verheimlichen kann, ist die Tatsache, daß es mit der braunen Dramatik kläglich aussieht; man dürfe, schreibt er, sich nicht der Vorstellung hingeben, „bereits das vollkommene Theater erreicht zu haben“. Man strebe aber einem Ziel zu, „das möglicherweise (!) erst nach zehn Jahren dichterische Früchte bringen wird“. Doch da dies „möglicherweise“ auch nicht der Fall sein wird, zwingt man vorerst die wehrlosen KdF-Mitglieder, sich die (auch den Direktoren aufgezwungene) Undramatik der Goebbelschen SA-Leute der Fe-

der anzusehen. Doch Herr Stangerup tröstet die Leser des „Völkischen Beobachter“:

„Besonders bemerkenswert ist es weiter, daß im Repertoire diese neue Art nicht im Übermaß (!) aufgezwungen (!) wird, sondern über 50 v. H. Klassikeraufführungen gebracht werden, wie überhaupt klassische Dramatik sich außerordentlicher Beliebtheit erfreut.“

Gewiß — Schiller konnte mehr als ein gewisser Herr Euringer. Gewiß — Schiller hat die „Räuber“, „Kabale und Liebe“, hat den „Don Carlos“ geschrieben . . . aber diese Stücke braucht man ja nicht gerade aufzuführen, sonst wird die Beliebtheit allzu groß und peinlich: das Volk applaudiert bei den verfänglichsten Stellen. Gewiß — und das ist des Pudels Kern — Schiller und all die andern Klassiker kosten keine Tantième! Man muß *sparen* — hier liegt auch einer der Gründe für die Beliebtheit der Klassiker bei den Theaterdirektoren des Dritten Reichs. Und noch ein anderer Grund: es gibt so gut wie keine braune Dramatik. Das bestätigt unfreiwillig der „Völkische Beobachter“ vom 8. Juli in einer Buchankündigung: „*Neue Dramen des deutschen Bühnenvertriebs*“. Auch hierbei ist übrigens wieder die Geschäftstüchtigkeit des Nazipartei-Verlags bezeichnend: es handelt sich um ein Heft der „Bücherkunde“, Folge 6, um das — man hole vorher tief Luft — „*Amtliche Organ der Dienststelle für Schrifttumspflege bei dem Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP*“. In diesem kleinen Heft mit dem großen Titel fände, so wird behauptet, der Leser (und gemeint ist der private Theaterunternehmer, wie wir sehen werden), „eine eingehende Würdigung der seit Gründung des Deutschen Bühnenvertriebes erschienenen wertvollen Werke“. Und was findet er tatsächlich? Zum Teil Stücke, die längst vor Hitler gespielt wurden: sechs „historische“, vornehmlich mit Kriegsthematik; einmal die Gudrunsage dramatisiert; zweimal Bauern-Thematik; einmal „Betriebsgemeinschaft“; einmal den „Cromwell“ von einem Germanen namens Mirko Jelusisch nazistisch frisiert — insgesamt also ganze elf „wertvolle“ Stücke, von denen der „Völkische Beobachter“ — man beachte den Erpressungsversuch des Hitlerschen Verlags an die Adresse der Theaterdirektoren — schreibt:

„Alle die hier nachgenannten Bühnenwerke sind in ihrer Form und auf ihre Weise dazu berufen, an der Neuformung des deutschen Dramas mitzuhelfen. Sie ihren Aufgaben, nämlich auf der Bühne als Beispiel oder Forderung oder als Mahnung zu wirken, zu entziehen (?) wäre keine Ruhmestat der deutschen Theater. Die nachfolgende Darstellung einzelner Autoren und ihrer Werke im Deutschen Bühnenvertrieb im Zentralverlag der NSDAP kann daher niemals nur eine *literarästhetische Reminiszenz* (!) darstellen, sondern muß vielmehr als *Einsatz* (!) gewertet werden, dessen Zielsetzung nicht die Veröffentlichung in dieser Zeitschrift (!) sein kann. *Die Zielsetzung dieser hinweisenden Zeilen liegt vielmehr auf dem Gebiete des praktischen Theaters*, das sich dieser Dramen immer mehr annehmen und sie aufführen sollte.“

Wieviele Jahre Konzentrationslager im Weigerungsfalle zu gewärtigen sind, wird nicht gesagt.

Und damit wären wir, wenn wir von einigen wortreichen aber belanglosen

Theaterrezensionen anlässlich der „Reichsfestspiele“ — unter dem tun sie es nun mal nicht! — in Heidelberg und gelegentlich eines Gastspiels der niederdeutschen Dialektbühne in Berlin absehen wollen, so ziemlich am Ende mit dem, was der „Völkische Beobachter“ über das Theater der ganzen Nation mitzuteilen hat. Es sei denn, man wäre von ehrfurchtsvollem Schauder ergriffen, wenn man erfährt, daß „der Führer“ am 2. Juli in „Tiefeland“, am 20. in „Lohengrin“, am 29. in „Walküre“ und am 30. in „Siegfried“ war. Auch die dazugehörigen Fotos kann man betrachten: er ist dicker geworden, die Schmachlocke hat er noch immer, ohne mindestens *einen* General in der Nähe sieht man ihn kaum noch.

Nur noch ein „dramatisches“ Ereignis macht der „Völkische Beobachter“ am 15. Juli groß auf: die Verleihung der Goethe-Medaille an einen Eberhard König. Was dieser braune König geschrieben hat, erfahren wir nicht, wir können es nur ahnen, denn auch in dem vierspaltigen Widmungsartikel „*Dramatiker aus dem Geist des Mythos*“ bleibt alles mythisch-mystisch-nebelhaft-unverständlich.

Blättern wir dagegen in den „Iswestija“, so fällt wiederum zunächst als wichtigstes Merkmal das völlige Fehlen jeder Selbstzufriedenheit und Überheblichkeit auf — obwohl der Anlaß dazu oft genug verlockend wäre: sind doch die Sowjettheater und ihre Leistungen tatsächlich so weltbekannt, daß wir uns hier kurz fassen können. Es würde beinahe genügen, auf eine kleine Tagesnotiz hinzuweisen, die wir in der Ausgabe vom 30. Juli finden: „Das Künstlertheater ist zu Gastspielen nach Paris abgefahren.“ Seine Erfolge sind aus der Tagespresse bekannt.

Oder man könnte überraschen mit der Mitteilung, daß die besten Künstler des mit dem Lenin-Orden ausgezeichneten staatlichen Großen Akademischen Theaters der UdSSR — wie wir unterm 21. Juli lesen — nach Nowaja Semlja gefahren sind, um von dort aus den auf der Eisscholle Überwinternden ein Radiokonzert zu geben.

Man könnte erwähnen, daß sich ein so seriöses Organ wie die „Iswestija“ am 22. Juli in einem langen und schönen Essay mit den Problemen des Puppentheaters auseinandersetzt. Man müßte sprechen von der Sorgfalt, mit der alle Theaterfragen der nationalen Minderheiten behandelt werden; denn immer wieder tauchen so kleine Mitteilungen auf wie die beiden folgenden:

11. Juli. „*Ein kurdisches Wandertheater* wurde in Erewan organisiert. Das ist das erste staatliche kurdische Theater in der Union. Es wird von dem verdienten Künstler Armeniens Dshaman geleitet.“

23. Juli. „*Gastspiele des Theaters der Kosakenjugend in Rostow*. Vor einem Jahre wurde in der Staniza Weschenskaja das Theater der Kosakenjugend eröffnet. Am 17. Juli begann es mit dem Schauspiel „Neuland unterm Pflug“ sein Gastspiel in Rostow.“

Es gibt allerdings ein Thema, das in den sowjetischen Zeitungen und somit auch in den „Iswestija“ niemals auftaucht, wohl aber die Spalten der kapitalistischen Blätter zu füllen pflegt (auch im „Völkischen Beobachter“ begegneten wir ihm) das ist die Klage über eine „Theaterkrise“. Sie existiert nicht. Also ist mit dem sowjetischen Theater alles in bester Ordnung?

Wir sagten bereits: Selbstzufriedenheit ist eine Untugend, die hierzulande selten ist; und so sehen wir denn, daß — genau wie die für die Literaturpolitik Verantwortlichen — auch die führenden Funktionäre der höchsten sowjetischen Kunstinstitutionen rücksichtslos in den „Iswestija“ (wie in allen Sowjetzeitungen) angegriffen werden, wenn etwas nicht so ist, wie es zu sein hat. Da können wir zum Beispiel unterm 4. Juli eine sehr heftige Kritik lesen, die eine Aktiv-Sitzung der leningrader Künstler an der Verwaltung des Komitees für Kunstangelegenheiten übt:

„Einzelne Spitzenleistungen verdecken nicht die allgemeine Mangelhaftigkeit der Produktion, insbesondere der leningrader Theater...“

heißt es dort unter anderem, sodann wird mangelhafte Vorbereitung zum 20. Jahrestag der Oktoberrevolution festgestellt — am 4. Juli! Die Schauspieler beklagen sich, daß sie ihren Urlaub antreten mußten, ohne die Pläne für die kommende Saison zu kennen; zum Schluß wird die vorgesetzte Behörde und ihr höchster Funktionär energisch aufgefordert, sofort Abhilfe zu schaffen.

Ein ähnlicher Fall, diesmal aus der „Provinz“, zu dem die „Iswestija“ am 11. Juli ausführlich unter dem ironischen Titel „Die swerdlowsker Kunstmäzene“ Stellung nehmen und so beginnen:

„Swerdlowsk hat in der letzten Zeit nicht wenig Erfolge auf dem Gebiet des Theaters und der Musik. Daneben aber machen sich eine Reihe von alarmierenden Erscheinungen bemerkbar, die geeignet sind, die Erfolge nichtig zu machen. Das Dramatische Theater verringerte die Qualität seiner Arbeit...“

Den zuständigen staatlichen Behörden wird vorgeworfen, sie machten sich, anstatt Ordnung zu schaffen, des „Mäzenatentums“, der „Almosengeberei“ schuldig. Man klagt sie öffentlich an, dem tatarischen Nationaltheater und dessen Künstlern nicht genügend Beachtung zu schenken: die Erziehung der Kader würde vernachlässigt, heißt es weiter. Dem beresnikower und molotower Theater liefen die Künstler weg, weil sie es anderswo besser hätten... und zum Schluß fragen die Artikelschreiber — die natürlich mit vollem Namen zeichnen — den höchsten Funktionär auf dem Gebiete des Theater- und Filmwesens:

„Es wird erlaubt sein, den Genossen Kerschenzew zu fragen, was von ihm zur Verbesserung der Leitung in der swerdlowsker Verwaltung für Kunstangelegenheiten getan worden ist?“

Eine derartige Offenheit und Öffentlichkeit der Kritik mag für den westlichen Leser verblüffend sein — aber ist sie nicht ein Zeichen absoluter Gesundheit und zielsicherer Kraft?

FILM

Auch hier kann es kaum unsere Aufgabe sein, jeden einzelnen Film, dessen Ankündigung oder Besprechung wir in einer der beiden Zeitungen fanden,

gegen den andern auszuspielen. Das wäre nicht einmal möglich, weil die deutsche Presse, und ganz besonders der „Völkische Beobachter“, eine Filmkritik, wie sie selbst in bürgerlich demokratischen Ländern üblich ist, gar nicht kennt — auch von Filmen gibt es, wie in der Literatur, nur „Darstellungen“, wie sie Goebbels, Herr über den braunen Film, anbefohlen hat. Überdies ist sowohl die Qualität der sowjetischen wie die „Qualität“ der Nazifilme so weltbekannt, daß wir dem Leser kaum etwas Neues sagen würden.

Und doch wäre derjenige in einem ziemlichen Irrtum befangen, der nun glaubte, man sei in der Sowjetunion mit den unbestreitbar gewaltigen Erfolgen zufrieden. Man steht auf einem Standpunkt, auf dem nur der wahrhaft Starke stehen kann: nicht der Erfolg ist das Wesentliche, wesentlicher noch ist die Liquidierung der Mißerfolge. Wir zitieren nachstehend den ersten und den letzten Absatz eines selbstkritischen Artikels (unterzeichnet „Ein Kinoarbeiter“) den die „Iswestija“ am 28. Juli veröffentlichten:

„In einer Zeit, da unsere Wirtschaft und Kultur mit Riesenschritten vorwärtseilen, tritt die Filmindustrie auf der Stelle. Die Mittel, die hineingesteckt werden, wachsen von Jahr zu Jahr, aber die Resultate verhalten sich eher umgekehrt zu diesen Einlagen.“

Dann werden einzelne Mißstände konkret geschildert; zum Schluß heißt es:

„Nach wie vor herrscht in der Hauptverwaltung der Filmindustrie eine Atmosphäre... die es schwer macht, die Feinde zu entlarven. Nur eine entscheidende Reinigung des Apparats der Filmindustrie von feindlichen Elementen, nur bolschewistische Kritik und Selbstkritik ohne Ansehen der Person werden es dem Kino ermöglichen, aus dem Abgrund zu gelangen, in dem es sich jetzt befindet.“

Aus dem „Abgrund“ kamen im Monat Juli immerhin eine Reihe bedeutender, auch im Auslande als Spitzenleistungen anerkannte Filme — aber, und das ist hier das Wesentliche und Interessante, was man erwähnen muß, wenn man überhaupt über sowjetische Zeitungen spricht: das Warnungssignal des Kinoarbeiters in den „Iswestija“ wurde gehört — die Säuberung von Feinden wurde durchgeführt, die „Kritik und Selbstkritik ohne Ansehen der Person“ hat einen neuen Kraftstrom gegeben, der in der Produktion bereits recht spürbar ist.

Bevor wir dem „Völkischen Beobachter“ das Wort zum Thema Film erteilen, wollen wir noch eine kleine Notiz aus den „Iswestija“ vom 11. Juli auszugsweise zitieren, da sie zeigt, wie sich die technische Grundlage der Filmproduktion in der Sowjetunion nicht nur verbreitert, sondern auch vertieft:

„Im Betrieb *Kin-Ap* sind erfolgreiche Versuche mit der ersten Sowjetkamera ZKS I für Aufnahme farbiger Filme nach dem Dreifarbensystem durchgeführt worden. Die Kamera besteht aus mehr als 2000 Konstruktionsteilen und ist vollständig aus sowjetischem Material hergestellt. In Europa war die Herstellungsmethode von Kameras für Dreifarbenaufnahmen bisher unbekannt...“

Und nun wieder zu dem faschistischen Zentralorgan. Auch in ihm fanden wir — unterm 31. Juli — eine kleine Sensation; der „Völkische Beobachter“ plaudert dort, mit einem kaum wahrnehmbaren Ton des Mißbehagens, die „Filmpäne“ für die kommende Saison aus und erwähnt dabei tadelnd, daß einige Stoffe schon früher verfilmt worden seien. Man höre die Titel:

„Liebe kann lügen — Die große und die kleine Liebe — Ich liebe dich — Treue Liebe — Liebesquadrille — Liebling der Matrosen — Gewitter im Mai — Wie einst im Mai — Die glücklichste Ehe der Welt — Die glückliche Insel — Die Scheidungsreise — Das Scheidungssanatorium — Der zerbrochene Krug — Was Ihr wollt — Die Fledermaus — Warschauer Zitadelle — Der Katzensteg — Revolutionshochzeit — Kampf ums Mattern — Reise nach Tilsit — Signale der Nacht — Bel-Ami — Ich spucke gegen den Wind — Kleiner Mann ganz groß!“

Ja, da kann man nur noch sagen: Brauner Film — ganz, ganz klein!

MUSIK

Hier gilt dasselbe, was wir schon einleitend beim Theater und beim Film sagten: es gäbe ein schiefes Bild — und zwar nicht zu ungunsten der Sowjetunion — wollten wir Anzahl und Inhalt der Konzerte und Repertoire-Stücke mechanisch gegenüberstellen. Über das hohe Niveau der Sowjetmusik zu sprechen, erübrigt sich. Es ist ebenso bekannt wie das tiefe der faschistischen. Greifen wir deshalb nur wenige charakteristische Einzelheiten aus beiden Blättern heraus; verzichten wir zum Beispiel auf das 12. *Schlesische Sängerfest*, aus dessen Anlaß es der „Völkische Beobachter“, angefangen mit einer „*Heerschau der Sänger*“ bis zu ganzen Feuilleton- und Bildseiten, fertigbekommt, nichts anderes auszudrücken, als daß viele Menschen in Breslau versammelt waren und daß das „deutsche Lied“ jetzt von „jüdischen und andern undeutschen Einflüssen“ gereinigt sei. Nehmen wir kurz zur Kenntnis, daß „Parsifal“ im Zoppoter Waldtheater aufgeführt wurde, und knüpfen wir daran die Beobachtung, daß man es im Dritten Reich neuerdings sehr zu lieben scheint, Opern auf Freilichtbühnen zu spielen — wohl, weil das billiger ist, als ständige Opernensembles und Orchester in festen Theatern für die Dauer des ganzen Jahres zu engagieren. Lassen wir auch Bayreuth mit seinem allmählich nur noch langweiligen Wagnerkult beiseite — aus dem „Völkischen Beobachter“ erfahren wir, trotz der vielversprechenden, fetten, vierspaltigen Schlagzeile „*Bayreuth als Idee*“, keine Spur von dem, was dort vorgeht, geschweige denn etwas von einer *Idee*. Es wäre denn die Neuigkeit, daß Richard Wagner „ein Vorkämpfer der völkischen Erneuerung“ gewesen ist. Betrachten wir lieber ein paar kleine Musik-Ereignisse, die uns eher eine Vorstellung von dem vermitteln, was man heute in den germanischen Wäldern zu treiben liebt. In Göttingen gab es, anläßlich der Universitäts-Jubiläumsfeiern, auch eine Händel-Festwoche. Bei ihrem Abschluß fand ein „*Serenadenabend mit Peter Raabe*“ statt. (Peter Raabe ist der Präsident der Reichsmusikkammer, also der höchste Herr über alle Pauken und Trompeten.) Er dirigierte — so berichtet der „Völkische Beobachter“ vom 2. Juli — im Walde die Uraufführung eines Tanzspiels: „*Die Hochzeit im Walde*“. Musik aus „*Sommernachtstraum*“ (natürlich nicht die von Mendelssohn-Bartholdy, sondern „von Wagner-Régeny, vermehrt um drei Nummern“). Das Ganze war, wie der Rezensent des „Völkischen Beobachters“ am 2. Juli schreibt, „auf wirksame Bläsereffekte gestellt“ und „von

harmonischer Härte“ — was offenbar die neudeutsche Umschreibung für Militär-Marschmusik ist. Nichtdestoweniger war alles — das braune „Gemüt“ will doch auch auf seine Kosten kommen —

„ganz aus dem geheimnisvollen Waldweben heraus mit Hirten, Waldgeistern und Kobolden erfunden.“

Ob Tanzspiel, Oper, Liedchen oder Chor-Kantate — es scheint immer das gleiche zu sein: „herbe, wuchtige Klangsprache von straffer Rhythmik“. So wenigstens charakterisiert ein anderer Musikrezensent am 1. Juli eine zweite Uraufführung, ebenfalls anläßlich der göttinger Universitätsfeiern. Diesmal war es eine Chor-Kantate; schonend wird das Werk, über dessen Komponisten wir nichts erfahren, als „Gebrauchsmusik“ bezeichnet... Und doch scheint es im Dritten Reich auch mit der Gebrauchsmusik zu hapern. Das plaudert dieselbe Nummer des „Völkischen Beobachter“ unter dem Titel „Die Zukunft der Kurmusik“ aus.

„Es ist nicht leicht, allgemein und überall den Weg zurück zu guter deutscher Musik zu finden. Wenn heute noch jährlich Millionen Mark für Tantiemen an ausländische Komponisten bezahlt werden müssen, so sagt diese Tatsache genug“ —

stellt eine gemeinsame Tagung des Reichsfremdenverkehrsbundes, des Deutschen Gemeindetags und der Reichsmusikkammer mehr valuta- als kunstbesorgt fest, und sie faßt einen Beschluß, in dessen erstem Punkt zackig gefordert wird:

„Die deutschen Komponisten müssen den ihnen gebührenden Platz einnehmen.“

Das ist das Ei des Kolumbus: sie müssen! Aber leider ist dieses Ei nicht mehr ganz frisch. Die Kulturwelt ist sich nämlich längst darüber einig geworden, welches der „gebührende Platz“ der braunen Musik ist — man braucht sich nur ein Konzert außerhalb Hitlerdeutschlands anzuhören: neue deutsche Musik, früher oft genug Mittelpunkt des Programms, fehlt heute ganz. Damit Hand in Hand geht natürlich die Erwerbslosigkeit unter den Musikern. Sie ist bekannt. Musiker haben das Pech, nicht zur Rüstungsindustrie zu gehören.

Demgegenüber ist es von Interesse, noch einmal einen Blick in die „Iswestija“ zu tun. In einer ganzen Reihe von Ausgaben des Monats Juli werden im Inseratenteil nicht nur Musiker gesucht, sondern auch Professoren für Musik-Hochschulen, akademisch geschulte Künstler für große Orchester usw. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf unsere späteren Ausführungen über das Erziehungswesen; hier seien nur kurz ein paar Beispiele aus den „Iswestija“ angeführt, um zu zeigen, wie sehr auch die Musik mit dem Leben des Volkes verbunden ist. Von den Konzerten für die Überwinterer war schon an anderer Stelle die Rede. Nehmen wir deshalb eine andere kleine, aber ebenso charakteristische Notiz... nein, nicht einmal das — nur eine Bildunterschrift aus der Nummer vom 28. Juli:

„Borja Tschoo und Nina Wischnewskaja, Schüler der magnitogorsker Musikschule, spielen ein Geigenduet. In dieser Schule, die 1934 gegründet wurde, lernen die begabtesten Kinder der Arbeiter des magnitogorsker Hüttenkombinats.“

Und wem bei dieser Gelegenheit die Erfolge der jungen Sowjetmusiker, vor allem der Schüler und Schülerinnen des bekannten Musikpädagogen Professors Stoljarski in Warschau und Brüssel einfallen, und wer etwa geglaubt hat, es handele sich dabei um „Wunderkinder“, nicht aber um planmäßig geschulte, aus den breiten Massen der Begabten ausgewählte Kinder, den wird diese Notiz aus den „Iswestija“ vom 17. Juli interessieren:

„Die spanischen Kinder in der Schule Professor Stoljarskis. Aus der Zahl der spanischen Kinder, die sich im Sanatorium „Oktoberrevolution“ (in der Nähe von Odessa) und in „Artek“ aufhalten, werden einige in die Kindermusikschule Professor Stoljarskis aufgenommen.“

Wir sind uns bewußt, daß wir mit diesen Ausführungen das vielfältige und farbige Leben der Sowjetmusik, so wie es sich in den Spalten der „Iswestija“ spiegelt, keineswegs erschöpft, ja kaum flüchtig umrissen haben — so verzichteten wir, um nicht ähnliches wie bei Theater und Literatur wiederholen zu müssen, ganz auf die Musik der nationalen Minderheiten und eine Wiedergabe der oft noch schärferen Kritik, als die bei anderer Gelegenheit zitierte, an Aufführungen, Konzerten und offiziellen Musik-Institutionen.

RADIO

Ein Kapitel, in dem wir uns sehr kurz fassen können und nicht einmal in die „Iswestija“ zu blicken brauchen. Es genügt die Erwähnung zweier Artikel des „Völkischen Beobachters“, eines längeren und eines von wenigen Zeilen, die zudem noch in der Ausgabe vom 13. Juli gleich untereinander stehen, als sollte dadurch recht sinnfällig gemacht werden, mit welcher Unverfrorenheit der deutsche Faschismus in aller Welt für seine aggressiven Ziele agitiert, und wie er umgekehrt die Auswirkungen des moskauer Senders bewertet, der, wie jeder leicht nachprüfen kann, immer und immer wieder die Sprache des Friedens, der Kultur, des menschlichen Fortschritts erklingen läßt.

„Deutschland spricht zur Welt“ heißt der erste protzige Titel, dem noch der demagogische Untertitel folgt: „Der deutsche Kurzwellensender als Brücke von Volk zu Volk.“ Und da wird nun mitgeteilt, daß die ganze Welt in sechs Zonen eingeteilt ist, die „ohne Pause, Tag und Nacht“ mit braunem Ungeist vollgefunkt werden. Man zitiert ausführlich Stellen aus Hörerbriefen, die, trotz ihres vorsichtigen Tons, deutlich beweisen, daß diese Art der faschistischen Kriegsvorbereitung und Sowjethetze ihre nicht zu unterschätzende Wirkung tut.

Unmittelbar folgt darauf der Titel der kleinen, so überaus charakteristischen Notiz: „Abhören des moskauer Senders strafbar.“ Inhalt: wer beim Abhören des moskauer Sendung gefaßt wird, wandert ins Zuchthaus!

BILDENDE KUNST

Ja, da können die „Iswestija“ nicht konkurrieren! Wenigstens nicht, was Masse anlangt. Die bildende Kunst — im „Völkischen Beobachter“ grundsätzlich mit großem b geschrieben — ist nun mal das Steckenpferd des ehemaligen Postkarten-Abmalers. Darum geht es denn auch in diesem Monat hoch her in den Spalten seines Leiborgans: bekanntlich wurde das „Haus der Deutschen (nicht der deutschen) Kunst“ eröffnet.

Wie bescheiden nehmen sich dagegen die „Iswestija“ im Monat Juli aus: am 6. zunächst eine scharfe Kritik an einer Ausstellung von Skulpturen. Wir zitieren:

„In dem Buch für Anregungen und Kritik (*das in jeder sowjetischen Ausstellung auf-
liegt*, d. Verf.) hat ein unbekannter Student diese Sätze niedergeschrieben:

„Ich habe einen klugen Freund. Er sagte: Wenn du unbegabt bist und die Aufmerksamkeit auf dich lenken willst, dann mach es so, wie der Bildhauer Salenskij, der sein Werk in die wildesten Farben kleidet. Bei Unbegabtheit sind solche Kunstgriffe unumgänglich notwendig.“ Sie haben vollkommen recht, unbekannter Student! Um zu schaffen, braucht man Talent, hohe Kultur, geistiges Niveau, Kenntnis des Lebens und Liebe zur Arbeit. Bei vielen Bildhauern haben wir diese Eigenschaften nicht entdecken können. Bei einigen unter ihnen mangelt es außerdem noch an der allergewöhnlichsten menschlichen Gewissenhaftigkeit und der Ehrfurcht vor dem Sowjetbürger.“

Aber so hart diese Kritik ist — selbstverständlich werden auch die wertvollen Werke gebührend hervorgehoben — ist sie nicht ein Zeichen des unbeirrbaren Willens zur Qualität? Und so wird sie auch von den Bildhauern empfunden, denn in der Ausgabe von 17. Juli melden sich vier von ihnen in längeren, gründlichen Artikeln zum Wort: sie anerkennen die Berechtigung und Richtigkeit der geübten Kritik, obwohl sie, wie man weiß, genau so gut das Wort bekommen hätten, um den Kritiker zurechtzuweisen. (Auch dafür gibt es viele Beispiele, wenn auch nicht gerade im Monat Juli.)

Was haben die „Iswestija“ sonst noch aufzuweisen? Am 19. Juli den gründlichen und lehrreichen Bericht über eine Ausstellung altspanischer Kunst. Am 28. die Mitteilung über eine kommende Laienkunst-Ausstellung in Kiew:

„Mehr als tausend Arbeiten... liefern ein. An der Ausstellung nehmen 400 Autodidakten — Arbeiter, Kollektivbauern, Angestellte und Schüler — teil.“

Am 29. Juli kommt die überraschende Meldung, daß man bei den Vorbereitungen zu einer großen Repin-Ausstellung, die ebenfalls in Kiew stattfinden wird, einige bisher unbekannte Werke des berühmten Malers wiedergefunden habe. In der gleichen Ausgabe finden wir einen schönen, volkstümlichen Essay zum 120. Geburtstag Aiwasowskis...

Wie eingangs erwähnt: das alles schien uns — im Vergleich zum „Völkischen Beobachter“ — wenig. Aber bei genauerem Lesen entdeckten wir, daß das nur ein Irrtum war: im „Völkischen Beobachter“ steht nicht nur qualitativ weniger — tatsächlich: auch die Quantität ist geringer! Trotz des „Hauses der Kunst“, trotz Goebbels- und Hitler- und sonstigen „Kultur“.

Reden! Es sei denn, daß jemand eine einfache Anhäufung von Phrasen, bar jeder Substanz, schon als Quantität gelten ließe... Ist eine dicke Seifenblase Quantität?

Das geht so weit, daß man nicht einmal die Namen der in München ausstellenden „Künstler“ zuverlässig erfährt. Ein paar „Größen“ von der Qualität des berühmten Hofmalers Fischer-Berlin werden erwähnt, und selbst in dem ganzseitigen Artikel „*Rundgang durch die Ausstellung*“ am 20. Juli erfahren wir von sage und schreibe zwei (!) Objekten, was die darstellen sollen:

„Elk Eber hat mit den Bildern ‚Die letzte Handgranate‘ und ‚Appell am 22. Februar 1933‘ zwingende Sinnbilder des Heroismus des Frontsoldaten und des Soldaten der Bewegung gestaltet.“

Ob auch jemand den weit bekannteren 30. Juni als „Sinnbild der Bewegung“ zu gestalten versucht hat, verschweigt der „Völkische Beobachter“, wohl aber erzählt er voller Stolz, daß „der Führer letzten Endes bestimmt“ habe, welche 500 Objekte von den zusammengetragenen 15 600 ausgestellt werden durften.

Die Tagespresse des nichtfaschistischen Auslands hat den künstlerischen Wert — oder besser Unwert — dieser 500 Objekte bereits ausführlich gewürdigt. Sie hat ebenso Mitteilung gemacht von jenen wirklich wertvollen Gemälden, Graphiken und Skulpturen, die der ehemalige Ansichtskarten-Kopist und verkrachte Architekt entweder nicht verstand oder für „zersetzend“ hielt — sie wanderten zusammen mit einer Menge von wirklich wertlosen expressionistischen, naturalistischen und dadaistischen Schinken in eine Abschreckungs-Ausstellung: „*Entartete Kunst*“ (wo übrigens bis jetzt, nach reichsdeutschen Zeitungsmeldungen, mehr als dreimal so viel Besucher zu verzeichnen sind, als in Hitlers „*Haus der deutschen Kunst*“, einem Bau von gräßlicher Stillosigkeit, der das deutsche Volk um 9 Millionen ärmer gemacht hat).

Geschwätzige Feuilletons, beispielweis über die Witwe des Architekten Troost, des Erbauers jener Bilderleichenhalle en gros; Fotos welche die „Ehrenjungfrauen“ mit langen weißen Nachthemden angetan und dicken Kerzen in der Hand auf einer Metropolis-Freitrepppe bereit zum Empfang der Presse zeigen; nichtssagende Reden und wieder Reden füllen ganze Ausgaben des Hitlerorgans in jenen Tagen: Seifenblasen!

Goebbels stimmte seine Rede auf den ausgeleierten Ton: Die Juden sind an allem schuld, und der Führer ist ein Genie.

Das „Genie“ selbst läßt sich über zweimal sechs Spalten Breite in rotem Fettdruck, dick schwarz unterstrichen, wie folgt ankündigen: „*Adolf Hitler weiht den Tempel für wahre und ewige deutsche Kunst*“; dann folgt ein ebenso gewaltiger Untertitel:

„*Mit der Eröffnung dieser Ausstellung hat das Ende der deutschen Kunstvernarrung und damit Kulturvernichtung unseres Volkes begonnen.*“

Nochmals zwei Untertitel, vierspaltig:

„*Programmatistische Kulturrede des Führers*“ „*Haus der Deutschen Kunst eröffnet*“

Der Berg hat gekreißt und heraus kam — eine Maus. Ein Mäuschen. Noch dazu eines, wie es die Kinder zum Karneval kaufen — eines aus Kautschuk, zum Aufblasen. Drinnen ist wiederum nichts als Luft . . .

Übergangen haben wir die Vorbereitungen zu dieser Monumentalschau des Ungeists — sie nehmen naturgemäß einen außerordentlichen Platz im „Völkischen Beobachter“ ein: die Akzidenz-Setzer hatten heiße Tage. Besonders der Festzug „2000 Jahre Deutsche Geschichte“ wird mit tierischem Ernst als „Gesamtkunstwerk“ bezeichnet — beim Anblick der Fotos aber schüttelt man sich vor Lachen!

Da lob ich mir doch meine „Iswestija“, die machen so etwas viel eindeutiger und erfreulicher ab, wie eine Dreizeilen-Notiz am 29. Juli zeigt:

„In der Nacht zum 6. August wird im Zentralpark für Kultur und Erholung in Moskau ein Karneval organisiert. Eintritt in den Park nur in Karnevalskostüm oder mit Maske.“

Dagegen scheint der „Völkische Beobachter“ Maskeraden und Mummentanz aller Art furchtbar ernst zu nehmen und zur „bildenden Kunst“ zu rechnen — wahrscheinlich, weil der „Führer“ selbst die jeweiligen Dekorationen austüftelt. Doch kehren wir zur Sache, den lebenden bildenden Künstlern in Hitlerdeutschland zurück. Für sie gibt es — damit endlich die wahre, große, deutsche Kunst zustande komme — auch materielle Unterstützung, Preise. Mancher wird das mit Staunen hören, und sein Staunen wird noch wachsen, wenn er hört, in welcher Höhe! Am 2. Juli teilt es der „Völkische Beobachter“ mit: ganze 600 Mark der erste Preis, 400 der zweite, zu gewinnen in einer Ausstellung auf der Gaukulturwoche in Düsseldorf. Nur für Mitglieder der „Reichsakademie für Bildende Kunst“.

Um diese Summen zusammenzubetteln — denn es ist nicht etwa der Staat, der sie zahlt — finden überall Veranstaltungen einer eigens zu diesem Zweck gegründeten Schnorr-Organisation statt, des „Hilfswerks für Deutsche Bildende Kunst“, dessen Sitz jetzt, wie wir am 1. Juli erfahren, nach Leipzig verlegt worden ist. Notleidende Künstler oder deren Familien erhalten eine „einmalige Beihilfe“ von 30 bis 100 Mark . . . Nein, man schämt sich gar nicht, mit diesen Bettelsummen, die weniger ausmachen, als in der UdSSR ein Kunststudent als monatliches Stipendium erhält, auch noch zu protzen.

Wir können dieses Kapitel nicht beenden, ohne wenigstens ein paar offizielle Auslassungen zur nationalsozialistischen Kunst-Theorie beigebracht zu haben. Vor allem unsere sowjetischen Leser, gewöhnt daran, die Forderungen des sozialistischen Realismus als Kriterium zu betrachten, können sich noch immer nicht recht vorstellen, daß ernste Menschen über Dinge der Kunst in nebulösen Phrasen sprechen oder gar ganze Bücher, bar jedes Sinns, lesen und schreiben können. Und doch ist es so. Der „Völkische Beobachter“ bespricht am 3. Juli das im Zentralverlag der NSDAP verlegte „grundsätzliche“ Werk über „Lebensfragen der Bildenden Kunst“; verfaßt von dem offiziellen Nazitheoretiker auf diesem Gebiet, Robert Scholz. Hier ein Zitat für hundert ähnliche:

„Der Rückblick auf die Vergangenheit geht von der zutreffenden Feststellung aus, daß die Kunstwandlung im 19. Jahrhundert nicht eine *historische Stilwandlung* war, sondern die Verdrängung des *metaphysischen Lebensaspektes* durch den *kulturellen Rationalismus*.“

Und die „wertvolle Schlußfolgerung“ — meint der „Völkische Beobachter“ — die man aus diesem Geschwafte ziehen könne, wäre „die Erklärung (!), daß die Erneuerungskraft nordisches Erbe sei“.

Bei dieser Art von „Kunst-Theorie“ ist es denn auch freilich kein Wunder, daß ein anderer Nazi-Autor den Maler Franz Hals, der Zeit seines Lebens im Kampf gegen pfändende Büttel stand und im Alter von 82 Jahren glücklich eine Jahresrente von 200 Gulden und 3 Schubkarren Torf erhielt, am 24. Juli in einer fetten Schlagzeile des „Völkischen Beobachters“ zum „*Malers der guten Laune und der Heiterkeit*“ ernannt hat.

Wirklich — bei der Lektüre des faschistischen Zentralorgans kann einem jede noch so gute Laune und Heiterkeit vergehen, vor allem, wenn man nun auf ein so ernstes Thema kommt, wie die

WISSENSCHAFT

Im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand in der Sowjetunion im Juli unstreitig der Geologenkongreß. Das findet natürlich in hohem Maße seine Widerspiegelung in der Sowjetpresse. Eine rein aufzählende, statistische Angabe wird — da in den „Iswestija“ die Quantität nicht die Qualität ausschließt — ein Bild geben: sie brachten täglich vom 20. bis einschließlich 29. Juli Artikel, Reden, oft ganze Seiten mit populärwissenschaftlichen Aufsätzen, so daß sich auch der einfache Leser, der Nichtfachmann, ein Bild von den behandelten Problemen machen kann. (Wir haben gesehen, daß das selbst bei einer so leicht verständlichen Sache wie einer Kunstausstellung dem „Völkischen Beobachter“ nicht möglich ist: er hält seine Leser für so dumm — oder so klug? — daß er sich seitenlang auf nichtssagende Phrasen beschränkt.) Aber es hat nicht viel Sinn, zwei so verschiedenartige Kulturereignisse gegeneinander auszuspielen. Nehmen wir lieber ein ähnliches.

In Deutschland fand im Monat Juli eine „*Deutsche Historikertagung*“ statt. Vergleichen wir die Gäste bei beiden wissenschaftlichen Veranstaltungen, so weit uns die Zeitungen darüber Auskunft geben. In Erfurt begrüßt Professor Platzhoff, Vorsitzender des Verbandes der Deutschen Historiker, wie der „Völkische Beobachter“ am 6. Juli meldet, u. a. den

„Generalleutnant Erfurth, Chef der kriegswissenschaftlichen Abteilung im Reichkriegsministerium als Vertreter des Chefs des Generalstabs des Heeres, den Chef der Heeresarchive, Generalleutnant Dr. h. c. von Rabenau, den Präsidenten der kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt, Förster, Konteradmiral Abmann und Oberstleutnant (E.) Hänel als Vertreter der kriegswissenschaftlichen Abteilungen der drei Wehrmachtsteile.“

Für einen Historiker-Kongreß ein sehr gemäßes Auditorium! Aber es legt beredt Zeugnis davon ab, von welcher Art die braune Geschichtsforschung ist und welchem Zweck sie dient,

Um so stärker kontrastiert damit der wahrhaft *wissenschaftliche* Ernst, der dem Geologenkongreß seinen Stempel aufdrückte. Das fand nicht zuletzt seinen Ausdruck in der Zusammensetzung der Teilnehmer.

„Heute beendet der XVII. Internationale Geologenkongreß, der in Moskau tagte, seine Arbeit. Wir sahen in seinen Sitzungen die bekanntesten Geologen der neuzeitlichen Kulturländer, mit Ausnahme der deutschen und italienischen Geologen, die von ihren faschistischen Regierungen nicht zugelassen wurden“ —

stellen die „Iswestija“ in einem Leitartikel „*Die Wissenschaft im Dienste des Volkes*“ am 29. Juli fest. Selbst wenn man nicht in den „Iswestija“ genau verfolgen könnte, worüber diese Gelehrten aus aller Herren Länder beraten haben, so bürgte doch ihr Ruf als Wissenschaftler dafür, daß sie kein mystisches Geschwätz von sich gaben. Worüber sprachen jedoch die „Gelehrten“ in Erfurt? „*Die Kernfrage nationalsozialistischer Geschichtsforschung*“ betitelt der „Völkische Beobachter“ den einzigen größeren Aufsatz, den er der Historikertagung widmet. Natürlich werden in ihm die bekannten Phrasen über Rasse, „nordisches Erbgut“ usw. breitgewalzt und zum Schluß die sattsam bekannten Forderungen nach Vórherrschaft der „Germanen“ in aller Welt angedeutet. Ein wesentlich deutlicheres Bild von dem geistigen Niveau dieser „wissenschaftlichen“ Tagung gibt der „Völkische Beobachter“ jedoch am 9. Juli. Unter der Überschrift „*Das „regierende“ Haus Rothschild*“ referiert er die Ausführungen eines Dr. W. Grau von der „Forschungsabteilung für Judenfragen“:

„Die Rothschilds sind Magier des Geldes, und es kommt ihnen darauf an, die Welt dem Gelde nachzubilden. Das Geld und das Genießen des Geldes, nicht die Arbeit, wird zu einem europäischen Lebensgesetz gemacht.“

Und nach diesem Satz, der sich genau so gut oder schlecht auf die „Germanen“ Krupp, Thyssen, Vöglers und jeden andern Kapitalisten als die Rothschilds anwenden ließe, folgt, wenige Zeilen später, die hanebüchen dumme, aber gemein demagogische Behauptung:

„Dieses Ziel ist zutiefst verwandt mit dem, was der Marxismus gewollt hat.“

Wer aber nun glaubt, daß dies das größtmögliche tiefe Niveau der faschistischen „Wissenschaft“ sei, der irrt sich. Der kennt den *Streicher* nicht! Der weiß nicht, daß im Dritten Reich, wo die Maskerade zur bildenden Kunst, die Pornographie zu den wissenschaftlichen Disziplinen gerechnet wird: „*Der ewige Jude*“ heißt, wie der „Völkische Beobachter“ am 25. Juli berichtet, eine Ausstellung in München; das Material dazu — man hat nicht einmal die primitive Scham, *das* zu verschweigen — „stammt hauptsächlich aus dem Archiv des „Stürmer“, ja, das deutsche Regierungsorgan fordert sogar noch „Privatforscher“ (!) auf, Fotos und Dokumente zur Verfügung zu stellen. Erpresser angetreten!

Wie harmlos ist dagegen eine andere Gruppe „deutscher Wissenschaftler“ — die „Sinnbildforscher“. Natürlich wissen Sie gar nicht, was das ist: Sinnbildforschung? Lassen Sie es sich vom Sinnbildforscher SS-Sturmabann-

führer Karl Theodor Weigel im „Völkischen Beobachter“ vom 1. Juli erklären; das ist keineswegs, wie Sie vielleicht glaubten, ein Unsinn —

„Vielmehr ist die Sinnbildforschung eine ausgesprochene Einheit. Sie muß als weltanschaulich bedingtes Brauchtum angesprochen werden.“

Um es etwas verständlicher auszudrücken: mit Hilfe dieser neudeutschen Wissenschaft können Sie, so wie die Wahrsagehexe aus dem Kaffeesatz, etwa aus einem Hakenkreuz auf einem althebräischen Grab folgern, daß die alten Semiten eigentlich Germanen waren . . .

Nachdem die Wissenschaft so amüsant und die Beschäftigung mit ihr so leicht geworden ist, hat sich auch der „Führer“ einem Spezialgebiet zugewandt: er befaßt sich nunmehr „wissenschaftlich“ mit der deutschen Sprache, nachdem er auf der Schulbank so schlechte Erfahrungen mit ihr gemacht hat. Die deutschen Dialekte haben es ihm angetan. Er sammelt sie auf Grammophonplatten in einem „künstlerisch ausgestatteten Schrank“, den ihm laut „Völkischer Beobachter“ vom 1. Juli — der „Reichsbund der Deutschen Beamten“ zum Geburtstag geschenkt hat. Alle drei Minuten eine andere Mundart! Das ist 'ne Sache — da kann natürlich Moskau mit seinem weltbekannten Archiv des verstorbenen Professors Marr, das einige tausend der wertvollsten Platten als Frucht jahrzehntelanger Arbeit vieler Gelehrter enthält, nicht mit; vom „Lautdenkmal reichsdeutscher Mundarten zur Zeit Adolf Hitlers“ (vor dem er sich, wie wir in seinem Organ am 2. Juli sehen können, eigens hat fotografieren lassen) wird kühn gesagt:

„Das Neuartige (!) und der wohl erst in Jahrzehnten auszuschöpfende Wert . . .“

Man könnte — lediglich aus den 27 Zeitungsblättern eines einzigen Monats — noch dutzende von ähnlichen Beispielen „tiefschürfender Wissenschaft“ anführen, könnte von der „Trachtenforschung“ einer Ingeborg Engelhardt erzählen, nach deren „Theorie“ die Kleidung des „deutschen Menschen“ bestimmt wird durch

„jene eigenartigen, nach geheimnisvollen (!) Gesetzen gestalteten Kleidungsformen des bäuerlichen Volkes“.

Woraus dann eine neue „wissenschaftliche Erkenntnis“ abgeleitet wird:

„Der Weg führt darum unweigerlich zunächst über die Pflege häuslicher Handfertigkeiten, vor allem des Spinnens und Webens.“

Was es ja wohl im Auftrage des Propagandaministeriums für die deutschen Hausfrauen zu „beweisen“ galt.

Welch anderer Ton selbst in der kleinsten Notiz in den „Iswestija“. Welcher sittliche Ernst. Welche Achtung vor der Würde selbst des einfachsten Lesers. Und welche wirkliche Förderung der Wissenschaft! Einerlei, ob etwa am 10. Juli mitgeteilt wird, daß die Hochschulen Spezialkurse in der Lehre Charles Darwins abhalten, oder ob uns am 15. Juli eine außergewöhnliche materielle Hilfeleistung des Sowjetstaates überrascht: „Eine Million Rubel für die Umorganisierung des polytechnischen Museums“ — wochenlang

hätte der „Völkische Beobachter“ damit Reklame gemacht, die Sache „groß aufgezogen“, in den „Iswestija“ sind es wenige sachliche Zeilen. Und wie bescheiden und dennoch zukunftssträchtig klingen die Schlußworte des bereits oben zitierten Leitartikels vom 29. Juli:

„Wir werden uns weiter bemühen um einen noch größeren Aufschwung der Wissenschaft in unserm Lande, wir werden auch weiterhin die Gemeinschaft der besten und ehrlichsten Vertreter der Wissenschaft des Auslandes erstreben. Die Sowjetunion, der Stützpunkt des Friedens, eröffnet der wissenschaftlichen Arbeit mächtige Perspektiven; die Sowjetgelehrten fördern nicht nur die Wissenschaft, indem sie gemeinsam mit den Gelehrten der andern Länder arbeiten, sondern sie helfen auch mit an der Festigung der friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen aller kulturellen Kräfte der Menschheit.“

PÄDAGOGIK

Es ist naturgemäß bitterwenig, was wir über dieses Thema im „Völkischen Beobachter“ fanden. Wozu sollte es im Dritten Reich wirklich geschulte Pädagogen geben, wenn an Stelle des Wissens der Aberglaube, Kadavergehorsam und die Opferbereitschaft für den eifrig vorbereiteten (und in Spanien bereits geführten) Krieg zu treten haben? Dementsprechend werden denn auch die Lehrkräfte der Jugend ausgebildet:

„Am Dienstagabend marschierten die 6000 pommerschen Erzieher und Erzieherinnen, die seit Freitag in einem großen Feldlager bei Heringsdorf versammelt sind, zu einem Generalappell... auf.“

Und die Bedauernswerten hatten sich dort — laut „Völkischem Beobachter“ vom 1. Juli — eine Ansprache Julius Streichers anzuhören! Doch den Hochschullehrern geht es nicht besser, wie wir der Ausgabe vom 6. Juli entnehmen können: bei der

„3. Reichstagung des Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbundes sprach Reichsführer der SS und Chef der Deutschen Polizei, Himmler“ —

Über was? — Nun, über „Ahnen und Rasse“! Doch auch schon die Kleinsten, die Acht- und Neunjährigen, werden nicht verschont von hohem Besuch. Am 3. Juli erfahren wir zum Beispiel, daß der Kultusminister Rust (dem ein deutsches Gericht schon einmal schriftlich gegeben hat, daß sein Geisteszustand nicht mehr ausreiche, um eine untere Volksschulklasse zu unterrichten) das bischöfliche Gymnasium Josefineum in Hildesheim für dreieinhalb Stunden heimgesucht hat. Rust griff, so heißt es, „in jeder Stunde selbst unterrichtend ein“. Die „von ihm gewählten Unterrichtsstoffe betrafen“ — nun was? — „Rasse, Vererbung und Sterilisation“!

Aber sonst ist für die deutsche Jugend glänzend gesorgt — wenigstens nach Angabe des „Völkischen Beobachters“ vom 13. Juli: „Die Reichshauptstadt vorbildlich — Lesestuben für die Jugend“ — wird dort gleich mit zwei Titeln angekündigt. Um was handelt es sich? Einige der früher schon bestehenden, von der deutschen Arbeiterschaft eingerichteten Lesestuben, die der

Faschismus (wie alle fortschrittlichen Einrichtungen) zerstört hat, sollen in den Wintermonaten wieder — unter der Obhut von Nazistudenten, weil geschulte Kräfte fehlen — geöffnet werden. So viel Geschrei um eine Sache, die in jedem Sowjetdorf heute eine Selbstverständlichkeit ist!

Und so ist es auf allen Gebieten der Jugend-erziehung. Während sich im „Völkischen Beobachter“ vom 6. Juli der „Leiter der Abteilung für Nachwuchsförderung in der Reichsdozentenführung“, Dr. Ihm, bitter darüber beklagt, daß es an Nachwuchs mangle, und der Hoffnung Ausdruck gibt, daß aus der

„jungen Generation ausreichend weltanschaulich geeigneter und wissenschaftlich fähiger Nachwuchs erwachse“ —

können die „Iswestija“ vom 9. Juli folgendes melden:

„Die Annahme von Aufnahmegesuchen in die höheren Lehranstalten ist eröffnet... Der Menge der in den ersten Tagen eingelaufenen Gesuche nach zu urteilen, ist in diesem Jahr ein besonders großer Zustrom von Schülern zu erwarten.“

Und aus einem Interview erfahren wir noch weitere, für die kulturelle Entwicklung des Landes charakteristische Tatsachen:

„Vor der Revolution gab es in ganz Rußland 9 Universitätsstädte. In der Sowjetunion gibt es mehr als 150, die 552 höhere Lehranstalten besitzen (119 technische, 90 landwirtschaftliche, 88 pädagogische, 67 medizinische usw.) In diesen Zahlen sind nicht enthalten die vielen Schulen für kommunistische Bildung, die Theater-, Musik- und andern Hochschulen...“

Eins der hervorstechendsten Merkmale ist in diesem Jahre die große Anzahl von Gesuchen derjenigen, die die Zehnjahresschule beendet haben. Im Vorjahr haben etwa 30 000, in diesem Jahr über 100 000 Jungen und Mädchen die Zehnjahresschule beendet.“

JUSTIZ

Bei der Behandlung dieses Themas wollen wir uns auf Justizfälle beschränken, die in direktem Zusammenhang mit dem Kulturleben stehen.

Im Monat Juli finden wir in den „Iswestija“ vom 4. Juli unter dem Titel „Eine seltsame Attestation“ folgende interessante Angelegenheit: eine sogenannte Attestationskommission hat den Wählern einen Volksrichter falsch charakterisiert — der Gewählte hat sich als schlecht erwiesen. Dazu erklären die „Iswestija“, nachdem sie den ganzen Fall scharf verurteilt und alle Schuldigen namhaft gemacht haben:

„Die Frage, wer das Sowjetgesetz wahren wird, wer im Namen des Sowjetstaates Urteile ausspricht — das ist ureigenste Sache aller örtlichen Organisationen: der Organisationen der Partei, der Sowjets, der Öffentlichkeit. Sie sollen nicht formal — bloß um sichs vom Halse zu schaffen, sondern aufs lebendigste und aktivste — Anteil nehmen bei der Verjagung von Bürokraten aus den Volksgerichten und Besetzung der Gerichtsämter mit gewissenhaften, angesehenen Bolschewiken mit und ohne Parteibuch.“

Wenn wir im folgenden nur die Titel und Erscheinungsdaten der entsprechenden Artikel aus dem „Völkischen Beobachter“ wiedergeben, so lassen

wir uns dabei von zwei Gründen leiten: einmal weiß man bereits, daß die Diffamierung jener Teile der beiden christlichen Kirchen, die sich dem Nationalsozialismus nicht unterworfen haben, ein demagogisches Ablenkungsmanöver von den Nöten des Volkes ist, und daß dabei mit den gleichen ekelhaften Mitteln vorgegangen wird wie früher schon bei der Verfolgung der Juden; zweitens aber ist der Ton aller dieser Artikel derartig auf pornographische Sensation abgestellt, daß wir ihn unsern Lesern nicht zumuten wollen.

1. Juli: „Unter 60 Klosterbrüdern 53 Sittlichkeitsverbrecher — Lindenthaler Alexianerbrüder vor der Bonner Strafkammer — Ordensgeistlicher der Redemptoristen als Devianschieber.“

2. Juli: „Rührt meinen Gesalbten nicht an‘ — Bischöfliche Behörde schützt priesterlichen Hochstapler und Betrüger — Vertuschungstaktik des Trierer Generalvikariats zugunsten eines schamlosen Erpressers — Der römisch-katholische Pfarrer Biel wegen Betrugs in 32 Fällen zu Zuchthaus verurteilt.“

7. Juli: „Wieder ein Franziskaner!“

9. Juli: „Hetzkaplan als rückfälliger Staatsfeind.“

14. Juli: „Römisch-katholischer Wunderpriester als primitiver Schwindler.“

18. Juli: „Unglaublicher Einschüchterungsversuch von der Kanzel.“

24. Juli: „Die ‚Weiße Rose‘ und ihr Präses — Zwei Kapläne verführen ein Mädchen.“

Und zum Abschluß den einzigen im „Völkischen Beobachter“ (vom 18. Juli) vorgefundenen Justizfall aus dem Gebiete der Kultur, der sich *nicht* mit Kirchenfragen beschäftigt, jener Fall, der vielleicht am bezeichnendsten ist, weil er den Sinn unseres Aufsatzes in geradezu klassischer Weise unterstreicht:

„In Wilna wurde der Redakteur von „Zajt Ursztaja“ zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt, weil das Blatt die Verhältnisse in der Sowjetunion in den höchsten Tönen gepriesen hatte.“

Ziehen wir „die höchsten Töne“ — eine durchaus Goebbelssche Angewohnheit — als demagogischen Zusatz ab, und fragen wir uns nun, nach dem ausführlichen Blick in den Kultur-Spiegel der beiden Zeitungen: hatte der kleine polnische Redakteur recht, die Sowjetunion zu preisen und, was wohl sicher ist, den Faschismus zu verabscheuen?

Die Antwort überlassen wir dem Leser. Wir wissen, wie sie bei jedem Menschen, dem es mit der Kultur, ihrer Erhaltung und Aufwärtsentwicklung ernst ist, lauten wird.

MARXISTISCHE LITERATUR- UND KUNSTKRITIK

*Karl Marx — Friedrich Engels:
„Über Kunst und Literatur“
Vegaar, Moskau*

Seit Franz Mehring und Paul Lafargue vor einem halben Jahrhundert anfangen, in den Spalten sozialistischer Zeitschriften und Tageszeitungen die literarischen und künstlerischen Erscheinungen des Tages einer Kritik vom marxistischen Standpunkt aus zu unterziehen, ist — mit Ausnahme eben dieser beiden und weniger, ganz weniger anderer — mehr und öfter über die Kritik geschrieben, als diese selbst geübt worden. Viel hat dazu die jammervoll geringe Kenntnis der Marx-Engelsschen Werke und damit ihrer kritischen Methode, in Deutschland beigetragen, selbst in den besten Zeiten der sozialdemokratischen Publizistik in den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege. Trotz populärer Massenserien (der „Internationalen Bibliothek“ und der „Kleinen Bibliothek“ des Dietz-Verlages u. a.), trotz gelegentlicher Neuauflagen einzelner Werke von Marx und Engels, trotz der Parteischulen blieb das eigentliche Studium der Werke der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus doch immer auf einen winzigen Kreis beschränkt. Das wurde nach der Revolution durch die Massenserien der Kommunisten („Elementarbücher des Kommunismus“, „Marxistische Bibliothek“ u. a.) zwar besser, aber doch nicht viel. Die „Marxistischen Arbeiter-Schulen“ erfaßten einen weit größeren Kreis von revolutionären Arbeitern und Intellektuellen als jemals die sozialdemokratischen Parteischulen, doch wurden auch in ihnen nur selten die Werke von Marx und Engels selbst behandelt. Die große Marx-Engels-Gesamtausgabe mußte schon ihres Charakters wegen auf eine kleine Elite von wissenschaftlich Arbeitenden beschränkt bleiben. Es fehlte, mit einem Worte, an einer breitesten Massen zugänglichen Zusammenstellung der wichtigsten Äußerungen von Marx und Engels über die Grundfragen der Literatur und Kunst, die den Weg zu einer marxistischen Kritik gewiesen hätten. Denn beide haben ihre Ansichten darüber nie in systematischer, geschlossener Form entwickelt, sondern, meist polemisch, in Artikeln, Briefen und stellenweise in größeren Arbeiten.

Nun soll keineswegs verkannt werden, daß es nicht unbedingt eines solchen „Kochbuches“ bedarf, das „Rezepte“ zur Anfertigung fehlerloser Kunstkritiker gäbe. Der einzelne kann auf ganz andre Art in den Geist der Marxschen Lehren eindringen und sich die kritische Methode aneignen. Musterbeispiele dafür sind die hervorragenden Leistungen Lafargues, Mehrings (man denke nur an die „Lessing-Legende“ und die beiden Sammelbände literarischer Kritiken). Plechanows, Lenins („Leo Tolstoi als Spiegel der russischen Revolution“ u. a.) — dennoch kann ein solcher Sammelband,

wie der vorliegende, nicht hoch genug gewertet werden. Ähnliche Sammlungen sind bereits vor längerer Zeit in der Sowjetunion in russischer, und 1936 auch in Paris in französischer Sprache erschienen. Wir kannten deutsch bisher nur einzelne Äußerungen von Marx und Engels über Fragen der Literatur und Kunst, die uns im Laufe der Jahre aus Nachlaßveröffentlichungen, Neuausgaben usw. tropfenweise mitgeteilt wurden. Man erinnert sich, welches Aufsehen vor einigen Jahren die Bemerkungen von Engels über Ibsen und Goethe machten, wie sie der Literaturkritik ganz neue Wege wiesen.

Jetzt liegt also das Wichtigste (doch noch lange nicht alles; viel ungehobene Schätze schlummern noch immer im Nachlaß!) in einem stattlichen Bande gesammelt vor. Man ist erstaunt, in diesem Buch fast lückenlos die bedeutendsten Figuren der Weltliteratur zu finden, über die teils im größeren Zusammenhang, teils beiläufig wichtige Bemerkungen gemacht werden. Wir finden da von Klassikern u. a. Äschylos, Aristophanes, Homer, Horaz, Juvenal; von Franzosen Balzac (ein besonderer Liebling Marxens), Diderot, Flaubert, Dumas, die Goncourts, Georges Sand, Voltaire und Zola; die Engländer Burns, Byron, Carlyle, Cobett, Dickens, Fielding, Scott, Shakespeare (diese drei wurden im Hause Marx geradezu verehrt!), Shelley, Thackeray; die Deutschen Börne (der, infolge der Knappheit des hinterlassenen Materials, nicht ganz zu seinem historischen Rechte kommt), Freiligrath (der lange zum engsten Freundeskreise von Marx gehörte), Goethe, Gutzkow, Heine, Herwegh, E. T. A. Hoffmann, Lassalle (mit dem Marx und Engels ausführlich seine Verstragödie „Franz von Sickingen“ besprechen), Lenau, Lessing, Schiller, Wieland, Weerth (u. a. Engels' kurze Lebensbeschreibung); da sind Dante und Machiavelli, da ist Ibsen, da Cervantes. Es finden sich Bemerkungen über die Philosophen Aristoteles, Feuerbach, Fichte, Hegel, Hobbes, Kant, Locke, Plato, Vico u. a. Von bildenden Künstlern und Musikern sind erwähnt Leonardo da Vinci, Dürer, Paganini, Raffael, Thorwaldsen, Rembrandt.

Man sieht schon aus dieser Aufzählung, ein wie weites Gebiet diese gesammelten bald kurzen, bald längeren Bemerkungen umfassen. — Thematisch gliedert sich der Band in die Abteilungen „Ursprung und Entwicklung der Kunst“, „Die Kunst in der kapitalistischen Gesellschaft“. „Das Problem des Realismus in der Kunst“ und „Zur Literaturgeschichte“. Beigegeben ist ein Anhang mit Erinnerungen Lafargues, Liebknechts und Eleanor Marx' über Marxens literarische Ansichten, Lieblingsautoren usw.

Wir deuteten oben die eventuelle Gefahr eines solchen kritischen „Kochbuches“ in den Händen kritikloser Kritiker an. Wenn Engels einmal sagt, daß die Marxsche Lehre kein Schema sei, in das, erstarrt, man nun beliebige Probleme hineinzwängen könne, sondern eine Anleitung zu eignen fruchtbaren Untersuchungen, so trifft das ganz besonders auf dies Teilgebiet zu. Grade wir Deutschen sollten endlich einmal lernen, nicht mehr über unsren mehr oder minder tiefgründigen Abhandlungen *über Kritik* die Kritik *selbst*

zu vergessen. Das literarische Frankreich der Volksfront geht uns auf diesem Wege beispielgebend voran. In ganz kurzer Zeit sind da ausgezeichnete Untersuchungen über Diderot, Cervantes und einige antike Philosophen erschienen; Bücher über Victor Hugo, Goethe, Heine, Molière, über Descartes, Spinoza, Feuerbach, die Humanisten der Renaissance sind im Erscheinen. Die antifaschistische deutsche Volksfront hat ein riesiges literarisches und künstlerisches Erbe zu verwalten. Und dazu gehört vor allem, es sich kritisch anzueignen. Die schwere materielle Lage der verfolgten und emigrierten deutschen Literatur und ihrer Träger darf uns vor dieser Aufgabe nicht zurückschrecken lassen. Statt abwegige abstrakte Probleme breit zu diskutieren, sollten wir nach dem Beispiel von Marx, Engels und Lenin uns lieber an die konkrete Erarbeitung und Erschließung wichtiger literarischer und künstlerischer Probleme machen, die zudem von aktueller Bedeutung sind. Wir reklamieren — und mit Recht — für uns die großen Vertreter unserer kulturellen Vergangenheit, die Herder, Goethe und Heine, die Fichte, Hegel und Feuerbach, die Bach, Mozart und Beethoven, die Dürer, Winkelmann und Grimm — aber um zu beweisen, daß sie uns, und nur uns gehören, dazu ist noch eine große Arbeit vonnöten.

Das hier angezeigte Buch wird geeignet sein, bei dieser wichtigen kritischen Erarbeitung des Erbes auf der einen Seite, und bei der Bekämpfung der Feinde des deutschen Volkes und der deutschen Kultur auf der andern, wertvolle Dienste zu leisten.

Walter Haenisch

EIN VERMÄCHTNIS MAXIM GORKIS

„Ein Tag der Welt“
Jourgaz-Verlag, Moskau

Das Buch „Ein Tag der Welt“ ist endlich erschienen; es wurde ein wenig zu lange vorbereitet — fast zwei Jahre — aber die Schwierigkeiten der riesigen Arbeit wurden glänzend überwunden.

Ich kann mich erinnern, mit welcher Begeisterung Gorki stets über die Idee dieses Buches gesprochen hat; immer wieder kam er in seinen Gesprächen darauf zurück und war hunderte von Malen bereit zu erklären, in welchem Sinne es gemacht werden sollte. Er liebte schwere und große Aufgaben.

Der Aufbau, die Auswahl des Materials, alles — begonnen bei den Titeln und endend mit den Illustrationen — ist klug, witzig und feinfühlig gemacht. Eine Gefahr, die es unbedingt zu vermeiden galt — die Welt der Bourgeoisie einseitig darzustellen — sie ist vermieden worden. Und un-

ser Land ist ohne Firnis, ohne falsches Pathos, einfach, warm und menschlich geschildert. Wie schade, wie traurig, daß Alexej Maximowitsch diese Arbeit nicht mehr sehen kann — sein Traum, der ihn so lange beschäftigt hat, ist Wirklichkeit geworden.

Es ist Herbst.

In der Türkei regnet es: im Departement Haute-Loire meldet sich die erste Kälte; in Kiew grollt das letzte Gewitter; in Abessinien strömt der Regen, obwohl das ganze Land den *Maskau*, den offiziellen Feiertag zu Ehren der abgeschlossenen Regenperiode begeht.

Dafür gibts in Italien — o, Italien — einen Himmel voller Sonne und ruhiges Meer. Von Neapel gehen Dampfer ab. Durch warmes, glattes Wasser fahren sie nach Djibutti, an Bord befinden sich 8 000 Soldaten. Die Zivilisation kann ja nicht die beleidigende Wildheit der Abessinier dulden. Die Zivilisation liebt Kolonien. Und in Djibutti in den griechischen Dancings kreischen die Grammophone; in der Luft, die nach gebratenen Zwiebeln und Chypre riecht, hängen die Schimpfwörter aller Nationen; die Offiziere, die Huren, die Banditen — alle lachen, prügeln sich, küssen einander, weil ihre fröhliche Zeit nah ist: der Krieg.

Auch aus England gehen Dampfer ab. Sie fahren durch den Nebel geradenwegs nach Australien. Sie haben an Bord viele Kinder, deren Eltern von ihnen Abschied genommen haben, vielleicht ... für immer. Die Eltern haben nichts zu essen.

In Kiel schmettert Marschmusik, Hakenkreuzfähnchen flattern über einer Flottille neuer U-Boote — „Heil Hitler!“ schreit man am Kai. Hamburg, frühmorgens: hunderte von Radfahrern stehen am Bretterzaun des Betriebs und blicken mit sehnsüchtigen Augen auf den Hof: „Wird man uns nie mehr einstellen?“

In Paris, im großen Saal der „*Mutualite*“, geht es lärmend zu: Ingenieure, Angestellte, Metallarbeiter — Leute aus Rouen, aus Lille, aus Brest — warten auf den Beginn der Sitzung. Heute, am 27. September 1935, läßt ein großes Ereignis das französische Volk aufhorchen; die unitären Gewerkschaften vereinigen sich endlich zu einer allgemeinen Konföderation. Ein Sieg der Volksfront.

Und zur gleichen Zeit in Amerika ...?

Und an diesem Tage in Japan ...?

Und in Portugal ...?

Der 27. September ist nur ein Tag unserer Zeit, ein Tag wie alle andern. Er wurde nicht *ausgesucht*, niemand konnte voraussehen, was gerade an diesem Tage in der Welt geschehen würde. Und an diesem Tage haben tausende Journalisten, Schriftsteller, Fotografen und einfache Leute, die ein Interesse am Leben haben, ihren Morgen mit einer Tätigkeit begonnen, die in der Geschichte neuartig ist. Eigentlich war es eine Art Volkszählung — die überrascht ja auch eines Tages das Land. Doch dann ist es nur die Zählung der Bevölkerung. Und schließlich wird sie nur in *einem* Lande vorge-

nommen. Hier aber wurde die *ganze Welt* kontrolliert, alle Ereignisse, auf allen Gebieten; Politik, Kultur, Wirtschaft, Sport und sogar ... die Liebe. Es wurde ein Querschnitt gemacht durch alle Schichten.

Um 10.30 Uhr tagte schon eine Völkerbunds-kommission, die sich das *Dreizehnerkomitee* nannte. Das nahm einige Handlungen von historischer Bedeutung vor: es wählte einen Vorsitzenden, machte sich mit einem Telegramm des Negus von Abessinien bekannt und beschloß, die Frage „zu studieren“.

Der ungarische Premierminister Gömbös flog zum preußischen Ministerpräsidenten, er besuchte ihn in seinem Jagdschloß. Nur einen einzigen Zweck hatte der Besuch: die Jagd. Und zu genau dem gleichen Zweck kam der Chef der deutschen Armee, General Fritsch, herbeigeflogen. Was für Tiere haben die Herren geschossen, welche Vögel gefangen? Es wurde jedenfalls bald bekanntgegeben, daß die Jagdteilnehmer von Hitler empfangen würden ...

Das erste feierliche Diner bei Ritz in Paris ist glänzend: Prinz und Prinzessin Orsini haben teilgenommen, Herr und Frau Eckelom, Marquise X, Baron Y, Graf Z ...

In London hielt zur gleichen Zeit der Prinz von Kent, bei der Eröffnung eines Ausverkaufs von Antiquitäten, eine Rede ...

In Washington verließ ein Luxus-Sonderzug den Bahnhof: der Präsident Roosevelt fuhr auf eine Agitationsreise.

Und weiter: Könige, Präsidenten, Minister, Generale, Grafen — sie alle waren an diesem Tage mit etwas beschäftigt.

New York, Long-Island. In der Nähe einer Schule wurde eine Leiche gefunden. Name: John Kaidner. 47 Jahre alt, arbeitslos, Vater von acht Kindern. Nach Aussage einer Wohltätigkeitsstelle hat sich dieser Mensch in einer solchen Not befunden, daß sie ihm schon vorher den Verstand geraubt hatte.

Meldung aus Königsberg: „Überall beginnt die Jagd auf Sperlinge.“ — Besser der Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach ...

In der großen Schuhfabrik Konrad Tack & Co., nahe bei Magdeburg, sind die Arbeiter wöchentlich nur noch 24 Stunden beschäftigt; sie verdienen 16 Mark. Sie erklären, nicht weiter hungern zu wollen. Man spricht von Hungerstreiks. Massenhaft werden die Arbeiter verhaftet.

Aus Indien: eine Frau, vom Hunger getrieben, wirft erst ihren vierjährigen Jungen, dann ihr Töchterchen in einen Brunnen und springt hinterdrein — alle drei ertrinken.

Die Arbeiter einer Zuckerplantage auf den Philippinen kämpfen für den Achtstundentag. Es werden schleunigst Soldaten hingeschickt.

Bei einem Gerichtsverhör in China wird festgestellt, daß ein junges Mädchen, Tschan Ssi, für 140, ein anderes, Tsehio Ma, für 105 Dollar verkauft worden ist; ein drittes ist spurlos verschwunden.

In Norwegen ruht ein ganzer Industriezweig: die Holzarbeiter streiken.

In Preußen erklärt ein „Führer der Arbeitsfront“, daß 400 streikende Ar

beiter, falls sie nicht bis 12 Uhr mittags die Arbeit wieder aufnehmen, ins Konzentrationslager geschickt würden.

Bulgarien. Ein Zeitungsinserat: „Arme Witwe, Mutter von vier Kindern, will zwei ihrer Kinder verschenken. Interessenten melden sich in der Redaktion.“

Ein Inserat aus einer esthnischen Zeitung: „Sehr geehrte Herren Arbeitgeber! Bitte gebt einer jungen Witwe, die ihre alte, kranke Mutter versorgen muß, Arbeit. Es ist meine letzte Hoffnung. 23-02.“

Auf ihrem Streifzug vom Prinzen von Kent bis zu dieser esthnischen Witwe fanden die Journalisten noch viele tausend unerwartete und interessante Dinge, die sich an dem *einen Tag der Welt* ereigneten. Die Reporter kommen zu dem bekannten Ehepaar Joliot-Courier; sie finden es nicht, wie sonst, mit Physik und Chemie beschäftigt, sondern als Fischer gekleidet in einer wundervollen Gegend am Meer, wo viele französische Gelehrte ihren Wohnsitz haben. Man spricht über Atome und komplizierte mathematische Berechnungen, bei denen der gewöhnliche Sterbliche gemeinhin Schwindelgefühle zu bekommen pflegt; Madame Courier aber meint lächelnd: auch das sei nur eine Sache der Gewohnheit... „Ich bin überzeugt“, sagte sie, „daß nach tausend Jahren die Kinder solche Dinge in der Schule wie Milch schlucken werden. Ich glaube an die Zukunft des menschlichen Verstandes.“

Die Journalisten schreiben einen Brief an Professor Einstein und erhalten eine kurze und melancholische Antwort: er bitte um Entschuldigung, daß er von diesem Tage nichts berichten könne — er sei dahingegangen wie alle andern, und sein Leben könne nur mit dem eines Asketen vor 1000 bis 2000 Jahren verglichen werden.

Die Inseratenspalten der Zeitungen sind mit Stellengesuchen vieler Gelehrter gefüllt. Was wird morgen mit ihnen sein? Wie schlecht es auch heute schon sein mag — morgen wird es noch schlimmer sein...!

Eine Notiz folgt der andern, Artikel, Skizzen, Fotos, Inserate — alles dies ist geschickt vereinigt und findet seinen entsprechenden Platz in diesem Buch, in dem es nur *Tatsachen* gibt. Vieles, was wir früher nur gehört haben, gewinnt hier lebendige Gestalt. Obwohl man auf viel Komisches, ja sogar Anekdotisches trifft, wird einem doch ein wenig bang um unsere liebe Erde. Was es da alles für Leute gibt: dumme, schlaue, allmächtige, und solche ohne Recht, die nur ein Ziel verfolgen — ihr bißchen Leben zu erhalten. Die einen verkaufen ihre Kraft, die andern ihre Schwestern, die dritten ein ganzes Volk, die vierten nur die von ihnen selbst erdachten Lügen. Andere Seiten des Buches aber sprechen von solchen Ereignissen und Menschen, die die Gewißheit geben, daß da noch Kräfte sind, die aufstehen können und werden; denn überall in aller Welt, in allen Sprachen gleich, tönt auch die Stimme der Revolution.

Doch weiter auf der großen Reise durch die Welt: bei Kuba geraten wir in einen furchtbaren Zyklon. Er fegt über die Insel, Die Fensterscheiben wer-

den eingedrückt, Dächer wirbeln in die Luft. Die Neger fliehen aus ihren Hütten und decken ihre Kinder mit dem eigenen Leib.

Wir blättern eine Seite weiter: der Sturm ist vorbei, wir sehen ein teures, uns so wohl bekanntes Gesicht, sehen spitze Türme in den Himmel ragen . . . Stalin . . . Sowjetunion . . . Moskau . . .

Wir nehmen teil an einer Belegschaftsversammlung einer moskauer Textilfabrik. Man spricht über das Dekret, das die Brotkarten beseitigt hat; erst gestern ist es herausgekommen. Eine alte Arbeiterin atmet tief auf und sagt: „Ich bedauere nur eins — das Leben wird leichter und schöner von Tag zu Tag und meines geht zu Ende. Wollen wir nicht um eine längere Frist ersuchen? Noch fünfzehn bis zwanzig Jahre leben! Wie ist eure Meinung, ihr Alten?“ Und alle sind damit einverstanden.

Fröhliche Telegramme sendet, in Fortsetzungen, der kühne Funker Krenkel von der Halbinsel Olowjani. Wie bequem und einfach es geworden ist, mit Menschen in der fernen Arktis zu sprechen . . . !

In Kutaisi beschließen die Kollektivbauern, ihr Kolchos *Majakowski* zu nennen . . .

Hunderte von interessanten, verblüffenden, erregenden Kleinigkeiten finden wir auf den Seiten des Buches zusammengetragen, und so blickt uns aus ihnen auch das Gesicht unseres Landes, eines lebhaften, fröhlichen, seine Zukunft schaffenden Landes entgegen. Alles ist hier anders als anderswo: sogar diejenigen, die ein Recht hätten, traurig zu sein, sprechen mit mutiger Stimme vom Glück:

„Das Glück ist vielfältig“, schrieb Nikolai Ostrowski an diesem Tage. „In unserm Lande kann auch eine dunkle Nacht hell sein. Ich bin tief glücklich. Meine persönliche Tragödie tritt in den Hintergrund, da ich das Bewußtsein habe, daß auch meine Hände einen Stein beim Aufbau eines mächtigen Gebäudes gelegt haben — des Gebäudes, das sich Sozialismus nennt.“

Boris Agapow

ZWEI KLEINE GESCHICHTEN AUS DER GROSSEN GESCHICHTE

„Es ist
bei uns nicht Sitte...“

Die Kilometer scheinen hier immer kürzer und die Jahre immer länger zu werden. Denn in der Sowjetunion, wo räumliche Entfernung immer weniger bedeutet, gewinnt die zeitliche immer größere Bedeutung. Wer erinnert sich noch an die Mauern der „Chinesenstadt“? Wer an das holprige Pflaster des Puschkinplatzes? Drei Jahre ist das erst her? Nicht möglich! Es ist zu viel und zu groß, was schon dazwischen liegt. Daß es hier einmal auch Brotkarten und Schlangen vor den Geschäften gab, erscheint wie eine im Dunkel der Vergangenheit verdämmende Legende...

In jenen alten Zeiten also, da noch nicht zweiundvierzig Sorten von Gebäck in jeder größeren Bäckerei zu haben waren, wurde für die ausländischen Spezialisten besonders gesorgt. Warum hätten auch etwa amerikanische Ingenieure Opfer bringen sollen? Sie bauten ja nicht für sich selber.

Da geschah es an einem großen Bau, zur Mittagspause, daß eine Gruppe von jungen Ingenieuren unter freiem Himmel sich um ihre Eßkörbe lagerte. Auf elegant zweckmäßigem Reiseservice aus Aluminium gab es alles, was zu einem reichlichen englischen Picknick gehört. Die besonderen Lebensmittelgeschäfte für solche Ausländer hatten dafür gesorgt.

Einige Schritte entfernt ließen sich russische Arbeiter auf die Balken nieder, um ihr Mittagsbrot zu verzehren. Fast im buchstäblichen Sinne ein Mittagsbrot. Es war noch kein Schinken und kein gebratenes Fleisch dabei. Den Amerikanern — es waren nette, menschlich-kameradschaftlich empfindende Leute, so im allgemeinen — wurde es unbehaglich, ihre Kaviarschnitte zu schmieren, so vor den Augen dieser Arbeiter, die im übrigen mit der ruhigsten Gleichgültigkeit ihre Zwiebel zum Schwarzbrot aßen.

Die jungen Amerikaner berieten kurz und beschlossen schnell. Sie schickten einen Teil ihres Vorrates zu der Gruppe der Ar-

beiter hinüber mit der sehr freundlichen Aufforderung, mit ihnen kameradschaftlich zu teilen.

Die russischen Arbeiter steckten die Köpfe zusammen. Ihre Beratung dauerte auch nicht lange. Dann erhoben sich zwei. Der Jüngere brachte alles wieder zurück und legte es behutsam neben das Aluminiumgeschirr. Der ältere unterdessen, wischte sich die Brotkrumen des Schwarzbrot aus dem Schnurrbart, hüstelte und wandte sich dann an den Übersetzer mit freundlich würdevollem Ernst: „Ich bitte Sie den Herren amerikanischen Ingenieuren zu übersetzen, daß wir ihnen für ihre freundliche Absicht danken. Sie sollen nicht beleidigt sein, wenn wir das heute nicht annehmen. Aber es ist bei uns nicht Sitte, daß der Gast den Wirt bewirtet. Die Herren Spezialisten sind hier unsere Gäste. Was sie bekommen, das bekommen sie von uns. Sie mögen es sich gut schmecken lassen.“

Was man tut, wenn man nicht
mehr weiterkann

Dies ist eine Liebesgeschichte. Eigentlich eine sehr traurige. Und doch überströmte mich heiß die Freude einer glücklichen Zuversicht, als ich sie hörte. Vera erzählte mir die Geschichte eines Abends selber. Sie sprach stockend, mit trockener Kehle. Es tat ihr noch sehr weh:

Ich war Assistentin im leningrader Filmstudio gewesen. Meine Gruppe hatte Naturaufnahmen in Mittelasien gedreht. Es blieben nur noch einige Tage Arbeit übrig und ich wurde nach Leningrad vorausgeschickt. Ich fuhr sehr ungern fort. Bei dieser Arbeit hatte ich den Operateur F. kennengelernt. Wir liebten einander vom ersten Tag an. Ich glaube, es hat überhaupt noch nie so eine Liebe gegeben.

Er begleitete mich zum Zug. Ich sah ihn noch lange auf dem Bahnsteig stehen und mir nachwinken. Er war schon ganz unwahrscheinlich klein und noch immer zu erkennen. Ich sehe ihn bis heute so: weit, weit und klein und winkend. Und damals schon war mir das Bild schmerzlich...

als wenn es schon damals nur Erinnerung gewesen wäre.

Vier Tage und vier Nächte dauert die Reise nach Leningrad. Als ich in der zweiten Nacht dalag, mit offenen Augen und F. ganz weit und klein winken sah, hörte ich plötzlich meinen Namen rufen.

Ich sprang auf. Draußen eine kleine, schlecht beleuchtete Station. Jetzt merkte ich erst, daß der Zug hielt. Draußen lief ein langer, magerer Bahnbeamter den Zug entlang, schwenkte ein Telegramm und rief meinen Namen.

Wie ich hinauskam, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, ich habe im vorhinein gewußt, was im Telegramm stand. Mein Regisseur telegraphierte: F. ist verunglückt. Er liegt im Sterben. Er will dich noch einmal sehen. Komme sofort zurück.

Ich stand allein auf dem leeren Bahnsteig mit einer kleinen Handtasche. Der Zug fuhr weiter mit den andern. Es war halb eins in der Nacht. Es regnete. Ich wußte gar nicht, wie die Stadt hieß. Ich lief zur Kasse. Der nächste Zug fuhr um drei Uhr morgens. Das Billet kostete achtundneunzig Rubel. Ich hatte genau dreißig bei mir. Genau so viel, wie ich noch für meine Verpflegung bis Leningrad gebraucht hätte. Dort sollte ich mein Gehalt bekommen. Aber ich mußte zurück. Ich hatte noch zweieinhalb Stunden, um mir das Geld zu verschaffen. Nach Mitternacht, in einer wildfremden Stadt.

Ich lief in das Städtchen. Es war sehr klein. Aber ein Kino wird es hier doch geben, überlegte ich mir. Ich kann dort meine Legitimation vorzeigen, zeigen, daß ich zur Gewerkschaft gehöre. Man wird mir helfen.

Das einzige Kino war leicht zu finden. Es war schon dunkel. Die letzte Vorstellung war lange aus. Wenn ich hier niemanden fand, dann wußte ich wirklich nicht mehr, an wen ich mich wenden sollte. Ich war schon wieder auf der Straße, als ich durch ein Schlüsselloch Licht fallen sah. Da trat ich ein. Es war die Kassiererin des Kinos, die gerade das Geld einpackte und im Begriff war zu gehen. Ich erzählte ihr alles. Die Liebe mit F. Das Unglück. Das Telegramm. Ich wollte ihr das Telegramm zeigen, Ich hatte es nicht. — Verloren! Nun dachte ich, daß sie mir kein Wort glauben würde und begann zu weinen.

Die Kassiererin, eine ältere Person mit

Augengläsern, starrte mich schweigend an und ließ mich sprechen. Dann sagte sie: „Ich würde ihnen die siebzig Rubel gern geben, aber ich habe schon abgerechnet, es ist schon eingetragen. Ich darf aus diesem Paket keinen Rubel mehr herausnehmen.“

„Dann ist alles aus!“ sagte ich.

„Warten Sie. Man darf nicht gleich so sprechen, liebe Genossin. Man ist doch nicht allein. Ich muß das Geld noch heute nacht dem Direktor abliefern. Kommen Sie mit. Zeigen Sie ihm Ihre Dokumente. Vielleicht gibt er ihnen die siebzig Rubel.“

„Schnell! Bitte, kommen Sie schnell! Es sind schon vierzig Minuten verloren von meinen zweieinhalb Stunden.“

„Er wohnt weit.“

„Kommen Sie!“

Und wir eilten, wir liefen durch krumme, holprige Kleinstadtgassen. Noch und noch. Es hatte geregnet. Die Genossin neben mir keuchte. Sie hatte ein krankes Herz, ich weinte, daß ich sie quälen mußte. Schneller, schneller. Ich mußte doch! Endlich kamen wir an. Sie lehnte sich erschöpft an das Tor. Sie war nicht mehr imstande, die Stiege hinaufzugehen.

„Geben Sie mir das Geld und die Abrechnung. Ich übergebe sie dem Direktor.“

Sie gab es mir. Ich rannte hinauf und hämmerte wie wahnsinnig an der Türe. Der Mann der schläfrigg und halb angekleidet öffnete, starrte mich überrascht und mißtrauisch an, als ich ihm das Geld überreichte. Er verstand kein Wort von dem, was ich in rasender Hast da sagte. Mir war es vollkommen bewußt, daß er kein Wort verstehen würde und gleich die Miliz anrufen würde, um eine Wahnsinnige abholen zu lassen, und ich begann zu weinen. Die Zeit verging. Der Bahnhof war weit.

Da keuchte die Kassiererin die Stiegen herauf und erklärte dem Direktor meine Situation. Ich hörte nichts davon. Ich reichte ihm alle meine Dokumente und bettelte weinend: „Nehmen Sie das als Pfand. Geben Sie mir siebzig Rubel.“

Der Kinodirektor schüttelte bedenklich den Kopf: „Schreiben Sie eine Quittung. Ich gebe Ihnen hundert. Vielleicht wird noch alles gut werden.“

Die Kassiererin schrieb die Quittung. Meine Hände zitterten so, daß ich keinen Bleistift halten konnte, Ich sagte nur: „Dan-

ke“, und rannte die Stiegen hinunter. Von unten erst rief ich hinauf: „Wie gehts nach dem Bahnhof? Nach rechts oder nach links?“

Man rief mir etwas zurück. Ich weiß nicht, ob ichs richtig verstanden habe. Ich rannte in Dunkel hinein und war überzeugt, daß ich mich verirren würde. Ich stürzte zweimal. Ich rannte weiter. Endlich. Ich glaubte nicht, daß ich ankäme. Und ganz plötzlich stand ich vor dem Bahnhof. Die große beleuchtete Uhr zeigte zehn Minuten vor Drei.

Ich rannte zur Kasse, kaufte die Fahrkarte und setzte mich in den Wartesaal. Da hockten und lagen etwa fünfzig Menschen. Arbeiter, Bauern, Frauen, Kinder. Alle schliefen. Es war ganz still. Ich saß in einer Ecke, starrte auf das dunkle, nasse Fenster und sah F. ganz, ganz weit und klein im Dunkel stehen und mir zuwinken. Noch fünf Minuten waren es bis zur Einfahrt des Zuges.

Da griff ich plötzlich, ich weiß nicht, warum, nach meinem Täschchen und wollte nach meiner Fahrkarte sehen, die ich dort hineingesteckt hatte — sie war nicht da. Ich schüttete den ganzen Inhalt des Täschchens aus — sie war nicht da. Ich drehte alle meine Taschen um — nicht da! Ich hatte meine Fahrkarte verloren! Der Zug lief in fünf Minuten ein, und ich hatte nur noch zweiundreißig Rubel. Ich schrie auf, so laut, daß sehr viele erwachten und die Köpfe hoben. Sie legten sie aber gleich wieder zurück. Nur ein alter Arbeiter trat zu mir, setzte sich an meine Seite und fragte, warum ich geschrien hätte. Und ich erzählte ihm alles. Diesmal aber ganz verständlich, sogar merkwürdig ruhig. Es war mir, als wenn ich mein Testament diktiert hätte. Ich war überzeugt, daß jetzt alles verloren sei. Ich kann nicht zum Sterbenden fahren und kann und will natürlich nicht weiterleben. Das sagte ich dem Alten auch.

„No, no“, brummte er, „mitschewo, Genossin. Man ist ja nicht allein.“ Und der Alte erhob sich, kletterte nicht ohne Mühe auf die Bank und begann in der Art eines geübten Redners: „Genossen und Genossinnen!“

Die Schläfer hoben erst verwundert die Köpfe. Dann setzten sie sich auf. Sie rückten näher und sammelten sich allmählich, aufmerksam zuhörend. um uns, Und der

Alte erzählte ihnen meine Geschichte. Schade, daß ich sie nicht aufgeschrieben habe. So wunderbar einfach, kurz. Dann schloß er: „Wir müssen Solidarität zeigen. Wir müssen dieser unglücklichen Genossin helfen, ihre Fahrkarte wiederzufinden. Was einer nicht kann, das schaffen vierzig Menschen schnell.“

Und glaube mir, der ganze Wartesaal, ohne Ausnahme — es waren mehr als vierzig Menschen — begann zu suchen. Sie krochen auf allen Vieren auf dem Boden herum, auf dem feuchten Bahnsteig und betasteten jeden verdächtigen Fleck. Nichts! Da fuhr der Zug ein.

Sie konnten nicht länger suchen. Der Zug hatte nur vier Minuten Aufenthalt. Als die Leute an mir vorbei sich zum Zuge drängten, entschuldigte sich jeder, daß er nicht länger suchen konnte.

Ich rannte zur Kassiererin. „Geben Sie noch eine Fahrkarte. Ich habe ja das Geld für die Reise bezahlt“, weinte ich, „es handelt sich ja nur um ein Stückchen Karton, das Sie mir zweimal geben.“

„Ich kann nicht“, antwortete sie, „sonst kann ich nicht abrechnen.“

Zwei Minuten bis zur Abfahrt. Ich dachte: wenn der Zug abfährt ohne mich, dann werfe ich mich unter die Räder! Und ich stand da und konnte nicht weiter...

Aber was tut man, wenn man nicht weiter kann? Man geht zur GPU.

Ich rannte zur Bahnhofswache, stürzte hinein und begann dem Diensthabenden in rasender Schnelligkeit alles zu erzählen. Ich hätte unmöglich Zeit gehabt, ihm alles klarzumachen, und er hat auch bestimmt nichts verstanden. Aber er wartete das Ende gar nicht ab. Vielleicht hatte er auch schon die Rede des Alten gehört. Er faßte mich unter den Arm und zog mich hinaus. „Gehen wir zur Kasse“, sagte er mit einer Stimme, die wie ein eisernes Geländer war, an dem man sich festhalten konnte.

„Hat diese Bürgerin eine Fahrkarte bei Ihnen gekauft?“

„Ja.“

„Dann geben Sie ihr noch eine. Schnell. Wir ordnen die Sache nachher.“

Der Zug setzte sich bereits in Bewegung. Der Genosse von der GPU schleifte mich hin, denn ich hielt mich kaum mehr auf den Beinen. Er hob mich in den Wagen,

sprang selber auf das Trittbrett und rief noch dem Schaffner zu: „Sorge für diese Genossin! Sie hat irgendeinen großen Kummer.“

Dann sprang er vom fahrenden Zug.

Der Schaffner führte mich behutsam, wie eine Kranke zu meinem Platz. Nach zehn Minuten kam er wieder. „Ich habe Ihnen ein paar Bücher gebracht, Genossin. Da lesen Sie. Man soll sich dem Kummer nicht wehrlos überlassen, denn davon hat niemand einen Nutzen.“

Ich kam trotz alledem zu spät: F. war bereits tot. Aber ich kann dir ehrlich sagen, daß ich nicht weiß, ob ich das hätte so ertragen können, wenn es mir nicht noch in den Ohren geklungen hätte: „Man ist ja nicht allein!“

Béla Balazs

DIE STECHMÜCKEN

Adygeisches Märchen

Die Stechmücken hatten ihren Fürsten verloren. Da versammelten sie sich und sprachen: Wie sollen wir ohne einen Fürsten leben? Alle haben einen Fürsten, nur wir nicht. Wir müssen uns auf den Weg machen, um ihn zu suchen und zu befreien.

Da setzten sich die Stechmücken auf die Pferde und machten sich auf die Suche nach ihrem fürstlichen Herrn und Gebieter.

Als sie so über Land ritten, brach die Nacht herein. Bei einer alten Maus kehrten sie ein. Mißmutig saßen sie bei Tische, sangen keine Lieder, erzählten sich keine Geschichten.

Warum seid ihr so traurig? fragte die alte Maus ihre Gäste.

Da erzählten ihr die Stechmücken, was für ein Unglück sie betroffen hatte.

Die alte Maus lächelte. Sie sagte: Ist denn das ein Unglück? Höret: ich und mein Alter, wir hatten zwölf liebe Mäusekinder, und alle sind ums Leben gekommen. Zwei ertranken in einem Faß mit Schafskäse, drei erstickten in einer Schüssel mit Hirsebrei, die andern wurden von einem herabfallenden Brett erschlagen. Da lebte nur noch ein einziges Mäusekind, unser allerjüngstes, unser Lieblingsmäus-

chen — das fraß der Kater. Jetzt wißt ihr, was ein wirkliches Unglück ist. Aber einen Fürsten verlieren, das ist kein Unglück. Man kann ganz gut ohne Fürsten leben.

Wahrhaftig! dachten da die Stechmücken — haben wir denn einen Grund, uns zu grämen? Wozu kann uns ein Fürst nütze sein?

Seit dieser Zeit leben die Stechmücken ohne Fürsten, und sie leben in Frieden und Wohlstand.

IN MOSKAUER ANTIQUARIATEN

Als wir deutschen Schriftsteller emigrierten, bedrückte uns, neben mancherlei tieferem Kummer, der Verlust unserer Hausbibliothek. Das zeugt durchaus nicht von kleinbürgerlicher und bibliophiler (sozusagen bibliophilistischer) Besitzanhänglichkeit. Gewisse Bücher sind Freunde; und ein wie „totes Inventar“ auch gedrucktes Menschenwerk sein mag, es wächst uns reinem bisweilen schier ebenso fest ans Herz (und ans Hirn) wie mancher lebendige Mensch; ja, nicht wenige Bücher, selbst Broschüren und Zeitschriftenhefte, prägen sich unserm Innern inniger ein als manche Gegenstände „realerer“, animalischerer Amouren. Zweierlei Trost dämpfte unsern Kummer über den Verlust auch der wertvollsten Druckwerke: erstens die Hoffnung, es möchte ihr marxistischer Teil recht gründlich zur „Zersetzung“ der faschistischen Bücherräuber beitragen; und zweitens die Erkenntnis der materiellen Unmöglichkeit, die in jedem Sinn teuren Lieblinge kistenweise in die meist unstäte und enge Bleibe nachkommen zu lassen, in der, in den bürgerlichen Emigrationszentren, ein pauperisierter Emigrant Unterkunft findet.

Aber aus diesen bürgerlichen Emigrationszentren kamen viele von uns in die Sowjetunion zur aktiven Teilnahme am sozialistischen Aufbau, und wir fanden hier unsere erste wirkliche Heimat... und in dieser allmählich unsere erste, jawohl, unsere erste wirkliche, nämlich planvoll auserlesene (und auszulesende!) Hausbibliothek. Daß wir auch dergleichen in der UdSSR finden würden, erschien uns noch in den Emigrationszentren des kapitalistischen Auslands als eine Utopie und Phan-

tasmagorie reiner Toren. Denn erstens ver-
meinten wir, daß es außer den jeweiligen
Neuerscheinungen der Verlagsgenossen-
schaft Ausländischer Arbeiter hier deut-
sche Bücher, zumal Werke der deutschen
Literaturvergangenheit, etwa Klassikeraus-
gaben, kaum gäbe; es herrschen draußen
ja die grotesksten Vorstellungen von dem,
„was es in Moskau nicht gibt“. Zweitens
wähten wir, daß unsereiner sich Bücher
hier noch weniger leisten könnte als in
Deutschland, wo meine eigene beträchtliche
Bibliothek größtenteils aus geschenkten
und sonstwie dedizierten Exemplaren
(sehr vielen Rezensionsexemplaren) be-
stand. Aber auch diese kleine Frage wird
durch die große Wahrheit beantwortet, daß
es zwei Welten gibt: die wahrhaft neue
Welt, die Sowjetwelt, ist nicht nur reich
an so wertvollen Büchern, wie man sie
selbst in Deutschland selten gesehen hat —
der ständig wachsende allgemeine mate-
rielle und kulturelle Wohlstand bewirkt
auch ihren Massenverkauf in den staatlichen
Buchhandlungen. (Der kulturelle
Wohlstand insofern, als er die Volksmas-
sen in gewaltigem Ausmaß zum kollektiven
Studium fremder Sprachen und Litera-
turen, gerade auch der deutschen, an-
spornt.)

Denn man findet deutsche Bücher nicht
nur in den staatlichen Bibliotheken wie in
der Zentralen Staatsbibliothek für ausländische
Literatur oder in der kolossalen Biblio-
thek des Marx-Engels-Lenin-Instituts
oder in der gigantischen Lenin-Bibliothek,
die schon vor ihrem Einzug in ein neues
Riesengebäude ein Wunder an bibliogra-
phischer Vollständigkeit ist. Man findet
deutsche Bücher in speziellen Regalen
eines jeden Antiquariats. Und solcher An-
tiquariate, die einem Staatstrust zugehören,
gibt es hunderte allein in Moskau und Le-
ningrad.

Verweilen wir kurz bei den moskauer An-
tiquariaten. Die Preise sind durchweg ge-
ring, selbst in jenen Antiquariaten, die
nicht zum Literatur-Fond gehören, welcher
den Mitgliedern des Unionsverbands der
Sowjetschriftsteller einen zwanzigprozentigen
Rabatt bei jedem Einkauf gewährt.
Aber was kauft man ein? Ich beichte sum-
marisch, was ich selbst bisher kaufte: zu-
erst alle erreichbaren Werke der Klassiker
des Marxismus und der revolutionären
Belletristen unserer Zeit; dann, gleich-

falls systematisch, Gesamt- und Einzelaus-
gaben aller für mich als Literaturlehrer
und -kritiker unentbehrlichen deutschen
belletristischen Werke von Christian Reu-
ters „Schelmuffsky“ bis zu Heinrich Manns
„Liliane und Paul“, darunter eine Erstaus-
gabe des „Wandsbecker Boten“ von Mat-
thias Claudius und die erste (sechsbändige)
Gesamtausgabe dessen, was Gerhart
Hauptmann vor seiner Entartung produ-
zierte; die alt- und mittelhochdeutsche Li-
teratur in den neuhochdeutschen Übertra-
gungen einer zwölfbändigen Ausgabe der
Werke Karl Simrocks; dann die besten
Übersetzungen ausländischer Werke: russi-
scher von Puschkin bis Scholochow, fran-
zösischer von Molière bis Malraux, italie-
nischer von Dante bis Germanetto, anglo-
amerikanischer von Shakespeare bis Sin-
clair; daneben je ein halbes Dutzend lyri-
scher Anthologien und literarhistorischer
Monographien (einschließlich des „Theaters
der Reichshauptstadt“, des Erstlings von
Siegfried Jacobsohn); schließlich philoso-
phische Gesamt- und Einzelausgaben von
Plato bis Schopenhauer und Nietzsche.

Wonach man in deutschen Buch-
handlungen lange vergebens fahndete —
hier entdeckt man es schnell. Zwei Jahre
brauchte ich in Deutschland, um einen
vollständigen Borne aufzutreiben; hier ent-
deckte ich gleich zwei nebeneinander. Wo-
her dieser Reichtum? Es sind teils die Bü-
cher ehemaliger Kapitalisten und Gutsbe-
sitzer (oft steht ein gräflicher Name
drin) teils solche, die man als entbehrlich
verkauft, um unentbehrliche dafür zu kau-
fen; daher die vielen Körner-Ausgaben, die
jeder ja gern entbehrt. Ich selbst kaufte
und verkaufte zwei Goethe-Ausgaben, eh
ich die fand, die ich suchte: die vollständige
Cottasche mit Goedekes Kommentaren.
A propos Goethe — mein Glanzstück: drei
Bände der großen Propyläen-Ausgabe des
Verlags Georg Müller, darunter der prach-
tvolle erste Supplementband, der sämtliche
Bildnisse Goethes enthält. Ich leugne
nicht, daß man bisweilen auch kitschige
Schmarren antrifft (Marlitt, Bloem und so)
zu deren Beseitigung die kritischen Hin-
weise der Sowjetpresse viel beitragen und
unsere eigenen mündlichen Hinweise voll-
ends beitragen können; aber das Gute
überwiegt. Es überwiegt auch in den Re-
produktionen von Werken bildender Kunst;
man findet die packendsten Daumier-

Mappen, die lustigsten Wilhelm-Busch-Alben. Sehr amüsant sind die vor Jahrzehnten hineingeschriebenen Widmungen. In die petersburger deutsche Erstausgabe von Tolstois „Anna Karenina“ schrieb einer — offenbar selber ein Autor — zu Beginn der achtziger Jahre hinein: „Wir können aus diesem Buch lernen, wie wir es nicht machen sollen. Trotzdem scheint Leo Tolstoi sich zu klären und auf Umwegen so etwas wie die literarische Zukunft Rußlands zu repräsentieren.“

Jedenfalls: kein Verwandter, kein Bekannter, kein Freund, keine Freundin und gewiß auch kein Einsender von Rezensionsexemplaren beschenkt einen so liebevoll, sinnvoll, geschmackvoll, wie man sich selber bei einem Gang durch moskauer Antiquariate beschenkt!

Franz Leschnitzer

DIE GEHEIMNISSE EINER MILCHFRAU

Es wäre ein Irrtum zu glauben, die Feinde der Sowjetunion bedienen sich in ihrer Propaganda stets der gleichen, leicht oder sofort erkennbaren Waffen. Die Antisowjetpropaganda verfügt vielmehr in ihrem Arsenal über mannigfaltigste Instrumente, man wechselt vielfach die Methoden, und nicht immer leistet man sich das grobe Kaliber, das Goebbels in Nürnberg verwendet. Es gibt die offenen, brutalen Frontangriffe, die schamlosen, spektakelnden Volksbetrüger, aber auch die weinerlichen, sentimentalischen Straßensänger, die an das Mitleid zu rühren versuchen und heuchlerisch vom „wahren Menschentum“ ihre wehleidige Romanze singen.

Zur Zeit, da der Faschismus in Deutschland immer mehr kleinbürgerliche Massen zu erfassen vermochte, tauchte in Österreich eine gewisse *Alexandra Rachmanowa* auf, deren Roman „Milchfrau in Ottakring“ besonders von der nationalsozialistischen Presse propagiert wurde. Der Roman hatte eine ziemliche Verbreitung und wurde in mehrere Sprachen übersetzt; der Absatz ihres ersten Buches ermunterte die Autorin ihre Tätigkeit fortzusetzen, sie spezialisierte sich auf das Thema „Anti-

sowjethetze“ und fabrizierte eine Mischung, die den Propagandisten der Goebbels-Kammer geeignet erschien, vertrieben zu werden. In rascher Folge erschienen drei andere Bücher: „Ehen im roten Sturm“, „Studentenliebe, Tschecha und Tod“, endlich „Die Fabrik der neuen Menschen“. In Berlin wird einer dieser Romane zur Zeit verfilmt. Die Giftfabrikation bringt der Rachmanowa klingenden Lohn.

Diese Frau befolgte die Taktik, sich als unglückliches Opfer auszugeben, und wählte die Form des Tagebuches, den Ichnon, um unmittelbarer auf unkritische Leserinnen wirken zu können, sie bemühte sich als Frau zur Frau zu sprechen und nahm die Pose der Gattin an, die ihres angeblich unschuldig verfolgten Mannes wegen ihre Heimat opferte und auf diese Weise sentimentale Gemüter rühren wollte; sie erzählte von ihrer privaten Not und spielte sich als die leidende, verfolgte Unschuld in Person auf. In ihrem ersten Buch schilderte sie, wie sie als Ausgewanderte im Kleinbürger- und Proletarierviertel Ottakring in Wien einen Milchladen eröffnete, hob hervor, daß ein solcher Beruf für sie entwürdigend wäre, und erzählte in einem arroganten Ton von den Gesprächen mit den Kleinbürgerinnen ihres Viertels, rümpfte ihre Nase über das Elend der Arbeiterfrauen und bewies in einer hämischen Darstellung der Auswirkungen der wiener Ereignisse vom 15. Juli 1927, daß sie ihre Ausweisung aus der Sowjetunion verdient hatte. In ihren späteren Schriften überwand sie die letzten Hemmungen, die sie anfangs noch beherrscht zu haben scheinen, und spielte sich als Kennerin des Alltagslebens in der Sowjetunion auf, jetzt entwarf sie nach dem üblichen faschistischen Schema das Gemälde von Mißständen in Fabriken und Schulen; man begegnete einer Reihe Typen, die von der Antisowjethetze bevorzugt werden, diese Typen stehen bereits fest, man hat korrupte, brutale, lüsterne Funktionäre erfunden, die mit Menschenleben ihr Spiel treiben, über Leichen gehen, junge Mädchen unbekümmert in den Tod jagen und Karriere um jeden Preis machen wollen. Alle diese Typen, denen die Rachmanowa begegnet sein will, führen aber schon seit vielen Jahrzehnten ihr Dasein in der *Kolportage*.

Literatur, man ist ihnen schon viel früher als in der Antisowjethetze begegnet, es sind alte, unangenehme Bekannte aus Detektiv- und anderen Groschenschmökern, die Rachmanowa hat keine dieser lasterhaften egoistischen Typen erfunden, sondern aus der Erinnerung schablonenhafte Figuren in *Schundromanen* imitiert; neu war nur die Wahl des Etiketts, auf dem die Kopistin der Groschenromane ihre Figuren als „neue Menschen“ bezeichnete, das sollte ironisch gemeint sein.

Die Rachmanowa spielte sich schon in ihrem ersten Buche als eine seelisch leidende Frau auf und suchte sich interessant zu machen, indem sie sich auf Dostojewski berief und alle jene Requisiten verwandte, die ein unkritischer, kleinbürgerlicher Durchschnittsleser mit dem Begriff „Rußland“ zu verbinden pflegte. Da ist die Weite, da sind die langen Winternächte, die melancholischen, sentimentalischen Lieder, da sind natürlich die moskauer Kirchenglocken, und da ist vor allem der „russische Mensch“, dieses Wesen, das mit sich selbst zerfallen ist, an sich leidet und sich zur Untätigkeit verurteilt, weil es mit der bösen Welt nichts anzufangen weiß. Im Westen sind vor allem durch die konterrevolutionäre Literatur nach 1905 diese Vorstellungen vom „russischen Menschen“ verbreitet worden, der wegen seiner Indolenz und politischen Ungefährlichkeit allen Gegnern der proletarischen Revolution willkommen war. Die Rachmanowa rupfte sich das Unkraut aus dem Dungehaufen der Arzibatschew aus und meinte, es würde als wohlduftende Blume erscheinen. Es ist *literarische und politische Falschmünzerei*, wenn die sich klassenmäßig degradiert fühlende Milchfrau von Ottakring dem Leser vortäuscht, ihre Requisiten hätten irgend etwas mit den Bürgern der Sowjetunion zu schaffen. Sie haben nirgends anders bestanden als in der Kolportageliteratur des zaristischen Rußland wie des Westens und sind bewußte literarische Erfindungen im schlechten Sinne, zugleich die Klischeefiguren der nationalsozialistischen Antisowjetpropaganda. Woher kommt diese Frau? Sie ist in ihren Romanen sehr geschwätzig, und ist auch sehr mitteilksam in der Offenbarung ihrer Wehleidigkeit, aber man wird sich vergebens bemühen, den Grund festzustellen, weswegen ihr Mann, angeblich ein

Intellektueller österreichischer Nationalität, die Sowjetunion im Jahre 1927 verlassen mußte. Mit gleichem Eifer unterläßt sie jede spezielle politische Äußerung. Die Rachmanowa will als *Opfer* erscheinen, als Opfer angeblich „blind wütender Kräfte“. Der Inbegriff alles Bösen ist für jeden Feind der Sowjetunion im Wort „Tscheka“ enthalten. Nichts haßt ein solches Individuum mehr als die Organe der revolutionären Wachsamkeit! Die Rachmanowa gebärdet sich deshalb als eine von der „Tscheka“ Verfolgte, noch in ihrem Milchladen zu Ottakring hält sich die Milchfrau, die sich über ihre eigene politische Rolle im Leben ihres obskuren Mannes in Schweigen hüllt, für verfolgt, ohne auch nur ein einzigesmal den Grund der Ausweisung ihres Mannes anzugeben, den sie nach Agentenmanier als harmlosen Trottel erscheinen läßt. Es liegt Absicht in dieser Methode, sich als verfolgte, ahnungslose Unschuldige aufzuspielen, um den unkritischen Leser das Gruseln zu lehren. Aber auch derartige Propagandatricks sind in der antibolschewistischen Hetzliteratur nicht neu, auch hier erweist sich die Rachmanowa als Kopistin.

Alles, was diese literarische Falschmünzerin unternimmt, beweist Unechtheit und nicht zuletzt ein spießiges Gehabe, das allein schon Grund genug wäre, um zu beweisen, daß solche Wesen nichts in der Sowjetunion zu suchen haben und nicht nur unfähig sind, am Aufbau des Sozialismus mitzuwirken, sondern sich auch als seine Feinde herausstellen. Unsolidarisch, unecht, verkümmert und verkrampft, von Ressentiments vergiftet sind sie in den Vorstellungen ihrer ökonomisch und politisch liquidierten Klasse befangen, täuschen eine Weile Assimilationsbemühungen vor und erliegen bereits bei den ersten Schwierigkeiten, um bei Zeit und Gelegenheit zu Agenten zu werden. Die deklassierte Intellektuelle Rachmanowa fand den Beruf einer Milchfrau entehrend, als Verfasserin von Hetzpamphleten gegen den Aufbau des Sozialismus hält sie sich am rechten Platz, sie konnte ihre „Verbannung“, wie sie lamentiert, nicht besser begründen, sie war und ist ein parasitäres Individuum, eine Feindin des arbeitenden Volkes.

Georg Forster

ZU UNSERN BEITRÄGEN

Der bittere Maxim Gorki von Johannes R. Becher ist einem Gedichtband „Der Glücksucher und die sieben Lasten“ entnommen, der in der Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter, Moskau, erscheint.

Kirill wird in den Kreml befohlen von F. Panferow ist ein Kapitel aus einem soeben (russisch) erschienenen Roman „Schaffen“, der durch die Figur des Haupthelden, Kirill Shdarkin, zusammenhängt mit der Trilogie „Kommune der Habenichtse“, „Genossenschaft der Habenichtse“, und „Mit festen Schritten“. Diese Trilogie ist in deutscher Sprache in der Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter, Moskau, erschienen.

Vögelchen von A. Fadejew sind zwei Kapitel aus dem dritten Teil des Romans „Die letzten Udehen“, erschienen im moskauer Staatsverlag.

Kotschubej ist ein Kapitel aus einem soeben erschienenen Roman gleichen Titels von Arkadi Perwenzew.

Tanjka macht die Augen auf von Julius Hay wird zum erstenmal im „Wort“ veröffentlicht. Alle Rechte, vor allem das der Aufführung und Übersetzung behält sich der Autor vor.

Die „Newa“ kommt! ist eine abgeschlossene Szene aus einer Szenen-Montage, die Friedrich Wolf unter dem Titel „Wir sind mit euch“ für das „Haus der selbsttätigen Theater“ in Moskau geschrieben hat.

Engels — eine Stadt an der Wolga ist ein (stark gekürztes) Kapitel aus einem demnächst erscheinenden Buch „Deutsche Freiheit an der Wolga“ von Fritz Brügel.

Die Volkskunst-Nachdichtungen von Hugo Huppert erfolgten nach einem großen, zum 20. Jahrestag der Oktoberrevolution erscheinenden Sammelwerk „Das Schaffen der Sowjetvölker“; die Nachdichtungen von Hedda Zinner und F. N. nach dem 1935 im moskauer „Staatsverlag für schöne Literatur“ herausgegebenen Sammelband „Lieder der Völker in der UdSSR“ von A. P. Globa. Die Gedichte von S. Stalski, A. Lahuti, S. Wirgun und K. Schamssi (nachgedichtet von Klara Blum, Hedda Zinner und Erich Weinert) wurden den in russischer Sprache erschienenen Werken der betreffenden Dichter entnommen.

Die Stechmücken — ein altes Volksmärchen, wahrscheinlich entstanden in einem der zahlreichen Kämpfe des kleinen adygeischen Volkes mit seinen Fürsten. (Heute: Autonomes Adygeer Gebiet, im Nordkaukasus mit der Hauptstadt Maikop.)

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

R e d a k t i o n :

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel

Heft 12

Dezember 1937

J O U R G A Z - V E R L A G M O S K A U

INHALT

	Seite
<i>Prosa und Lyrik:</i>	
Bertolt Brecht: Deutsche Satiren	3
Rudolf Leonhard: Weihnachtsmärchen	6
Werner Ilberg: Der Förster und der Wilderer	15
Schalom Ben-Chorin: In dieser Zeit	16
Oskar Maria Graf: Die Weihnachtsgans	18
<i>Übersetzungen:</i>	
Alexej Tolstoi: Iwans Tod	23
<i>Essay:</i>	
Julius Hay: 12. Dezember 1937	39
Franz Leschnitzer: Über drei Expressionisten	44
Ernst Bloch: Originalgeschichte des Dritten Reichs	54
<i>Kulturerbe:</i>	
Johann Michael Moscherosch: Teutschlands Unfall	74
<i>Zwei Geburtstage:</i>	
Bernhard Ziegler: Arnold Zweig 50 Jahre	77
Gustav Wangenheim: Albert Bassermann	78
<i>Kritik:</i>	
Kurt Kersten: Dein unbekannter Bruder	82
Maria Arnold: Sittinger unveränderlich?	84
Rudolf Fuchs: Eine Frau aus dem Erzgebirge	88
Hannes Waterkant: Denkt man...	90
Fritz Erpenbeck: Ein Warenhausroman	92
Viktor Röbig: Die Biographie eines Sonderlings	94
Fritz Brügel: Aristokratischer Faschismus	97
Fr. Halas: Deutsche Nachdichtungen tschechischer und slowakischer Lyrik	101
<i>An den Rand geschrieben:</i>	
Maria L.: „Diktatur der grauen Theorie“	103
K. O.: Paul Vaillant-Couturier	104
Zu einer Buchbesprechung	104
Ludwig Adam: Blinder Genosse	104
W. S.: Filmpolitische Nichtintervention	105
Kleine deutsche Chronik	105—107
Suleiman Stalski	108
<i>Bibliographie:</i>	
Antifaschistische Publizistik. August — September 1937	109

DEUTSCHE SATIREN

Für den deutschen Freiheitssender

von

Bertolt Brecht

DAUER DES DRITTEN REICHES

Der Führer versichert, daß das dritte Reich
 30 000 Jahre dauern wird. Daran
 soll höheren Ortes kein Zweifel bestehen. Zweifel
 soll höheren Ortes nur bestehen, ob das dritte Reich
 den nächsten Winter überdauern wird.

Der Führer versichert, daß der kommende Krieg
 gewonnen werden wird. Daran
 soll höheren Ortes kein Zweifel bestehen. Den Krieg gewinnt
 wer die meisten Rohstoffe, die meisten Lebensmittel
 und die ausdauerndsten Soldaten hat.
 Wenn also alle Soldaten, die in die Tanks steigen
 lange genug drinnen bleiben
 alle ihre Frauen und Kinder Rüben fressen und
 Großvater Stilke seine Abfalltonne tüchtig nach Zinn auskratzt
 muß der Krieg, der kommen wird, gewonnen werden.

Den nächsten Weltkrieg werden wir gewinnen
 wenn wir genügend Abfall sammeln. Daran soll
 höheren Ortes kein Zweifel bestehen. Zweifel besteht nur
 ob zum Beispiel die Leitungsdrähte
 die statt aus Kupfer aus Aluminium gemacht werden müssen
 lange genug halten werden. Der Führer versichert, sie halten
 30 000 Jahre.

VERBOT DER THEATERKRITIK

Als der Propagandaminister
 die Kritik des Volkes an der Regierung verbieten wollte, verbot er
 die Theaterkritik. Das Regime
 liebt das Theater sehr. Seine Leistungen
 liegen hauptsächlich auf theatralischem Gebiet.
 Der virtuoson Handhabung des Scheinwerfers
 verdankt es nicht weniger, als der
 virtuoson Handhabung des Gummiknüppels.
 Seine Galavorstellungen
 werden im Radio über das ganze Reich verbreitet.
 In 3 Kolossalfilmen
 von denen der letzte 8000 Meter lang ist
 hat der Hauptdarsteller den Führer gespielt.
 Um den Sinn für Theater im Volk zu stärken
 wurde der Besuch der Vorstellungen zwangsmäßig organisiert.
 Alljährlich am ersten Mai
 wenn der erste Schauspieler des Reiches
 einen einstmaligen Arbeiter spielt
 werden die Zuschauer für das Zuschauen sogar bezahlt: 2 Mark
 pro Person. Keine Kosten werden gescheut für die Festspiele
 die unter dem Titel *Reichsparteitag* in der Nähe Bayreuths stattfinden.
 Der Kanzler selber
 tritt hier als reiner Tor auf und singt
 zweimal am Tage die berühmte Arie
Nie sollst du mich befragen.
 Es ist klar, daß so kostspielige Veranstaltungen
 vor jeder Kritik geschützt werden müssen.
 Wo käme man hin
 wenn jeder kritisieren könnte
 daß der Reichsjugendführer Baldur zu stark geschminkt ist
 oder daß der Propagandaminister einen so falschen Ton hat, daß
 man ihm nichts mehr glaubt, nicht einmal
 seinen Klumpfuß? Überhaupt muß bei all dem Theater
 unbedingt verboten werden, daß Kritik laut wird, ja es darf
 nicht einmal gesagt werden, was gespielt wird
 wer die Vorstellung finanziert und
 wer die Hauptrolle spielt.

DIE JUGEND UND DAS DRITTE REICH

Das Regime behauptet, die Jugend
sei schon gewonnen für das dritte Reich
das bedeute, in zehn, zwanzig Jahren
werde das ganze Volk nur noch
aus Anhängern des Regimes bestehen.
Welch ein kindlicher Rechenfehler!

Die ihr Brot noch nicht verdienen müssen
sondern es auf den Tisch gelegt bekommen, sagen:
es ist leicht, Brot zu bekommen. Soll das bedeuten, wenn sie
in zehn Jahren ihr Brot verdienen und es ihren Kindern
auf den Tisch legen müssen, werden sie
immer noch sagen: es ist leicht?

Denen das Mark noch nicht ausgesogen ist, die
loben das Regime, das soll bedeuten, wenn ihnen
einmal das Mark ausgesogen sein wird, werden sie
immer noch das Regime loben?

Die noch keine Kugel haben sausen hören, sagen:
es ist schön zu schießen. Das soll bedeuten, wenn sie
einmal die Kugeln sausen hören, werden sie
immer noch sagen: Krieg
ist schön?

Ja, wenn die Kinder Kinder blieben, dann
könnte man ihnen immer Märchen erzählen
da sie aber älter werden
kann man es nicht.

Wenn das Regime händereibend von der Jugend spricht
gleicht es einem Mann, der
die beschneite Halde betrachtend, sich die Hände reibt und sagt:
wie werde ich es im Sommer kühl haben mit
so viel Schnee!

WEIHNACHTSMÄRCHEN

von

Rudolf Leonhard

Carlshafen ist eine kleine Stadt in Deutschland, in Westdeutschland, in einer mittleren Landschaft, unter einem mittleren Klima, mit einer mittleren Bevölkerung. Sie ist in eine zarte, weite Biegung des Flusses Weser hineingeschniegt, in der Ebene, am andern Ufer des hier nicht sehr beweglichen Flusses steigen, unter Bäumen, ein paar Hügel ein wenig auf; das silhouetiert die Stadt und gibt ihr einen festen grünen Hintergrund. Überhaupt ist die Stadt sehr hübsch. Es ist auch eine besondere Stadt, dieses Carlshafen, oder es war eine, und aus der Zeit, als es besonders war, ist ihm eine besondere Form geblieben, die es jetzt nicht mehr ausfüllt. Die Stadt ist nämlich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts angelegt worden, mit einem Schlage, nach einem Plane — es ist keine Stadt, die sich entwickelt hat, sie ist gleich fertig gewesen und fertig geblieben.

Um den grauen, etwas trüben, unbewegten, ja leblosen Hafen, der nur ein toter Arm des Flusses ist, sind zwei Karrees von Häusern gruppiert, und diese beiden — mehrfach, konzentrisch sozusagen, angelegten Karrees bilden eigentlich die ganze Stadt, die ganze Stadt besteht aus ein paar ganz regelmäßigen Häuserblocks; denn diese Karrees sehn, zierlicher freilich als im Gleichton mancher neuen Siedlung, aus wie ein einziges Haus. Ein- oder zweistöckig, mansardiert, sind sie alle auf einmal angefangen, alle auf einmal ausgebaut, alle auf einmal beendet und bezogen worden; so waren ihre Schicksale gleich, und ihre Physiognomien sind so offenherzig gleich, wie es in der Welt häufiger sein müßte.

Große Pläne hatte man damals gehabt, als die Stadt erbaut wurde, denn die Gedanken, die zu den Zuckungen der französischen Revolution führen sollten, verliefen weit; und so war auch das kleine Carlshafen weit über seinen ökonomischen Gehalt hinaus angelegt worden. Es sollte eine große Tabakindustrie haben; die Häuser der beiden äußeren Karrees, die dem Hafen am nächsten liegen, sind große Schuppen. Aber Krisen kamen, die Schuppen stehn leer, der Hafen ist totes und ziemlich trübes Wasser. Carlshafen mit kleinem Gewerbe ist fast eine Landstadt.

Es hat sich, zum Lande hin, die Weser entlang, auch dies und das aus der Stadt heraus entwickelt oder dem Stadtrande angesellt, aber das ist ohne Bedeutung. So gibt es, am andern Ufer, am Hügel schon, für Touristen das große schöne Gasthaus zum Schwan — die Keller, in der Flußfeuchtigkeit des Bodens, müssen eine besonders günstige Luftzusammensetzung haben, jedenfalls gibt es, die Touristen wissen das, in diesem Gasthaus zu besonders gutem Essen besonders gepflegte, besonders kühle, besonders gehaltene Rheinweine. Die Touristen wissen das, aber für die Helden unserer Geschichte

hat das gar keine Bedeutung, die wissen das nicht, das liegt, vorläufig und für eine Weile noch, ganz außerhalb ihrer Welt.

Überhaupt kann gar nicht angegeben werden, warum diese Geschichte sich gerade in Carlshafen zutrug, aber auch das hat keine Bedeutung; die Vorgänge des Lebens gestalten sich, in ihren großen Linien, nach ehernen Gesetzen, aber zwischen den Linien liegt viel von dem Geröll, von den kleinen Steinen, die angestoßen werden und fortrollen, viel von dem, was wir Zufall nennen, weil wir voreilig und unaufmerksam sind. Wir wissen, wie eine Lawine entsteht und fortläuft — aber warum hat gerade dieses Steinchen zu rollen angefangen? Das ist so; und jedenfalls ist die Geschichte in Carlshafen geschehen.

Angefangen hat sie damit, daß dem Stadtsoldaten Gustav Hücksenbork ein Mann auffiel, von dem er später erfuhr, daß er Marc Merckser hieß. Weiß der Teufel, woher seine Eltern den in der Gegend ungewöhnlichen Namen Marc für den armen Teufel genommen haben; er hieß wirklich so, wie sich später herausstellte. Dieser Marc Merckser stand schräg vor einem Zigarrenladen, mitten auf der Straße, auf dem Fahrdamm sogar; er wäre ein Verkehrshindernis gewesen, wenn es dort einen Verkehr gegeben hätte. Es gab aber keinen, und so wäre das Herumstehen des Merckser dem Hücksenbork nicht weiter aufgefallen, wenn es nicht etwas Besonderes gehabt hätte. Merckser stand nämlich nicht fest, sondern schwankte. Er schwankte mit einer genauen, rhythmischen Bewegung nach rechts, kam wieder hoch, und schwankte nach einem sekundenbruchkurzen Anhalten in der Höhe — in der Höhe, wirklich, den er war sehr groß — in genau der gleichen Zeit genau so viel nach links, wie er nach rechts geschwankt hatte. Dann ging es wieder hoch, und wieder nach rechts, ziemlich weit, recht weit, es war ein Wunder, daß der Mann nicht umfiel, und wieder hoch, und wieder nach links, und so weiter.

Dieses außerordentliche Schwanken des großen dünnen, mitten auf dem Fahrdamm stehenden Mannes und mehr noch vielleicht der ganz außerordentliche Umstand, daß der Mann doch nicht auf dem Pflaster zusammenstürzte, erweckte die berufliche Neugier des Stadtsoldaten Hücksenbork. Es erweckte sogar seine Phantasie; er sah den langen abgerissenen Menschen schon gekrümmt auf dem Fahrdamm liegen, lange schwarze Glieder auf grauem Pflaster im gelben Laternenlicht — so trat er zu dem Manne und fragte etwas; fragte, da er in amtlicher Neugier fragte, barsch, und, da Phantasie im Spiele war, nervöser als die amtliche Barschheit es gewohnt war. Der Mann drehte sich mitten im Schwanken zu dem Stadtsoldaten, der von hinten kam, um, er schwankte um seine eigne Achse und stand nun schon vor Hücksenbork. Er sah ihn an, schräg, mit grauem strichigem Blick aus vorstehenden Augen, und sagte gar nichts. Er schwieg gar nicht besonders nachdrücklich; aber die Kombination des starren, stummen, schrägen Blicks mit der Erwartung der Antwort, die nicht kam, denn Merckser sagte noch immer kein einziges Wort, traf den Polizisten wie ein Steinwurf. Er fragte also noch einmal, heftiger, barscher, und fügte, als wieder keine Antwort

kam, in amtlich gesteigerter und beschleunigter Beredsamkeit andre Fragen hinzu. Der Blick des immer schweigenden Merckser senkte sich, immer trüber, immer schräger, die Augen verglommen. Sie hatten die dünne gelbe Schicht des Laternenlichts auf dem Pflaster erreicht, ehe Hücksenbork ungefähr zu Ende gefragt hatte. Und nun schwankte Merckser nach vorn, statt nach rechts oder nach links. Und ergriff, mühsam, einen Stein, der schwarz und gebuckelt im gelben Licht auf dem Pflaster lag. Und richtete sich wieder hoch. Und ehe der Stadtsoldat hätte eine Bewegung machen oder noch etwas sagen können, holte Merckser, mit schwacher Bewegung des langen schwarzen Armes, aus. Und schwankte noch einmal um seine eigne Achse, und warf den Stein nicht gegen den Polizisten, sondern in die Scheibe des Zigarrenladens, die grell zerklüftete.

Der Polizist, der nicht einmal zurückgewichen war, atmete gradezu auf. Nun war das hier eine klare Sache. Und ehe Merckser hätte zusammenbrechen können, verhaftete ihn Hücksenbork.

Die Sache war klar und verlief glatt. Merckser wurde vom Schnellrichter hart angefaßt und — er war wegen Bettelei und andrer Lappalien vorbestraft — für ein paar Tage ins Loch gesteckt.

Als er, zwischen dem ersten polizeilichen Verhör und der Verhandlung, die erste Nahrung bekam — nein, so etwas hatten Hücksenbork und die andern, die sich doch schon über vieles nicht mehr wunderten, noch nicht gesehen: mit welcher Gewalt, mit welcher Urgewalt der Kerl die trübe Brühe, die doch nur entfernt an ihren Rübenursprung erinnerte, und den Brotknust in sich hineinfräß!

Nun wäre die ganze Geschichte der Stoff für eine banale Notiz einer nicht reichen Lokalchronik gewesen und hätte keine Folgen gehabt — denn der Polizist hatte sie schon am nächsten Morgen vergessen, der Schnellrichter schon vor dem Urteilspruch in der nächsten Sache, und was sollte sie im Leben des verhungerten und verkommenen Merckser für Folgen haben, in einem zerstörten versickernden Leben, in dem nichts mehr Folgen hatte? — wenn nicht Wentuscheit in Carlshafen gelebt hätte.

Der war Journalist, ein Mann mit rundem Gesicht, abstehenden Ohren und immer verzogenen, vorgeschärften Lippen. Er kam aus einem ganz anderen Winkel Deutschlands, und es gefiel ihm nicht in Carlshafen, obwohl das doch so hübsch war. Und weil es ihm nicht gefiel, und weil er von fern kam, schrieb er gern über die Zugehörigkeit zum Boden, Verwurzelung gegen Wandertrieb, Nähenstärke und Fernensehnsucht. Er bejahte, wie er sagte, den Kirchturm; man müsse zurückgehn und den Kirchturm bejahn. Dabei dachte er bei allem, was er in der carlshafener Zeitung losließ, an Hannover; und bei dem, was er in Hannover und Cassel veröffentlichte, spähte er nach Berlin. Er war nicht mehr jung, und er war ehrgeizig. Er hatte, als junger Mann in der großen Stadt — aber war er denn wirklich mal jung gewesen? — ein paar literarische Bewegungen mitgemacht. Er hatte nach rechts und nach links geschwankt, nicht so sehr aus Gesinnungslosigkeit wie aus Verachtung gegen alles, gegen alle und gegen sich selbst, aus Ekel vor

dem Wort und der Welt, und weil er sich überall benachteiligt und zurückgesetzt fühlte; schließlich war er im Journalismus und in Carlshafen gelandet, fühlte sich aber immer als Deserteur der Lyrik, und die poetischen Reste verdarben ihm die journalistische Arbeit wie der Mangel an Präzision und aktueller Gewissenhaftigkeit ihm die Gedichte und Dramen verdorben hatte. Er schrieb zwischen allem Schreibbaren herum, ohne Gewissen, haßte aus schlechtem Gewissen, verbrannte vor Ehrgeiz, ohne es einzugestehn, und trank.

Er saß am Abend im Gasthaus zum Schwan — er ist von den Helden dieser Geschichte der einzige, dem dieses Gasthaus bekannt, schätzbar und zugänglich ist — neben einem schwarzhaarigen, dünngliedrigen Mädchen aus Hannoversch-Münden, das über die Feiertage zu Besuch nach Carlshafen gekommen war und für Wentuscheit an diesem Abend im Schwan immer dasselbe zierliche Lächeln festhielt, ein Lächeln, das grade noch das Zahnfleisch des Oberkiefers sorgsam bedeckt hielt. Mitten zwischen zwei Schlucken fiel dem Journalisten ein, daß er einen Artikel zu liefern vergessen hatte. Er schob den Teller weg, kramte in seinen Taschen, fischte den letzten Polizeibericht heraus und schrieb schon, auf den Rücken der Speisekarte; eine Karte nach der andern bedeckte er mit kleinen flüchtigen Linien.

Ehe er, ziemlich betrunken, zu Bett ging, diktierte er den Artikel dem gar nicht betrunkenen schwarzhaarigen Mädchen, das vor der Schreibmaschine das gleiche Lächeln festhielt wie vor der Rheinweinflasche. Da Wentuscheit, Welthasser und ehemaliger Lyriker, seinen Absatzmarkt gut organisiert hatte, erschien der Artikel in mehreren Zeitungen der Provinz und in einigen des übrigen Landes.

In diesem Artikel war aus dem Manne Merckser, der Landstreicher war, weil er arbeitslos und seit Jahren keine Unterstützung bekommen hatte, ein dumpf Getriebener geworden, mit Sternengefühl und Fernensehnsucht. Der Schnellrichter war zum väterlichen Geiste des Bodens geworden, der den Sternenflüchtigen und Fernensüchtigen gewaltsam liebend festhielt, wenn auch — das war nicht deutlich gesagt — zunächst hinter Gitterstäben; und den Stadtsoldaten Hücsenbork fand man als einen Weihnachtsmann wieder, mit goldherzigem Stern und Kern in rauher Schale, der dem Heimgekehrten lächelnd die Güter des Bodens darbot — es war nicht gesagt, daß es sich um ein zu Wasser zerkochtes Rübenmus handelte.

Was an diesem Artikel so reich an Folgen war, das war diese letzte Phantasie. Und es war nicht der Artikel Wentuscheits, sondern es waren diese Folgen, die für einige Tage die kleine Stadt Carlshafen in alle Mündel des Reiches brachte:

Der erste, der kam, war Dirk Buff, ehemals Docker in Hamburg. Er kam nicht allein, sondern er brachte Schorsch Köhler mit, einen jungen Burschen, der gleich von der Schule aus Arbeitsloser geworden war und nie Unterstützung bekommen hatte, und Paul Blastwo, der es längst vergessen hatte, daß er einmal Feinmechaniker gewesen war. Sie kamen aus Bodenwerder, wo Buff den Artikel, der um ein Stück Kautabak geknüllt gewesen

war, gelesen hatte; auf richtige Art las er schon lange keine Zeitungen mehr. Sie zogen zu dritt die Landstraße entlang, das letzte Pulver vom Kautabak mit den Zähnen mahlend. Sie sprachen kaum. Sie hatten sich auch nicht verabredet.

In Carlshafen schlenderten sie die rechts am rechteckigen Becken des toten Wassers sich hinziehende Straße so lange entlang, bis sie einen Stadtsoldaten sahn. Kaum war der, rund in raschem Gange, um die rechtwinklige Ecke des Häuserblocks gebogen, da fuhren drei Hände in drei zerfetzte Taschen, drei Steine flogen durch die Luft, drei Scheiben splitterten. Der Polizist war gar nicht Hücksenbork, aber auch er tat seine Pflicht, arretierte Buff, Köhler und Blastwo und ließ sie am nächsten Tage vom Schnellrichter verurteilen.

Gegen Abend tat Hücksenbork Dienst. Er stand auf dem Fahrdamm, die Schultern eingezogen. Ein eisgrauer Mensch kam vorbei, graugesichtig, graubärtig, in einem zerschissenen grauen Regenmantel, dem man ansah, daß kein Rock und wohl auch keine Weste darunter an dem dünnen Leibe hing; mitten im Winter. Der blieb ein Stück hinter Hücksenbork stehen, abgewandt. Hücksenbork beobachtete ihn argwöhnisch; er sah die Silhouette des vorgestoßenen grauen Kinnbarts gegen eine erleuchtete Scheibe. Der Bocksbärtige starrte abgewandt in die Luft, und der Polizist lauerte, übermäßig erregt. Als der Fremde sich zurückwandte, war es der Polizist, der ihn ansprang. Sie rollten auf dem Boden. Sie schlugen um sich. Grade dadurch gelang es dem Landstreicher, einen Stein zu erfassen. Er hob ihn über den dicken Kopf des Polizisten, aber er schlug nicht zu. Er rang sich los. Keuchend stand er neben Hücksenbork, der umständlich, halb benommen, aufkniete. Der Fremde wog den Stein in schwebender, zitternder Hand. Dann, grade als der Polizist zufassen wollte, flog der Stein; und drüben, hinter der zerbrochenen Scheibe ging das Licht aus. Es war leicht, den Mann zu verhaften; er taumelte auf den Polizisten zu, fiel geradezu in seine Arme, mit einem glucksenden, klirrenden, gellenden Lachen, und als er abgeführt wurde, tanzte er soweit die Handfessel, mit der er geführt wurde, das zuließ, in eckigen Sprüngen neben seinem Führer her.

Dies war das letzte Vorgehn und die letzte Verhaftung, über die Wentuscheits Blatt und die andern Zeitungen berichteten. Wißt ihr, wie die Leute, die außerhalb der Gesellschaft stehn und die doch nur sehr unregelmäßig Zeitungen lesen, sich untereinander verständigen? Sie tun es jedenfalls, sie verständigen sich, und bald wußten auf viele dutzende von Kilometern in der Runde alle, daß in Carlshafen etwas los war, wußten, was in Carlshafen los war. Wißt ihr, wieviel tausende, zehntausende, hunderttausende in Deutschland auf den Landstraßen liegen, auf den Landstraßen wandern, auf den Landstraßen leben, seit Deutschland der Krise unterlag und seit in Deutschland die große Not begann?

Sie kamen, hunderte, tausende, zehntausende. Sie kamen aus Bodenwerder, aus Münden, aus Cassel, aus Hannover und Hildesheim, aus der Eifel und aus dem Siegerlande; sie kamen von den Straßen, aus den Asylen, aus Feld-

löchern und leeren zugigen Scheunen. Sie kamen zu Fuß, schleppend, schlenkernd und unauffhaltsam. Sie kamen, und am nächsten Abend war in Carlshafen keine Scheibe mehr heil, mitten im Winter; und es war ein sehr strenger Winter, ein besonders strenger Winter war dieses Jahr.

Die Polizeikräfte in Carlshafen reichten nicht aus, man telephonierte Verstärkung herbei. Der Schnellrichter hatte alle Hände voll zu tun. Das Gefängnis war überfüllt, in den leerstehenden Schuppen, die feucht waren, hatte man Gefängnisse improvisiert, jedoch auch die genügten nicht mehr. Obwohl man, weiß Gott, diesen sozusagen freiwilligen Gefangenen nur, wie den andern, den unfreiwilligen, eine dünne Rübensuppe gab und etwas Brot, drohte so etwas wie eine Ernährungskrise in Carlshafen; die Gefangenen hatten die Rübensuppe, die immerhin warm war, dem Nichts vorgezogen und fraßen alles, was man ihnen gab, saugend und gierig in sich hinein.

Und was sollte man machen? Platzmangel und Brotmangel, eine Wohnkrise und eine Ernährungskrise, grade zu Weihnachten, mitten im strengen Winter? Und es kamen immer mehr, und es gab in ganz Carlshafen keine Scheibe mehr einzuwerfen!

Man hatte versucht, die Zugewanderten aus der Stadt zu entfernen, es war nicht geglückt. Hatte man einen vom Eckpfeiler, auf dem er saß, oder von der Mauer, an der er lehnte, vertrieben, dann ging er einfach um das Karree herum und kam nach zehn Minuten, wenn sich das vor dem inneren Karree abspielte, oder nach einer Viertelstunde, wenn das äußere Karree im Spiele war, an den alten Platz zurück und setzte sich wieder oder lehnte sich wieder an. Niemand konnte die Leute zählen; die Straßen, die in Carlshafen ja eigentlich nichts als die länglichen Hofumgänge der Karrees sind, waren voll von ihnen. Die Menschen standen und lagen in den Straßen, als wüchsen sie dort; grau waren die Straßen, grau waren die Kleiderfetzen, die an den Leuten herumhingen, grau die Gesichter, grau, auch bei den jüngsten, vom Staub und vom Elend, die Haare und Bartstoppeln. Sie setzten sich oder legten sich auf Gehsteige und Fahrdämme und dabei breiteten sie säuberlich Zeitungsreste unter sich aus; in mehr als einem von diesen Blättern stand der Artikel von Wentuschkeit.

Mit den Bürgern von Carlshafen gab es keinen Konflikt, mit denen kamen die Zugewanderten kaum in Berührung, weil die Eingeborenen kaum auf die Straßen kamen. Sie hockten in den der Straße abgekehrten Zimmern, die noch Fenster hatten, machten kein Licht, wollten so sehr, wie es nur irgend ging, unbemerkt bleiben; aber noch nie war in Carlshafen so viel telephoniert worden. Gingen sie, im äußersten Notfalle, doch aus, geschah ihnen übrigens durchaus nichts, nicht das mindeste.

Was sollte man machen? Verhaften konnte man nicht alle, im Gegenteil, die Verhaftungen hatten ja schon zum Platzmangel und zur Ernährungskrise geführt, und außerdem hatten die Landstreicher ja eigentlich nichts getan, nicht mal von Bettelei konnte, genau genommen, die Rede sein, im Gegenteil konnte man fast sagen, und die Präventivhaft war eigentlich doch

für andere, ernstere Fälle da als für diese Art von Existenzsorgen, und außerdem lag es doch so, daß diese außer Rand und Band geratenen Leute ja grade und gradezu die Verhaftung suchten und dazu war doch der Justizapparat nicht da, nicht wahr, und dafür war der Gedanke der Gerechtigkeit und die Person der Justiz viel zu groß und zu heilig.

Das Ergebnis der vielen sachlich, eifrig, spitz, böse, aufgeregt, schreiend geführten Telefongespräche zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden, zwischen Lokal- und Provinzialbehörden war, daß man nicht nachgeben, daß man niemand verhaften, daß man nach Möglichkeit die Gefängnisse leeren sollte.

So sahen die in den Straßen Sitzenden, Liegenden, Hockenden, Stehenden plötzlich, nach einem kleinen und nicht recht verständlichen Lärm hinter den Mauern, die Türen des Gefängnisses und der Schuppen gleichzeitig aufgehn. Sie sahn, daß man Menschen, die ihnen verdammt glichen, zum Hinausgehen nötigen wollte; „nötigen“ in jedem Sinne: daß man sie erst mit sanfter, dann mit weniger sanfter, schließlich einfach mit Gewalt aus den Toren drängte; es waren die ersten Verhafteten, die, deren kurze Strafe schon abgebußt war; und die wollten nicht gehn. Schließlich warf man sie schonungslos aus dem Gefängnis heraus. Und schon waren sie von der Masse der andern eingeschluckt, schon aufgesogen, als wären sie nicht erst eben dazugekommen, einige unter den vielen, grau unter den Grauen, schlotternd unter den Schlotternden; man hatte kaum wenige Worte mit ihnen gewechselt, da standen sie schon an den Mauern, an denen doch gar kein Platz mehr zu sein schien.

Ein zweiter Zwischenfall unterbrach, zu irgendeiner Stunde irgendeines Tages, dieses Lauern und Lungern, dieses lautlose Herumstehen an den Mauern, das denen, die es aus den Fensterhöhlen bespähten, das vor allem den wütend schweigenden Beamten so grauenhaft schien: es kam zu einem Streit zwischen zweien der Zugewanderten. So wenig gesprochen wurde — der Kunsttischler Otto Andreas hatte dennoch dem Sargtischler Hein Speller mit eckiger Beredsamkeit auseinandergesetzt, daß in seinen Augen nur der Möbelmacher Anspruch auf den Ehrennamen Tischler habe. Hein Spellers Einwand, wieviel Präzision und Feingefühl auch zu seiner Arbeit nötig sei, wurde von Otto Andreas und einigen Kollegen nicht angenommen. Zehn, zwölf gute Minuten stritten die Leute, die seit Jahren kein Werkzeug in den Händen gehabt hatten, über Wert und Schwierigkeit der einstigen Arbeit dieser Hände herum, sie gestikulierten sogar mit diesen Händen. Der Streit wurde von Paul Blastwo, der zu den aus dem Gefängnis Herausgeworfenen gehörte und deshalb und als Feinmechaniker doppelte Autorität genoß, dadurch geschlichtet, daß er dem Andreas eine herunterhieb und dann dem Speller einen Puff in den Rücken gab, so daß der sich dem gehorfeigten Gegner nähern mußte und die beiden, nach einigen starken Worten Blastwos und eines ehemaligen Autoschlossers, einander die Hand gaben.

Der dritte Zwischenfall war eigentlich schon keiner mehr, weil er zum Abschluß der ganzen Angelegenheit führte. Den Bürgern von Carlshafen war im Laufe der Stunden und Tage kalt geworden hinter ihren zerbrochenen Fenstern, fast so kalt wie den Zugewanderten draußen, und von ihrem Frieren war in den vielen Telefongesprächen viel die Rede gewesen. Und plötzlich kam, auf einem raselnden Lastwagen, ein Trupp von Gläsern an, aus einer der nächsten Städte. Die Glaser hatten ihr Handwerkszeug bei sich. Sie luden es vom Wagen ab. Sie hatten sehr Angst, aber man bekommt nicht so oft einen so großen Auftrag, und schließlich, wofür waren die Glaser da, wenn nicht dafür, zerbrochne Fensterscheiben zu ersetzen? Und so begannen sie ihre Arbeit. Sie setzten eine große Scheibe ein, im Erdgeschoß eines Hauses neben dem Gericht. Sie arbeiteten flink, mit kurzen pünktlichen Bewegungen, ängstlich und schweigend, unter den funkelnden Blicken von hunderten, von tausenden von Augen, die jeder ihrer Bewegungen, über mitzuckenden Händen, nachglitten, unter hart ihnen zufliegenden Anweisungen, Ratschlägen, Bemerkungen. Als sie fertig waren, klang von hinten gelend ein Ruf, ein einziger nur, so hoch und so laut, daß er sie zusammenfahren und zurücktreten ließ. Dann flog ein Stein, ein einziger nur, über ihre Köpfe und zertrümmerte die glänzende, neue Scheibe. Die Glaser duckten sich und sagten nichts. Wortlos und geduckt, nur unsicherer und langsamer, arbeiteten sie weiter, an einem andern Fenster, ein gutes Stück von dem ersten entfernt. Als sie fertig waren, traten sie von selbst zurück und duckten sich nicht mehr. Und wieder flog ein einziger Stein mitten ins Glas, und das neue Fenster flog in Splittern ins Zimmer dahinter.

Da geschahen Bewegungen, Rucke, Rufe, und in den fensterlosen Zimmern und an den Straßenecken erschienen Polizisten und Gendarmen, es war viel mehr Polizei in der Stadt, als man geglaubt hatte. Aber da geschah auch ein Ruck, ein einziger nur, in den Straßen. Die Leute lösten sich, alle mit einer einzigen Bewegung von den Mauern, die Hockenden und die Liegenden standen plötzlich alle zusammen, eng aneinander gedrückt, eine Mauer zwischen den Mauern, ein Block zwischen den Blöcken, und sangen. Sie sangen . . .

Die Polizisten waren verschwunden, wenigstens sah man sie nicht mehr. Auch die Glaser waren verschwunden, sie waren eingeglitten in die Masse, eingemauert worden in den Block Menschen, wahrscheinlich sangen sie mit.

Als die erste Strophe zu Ende war, wurde der Gesang leiser und langsamer. Da sprach einer mitten in der Masse, die Polizisten, die lauerten, konnten nicht erkennen, wer es war, und nicht recht verstehen, was er sagte. Aber es muß sich auf den Gesang bezogen haben, denn dann sangen die Menschen wieder, die Tausende. Und nun sangen sie „O Tannenbaum“. Wie Donnerhall ging der Schwall des Liedes über die stumme graue lichtlose Stadt, wie Donnerhall und Wogenprall, und wenn die Menschen fertig waren, fingen sie wieder an, nur sangen sie andre Worte zu der alten Melodie, wilde,

kämpferische Worte, die sie selbst erfanden, immer neue, und dann immer dieselben, sie sangen schallend, sie sangen...

Bis ihnen nachgegeben wurde. Es wurde eine Kommission gebildet, die mit den Behörden verhandelte. Für die Zugewanderten sprach vor allem, sehr klar, sehr bestimmt, sehr ruhig, ein Maurer, von dem es unter den Leuten hieß, er habe früher, als es noch Arbeit gab, im Büro der Gewerkschaft gearbeitet. Immer, wenn er sprach, stand ein Kreis ausgesucht großer Männer um ihn, aus dem heraus oder über den hinweg er sprach, so daß die Verhandlungspartner ihn nicht recht sehen konnten, so gut sie ihn hörten, so gut sie auf ihn hören mußten.

Er gab nicht nach. Und es wurde zugestanden, daß jeder der Zugewanderten vor dem Abzug, ohne daß eine Frage an ihn gestellt werden durfte, eine ganze Wurst und ein ganzes Brot bekommen sollte. Die Wagen kamen und wurden abgeladen, Stück für Stück wurde verteilt. Ganz wie im Märchen. Rechts gab es die Wurst, links das Brot. In Reihen gingen die Leute zwischen den Wagen durch, jeder blieb stehn, bis er versorgt war, kein Wort wurde gesprochen, nur auf den Wagen klapperte es, und die Reihe rückte vor. Auch die Glaser waren dabei, auch sie kriegten Wurst und Brot. Wer sein Teil hatte, ging weiter, dem Stadtrande zu, viele aßen schon, manche hatten sich ein Paket gemacht. Am Stadtrande verloren sie sich, in Gruppen, oder schon wieder vereinzelt.

Vor der Stadt sahn sie, daß der ganze Ort von Militär umstellt war. Stundenlang, vielleicht tagelang hatten da die Soldaten gestanden, auch sie in der Kälte, mit aufgepflanztem Bajonett; wie die Karrees in Carlshafen konzentrisch ineinander lagen, so hatte diese Mauer von Menschen um den Block von Menschen innen gestanden, um die Mauer eine andere Mauer: denn die Soldaten standen mit dem Rücken zur Stadt, und standen, um anderen Landstreichern, die außen gereiht standen, den Eintritt in die Stadt zu verwehren.

Man ließ die durch, die von innen kamen. Es gab keinen Zusammenstoß. Wie im Märchen. Es geschah gar nichts. Die Landstreicher, die aus Carlshafen kamen, vermischten sich mit denen, die um die Soldaten herum, die Stadt umstanden. Einige wandten sich um. Vom Fluß kam Nebel über das Land, in dem die Silhouetten der Soldaten ertranken; man sah noch den breiten matten Glanz der Bajonette, der schwach wurde.

Da rief einer, dann riefen einige, dann riefen alle in den Nebel hinein: „Noch nicht!“ Es lag ein ungeheurer Ton auf dem „Noch“, und das „Nicht“ verhallte...

DER FÖRSTER UND DER WILDERER

Eine Parabel

von

Werner Ilberg

In einem Walde lebte ein Wild, das von den Förstern gut bewacht wurde. Sein Fell war das schönste, das je gesehen wurde. Es glänzte rein und sauber und wurde von Tag zu Tag köstlicher und wertvoller. Darum bewachten die Förster das Tier wie ihren Augapfel, waren ständig darum bemüht, schütteten ihm Streu und Futter, räumten ihm jedes Hindernis aus dem Wege, daß es nicht falle, und, selbstverständlich, schützten sie es vor den Wilderern, die es nach dem Fell des Tieres gelüstete.

Nun war aber unter den Förstern einer, der hatte ein Auge auf das Geweih des edlen Tieres geworfen. Sehnsüchtig dachte er darüber nach, wie er es wohl erlangen könne. Am Tage tat er seinen Dienst wie jeder andere Förster, nachts aber, wenn ihn niemand beobachtete, stand er auf und schlich das edle Tier an. Und da er die Gewohnheiten seiner Kameraden gut kannte, gelang es ihm lange Zeit, sein Treiben zu verheimlichen.

Nun geschah es eines Nachts, daß er auf seinem Pirschgang mit einem Mann zusammenstieß, der wie er aus dem Dunkel des Waldes an eine Wegkreuzung kam. Zunächst war der Förster sehr erschrocken, dann aber sagte er sich, daß jemand, der ebenfalls auf verbotenen Wegen betroffen werde, ihm nicht gefährlich sein könne. Er näherte sich dem dunklen Schatten, und, siehe da, es war der gefährlichste Wilderer des Reviers. Er kannte ihn wohl, denn die Förster hatten oft genug von ihm gesprochen und überlegt, wie sie die Tücke des Wilderers unschädlich machen könnten. Und auch der Wilderer kannte den Förster, denn er hatte ihn schon lange auf seinen nächtlichen Pirschgängen beobachtet. Er hatte die Begegnung mit voller Absicht herbeigeführt.

Er trat aus dem Dunkel heraus und bot dem Förster ein gedämpftes „Waidmanns-Heil“! Der aber wußte zunächst nicht, wie er sich benehmen sollte. Er hätte großen Ruhm gewinnen können, wenn er den Waiddieb ans Messer lieferte, fürchtete aber, daß dann seine eigenen Schleichwege offenbar würden.

So blieb er denn stumm stehen, nicht aber ebenso der Wilderer. Der machte dem Förster frank und frei den Vorschlag, ihm beim Jagen des Wildes behilflich zu sein. Im Falle, daß sie Erfolg hätten, verlangte der Dieb nicht etwa das ganze Wild, oh nein, er wußte ja, den Förster gelüstete es nach dem prächtigen Geweih. Das wollte er ihm gern überlassen, wenn er nur das wertvolle Fell erhalten würde. Das Fleisch wollte er den Diebskamera-

den geben, und die nackten und ausgebleichten Knochen, nun, die mochten die ehrlichen Förster bekommen, die wollten sie ihnen wohl lassen.

Der Förster war über das freche Angebot zunächst noch betreten, fragte, warum denn der Wilderer sich die Beute nicht allein hole.

Der aber antwortete überlegen: „Allein werde ich das Wild ebenso wenig erlegen wie du. Gemeinsam aber können wir es jagen. Deine Aufgabe ist, die Wachsamkeit der übrigen Waldaufseher einzuschläfern und mir die Zeichen zu geben. Erlege ich das Wild allein, dann bekommst du natürlich das Geweih nicht. Also?“

Also willigte der Förster ein. Sie trennten sich.

Nacht für Nacht ging nun der Förster auf die Fährte, und Nacht für Nacht traf er den dunklen Gefährten, der ihn mahnend ansah und ihn an den Pakt erinnerte. Bis der ungetreue Förster eines Tages von seinen Kameraden überrascht und danach vor Gericht gestellt wurde.

Da erstaunte die Welt, daß ein Förster, der am Tage so weidlich seine Pflicht getan, des Nachts Umgang mit Wilderern gehabt haben sollte. Und es nützte auch nichts, daß er selbst seine Missetat kundtat — die Welt verlangte den Pakt zu sehen! Und den gab es doch nicht. Zwar sagte der Mann aus, er habe aus Gelüst nach dem Geweih so gehandelt, aber — die Welt hatte sich so daran gewöhnt, ihn als Förster zu sehen, daß sie ihm seine Rolle als Wilderer nicht glauben wollte. Einzig die Förster in aller Welt verlangten seine strenge Bestrafung. Die aber am lautesten schrien, dem Manne geschehe unrecht, nun, was glaubt ihr, wer das gewesen ist? Richtig — das waren die Wilderer.

IN DIESER ZEIT

von

Schalom Ben-Chorin

Ist es noch möglich, wenn die Zeit
so Ungeheuerliches mit sich führt,
sich wegzuwenden von dem vielen Leid,
das an die innern Herzenskammern rührt?

Darf das noch sein: in dieser Zeit
ein Lied zu singen leis und träumeschwer,
und die geliebte Frau im hellen Kleid
geht durch die Straßen neben mir einher?

Ist es noch recht, ein Kind in dieser Zeit
mit Spiel und Liebe großzuziehen,
dieweil gehetzt von irrer Grausamkeit
die Friedlichen von Land zu Lande fliehn?

Ist noch das Schöne schön in dieser Zeit,
die Recht zu Unrecht macht, Gewalt zu Recht?
Ach, wenn die Stimme der Gequälten weltweit schreit,
bleibt dann das Gute gut noch und das Schlechte schlecht?

Darf, wenn die Liebe starb in dieser Zeit,
noch einer lieben und sich lieben lassen?
Ist unsre Liebes-Herzens-Einsamkeit
nicht ein Verrat an den geschundnen Massen?

Allein die Sonne scheint in dieser Zeit,
der Mond steigt still aus tiefem Weltenblau,
die Erde fruchtet, und der Himmel schneit,
der Regen fällt und morgendlicher Tau.

Und Tiere sind auch noch in dieser Zeit:
rotbraune Rehe, buntgeschecktes Rind.
Das Meer blieb über alle Maßen weit,
und fliederschwer der warme Frühlingswind.

Daß alles dies noch ist in dieser Zeit,
daß junge Birken sind und tiefe Tannenwälder
komm mit und sieh, wie schwer und trostbereit
die Gärten stehen und das Korn der Felder.

Und wie die Erde gut blieb durch die Zeit,
daß du und ich noch hoffen müssen:
sie wartet mit uns auf Gerechtigkeit!
Neig deinen Kopf zu mir und laß dich küssen.

Laß uns in langem Kuß in dieser Zeit
eng aneinander lehnend hoffend lauschen,
ob nicht zum großen Fluge schon bereit
die Flügel der Befreiung rauschen.

DIE WEIHNACHTSGANS

von

Oskar Maria Graf

Am Weihnachtssonntag gegen viertel nach zehn Uhr in der Frühe ereignete sich in einem Gäßchen der Altstadt ein schier unglaublicher Vorfall: Leute, die vom Hochamt heimgingen und an dem Hause Nummer 18 vorüberkamen, glotzten plötzlich in die Höhe, riefen jäh ein abgehacktes „Oho! Oho!“ hielten sich alsdann den Kopf, wichen entsetzt zurück, blieben starr stehen, schauten abermals wortlos in die Höhe und bildeten im nächsten Augenblick einen heftig gestikulierenden, wild ineinanderschimpfenden Ring empörter Zeitgenossen.

„Also da hört sich doch alles auf! Also da-das ist —“ plärrte der Metzgermeister Heinagl mit seiner krachenden Stimme, wurde aber sogleich von den keifenden Weibern überschrien, so daß man nur noch die unzusammenhängenden Worte verstehen konnte: „Unverschämtheit, so was! Schweinerei! — Glatt aufhängen sollt mans —“ Und nieder beugten sich alle zugleich. Der Lärm wurde immer ärger.

„Ardere wissen nicht, wo sie ein Stückl Brot hernehmen solln!“ wurde verständlich. „Hundsbande, miserablige! Polizei! Wo ist da die Polizei?“ schmetterte Heinagl zwischenhinein, und aus den Fenstern des Hauses, von gegenüber, oben und unten reckten sich Köpfe.

„Jaja, ja, jetz so was! Ja“, riefen etliche baff, und ein Schimpfen und Streiten erfüllte die enge Gasse, Beleidigungen flogen herum wie aufgescheuchte Fledermäuse. Endlich kam ein Schutzmann im Eilschritt daher. Der Ring auf dem Pflaster zerteilte sich und machte Platz.

„Da! Da schauen S' bloß, Herr Wachtmeister! Also so eine Bande gehört doch glatt eingesperrt! Erschlagen —“ erhitzte sich der Metzgermeister und alle waren seiner Meinung.

Was war eigentlich geschehen? Kurz gesagt, dies: jemand aus dem Hause Nummer 18 hatte eine wunderbar fette, gerupfte, bratfertige Gans aus dem Fenster geworfen. Die lag jetzt, aufgeplatzt und leicht ramponiert, auf dem Pflaster. Eine Gans, notabene, die, wie der Wachtmeister nach schneller Prüfung feststellte, absolut frisch, zart und zum Anbeißen appetitlich war!

Eine solche Kostbarkeit zu so einer Zeit wie der heutigen, wo Tausende elendiglich hungern müssen, die hatte jemand ganz frech — nicht auszudenken —!

Der Ring auf der Gasse wurde immer größer, wilder und wirrer. Vorne von der breiten Straße kamen massenhaft Neugierige dahergelaufen. Das Schimpfen und Plärren schwoll und schwoll. Der Wachtmeister packte kurzerhand die nackte Gans an den zwei zusammengebundenen Hinterschenkeln

und trat martialisch in das Haus Nummer 18. Er klopfte an jede Tür und fragte immer gleicherweise: „Ist die Gans von Ihnen? Haben Sie —“ Die mitgelaufenen Leute hinter ihm schauten mit Fangaugen und wahren Lynchgelüsten auf die in der Türe Auftauchenden.

„Wir? Ausgeschlossen! Nein!“ war stets die gleiche Antwort und alsdann flog die Türe zu. Das grollende Schimpfen und Trappen stieg höher. Parterre konnte es nicht gewesen sein, im ersten Stock, beim Steuerschreiber Wengler, gab es ausnahmsweise Schweinebraten, im zweiten Stock, beim Zigarrenhändler Aubichler roch man schon von weitem das Kraut und im vierten Stock . . . ?

„Wohnt denn da überhaupt noch wer droben?“ erkundigte sich der Wachtmeister und schaute an den muffigen, dunklen, rissigen Wänden hoch.

„Jaja, wohnen schon, aber von dem wirds sicher nicht sein. Der ist ja schon zwei Jahr arbeitslos“, gab Aubichler Auskunft. Es klang gar nicht freundlich. Schon wollte der Wachtmeister mit seinem Gefolge unverrichteter Dinge gehen, gab sich aber doch einen Ruck und stieg hinauf zum verwahrlosten Speicherbereich. Rechts eine Tür, darauf stand: „Betreten des Speichers mit offenem Licht verboten“ und links eine. Kein Klingelknopf, kein Schild mit dem Namen des Inwohners.

Etwas benommen standen die rebellischen Menschen auf der Stiege. Der Wachtmeister klopfte einmal, klopfte zweimal, klopfte zum drittenmal und sagte schließlich beamtenhaft scharf: „Aufmachen! Polizei!“

In der Tür erschien endlich ein völlig verschlumpfter, zaundünner Mensch mit verhedderten Bartstoppeln, hohlen, finsternen Augen und einem Gesicht wie abgenagt.

„Gehört vielleicht Ihnen die Gans? Haben Sie . . . ?“ fragte der Wachtmeister bedeutend unsicherer und hielt die nackte Gans hin. Die hinter ihm stehenden Menschen hielten fast den Atem an, denn der Mann gab ohne Umschweife zu: „Ja, ich hab sie zum Fenster ’nuntergeschmissen! Jawohl — ich!“ Sekundenlang blieb es stockstumm.

„Sie? Wa-as? Sie?“ faßte sich der Wachtmeister als erster und bekam sofort eine steinerne Amtsmiene: „Tja, was ist denn das für ein Unfug!“ Er trat durch die Türe und die Leute drängten nach. Zuerst kam ein schmaler, dunkler, muffiger Gang. Der Wachtmeister riß eine Türe auf, und es wurde heller. Da war eine kalte, leere Mansarde mit schrägen Wänden und dickgefrorenen Fenstern, durch welche ein spärliches, bleiches Licht fiel. Auf der einen Seite stand eine durchgesackte Metallbettstelle, darauf lag ein undefinierbarer Berg von Decken und Lumpen. Neben dem Bett stand ein einziger Stuhl, auf dem sich ein dreckiger, voller Aschenbecher mit einer angerauchten Pfeife befand. Auf der anderen Seite des Raumes war ein zersprungener, niederer, runder eiserner Ofen, den selbst zu frieren schien. Sonst gar nichts. Verkohlte Zeitungspapierfetzen, Tabakasche und abgebrannte Streichhölzer lagen auf dem Boden herum. Eine schmale Tür stand offen. Durch sie sah man ein finsternes Loch, aus dem ein gleichmäßiges Wassertropfen drang.

„Wenn der Herr Wachtmeister sich vielleicht überzeugen wollen... Ich meine, wegen dem Tatbestand... Da drinnen ist meine Küche“, sagte der Mann ironisch und deutete auf die Tür. Noch spöttischer setzte er dazu: „Ist aber weiter nicht interessant. Gas abgesperrt, aber das Wasser läuft noch. Ich hab leider kein Streichholz, aber, bitte, Herr Wachtmeister, wenn Sie eins haben, bitte!“ Seine hämische Sicherheit und die unerwartet trostlose Umgebung machten den Wachtmeister und die Leute, die gefolgt waren, verlegen. Der Metzgermeister Heinagl zündete ein Streichholz an. Alle reckten die Köpfe in das Loch von einer Küche. Gar nichts war drinnen als ein Ausguß mit einem tropfenden Wasserhahn, auf dem Boden ein verrosteter Spirituskocher und eine aufgerissene Schachtel mit fettigem Papier. Ein schrecklich armseliger Modergestank herrschte in diesem Loch.

„Hm, pfui Teufel!“ machte der Metzgermeister Heinagl und wandte sich angeekelt ab. Das abgebrannte Streichholz fiel ihm aus der Hand und verglomm auf dem Boden. Wieder stockte es. Niemand konnte etwas sagen.

Der Wachtmeister räusperte sich und fragte endlich: „Woher haben Sie die Gans?“

Der Befragte verzog höhnisch den Mund und antwortete frech: „Wo ich die herhab? Hm, Sie werden lachen. Ich bin dazu gekommen, wie die Jungfer zum Kind, Herr Wachtmeister! Ganz unverhofft sozusagen... Weit-schichtige Verwandte haben mir was Gutes antun wollen. Grad vor einer Stund hat die Post das Packerl gebracht. Da drinnen liegt noch die Schachtel, da ist der Postabschnitt, wenn Sie sich vielleicht überzeugen wollen, Herr Wachtmeister, bitte!“

Er zeigte den Postabschnitt und verzog sein Gesicht zu einem leichten Grinsen. Wieder schwiegen ihn alle an.

„Hm, hm! Seltsam, so was, seltsam!“ murmelten etliche. Auch der Polizist schüttelte den massigen Kopf.

„Jaja, seltsam, nicht wahr? Komisch?“ wandte sich der Mann an die Leute. „Und was sollte ich nun eigentlich mit dem Vieh machen, meine Herrschaften? Mit jedem im Haus bin ich verfeindet. Der Hauswirt möchte mich schon seit einem Vierteljahr rausschmeißen. Kein Gas, keine Kohlen, kein Holz... Na, und da schicken einem so nette Verwandte auf einmal eine Gans, hm...!“

„Aber da wirft man doch nicht alles gleich zum Fenster hinaus. Das ist doch einfach aufreizend!“ fiel ihm der Wachtmeister ins Wort und kam in ein gutmütiges Poltern: „So was tut man doch nicht! Außerdem“ — er schien auf einen Gedanken gekommen zu sein — „außerdem, die Gans könnten Sie doch schließlich verkaufen...“

„Verkaufen? Hm, wem denn? Am zweiten Weihnachtstag, wo sich schon jeder eingedeckt hat...? Ich hab keine Bekannten“, erwiderte der Mann mit dem Stoppelbart und verfiel wieder ins leichte Spötteln: „Schön gesagt,

so was, Herr Wachtmeister, aber wenn man halt so ein Pechvogel ist, wissen Sie, da hilft alles nichts.“ Schon aber — er sah es gar nicht — schon musterten etliche Leute die Gans mit Kennerblicken. Die Augen rundum wurden interessierter.

Der Wachtmeister erfaßte schnell die Situation und wandte sich an die Umstehenden: „Will vielleicht von den Herrschaften jemand die Gans kaufen?“

„Billig!“ setzte der Besitzer dazu.

Jetzt wachten die Leute ganz auf. Schnüffelnd musterten sie die Beute. Sie drängten sich heran und jeder betappte und betastete die nackte, kalte Gans beinahe gierig. „Ein fettes Bröckerl! ... Was soll s' denn kosten?“ fand Heinagl als erster das Wort. Er schob seine dicke Hand unter die Gans und wog sie fachmännisch.

Der Besitzer besann sich einen Augenblick. Offenbar hatte er keine Ahnung, was er verlangen sollte. „Sechs Mark! Sechs sofort!“ sagte Heinagl.

Aber schon rief ein anderer: „Sieben geb ich, sieben!“

„Ich geb acht!“ rief jemand. Durch das lange Verweilen der Leute ange-lockt, waren die Inwohner des Hauses in die Mansarde gekommen.

„Ich zahl achtfünzig! Da, mein letztes Wort, da, sofort Herr Nieringer!“ rief der Zigarrenhändler Aubichler, „wir sind doch Nachbarn sozusagen.“

Das klang, wiewohl er Nieringers böser Feind war, ungemein warm auf einmal.

„Neun! Neun, sofort!“ erhitze sich Heinagl und zog schon seine Geldbörse.

Da wurde der Aubichler herzhafter und drängte sich vor: „Herr Nieringer, ich will Ihnen was sagen —“

„Da, Herr! Neun Mark, da ... mir gehört sie: da!“ fuhr Heinagl dazwischen.

Doch Aubichler ließ sich nicht verdrängen. Er sah dem stoppelbärtigen Menschen in die Augen und redete weiter: „Geben Sie s' mir, Herr Nieringer, wir braten sie und für Sie soll auch was abfallen, bitte ...“ Er schnitt ein ungewohnt mildtätiges Gesicht und fing zu lamentieren an, warum er denn nichts gesagt habe, der Herr Nieringer, man hätte ihm doch geholfen. Sauersüß setzte er dazu: „Wir sind doch nicht feind miteinander, Herr Nieringer, na ja, man hat halt Meinungsverschiedenheiten ...“ Flehend klang fast. Alle Anrempelungen von ehemals, alle Reibereien schienen verfliegen. Das gute Nachbarherz stand weit offen.

„Neunfünzig, so, basta, Herr! Da ist mein Geld! Mir muß sie gehören, die Gans!“ überschrie ihn Heinagl ungeduldig und war wieder an erster Stelle. Er trompetete weiter mit bester Biederkeit: „Das ist sogar überzahlt, aber ich will einem armen Menschen auch was zukommen lassen! Da, Herr, Sie sollen sich auch einen guten Tag machen können! Da ... sechs, höchstens sieben Pfund wiegt die Gans!“ Er griff schon darnach und hatte das Geld parat.

„Sechs, sieben Pfund...? Oha, das sind gutding ihre acht bis neun Pfund“, zweifelte eine aufgedonnerte Frau, „Herr, wenn Sie wollen, ich zahl Ihnen acht Mark und mitessen können Sie auch, bittschön!“

„Zehn Mark, Herrgott! Zehn!“ schrie nun Heinagl vollkommen erbost und überrumpelte alle.

Der Herr Nieringer lächelte dünn, der Wachtmeister ebenso. Er reichte Heinagl die Gans und wieder schwieg es, dann begann ein leichtes Murren. Der Metzgermeister packte die Gans und schob sie unter seinen Arm: „Da können Sie sich einen guten Tag machen, Herr... Ich bin nicht so! Für einen armen Menschen hab ich immer noch ein Herz gehabt!“ Sein erregtes Gesicht war hochrot, er wandte sich zum Gehen.

„Na, sehn Sie, ist ja alles noch gut gegangen“, schloß der Wachtmeister und sah den zaundürren, unschlüssig dastehenden Menschen an. Alles stapfte mit ihm zur Türe hinaus und polterte über die Treppe hinunter.

„Na, also, das ist Übervorteilung... Wann die Gans nicht ihre zehn, elf Pfund wiegt heiß ich Hans! Gutding wiegt s' ihre zehn“, brummte der Zigarrenhändler Aubichler und die aufgedonnerte Frau stimmte ihm beleidigt zu.

Aber das hörte niemand mehr. Der Metzgermeister Heinagl war schon ganz unten. Er schaute nicht mehr um.

Der Arbeitslose Nieringer machte sich wirklich einen guten Tag und schrieb am andern Morgen seinen mildtätigen Verwandten auf dem Lande den wahrheitsgetreuen Bericht. Sehr ironisch lasen sich die Zeilen.

Die Spender der Gans, die Oberapothekerseheleute Querlinger in Aglfing, waren sehr empört. „Da hat mans wieder einmal. Lauter Lumpen, diese Burschen...!“ schimpfte der Oberapotheker, „essen wollen sie gar nicht, bloß Geld zum Verjubeln!“ Und er murrte seine Frau an, „wegen ihrem saudummen, guten Herzen“. Sie schworen sich, nie wieder auf die Reden der Winterhilfswerber vom Radio zu hören.

Der Metzgermeister Heinagl hingegen wog die Gans sofort, als er zu Hause angekommen war. Fast zwölf Pfund war sie schwer. Er piffte durch seine Zähne. Und als er später das Prachtstück mit vollstem Appetit im Kreise seiner Angehörigen verzehrte, da brach wirklich sein Herz durch. „Herrgott, eine Not ist das, Zenzl! Eine solche Not... Man macht sich keinen Begriff davon!“ beteuerte er gerührt. Seine Augen verschwammen dabei, er hielt mit beiden Händen einen saftigen Gansschenkel, rechts und links aus seinen Mundwinkeln troff es köstlich...

IWANS TOD

von

Alexej Tolstoi

Parchomenko legte seinem Fuchs den Pelzrock über den Hals, schob die Tscherkessenmütze in den Nacken und nahm, schief im Sattel sitzend, den Fuß aus dem Steigbügel. Die Sonne stieg über der braungrünen Steppe hoch, brannte auf seinem bronzenen, gutmütigen Gesicht.

Zu beiden Seiten des Bahndamms wimmelte es von Leuten, die unter Schreien, Schwatzen und Lachen gruben und die Erde aufwarfen. Die Grabenlinie lehnte sich im Westen an das üppig wuchernde Gestrüpp des linken Donez-Ufers. Rückwärts, in drei Werst Entfernung, lag breit ausgedehnt, groß wie eine Stadt, die Staniza Kamenskaja. Dorthin rollten, über eine Brücke, die Transportzüge.

Eine Menge Volk kam in Kähnen über den Fluß, um freiwillig Schützengräben auszuheben. In der Kosakensiedlung war eine Panik ausgebrochen. Kamenskaja galt schon lange als rote Staniza. Noch im Winter hatte der Ortsowjet mehr als ein halbes Hundert einheimischer und zugereister Generale und Kosaken-Offiziere festnehmen und zur Zentrale, nach Lugansk, abtransportieren lassen. Die Zeiten waren so schlimm, daß Parchomenko, der Chef der roten Garde, sie hatte erschießen lassen müssen. Die Kosakenschaft der umliegenden Weiler und Stanizen, besonders die von Gunderowskaja, wo das konterrevolutionäre Treiben am übelsten war, hatte in Aussicht gestellt, daß sie für diese Verhaftungen mit Kamenskaja noch abrechnen würde. Auf die von Kamenskaja hatten sie einen alten Haß — sie warteten nur auf eine Gelegenheit. Mit dem Anmarsch der Deutschen bot sich diese Gelegenheit. In Kamenskaja war man jede Nacht auf einen Überfall gefaßt.

Zu Parchomenko kam ein Haufe Freiwilliger, alles mögliche Volk: da waren Handwerker dabei, Bauersleute aus den Weilern, Kleinbürger, die am Rand der Staniza wohnten, Schulbuben von der Realschule. Manche kannten ihn, gaben ihm die Hand. Er grüßte vom Sattel herunter.

„Alexander Jakowlewitsch, Sie sind ja der Oberste — bleibt ihr für länger da?“

„Wenn ihr bleiben tätet, würden wir da eine Front bilden, würden alle miteinander das Gewehr zur Hand nehmen, je-je...“

„Jachim ist hier gewesen, hat uns geholfen. Na also — Gunderowskaja hat er in Brand gesteckt, und die Kosaken sind alle in die Steppe hinaus davongelaufen. Jetzt haben sie eine doppelte Wut im Leib.“

Parchomenko, eine Wendung machend, sagte vom Pferd herunter: „Wer einen Spaten hat — sehr willkommen... Ihr andern müßt wieder nach

Hause, Genossen ... Verfügbares Schanzzeug haben wir keines ... Macht euch aus der Kampfzone heraus, Genossen ...“

Diejenigen, die Spaten hatten, gingen zum Schanzen. Die übrigen zogen ungern wieder ab, dem Fluß zu. Ein hochgewachsenes, schönes, mürrisch aussehendes Mädchen war allein stehengeblieben.

„He du, was hast du denn hier verloren?“ sagte Parchomenko zu ihr; er ritt an sie heran, so daß sein Pferd mit den Nüstern an das Mädchen stieß. Aber sie rührte sich nicht. „Ich kann dir doch nicht suchen, was du verloren hast ...“

„Nu, Gräben ausheben will ich nicht. Gebt mir ein Gewehr“, sagte das Mädchen finster mit einer jungen, etwas heiseren Stimme und blickte mit schönen, ärgerlichen Augen unter dunklen Brauen zu ihm auf.

„In den Krieg willst du?“ fragte Parchomenko, vergnügt die Nase rümpfend.

„Werd wohl müssen ...“

„Warum?“

„Kein anderer Ausweg“, sagte sie böse und schaute wieder auf ihren vorgeschobenen bloßen Fuß.

„Was bist du denn für eine?“

„Ich heiße Agrippina Otworiorota. Hab in Nishny Tschiru einen Kosaken umgebracht. Jachim hat mich in seine Kolonne genommen ... Hab den Kosaken nicht dazu umgebracht, daß mich jeder beliebige Teufel packen kann ... Na, in Kamenskaja hab ich mich dann verdrückt ... Wollst du mir ein Gewehr geben oder nicht? Ich sag's nicht zum Spaß!“ — Sie schaute wieder zu ihm auf, und Parchomenko sah: diese Augen wollten ja trüb von Tränen werden.

Alexander Jakowlewitsch machte ein verdrießliches Gesicht, zog einen Fetzen Papier aus der Feldtasche und schrieb ein paar Worte darauf.

„Geh dorthin — siehst du — wo der Soldatentransport ausgeladen wird. Frage nach dem Kommandeur Lokotosch und gib ihm den Zettel. Halt — willst doch nicht im Weiberrock in den Krieg?“

„Ach du, ich werd ...!“ — Agrippina packte den Zettel und ging hastig über das Feld davon. Und als sie schon weit war, stemmte Parchomenko die Hand in die Hüfte und lachte mit schallender Baßstimme so laut, daß sein Pferdchen die Ohren spitzte und von selber in Trab überging.

Der Transport war schon auswaggoniert, und die Leute traten, mit den Haken klappernd und sich umschauend, auf freiem Feld in zwei Gliedern an. Von einem offenen Güterwagen reichte man mit Schreien und vergnügtem Gefluche Artilleriemunition herunter und verlud sie auf zweirädrige Karren. Vier Geschütze mit verschiedenfarbiger Bespannung standen etwas weiter vorne: auch von dort riefen sie irgend etwas herüber.

Ein Militär, von mittlerem Wuchs, mit schwarzem Schnurrbart, das Gesicht rot und verschwitzt, der Kragen seiner Feldbluse zerrissen, kam eilig von dem Waggon her zu den Kämpfern gelaufen und krächzte, den Kopf zurück-

werfend, mit seiner überanstrengten Kehle. Agrippina ging geradeswegs auf ihn zu und zupfte ihn am Ärmel:

„Kommandeur . . .“

Lokotosch schrie:

„Genossen, für die Granaten sind nicht genug Fuhrwerke da. — Die Leute vom zweiten Glied nehmen jeder eine Granate auf den Arm und tragen sie zur Batteriestellung . . .“

Agrippina zog ihn am Ärmel. Lokotosch drehte sich um, fletschte die Zähne.

„Kommandeur, da, lies den Zettel.“

„Daß dich der . . .“

„Lies den Zettel!“ sagte Agrippina hart, störrisch noch einmal. Er nahm ihn und las.

„Genosse Fedosejenko!“ brüllte Lokotosch mit immer denselben vor Anstrengung geblähten Halsadern. „Gib dem Mädcl ein Gewehr und Patronen.“ Und zu Agrippina gewendet: „Name, Vorname? Nun gut, werde mir das nachher aufschreiben, wenn du mit heiler Haut davonkommst . . . Tritt ins Glied . . . Halt . . .“ Er hatte erst jetzt begriffen, daß das ja ein Mädcl war. „Was ist denn mit dir? He, Fedosejenko, gib dem Mädcl ein Paar Hosen!“ Aus einem Güterwagen kam die ärgerliche Antwort:

„Keine Hosen da . . .“

„Mußt dir ein Paar im Gefecht erbeuten, zieh los! . . .“

Gegen sieben Uhr morgens liefen in Woroschilows Waggon, der an einen Panzerzug angekuppelt war, die ersten Patrouillenmeldungen ein. Im schnellsten Trab, auf ungesatteltem Pferd, kam Wolodka, der Bergarbeiter, angeritten; er meldete verwirrt, sie seien, fünf Mann stark, in der Nacht an den Kosakenposten vorbeigekommen; wie es dann hell geworden sei, hätten sie nahe bei der Staniza eine deutsche Kavalleriepatrouille gesehen. Die Deutschen seien im Trab von der starobelsker Chaussec her auf Gunderowskaja zugekommen. Die Kumpels hätten es nicht fertiggebracht still zu bleiben, hätten die Deutschen beschossen und die ganze Staniza geweckt. Sie hätten bei den Tennen dort in Deckung gehen müssen. Er, Wolodka, habe, wie ihm Iwan Gora befohlen, ein Kosakenpferd aufgegriffen und sei im schnellsten Trab hergeritten. Iwan Gora und die Genossen lägen jetzt bei der Tenne und müßten herausgehauen werden.

Woroschilow gab Befehl, den Gegner auseinanderzuschlagen und Gunderowskaja zu nehmen.

Die Schützenlinien gingen hastig vor, die Leute zogen im Gehen ihre Röcke und leichten Mäntel aus. Aus dem Ufergestrüpp begannen jetzt die Kosakenposten zu feuern. Agrippina ging wie im Traum. Der schwere Segeltuchsack mit den Patronen schlug ihr an die Hüfte, der Gewehrriemen schnitt ihr in die Schulter. Sie schaute nach den über der Steppe kreisenden Weihen . . . Eine Stimme hinter ihr schrie von Zeit zu Zeit: „Mädcl, hetz nicht so!“ Agrip-

pina machte dann halt und zog sich die Brust voll mit warmem Steppenwind.

Als dann Kuliks Geschütze von dem Kreidehügel aus das Feuer eröffneten, machte das Donnern die Kämpfer noch munterer. Staubwolken stiegen hinter den fernen Pappeln hoch. Die schwebenden Weihe schossen erschreckt in der Bläue hin und her.

Agrippina sprang wie alle die rechts und links von ihr laufenden Leute in den niedrigen Schützengraben, den die Kosaken soeben geräumt hatten. Die hohen Pappeln, die Schober mit vorjährigem Weizen, die Strohdächer der kleinen Scheunen und der getünchten Hütten waren noch dreihundert Schritt entfernt. Viele der Hütten brannten in der mittäglichen Windstille wie Kerzen, ohne Rauch, und schleuderten brennende Strohfetzen und über der Brandstätte kreisende Tauben in die Höhe.

Die bloßen Füße unter den Rock gezogen, mit gestrecktem Hals, wendete Agrippina wie ein Vogel den Kopf hin und her: sie brachte es nicht fertig, ohne ein bestimmtes Ziel, wie andere es machten, loszuknallen und die Patronen unnütz zu verpulvern. Schießen konnte sie — das hatte ihr, als sie noch ein kleines Mädel war, ihr Bruder Mikolai beigebracht. Die Kosakenkugeln ließen ihr direkt vor der Nase den Staub aufspritzen. Wenn sich wenigstens ein einziger Kosak sehen ließe . . . !

Hinter ihrer Schulter tackte ein Maschinengewehr und wehte sie mit heißen Gasen an. Da vorn fielen jetzt Zweige von den Büschen. Den Nagan schwenkend, sprang ihr Lokotosch gerade über den Kopf weg — er rieß den Rachen über die ganze Breite des Gesichts auf — zu hören war nichts, aber doch zu verstehen: „Vorwärts, Kerle! . . .“ Agrippina sprang ohne Anstrengung, wie vom Wind gehoben, in die Höhe und flog mit nackten Füßen über die heiße Erde. Da vorne war ein Flechtzaun. Hastig dachte sie: „Wie komme ich da bloß hinüber — das wird mir die Kleider vom Leib reißen . . .“

Soeben überholte sie ein älterer Mensch mit Brille, in schlotternden Leinwandhosen. Er kletterte ungeschickt über den Zaun. Agrippina riß mit den Beinen ihren engen Rock auf und sprang, von immer dem gleichen unerhörten Kraftgefühl gejagt, hinüber, hinein auf den Hinterhof eines Kosakenhauses, auf eine Tenne. Und da sah sie endlich den Feind.

An der getünchten Wand dort lief gebückt ein schwarzbärtiger Mensch in kurzem schwarzem Waffenrock mit roten Achselklappen. Agrippina hob das Gewehr . . . „Schieß doch, dummes Weibsbild!“ schrie der Mensch mit der Stahlbrille — er durchsuchte, am ganzen Leibe zitternd, seine Tasche nach einem Streifen Patronen. Der Kosak sprang hinter die Scheunenecke und zielte, an die Wand gepreßt. Und bevor Agrippina sein wutverzerrtes Gesicht auf das tanzende Korn bekommen hatte, schoß der Kosak selbst — der Mensch mit der Brille schlug die Arme hoch. Agrippina schrie wild auf, schoß — der Gewehrkolben schlug ihr ans Schlüsselbein, das Gewehr des Kosaken flog weit weg. Er winselte und sprang mit vorgestrecktem Schädel gegen das Mädchen an, und beide — der Kosak und das Mädchen — packten und

umschlangen sich mit den Armen. Agrippina fühlte, wie ihr und ihm die Knochen im Leibe knackten. Miteinander ringend, unter heftigem Atmen und Schnaufen taumelten sie hin und her. Ein paar Rote liefen herbei. Der Kosak brach ihr fast das Rückgrat, kratzte ihr mit seinem trockenen Backenbart den Hals, wollte ihr mit den Zähnen an die Kehle. Sie stürzten beide zu Boden. Wälzten sich. Seine Arme waren plötzlich kraftlos, ließen sie los. Agrippina sprang auf. Der Kosak wimmerte.

Jemand hielt mit kräftigem, freundschaftlichem Druck ihre Schulter umfaßt. „Der Hund . . . das Aas . . . der Hund . . .“ flüsterte sie. Sie schüttelte den schweren Arm von der Schulter, drehte sich um. Iwan Gora stand vor ihr . . .

„Gapka!“ sagte er und hatte den Mund mit den kräftigen Zähnen bis zu den Ohren offenstehen . . . In seinen runden kastanienbraunen Augen war eine solche Verwunderung, eine solche Freude — Agrippina hätte ihm fast die Arme um den Hals geworfen, aber sie sagte nur, und bekam kaum die Zähne auseinander: „Iwan . . . Guten Tag . . .“

Die Welle der Angreifer trug Agrippina und Iwan auf den weiten Platz vor der Kirche. Das Gefecht war zu Ende, die Kosaken waren aus der Staniza herausgeschlagen und ritten davon, in die Steppe hinaus, über die Hügel . . . Die vereinzelt Schüsse wurden immer seltener. Gelächter, fröhliche Schreie waren zu hören. Die Ziehbrunnen knarnten. Rauch und heißer Staub lagerten über der Staniza, darüber hing wie ein kupferner Ball die Mittagssonne.

„Daß ich mit dir im Gefecht zusammentreffe . . . O Gapa! Ich kanns noch gar nicht fassen!“ sagte Iwan Gora noch einmal.

„Nachher erzähle ich dir alles, Iwan . . . Ich muß was zu trinken haben . . .“

Erst jetzt begannen ihr die Beine und die Arme zu zittern. Mit Mühe zerrte sie den Gewehrriemen von der Schulter, als ihre nackten Sohlen in dem kühlen Schlamm ausglitten.

„Gapa! Gapa!“ schrien rauhe, fröhliche Stimmen.

Ihr Bruder Mikolai zwängte sich zu ihr durch. Er hatte einen Bart ums Kinn bekommen, war männlich geworden. Ihn umarmte sie und legte einen Augenblick ihren Kopf an seine Brust . . . Der junge Kosak Iwan Prochwatilow trat heran, schaute ihr mit seinen kalten, hellen Augen gerade in die Augen und schlug seine Hand in die ihre:

„Tüchtig! Was steckst du denn nicht in einer richtigen Felduniform? Schau, man wird dich ja auslachen!“

Matwej Soloch und die beiden Kriwonos kamen. Wie ein Bär drängte sich Taras Bokun heran: „Das ist wohl deine Schwester, Mikolai?“ fragte er und sperrte den Mund auf.

„Das Mädel ist schon recht“, sagten die Kämpfer. Begrüßten sie, machten sich bekannt, schauten Agrippina wohlwollend an.

Sie stand halbtot vor Scham da und ließ den Kopf mit dem ausgebleichenen, ukrainisch geknüpften Kopftuch hängen. Ihr Rock war an den Hüften ganz

zerrissen, die Bluse hing in Fetzen, und an der Seite war sie von den Nägeln des Kosaken blutig gekratzt . . .

Stumm drängte sie aus dem Kreise. Iwan Gora ging ihr nach. Agrippina ging zu einem umgestürzten Bauernwagen, wo ein toter Kosak mit dem Gesicht zur Erde lag.

„Willst du denn dem seine nehmen?“ fragte Iwan.

„Der Kommandeur hat befohlen, ich solle mir ein Paar erbeuten. Ich wasch sie gleich am Brunnen aus.“

„Laß, laß“, sagte Iwan und schob Agrippina grob zur Seite, „das mache ich!“ Und er hockte sich nieder und machte sich daran, dem Kosaken die Hosen mit den Streifen und die guten Stiefel auszuziehen.

Gleich dort an dem Platz gingen sie in einen leeren Hof, und Agrippina wusch die Kosakenhosen am Brunnen in dem Trog, aus dem man das Vieh trinkt.

Iwan Gora saß daneben und hatte das Gewehr zwischen seinen Knien stehen. Er schaute zu, wie Agrippina den hölzernen Brunneneimer am Seil heraufzog, ihn am Henkel packte, sich — kräftig, hochgewachsen — zurückbog und ihn ausleerte und wieder den Eimer in den Brunnenschacht hinabließ und lächelte, weil das so gut war: daß da Iwan saß und ihr zuschaute.

„Meinen Brief hast du bekommen?“ fragte er nach einem kleinen Husteln. Agrippina nickte. „Ich sehe dich an — und kanns nicht glauben . . . Bist tüchtig in die Höhe gewachsen, weißt du, in den anderthalb Jahren . . .“

Agrippina wandte sich um. Trat mit den nackten Füßen in den Trog und stampfte die Hosen.

„Tu doch Sand dazu . . . Du. Gapa, komm zu unserer Abteilung. Ich laß dich einschreiben . . . Ist so für dich leichter, und auch für mich ruhiger . . .“

„Mir solls recht sein“, antwortete Agrippina und drehte ihm den Rücken zu.

„Was hast du denn da angestellt, in Nishny Tschiru?“

„Na — was schon . . .“ Der Atem stockte ihr; er schwieg. „Hab mich halt für jemand sauber halten wollen . . . Ist noch sehr gut abgelaufen . . . Man hat dir doch, glaub ich, alles erzählt, was fragst du da . . .“

„Richtig, ist dem Jona ganz recht geschehen, dem Schuft . . . Richtig so, Gapa . . . Hast ein kühnes Leben angefangen, mach so weiter . . .“

Sie hatte die Hosen ausgewaschen, wand sie kräftig aus und hängte sie zum Trocknen an die Sonne. Iwan wendete sich wie eine Sonnenblume immer ihr zu, gab sich aber Mühe, nicht auf ihre bräunliche Hüfte zu schauen, die durch die Schlitzte in dem zerfetzten Rock schimmerte.

„Wie du dich in das Kosakenbürschchen auf der Tenne dort verbissen hast, ah . . . das war tüchtig! Na, jetzt sind die Mädchen in die Revolution gezogen, lassen sich nicht beleidigen.“

Agrippina, ohne sich umzudrehen: „Aber was sollen wir Mädels sonst machen?“

„Nein, ist schon recht so, schon recht.“

Da lachte sie plötzlich, zum erstenmal auf: ihre Augenbrauen verzogen sich kindlich, ihr Gesicht wurde rund, lieb und ihre ebenmäßigen Zähne waren zu sehen — sie blühte wie eine Rose.

„Was gibts denn?“ fragte Iwan, der gleich ihr den Mund auftrat.

„Hab über etwas lachen müssen, was mir da durch den Kopf gegangen ist.“

„Ach du Mädel, dummes . . .“

Sie lachte noch tönender, die Knie knickten ihr ein, es sah aus, als ob sie gleich auf dem Boden sitzen würde. Iwan stieß den Gewehrschaft auf die Erde, rümpfte ärgerlich die Nase, blickte zur Seite, und doch steckte es auch ihn an; er brach in ein lautes Lachen aus, hatte den Mund weit aufgerissen. Da setzte sich Gapka hin: „O je, o je! Und ich hatte gedacht: der macht so ein ernstes Gesicht, an den kommt man nicht ran! Hab immer noch Angst gehabt, du würdest sagen: Was soll ich mit dir, dummes Mädel — würdest du sagen — soll ich dich auf dem Gaul hinter mir mitschleppen? O je, o je!“

„Schon recht, zieh jetzt die Hosen an, du . . . Soldat! Geh zur Abteilung . . . Wird gar nicht zum Lachen sein!“

„Die sind doch noch feucht . . .“

Iwan blies die Backen auf. Aber es gelüstete ihn selber, noch eine kleine Weile zu bleiben, hier bei dem Brunnen auf dem leeren Hof und zu sehen, wie Agrippina die Hosen nahm, sie schüttelte, befühlte und, den Kopf wiegend, sich über die Schulter warf. Sie bückte sich leicht, um die Tasche mit den Patronen vom Boden aufzuheben und blickte plötzlich erschrocken um sich: wo war denn das Gewehr? Sie zog die Brauen hoch . . . Iwan sah sie, hielt es zwischen den Knien, und er wollte es nicht gleich hergeben, hielt es fest an sich.

„Na, gib her.“

„Nimm dirs doch, nimm . . .“

Sie zerrte angestrengt an dem Gewehr. Ihre heiße Hüfte berührte seine Schulter und glühte ihn so an — Iwan machte ein seltsames Gesicht. Sie war gleich murrig: „Laß das, Iwan . . .“

Aber sie konnten ihr Gespräch diesmal nicht zu Ende bringen. Hinter dem Hoftor gab es einen betäubenden Krach, eine Rauch- und Staubsäule fuhr hoch. Leute schrien, eine Schießerei setzte ein. Iwan war aufgesprungen, hieß Agrippina die feuchten Hosen anziehen, und während sie auf einem Bein hüpfte und ungeschickt mit dem andern hineinzuschlüpfen suchte, schlugen noch ein paar Granaten ein. Ein Gegenangriff der Deutschen und der Kosaken hatte begonnen.

Der frische Nachtwind, der ihm in den Rücken wehte, die warme Erde unter seinem Bauch, der Geruch des jungen Grases, der üppig mit Sternen übersäte lila-samtene Himmel — Iwan sah ihn, wenn er sich auf die Seite legte, um in die Patronentasche zu greifen. Und der Gefechtslärm, das Aufblitzen der Schüsse und das wilde Zischen einer heranfegenden Granate, sogar die angespannte Unruhe der Zurückgehenden, denen unausgesetzt die Kavallerie auf den Hacken saß — das alles, alles drang gesteigert, heftig dröhnend auf

ihn ein, und er empfand es mit unerhörtem Kraftbewußtsein, mit sicherer Sieges- und Glückszuversicht.

Und das alles deshalb, weil neben ihm in einer trockenen Wasserrinne Agrippina lag; ärgerlich etwas vor sich himmelnd und schießend . . .

Es war schon um Mitternacht. Die lugansker und die kommunistische Abteilung zogen sich zurück und hielten sich die nachdrängenden Kosaken-Hundertschaften vom Leibe. Der Kampf um Gunderowskaja war nicht gut abgelaufen. Der Rückzugsweg auf dem linken Donezufer war ihnen abgeschnitten worden, die Staniza umzingelt, der Platz, auf dem sich die Mannschaft sammelte, hatte unter dem Feuer der deutschen Geschütze gelegen. Sie hatten sich über die von Granateinschlägen aufgerissene brennende Brücke auf das rechte Ufer zurückziehen müssen.

Als die Dunkelheit hereingebrochen war, hatte der Druck der Kosaken aufgehört: sie fürchteten für ihre Gäule. Die deutschen Geschütze verstummten. Und die müden Abteilungen zogen gedeckt durch spärliches Schützenfeuer nach Südosten, in der Richtung zum Eisenbahndamm ab — sie orientierten sich nach den fernen Lokomotivpfeifen.

Von Zeit zu Zeit tauchte hinter der Schützenlinie, die den Abmarsch deckte, in aschfarbenem Sternenlicht ein Reiter auf schwer schnaufendem Pferd auf: „Los, los, Jungs — zweihundert Schritt weiter . . .“

Die Kämpfer standen schweigend auf, gingen müd zurück und legten sich wieder hin, an die unebene Erde geschmiegt. Iwan sagte zu Agrippina: „Daß du mir in der Dunkelheit nicht verloren gehst . . . halte dich neben mir.“

Während des Gefechts hatte er keine Zeit nachzudenken. Aber das Glück schien Iwan so umspannend groß, daß er sich nur verwundern konnte. Niemals hätte er das geglaubt — da hätte ihm früher einmal einer erzählen sollen, daß ein ernster Mensch wegen einer Kleinigkeit, die nicht der Rede wert war, nur deshalb, weil er mit einem Mädels allein an einem Brunnen gewesen war, so unerhörten Mut in seiner Brust gespürt hätte . . . Ein seltsames Wesen ist der Mensch.

Die Deutschen hatten endlich Woroschilows Plan durchschaut: er wollte sich mit allen dreitausend Eisenbahnwaggons in Richtung auf Zarizyn durchschlagen. Ein Entschluß dieser Art unterschied sich bereits grundsätzlich von den Partisanen-Kampfhandlungen der roten Abteilungen, mit denen die Deutschen bisher zu tun gehabt hatten.

Die Deutschen hatten die Absicht, den Woroschilowschen Transportzügen zwischen Müllerowo und Lichaja den Weg abzuschneiden, die Fünfte Armee zur Preisgabe der Waggons zu zwingen und sie auseinanderzusprengen. Sie begannen Lichaja einzukreisen und stießen von Müllerowo her gegen die Nachhut der Fünftens Armee vor, die sich beim Bahnhof von Kamenskaja eingegraben hatte.

Woroschilow war mit den kampffähigsten Truppenteilen hier, bei der Nachhut geblieben. Kolja Rudnew und Artjom hatten Auftrag, die Zugtransporte zu leiten — sie sprengten davon und überholten die langsam rollenden Züge.

Früh am Morgen — es war der erste Mai — versammelte man sich auf der nebelbedeckten Steppe, bei der vorderen Grabenlinie zum Meeting. Woroschilow hielt, zu Pferde sitzend, eine Ansprache.

An diesem ersten Mai ging es hier, in der Steppe beim Bahnhof Kamenskaja, heiß zu. Die Sonne schien trüb durch Staub und Rauch. Der eiserne Donner erschütterte die Erde, zerschlug die Woroschilowsche Grabenlinie. Wieder und immer wieder tauchten die leicht geduckten Gestalten mit ihren Stahlhelmen, den „Kartoffelkesseln“, auf dem Schädel, die breiten Bajonette vorhaltend, aus dem Rauch und Staub hervor.

Ein ums andere Mal gingen die Deutschen zum Angriff vor und hielten dem Bajonett-Gegenangriff nicht stand, machten kehrt und liefen davon. Und da lagen schon viele von ihnen, arme Teufel, im Steppengras, und viele stöhnten in den Granatlöchern . . .

Sie mußten überdies noch am linken Flügel die Stellung halten, gegen die Kosaken aus Gunderowskaja, die sie nicht an Kamenskaja heranlassen durften. Die Front hatte sich schrecklich in die Länge gezogen, sie hatte auf das rechte Donez-Ufer hinübergegriffen. Es fehlte an Verstärkungen. Man setzte alle Hoffnung darauf, daß es den Transportzügen in diesen Tagen gelingen würde, Lichaja zu passieren.

Der erste und der zweite Mai waren vergangen. Woroschilow hielt sich bei Kamenskaja immer noch den Gegner vom Leib. Die Transportzüge waren alle schon nach Lichaja herangebracht. Es waren ein paar hundert Flüchtlinge mobilisiert worden und man ließ unter Maschinengewehrdeckung das von den Kosaken aufgerissene Gleis der zarizynner Zweigstrecke bis Belaja Kalitwa ausbessern. Auf den Hügeln, die sich südlich und südwestlich um Lichaja zogen, lagen in Grabenstellungen die Abteilungen der Fünften Armee.

Iwan Gora und Agrippina hatten sich den Bergarbeitern angeschlossen. Die Stimmung war hier — bei den meisten — nicht gut. Iwan Gora hatte das sofort herausbekommen, als er auf dem Feld bei der Windmühle Jemeljan Shuk traf. Viele hockten unbeweglich, wie versteinert, neben den unfertigen Gräben; mürrisch, schwarzverdreckt, abgerissen, barfüßig. Man sah kein Biwakfeuer, sie kochten nicht ab — als gedächte keiner, hier länger zu bleiben. Die Leute waren nachdenklich. Die Köpfe reckend, schauten sie einem in der Himmelsbläue schimmernden deutschen Flugzeug nach.

Klar, daß die Abteilung bei solcher Stimmung nicht kampffähig war. Da war schnelles Eingreifen nötig. Als Iwan Gora mit dem Graben fertig war, sagte er, den Spaten auf die ausgehobene Erde klatschend, zu Agrippina, die zwei Schritt entfernt von ihm mit dem Schanzzeug hantierte: „Sein persönliches Interesse muß man zurückstellen, sonst soll man lieber gleich die Hände davon lassen . . . So ist das, Gapa.“

„Versteht sich“, antwortete Agrippina, die ihren schmerzenden Rücken geradebog. Die Sonne, die zum Rand der Steppe hinabsank, übergieß ihr das heiße Gesicht. Sie schob den Ärmel ihrer verschossenen Bluse hoch und

wischte sich mit dem entblößten Arm die feuchte Stirn. Iwan hatte an alledem großes Wohlgefallen und Agrippina, wie sie da gegen die Sonne blinzelte, schien ihm sehr schön.

„Ich muß mich zu etwas entschließen, was sehr riskant ist. Aber das ist nicht, was mir bange macht, sondern . . . ob ich da auch richtig handle? Aber wenn ich nachdenke, komme ich zu dem Ergebnis: es muß sein. — Was dabei herauskommen wird? Ich weiß es nicht. Einen älteren Genossen um Rat fragen, geht nicht, ist keiner da. Zuschauen und die Hände in den Schoß legen — geht nicht an. Also heißt es: Initiative zeigen.“

Agrippina hatte nicht ganz begriffen, was er da brummte, ihre schmierigen, über den Spatengriff gelegten Hände anstarrend wie ein Gockel ein Getreidekorn. Aber sie verstand, daß es ihm redlicher Ernst war. Als Antwort nickte sie, zur Sonne hinüber. Iwan stieg aus dem Graben und ging zu der Windmühle, in der sich die Beobachtungsstelle und der Regimentsstab befanden.

Neben dem Mühlentor saßen auf einem zersprungenen, in die Erde gesunkenen Mühlstein zwei Leute vom Stab: der eine in einer Studentenjacke, ein bleicher Mensch mit kleinen Zähnen und feuerroten Bartbüscheln ums Kinn, der andere wie ein Mönch aussehend, mit schmutzigen, auf die Schulter herabhängenden Haaren, mit einem Zwicker auf der Nase, in einem mit einem Strick umgürteten Mantel. Die beiden spielten gelangweilt mit zeretzten Karten Einundzwanzig.

Iwan Gora fragte, wo der Kommandeur sei. Der Feuerrote antwortete trocken, ohne aufzublicken, der Kommandeur sei beschäftigt.

„Er schläft wohl, was?“ fragte Iwan Gora und hockte sich auf die Fersen nieder.

„Nu, wenn er schläft — was geht das dich an?“ sagte der andere, der wie ein Mönch aussah.

„Ist nicht die rechte Zeit zum Schlafen für den Kommandeur. Geht hinein und weckt ihn.“

„Was soll das?“

„Es muß sein, heißt das.“

Die zwei blickten einander an. Der Feuerrote fragte: „Sind Sie aus unserer Abteilung, Genosse?“

„Aha . . .“

„Der Kommandeur hat befohlen, niemand zur Meldung hineinzulassen. Können Sie verstehen?“

„Da müßt ihr ihn eben wecken . . .“

Sie blickten sich wieder an. Sie merkten, daß der Mensch da einen noch härteren Schädel als sie selber hatte. Aber das Mühlentor ging knarrend auf und Petrow, der Kommandeur, kam selber heraus. Das war ein vier-schrötiger Mann mit einem runden Gesicht; schläfrig, ärgerlich, ganz mit Mehl bestäubt.

„Na? Was gibts?“ fragte er, Iwan Gora unfreundlich anschauend. „Ah!

Ein Kommunist aus Pieter¹ . . . mit Direktiven, was?“ Er riß den Mund schief auf, setzte sich dann auf den Mühlstein und zog eine Blechbüchse mit Tabak hervor. Drehte sich eine Zigarette, schnaufte. „Bei eurer ganzen Betriebsamkeit, Genosse, kommt gar nichts heraus. Lauter überspanntes Zeug. Aber wir habens mit lebendigen Menschen zu tun, nicht mit diesen abstrakten Ideen . . . So ist das!“

Iwan Gora stand stramm vor ihm, die Hände an der Hosennaht, so, wie sichs gehört, wenn man vor einem Kommandeur steht. Petrow blies dichten Rauch aus den Nasenlöchern.

„Na, also, was gibts?“

„Die Stimmung in der Abteilung taugt gar nichts, Genosse Kommandeur. Die Abteilung kann so ihren Gefechtsauftrag nicht erfüllen . . .“

„Aber wer hat einen Gefechtsauftrag gegeben?“ schrie plötzlich mit dunkelrot werdendem Stiernacken der Kommandeur Petrow. „Der Stab der Fünften Armee? Mir ist von einer solchen Armee nichts bekannt. Bin nicht dabei gewesen, wie man sie formiert hat. Meine Abteilung hängt nur durch das Bahngleis mit der Fünften Armee zusammen. Meine Abteilung untersteht nur dem Willen des Volkes. Meine Abteilung wünscht keine Diktatorenbefehle auszuführen. Wer hat das nötig: sechzig Transportzüge mit altem Hausgerät auf dem Buckel mitzuschleppen? Was die Abteilung will — das ist ein Kampfbefehl!“

Daß der Kommandeur Verrat beging, war ganz klar. Verärgert und dunkelrot, wie er war, hatte er aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Wahrscheinlich ein Dorfschullehrer, einer von denen, die vor einem halben Jahr so gern als die Tribunen der Sozialrevolutionäre in die Konstituante eingezogen wären. Gewiß arbeitete er jetzt nach Geheimdirektiven der Zentral-Rada. Ein ärmlicher Mensch, ein Dummkopf noch dazu . . . !

Iwan Gora suchte sich, vor ihm stehend, hastig vorzustellen, wie er am richtigsten handeln mußte. Zum Bahnhof hinunterlaufen, zum Armeestab und Rudnew den Verrat des Kommandeurs melden? Klar, daß bei diesem Durcheinander Rudnew ihn, Iwan, selber herschicken würde, um die Meuterei zu liquidieren. Hinunterlaufen — damit verlor man nur Zeit. Er kam auch gar nicht ungeschoren von hier weg . . .

Iwan warf einen schrägen Blick zur Seite. Die zwei vom Stab, der Feuerrote und der Langmähne, hatten die Karten sein lassen und schauten, die rechte Hand in der Tasche, lauernd auf Iwan. Verstanden: beim ersten unvorsichtigen Wort, bei der ersten Bewegung schossen die ihn nieder. Bei der Mühle war außer ihnen niemand, und auf ein paar hundert Schritt hinaus lag das Feld rundum leer da.

„Swerewo ist von den Deutschen genommen, Genosse Kommandeur“, sagte Iwan Gora und wußte selber nicht, warum er sich das plötzlich ausgedacht hatte. „Der Panzerzug des Genossen Artjom steht schon bei Lichaja.“

„Das lügst du!“ raunzte Petrow ärgerlich, aber nicht sehr sicher.

„Ich lüge nicht, Genosse Kommandeur. Wenn Sie auf die Mühle hinaufstei-

¹ Pieter — Petersburg

gen — der Panzerzug ist von hier aus zu sehen. Die Deutschen können jede Stunde kommen. Man wird den Kampf annehmen müssen.“
 Petrow sah ihn scharf an. Die zwei andern wechselten Blicke. Der Feuerrote ging in die Mühle, und man hörte die Leiter unter seinen Füßen knacken. Jetzt hatte Iwan nur noch zwei vor sich. Und er preßte rauh, mit Baßstimme hervor:

„Ein Meeting, Genosse Kommandeur, werden Sie auf alle Fälle abhalten müssen. Die Abteilung ist desorganisiert. Man schlachtet uns wie Hammel ab, das ist Tatsache. Und Sie möchten doch auch nicht eine Kugel in den Schädel haben.“

Dem Kommandeur war im Augenblick wieder der dicke Hals mit Blut überschwemmt. Er schnaufte, schwieg aber, suchte herauszubekommen, was das für eine Provokation war.

„Entweder muß die Abteilung sofort abziehen, oder sie muß die Stellung mit aller Gewalt halten. Wir brauchen ein Meeting, Genosse Kommandeur.“

„Schon recht.“ Petrow stand schwer von dem Mühlstein auf. „Schon recht, geh . . .“

„Ein solcher Narr bin ich nicht, du Bursche, möchtest mir dann eine Kugel ins Kreuz jagen“, dachte Iwan Gora und schob sich einige Schritte zurück. Oben auf der Windmühle schaute der feuerrote Schädel zum Guckloch heraus. Iwan klopfte das Herz.

„Fjodor Fjodorowitsch!“ schrie der Feuerrote vom Guckloch herunter, „da drüben, fünf Kilometer werden es sein, raucht etwas, weiß der Teufel, was es ist. Vielleicht ein Panzerzug.“

„Aha!“ sagte der Kommandeur verwundert.

„Aha!“ sagte Iwan Gora, noch mehr verwundert, vor sich hin.

Und wie wenn es eine Bestätigung sein sollte, donnerte fern über die Steppe ein Kanonenschuß. Da entschloß sich der Kommandeur. Er nickte dem Langhaarigen und befahl ihm mit halber Stimme, die Gelder und die Papiere in einen Sack zu packen und die Pferde bereitzuhalten. Ohne Iwan anzublicken, ging er mit einem finster entschlossenen Gesicht über das Gelände den Gräben zu. Iwan folgte nach, einen halben Schritt hinter ihm, Der Kommandeur hatte eine schallende Stimme. Er hob die Hand und schrie über das ganze Feld hin:

„Kämpfer der dritten warwaropoler Abteilung! Ich eröffne das Feldmeeting . . .“

Die Bergleute kletterten aus den Gräben, standen vom Boden auf und umringten den Kommandeur, mürrisch und unzufrieden. Iwan Gora blickte zu Boden, er hielt sich neben dem Kommandeur.

„Der Augenblick ist gekommen, wo wir über die Hauptfrage entscheiden müssen: wofür wir schließlich und eigentlich kämpfen“, sagte der Kommandeur und ließ die Augen über die harten Gesichter der Kumpels schweifen, „weswegen haben wir die heimatlichen Hütten verlassen? Weswegen treibt man uns wie eine Hammelherde in die Fremde . . .?“

„In die Fremde des Arbeiter- und Bauernlands“, wiederholte sogleich Iwan mit einer Baßstimme. Er hatte den Kopf gehoben und das Gesicht zu einem Lächeln verzogen. „Ins fremde Arbeiter- und Bauernland, fort von den heimatischen Haidamaken-Peitschen und den deutschen Flintenläufen...!“

„Genösse!“ Der Kommandeur starrte ihn rasend vor Wut an. „Unterbrechen Sie den Redner nicht... lassen Sie Ihre bolschewistischen Kniffe... Sie sind hier nicht in Moskau! — Genossen!“ schrie er, die Arme schwenkend. „wir sind ausgezogen, um für die Heimat Erde und für die Freiheit zu kämpfen...“

„Für die Kulaken-Erde, für die SR-Freiheit!“ dröhnte Iwan.¹

„Genossen!“ Das Gesicht des Kommandeurs lief dunkelrot an. „Die moskauer Kommunisten haben uns in unserem Kampf mit der deutschen Invasion verraten! Aus Moskau ist befohlen worden, daß man das Donez-Becken den Deutschen übergeben soll! Und uns führt man aus den Heimatdörfern weg, um uns zu bolschewistischen Sklaven zu machen. Diese Stellung hier, in die man uns geführt hat, soll für uns zur Schlachtbank werden...! Wir sollen uns hier mit dem Feind schlagen, und die Kommunisten schleppen unterdessen ihre Eisenbahnwagen nach Zarizyn ab!“

„Genug! Sie brauchen sich nicht weiter auszulassen!“ schrie Iwan Gora aus vollem Halse. „Genossen. Ich bin ein Metallarbeiter aus Pieter. Hier meine Papiere. Schaut her. Das sind meine Hände. Schaut sie an... Aber habt ihr diesen Menschen schon vorher gekannt?“

„Nein! Haben ihn nicht gekannt“, ließen sich aus dem Bergarbeiterhaufen die Stimmen Wolodkas und Fedkas vernehmen, dann auch die Jemeljan Shuks.

„Soll er uns seinen Lebenslauf erzählen. Aber ich will es euch in drei Worten sagen, wer er ist: der Kommandeur Petrow ist ein SR-Mann! Die ganze Welt weiß, daß die SR-Leute die Ukraine für ein paar fette Happen, für ein paar schöne Möbel, an die Deutschen verkauft haben. Wer hat ihn zum Kommandeur gewählt? Aus Kiew, aus der Zentral-Rada haben sie ihn hergeschickt! Das ist ein Provokateur...!“

Während Iwan seine Sätze hämmerte, schielte er kurz zu dem Kommandeur hin. Gerade noch im rechten Augenblick. Petrow riß den Nagan aus der Pistolentasche und schoß nach Iwans Kopf. Im selben Moment war Iwan mit dem Kopf weggezuckt, so daß ihm die Kugel nur das Haar streifte, hatte Petrow am Handgelenk gepackt und schlug ihm mit ganzer Kraft zwischen die Augen. Der Kommandeur stieß einen keuchenden Schrei aus und fiel. Jemand — es war Wolodka oder Fedka — nahm ihm den Nagan ab. Die Kumpels blickten schweigend auf den Kommandeur, der dalag und keinen Atemzug mehr tat.

Iwan Gora wischte sich mit dem Ärmel die Stirn und sagte: „Jungens... ich habe etwas gemacht, was nicht richtig ist, hab die militärische Disziplin verletzt, den Kommandeur geschlagen. Entscheidet, wen ihr erschießen müßt: mich oder ihn. Einen Arbeiter, der der Arbeiterklasse treu ist, oder euren offiziellen Kommandeur? Aber daß er ein SR-Mann und Provokateur ist — da-

¹ SR — Sozial-Revolutionäre

für bürgen ich mit meinem Kopf. — Entscheidet! Jeden Augenblick kann der feindliche Angriff beginnen. Der Feind darf uns nicht überrumpeln.“ Die Kumpels schwiegen noch immer. Da sagte Jemeljan Shuk: „Hast uns ein Rätsel aufgegeben, du Kommunist . . . Nun, wie ists: wollen wir dem Mann glauben?“

„Ja, ja, wir glauben ihm“ antworteten ein paar von den Kumpels. „Wir glauben dir, dann übernimm du das Kommando, Iwan.“

Petrow war unter Bedeckung zum Bahnhof, zur Besonderen Abteilung geschafft worden. Seine Stabsleute, der Feuerrote und der Langhaarige, hatten sich verdrückt. Die Abteilung beschloß: die Stellung wird gehalten, und bis zur Ernennung eines neuen Kommandeurs übernimmt das Kommando Iwan Gora.

„In Ordnung, Genossen“, antwortete Iwan. „Daß ich kein Soldat bin, wißt ihr. Aber ein Kommunist muß auch das Kommando führen können, ich werde euch in diesem Kampf befehligen.“

Iwan Gora zupfte sich die schweißdurchtränkte Bluse zurecht, zog den Riemen um den schwächlichen Bauch enger, fuhr sich mit den fünf Fingern in die verstaubten Haare, strich sie zurück und glättete sie etwas und warf einen kurzen schrägen Blick auf Agrippina. Sie stand an der gleichen Stelle, mitten unter den Kumpels, hatte beide Hände über dem Gewehrlauf am Bajonett und schaute düster, unbeweglich und blaß von der Iwan wegen ausgestandenen Aufregung, angespannt auf ihn.

„Mein erster Befehl: in Gefechtsumständen bin ich der Kopf, ihr seid meine Hände. Also unweigerlicher Gehorsam, bei Todesstrafe!“

Jemand antwortete darauf mit einem heiseren Ton.

Iwan wollte es nicht zu Reden kommen lassen, verstärkte seine Stimme: „Das Meeting ist beendet, Genossen. Alle Einwendungen nehme ich erst nach dem Gefecht entgegen. — Nun der Befehl: erstens, die Gräben besetzen und nicht herumliegen. Zweitens: keine Patrone aus Aufregung verpulvern, und überhaupt darf es nichts geben, was nach einer Panik aussieht. Drittens: fest im Kopf behalten, daß der angreifende Feind für uns und für das ganze Weltproletariat der gemeine Klassenfeind ist. Kugel und Bajonett sind das einzige Kampfmittel gegen den Klassenfeind. Da kann es kein Schwanken und keine Feigheit geben!“

Iwan Gora hatte sich in diesen Tagen mit den militärischen Dingen etwas bekanntgemacht. Nach der Befehlsausgabe ging er sofort an die Aufstellung der Posten und Feldwachen. Die Art, wie er sprach, und seine Festigkeit gefielen den Kumpels. Aus den Gräben flog die Erde hoch; sie waren dabei, die Gräben zu vertiefen, mit dem Spaten, so viele da waren, manche kratzten auch die Erde mit dem Bajonett auf und schaufelten sie mit den Händen hinaus. Iwan Gora kam dann zurück und hob für sich selbst, etwa dreißig Schritt hinter der Linie auf einer Erhebung eine kleine Kommandeursdeckung aus. Agrippina befahl er, als Verbindungsmann bei ihm zu bleiben.

„Da hab ich die Sache also eingerenkt, Gapa“, sagte er leise zu ihr. „Man

wird mich für diese Geschichte natürlich vor die Besondere Abteilung stellen. Was soll ich da sagen? Ich werde sagen: Jawohl, Genossen, hab mich mausig gemacht, aber ich habe nach meinem revolutionären Gewissen gehandelt . . .“

„Was für eine Hitze“, sagte Agrippina, „die Leute haben Durst, aber es ist kein Wasser da.“

„Hast recht. Mach den ersten Fehler des Kommandeurs wieder gut!“

Iwan Gora hockte auf einem Haufen ausgehobener Erde und redete, als ob er sich über sich selber lustig machte, aber seine großen Hände, die er auf den Knien liegen hatte, zitterten: „Leg das Gewehr hin, lauf ins Dorf hinüber, Gapka. Nimm dir ein Faß, wo du eins findest, ein Fuhrwerk, einen Gaul, oder Ochsen und schaff Wasser her. Da, nimm den Nagan.“

Agrippina lief zu den Windmühlen. Iwan Gora hatte nicht die geringste Ahnung, was er jetzt als Kommandeur zu tun hatte.

Wenn der Feind sie aber bis in die Nacht hinein in Ruhe ließe? Dieser dreckige Hund Petrow hatte absichtlich nicht für Verpflegung gesorgt. Die Stimmung der Leute konnte nachlassen . . .

Iwan trommelte mit den Fingern auf den Knien, damit ihm die Hände nicht zittern sollten. Gerade zu dieser Zeit tauchten auf den Hügeln deutsche Patrouillen auf. Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Er sprang auf, hob die flache Hand zum Schutz über die Augen und schaute in die ferne Steppe, auf der durchsichtige Glutwellen flimmerten. Dann lief er zu den Schützengräben: „Kämpfer! Der Feind hat sich gezeigt. Laßt ihn auf fünfhundert Schritt heran. Kaltes Blut bewahren . . .!“

„Gapka, hast du noch Patronen?“

„Ja. — Nein doch . . .“

„Was soll man da machen? Da schau — dort kommen sie!“

Der das sagte, war Wolodka, ein einfacher, treuer, unerschütterlicher Bur-sche. Er kroch zum Platz des Kommandeurs hinüber, um nach Patronen zu schauen. Da waren die zwei letzten Blechkästen . . . leer. Neben ihnen lag Iwan Gora, mit dem Gesicht zur Erde.

Agrippina erhob sich etwas, auf die Hände gestützt, und blickte sich um. Die Steppe lag öd und dunkel da. Träger Rauch wälzte sich über die trüb gewordene Röte des Sonnenuntergangs. Rückwärts lag Lichaja in Flammen gehüllt. Gapkas Kopf warf einen rötlichen Schatten über die Grasbüschel.

Und wenn am schwarzen Horizont die Geschütze die blendenden Flammen-zungen ihres Mündungsfeuers ausspien, schien die Abendröte in den Himmel aufzufliegen. Da unterschied Agrippina ganz deutlich menschliche Figür-chen. Sie bewegten sich hierher, zu dem Hügel, auf dem sich die Reste der Bergleute-Abteilung immer noch hielten.

„Der Kommandeur ist ja tot, Gapka!“

„Nein!“ antwortete sie kurz.

„Wieso nein? Er atmet nicht mehr . . .“

Wolodka machte sich bei Iwan zu schaffen, suchte in seinen Taschen, in der Patronentasche — er fand ein paar Streifen Patronen.

„Gapka — sieben, acht Mann sind wir noch, im ganzen . . . Was sollen wir da liegen bleiben, ohne eine Patrone? Wir müssen weg.“

„So geht doch.“

Wolodka hockte sich auf seine nackten Fersen, schnaufte und legte den Patronenstreifen ein. Wieder trat deutlich die ganze Steppe aus der Finsternis hervor, und die gebückten Figürchen hoben sich kohlschwarz von ihr ab. Wolodka verschoß den Streifen. Bei jedem Schuß zuckte er mit dem ganzen Körper zurück . . .

„Geh zurück, Gapka.“ Er faßte sie an. Sie machte mit Gewalt ihren Arm frei. Wolodka lief geduckt unter den pfeifenden Kugeln in die Dunkelheit.

Agrippina war bei Iwan geblieben.

Lang, unbeweglich, als wäre er mit der Erde verwachsen, lag er da. War er tot oder nur besinnungslos, vom Luftdruck eines Einschlags betäubt? Agrippina wußte es nicht, daran dachte sie auch gar nicht. Einerlei — ob er tot war oder nicht — sie konnte ihn nicht verlassen. Jetzt waren sie allein auf dem Hügel. Die Burschen waren kriechend oder laufend zurückgegangen — und sie hatten wohl gut daran getan: was sollten sie hier noch mit leeren Händen . . .?

Agrippina saß am Boden und hatte das schwere Gewehr über das aufgestemmte Knie gelegt, um die Arme etwas ausruhen zu lassen. Sie schaute mit hängendem Kopf in die Steppe. Fünf Patronen hatte sie noch im Magazin ihres Gewehrs — was dann? — Weiter gingen ihre Gedanken nicht. Sie hatte überhaupt keinen Gedanken — nur eine schreckliche Starre.

Sie schaute gerade nach der Stelle in der Steppe draußen, wohin vorhin Wolodka gezeigt hatte. Plötzlich traten wieder mit übergroßen Schatten alle die vom Wasser gerissenen Erdrinnen und die Grasbüschel hervor. Agrippina zuckte zusammen und stöhnte vor Schreck: da kamen dreißig, zwanzig Schritt vor ihr schwarze kräftige Leute herangelaufen . . .

Sie schoß . . . Ein wilder Schrei war zu hören . . . Aufblitzende Schüsse . . . Geknatter . . . Stampfen . . . Leute liefen auf sie zu, und wieder andere kamen von hinten her vorgerannt, auf diese schwarzen Gestalten zu . . . Handgranaten platzten . . . Jemand flog von hinten her auf sie, mit einem greulichen Fluch . . .

Agrippina fiel mit Armen, Brust und Gesicht auf Iwan.

Es war die Abteilung Lokotosch. Woroschilow hatte sie zu einer letzten Anstrengung eingesetzt, um den Feind vor Lichaja zurückzuwerfen. Die Deutschen — oder waren es abgessene Kosaken? Der Teufel konnte das in der Dunkelheit unterscheiden — schwenkten schnell zurück, und in dieser Nacht wagten sie bis zum Morgen keinen weiteren Angriff mehr.

Aus dem Russischen
von F. N.

12. DEZEMBER 1937

Ein weltgeschichtliches Datum

von

Julius Hay

I

Das immer vielseitiger, immer farbiger, immer inhaltsvoller werdende Leben des Sowjetbürgers erfährt eine neue Bereicherung durch eine Massenbewegung, welche das Interesse immer mehr auf sich zieht: durch die Wahlen in den Obersten Sowjet der Union.

Die Rechte, die die russische Arbeiterklasse vor 20 Jahren im gesamten erobert hat, werden im Zeitraum, der nach der Oktoberrevolution folgt und noch nicht abgeschlossen ist, im einzelnen in Besitz genommen; die Pflichten, die die Arbeiterklasse durch die Ergreifung der Macht im gesamten auf sich genommen, werden im einzelnen erfüllt. Jede Phase dieser „Durcharbeitung des Details“ im Ausmaße einer Wertschaffung wird vom Erwachen eines neuen Gefühls begleitet, die Vollendung jeder einzelnen Entwicklungsphase wird durch das Allgemeinwerden eines bisher unbekannten, seelischen Inhalts gekennzeichnet. So sehen wir in dieser Wahlbewegung des Sowjetvolkes ein Gefühl entstehen, welches trotz seiner Ähnlichkeit mit anderen Erscheinungen im Gefühlsleben der Völker bürgerlich-demokratischer Länder, in seiner Breite und Tiefe, in seinem Inhalt, seiner Erscheinungsform erstmalig und alleinstehend ist: *die Freude an der Ausübung demokratischer Rechte*.

Womit wurde also das Sowjetvolk durch das Kapitel der neuen Verfassung, welches sich auf die Wahlen bezieht, und durch das Wahlgesetz bereichert? Mit einem neuen, handhabbaren Ausdruck einer erreichten historischen Entwicklungsstufe. Mit der Sicherung eines unveräußerlichen Anteils an der Macht für jeden einzelnen. Mit einem Zeugnis politischer Reife, wie es sich noch kein Volk der Welt ausstellen durfte. Mit einer nicht nur im Geist, sondern in jedem technischen Detail alle bisherigen Wahlsysteme weit übertreffenden juristischen Schöpfung. Und nebst alledem noch mit einem ganz neuen, bis jetzt nicht gekannten, freudigen Gefühl.

Der Schriftsteller muß das Entstehen eines solchen Novums im Gefühlsleben der Völker besonders vermerken.

II

Vor einigen Jahren sah ich einen ausgezeichneten amerikanischen Film, welcher in seinem Inhalt, in seinem Stil von allen andern Filmen amerikanischer und europäischer Produktion abwich. Er heißt „Präsident Phantom“ und behandelt die amerikanischen Präsidentenwahlen. Er ist eine der erfindungs-

reichsten, wirksamsten, künstlerisch wertvollsten Filmsatiren, die bis jetzt gedreht worden sind. Und diese Satire ist gerade über die *Wahlen* geschrieben und gedreht worden.

Niemand, der sich mit den Problemen der Demokratie ernsthaft beschäftigt, wird behaupten, daß die amerikanische Demokratie und das mit allen seinen Mängeln großzügige System, in welchem sie sich darstellt, zu nichts anderem gut wäre, als satirisch behandelt zu werden. Wie kommt es aber, daß gerade die *Mängel* des Wahlsystems die Künstler zu einer, das Niveau der *guten* Hollywood-Produktion entschieden übertreffenden Leistung angeregt haben? Wie kommt es, daß auch Sinclair Lewis, der in seinem „Babbitt“ an das Problem der amerikanischen Wahlen herangeht, nur Spott und Verachtung für sie übrig hat?

Wie kommt es wohl, daß in der ganzen großen realistischen Literatur des Westens — in welcher übrigens auffallend wenig Hinweise auf Wahlen vorkommen — kein einziges Werk zu finden ist, das die positiven Seiten, den unleugbaren Nutzen des mehr oder minder vollkommenen Rechts, Volksvertreter zu wählen, hervorkehrt, sondern immer *nur* die Mängel: Fälschung des Volkswillens, die Korruption, das Mißverhältnis zwischen Phrasen und Wirklichkeit?

Eine so einmütige Abneigung der realistischen Literatur bürgerlicher Demokratien muß in der Einstellung breiter Volksmassen gegenüber den Wahlen wurzeln: in der Einstellung der Massen, die nicht mitwählen, aber auch der Massen, die mitwählen. Es muß so sein — und wir wissen aus Erfahrung, daß es so ist — daß die Enttäuschung, der Abscheu vor dem Schmutz, das Gefühl der Ohnmacht vor meist unerkannten dunklen Mächten, so groß sind, daß sie die Einsicht der *relativen Nützlichkeit* der Wahlen übertönen und erdrücken — die Freude an der Ausübung demokratischer Rechte so wie sie das Sowjetvolk jetzt kennenlernt, können die bürgerlichen Wahlen nicht erwecken.

„Präsident Phantom“ unterliegt als Film dem ehernen Hollywood-Gesetz: er muß ein happy end haben. Die optimistische Grundeinstellung seiner Verfasser macht dies auch möglich. Es heißt also diesmal, ein Übriges tun, um das Positive, welches in den bürgerlichen Wahlsystemen für die Einsicht zugänglich ist, sinnfällig zu machen. Im Film geschieht das durch eine Verwechslung. Statt des miesepetrigen Inhabers der Macht wird sein sonniger, aber bettelarmer Propagandist gewählt, statt des Kandidaten kommt der Mann, der — ihm zum Verwechseln ähnlich sehend — das Volk in seinem Namen anzulächeln pflegt, ins Weiße Haus, statt des widerlichen, mächtigeren Ichs der bürgerlichen Demokratie, ihr volkstümlicheres, aber machtloseres besseres Ich — ein Zufall, der passieren kann, wo dieses gewinnende Ich im Interesse des abstoßenden anderen Ich bemüht werden muß, also in allen bürgerlichen Demokratien. Eine Chance für den wahren Volkswillen, durch die bürgerlich-demokratischen Wahlsysteme zum Ausdruck zu gelangen — nicht groß genug, um sich darauf zu verlassen, nicht klein genug, um sie nicht zu ergreifen.

Die beschränkten und doch wertvollen Möglichkeiten der bürgerlichen Demo-

kratie auszunützen, auszubauen und gegen Angriffe zu schützen, ist ein Prinzip der kommunistischen Politik: dieselben Bolschewiki, die die Massen am 25. Oktober 1917 zum Sturm auf das Winterpalais führten, hatten sich einige Jahre früher während einer Periode der Zarenzeit in die Duma wählen lassen. Das Bewußtsein, daß es zum Sturm kommen würde, gab ihnen die Geduld, sich mit dem Kleinkram eines reaktionären Parlaments abzugeben. Die Kenntnisse der Grenzen des bürgerlichen Parlamentarismus steigerte dann die Wucht ihres Sturms.

III

Heinrich Mann gibt in seinem „Untertan“ eine sehr realistische Darstellung der Wahlen in der wilhelminischen Periode des Deutschen Reiches. Ohne jegliche Übertreibung, ja trotz der äußersten Mäßigung, die Heinrich Manns dichterische Persönlichkeit mit sich bringt, entsteht das sehr groteske Bild eines Durcheinanders mit sehr viel Systemen und mit der gar nicht seltenen und gar nicht zufälligen extremen Konstellation, daß der sozialdemokratische Kandidat auf Wunsch und durch Unterstützung der reaktionären Kaiserpartei in den Reichstag gewählt wird. Wie wenig dieser Kandidat einer Arbeiterpartei mit den Arbeitern, die für ihn die Stimmzettel in die Urne werfen, identifiziert werden kann, das zeigt uns Heinrich Mann ganz deutlich. Doch nicht die wahrheitsgetreue Schilderung der Wahlmachinationen ist das wichtigste, was uns Mann lehrt.

Er zeigt uns den Typ des Untertans in seinem Werden, mit seinen Wurzeln, mit der sozialen Grundlage seines Seins, mit der knalligen Blüte seiner Ideologie. Ohne diesen Untertan, ohne das, was ihn erzeugt und was er erzeugt, ohne den, der ihn beherrscht und den er beherrscht, wäre ein noch so genaues Bild der Wahlschiebungen nicht im mindesten einleuchtend.

Die Reichstagswahl im Roman „Der Untertan“ geht um die Jahrhundertwende vor sich. Wer Deutschland erst nach dem Krieg, nach Weimar kennen oder bewußt sehen gelernt hat, wundert sich, wieviel Ähnlichkeit dieser wilhelminische Wahlbetrieb mit dem weimarischen hatte — obwohl die weimarer Verfassung das bisher demokratischste Wahlrecht aller kapitalistischen Länder enthielt. Doch was nützte das ganze weimarer Wahlrecht mit seinem geheimen, gleichen, direkten Wahlsystem in einem Land der Untertanen, in welchem die *Grundlagen* ihres Untertanentums fast unverändert dieselben geblieben waren, wie zu Wilhelms Zeiten?

Der Kampf um das, dem sowjetischen entsprechende, demokratische Wahlsystem in Deutschland, wird zusammengehen mit dem Kampf gegen das Untertanentum und seine Grundlagen.

IV

Die *Schriftsteller* der Sowjetunion haben mit den Wahlen weit mehr zu tun, als man im Ausland denken würde. Bis jetzt — Anfang November — sind nicht weniger denn fünf Schriftsteller als Deputierten-Kandidaten für die bei-

den Kammern des Obersten Sowjets aufgestellt. Der Verband der Sowjetschriftsteller hat ebenso das Recht Kandidaten aufzustellen, wie alle andern gesetzmäßig registrierten gesellschaftlichen Organisationen. Doch werden Schriftsteller nicht nur von ihrer Berufsorganisation aufgestellt, sondern auch von anderen Vereinigungen, Parteiorganisationen der Kommunisten, Jugendorganisationen, Gewerkschaften, Belegschaften bedeutender Industrie- und Landwirtschaftsbetriebe usw. — kurz: nicht nur ihren *Berufskollegen*, sondern auch von ihren *Lesern*.

„Ein Kandidat setzt sich in den Armsünderstuhl, er muß sich daher gefallen lassen, daß ich ihn über sein Leben verhöre, bevor ich ihn mit Machtvollkommenheiten bekleide“,

läßt Balzac von einem Wahlredner in seinem Romanfragment „Le Député d'Arcis“ sagen. Der Sowjetschriftsteller, der sich als Kandidat zu den Wahlen in den Obersten Sowjet aufstellen läßt, muß sich auch gefallen lassen, daß er von jedem einzelnen Wähler recht gründlich nach seinem Leben und nach seinem Lebenswerk befragt wird.

A. Tolstoi und M. Scholochow — zwei der kandidierenden Sowjetschriftsteller — halten wir für bedeutende, ja bahnbrechende dichterische Persönlichkeiten auf dem Gebiet des sozialistisch-realistischen Romans. Halten sie ihre Leser auch dafür? Und falls sie sie dafür halten, sehen sie die Wichtigkeit ihrer Leistungen aus einem allgemeinen, nicht fachlich-schriftstellerischen Gesichtspunkt ein? Sie werden es am 12. Dezember sagen.

Suleiman Statski ist weit über die Sowjetgrenzen hinaus bekannt als der repräsentative Volksdichter des dagestanischen Volkes. Hält dieses Volk aber einen nationalen Dichter für eine genügend wichtige Persönlichkeit, um die Nation im Obersten Sowjet zu vertreten? Die Stimmzettel in den Händen der dagestanischen Wähler werden diese Frage am 12. Dezember beantworten.

Bevor ein Schriftsteller in den Obersten Sowjet der Union gewählt wird, muß die Mehrheit der Wähler eines Gebiets von 300 000 Einwohnern seine Person für so wichtig und sein Werk so sehr für den Ausdruck des Volksgedankens und Volksgefühls halten, daß sie die Namen aller andern, sicher ebenfalls wichtigen und verdienten Kandidaten von der Wahlliste streicht und nur seinen Namen stehen läßt. Das aber ist gewiß nicht wenig.

V

„Ihnen scheint, daß es keinen Wahlkampf geben wird“ — sagte Stalin am 1. März 1936 in einem Interview zu dem amerikanischen Journalisten Roy Howard —

„Es wird ihn aber geben, und ich sehe einen überaus lebhaften Wahlkampf voraus. Es gibt bei uns nicht wenig Körperschaften, die schlecht arbeiten. Es kommt vor, daß das eine oder andere örtliche Machtorgan diese oder jene der vielseitigen und immer steigenden Bedürfnisse der Werktätigen in Stadt und Land nicht zu befriedigen versteht. Hast du die Wohnungsverhältnisse verbessert? Bist du nicht ein Bürokrat? Hast du dazu beigetragen, unsere Arbeit ergiebiger, unser Leben kulturvoller zu gestalten? Das werden die Kriterien sein, mit denen die Millionen Wähler an die Kandidaten herantreten werden...“

Für den Schriftsteller-Kandidaten kommen weitere Fragen hinzu: Bist du ein

Schriftsteller deines Volkes? Lebst du sein Leben oder dachtest du isoliert in deinem Turm aus Elfenbein? Hast du in deinen Schriften schon Dinge gesagt, welche die Mehrheit aufhören lassen und ihre Zustimmung finden? Werden deine Bücher überhaupt gelesen oder werden sie nur gedruckt, weil sie den Fachleuten im Verlag gut gefallen? Bist du vielleicht nur von der Kritik aufgeblasen worden? Spürt man aus deinen Werken die innere Überzeugung oder plapperst du mechanisch nach, was du von anderen hörst? Haben die arbeitenden Leser, die gewöhnt sind im Stachanowarbeiter, im Sowjetingenieur den neuen Typ des sozialistischen Menschen zu sehen, das Gefühl, daß du *auf deinem Gebiet ein Repräsentant des Sozialismus bist*? Das sind die Fragen, die die Wähler dem Schriftsteller-Kandidaten in Gedanken vorlegen, wenn sie, in der Nische des Wahllokals stehend, mit dem Bleistift in der Hand sich entschließen, ob sie seinen Namen streichen oder stehen lassen.

Und die Wähler in ihrer Masse haben die Kompetenz, diese Fragen zu beantworten, denn sie sind die Leser. Das ist auch eine der Neuartigkeiten — und nicht die unwichtigste — die die Sowjetdemokratie von den bürgerlichen Demokratien unterscheidet, die Gleichheit des Wahlrechts wird erst Wirklichkeit durch die *Gleichheit des Rechts und der Möglichkeit, sich zu bilden*, ein Kulturleben zu führen. Der Kampf um das bestmögliche Resultat der Wahlen beginnt mit dem Kampf gegen das Analphabetentum, für die Schulen, für die Bibliotheken, für die billigen Massenaufgaben der Bücher, für das Hineintragen der Kultur in die breitesten Volksmassen bis zum Organisieren einer unabsehbaren Zahl von Bibliotheken für die Feldarbeiter.

VI

In der Menge, die am 14. Juli 1789 die Bastille stürmte, gab es auch Frauen. Haben sich diese träumen lassen, daß die Frauen in Frankreich noch im Jahre 1937 kein Wahlrecht besitzen würden? Sie besitzen es nicht.

Und dennoch ist es eine Tatsache, daß die Bastille geschleift wurde und seitdem noch von niemandem wieder ganz aufgerichtet werden konnte. Das versteht sich nicht von selbst. Gegen die Neuaufrichtung der Bastille, aller geschleiften Bastillen der Welt, mußte und muß täglich gekämpft werden. Was andere daran bauen, muß täglich wieder niedergerissen werden.

In Europa und in Ostasien wird gerade jetzt viel dafür getan, daß alle Bastillen, Zwinger, Vogteien, Peter Paul-Festungen, die die Menschheit zertrümmert hatte, neu aufgerichtet werden.

In einem Augenblick, in dem dieses Geschehen in allen Ländern der kapitalistischen Welt so aktuell ist, ist die internationale Bedeutung der Wahlen in der Sowjetunion fast unabsehbar: die Fäden, die in bürgerlichen Ländern in den Jahren 1789, 1848, 1918 geknüpft worden sind, laufen in gerader Linie zum 12. Dezember 1937, an welchem Tag die Völker der Sowjetunion zum erstenmal in die zwei Kammern des Obersten Sowjets — in den *Sowjet der Union* und in den *Sowjet der Nationalitäten* — ihre Vertreter wählen.

Mit dem nachstehenden Beitrag setzen wir die im Heft 9 von Klaus Mann und Bernhard Ziegler begonnene Diskussion über den Expressionismus fort. Weitere Beiträge folgen.

ÜBER DREI EXPRESSIONISTEN

von

Franz Leschnitzer

Die Diskussion über den Expressionismus, die „Das Wort“ im Septemberheft mit Klaus Manns und Bernhard Zieglers Darlegungen über Gottfried Benn eröffnet hat, und der redaktionelle Vorschlag, die Benn-Debatte zu einer grundsätzlichen Erörterung über den Expressionismus auszuweiten, ist aus aktuellen literaturpolitischen Gründen lebhaft zu begrüßen. Denn obwohl eine Zeitspanne von siebzehn Jahren zwischen der Gegenwart und dem Ableben des Expressionismus liegt (die Grabrede hielt ihm Wilhelm Worringer im Oktober 1920) sind zahlreiche Widersprüche in seiner Bewertung noch heute ungeklärt nicht nur im feindlichen faschistischen Lager, sondern sogar in unserem antifaschistischen — trotz der großen Vorarbeit zu ihrer Klärung, die Georg Lukacs schon vor nahezu vier Jahren in seiner tiefen und scharfsinnigen Untersuchung „„Größe und Verfall“ des Expressionismus“ („Internationale Literatur“, 1934, Heft 1) geleistet hat.

Die Widersprüche der faschistischen Einschätzung des Expressionismus liegen auf der Hand. Dem Goebbels-Satz aus dem Jahre 1933: „Der Expressionismus hatte gesunde Ansätze, denn die Zeit hatte etwas Expressionistisches an sich“ — dieser albernen faschistischen These steht die freche faschistische Praktik gegenüber, in der Ausstellung „entarteter Kunst“ just dem Expressionismus einen der breitesten Plätze einzuräumen. (Die Überfüllung gerade dieser Ausstellung, eine hochofrefreuliche antifaschistische Demonstration, sprach freilich nicht so sehr für den Wert der dort ausgestellten Werke wie gegen den „Wert“ der im Dritten Reich äußerlich allmächtigen, aber zutiefst eben doch ohnmächtigen Dilettanten.) Indes auch bei der antifaschistischen Beurteilung dieser Ausstellung wie überhaupt des Expressionismus kamen Widersprüche zum Vorschein: der Antifaschist G. Forster definierte in der prager „Deutschen Volkszeitung“ den Expressionismus als „leidenschaftlichen Versuch, einen neuen Ausdruck zu schaffen und die Grenzen des Bürgertums zu überschreiten“, während der Antifaschist Bernhard Ziegler im „Wort“ zu der Erkenntnis gelangte, „wes Geistes Kind der Expressionismus war und wohin dieser Geist, ganz befolgt, führt: in den Faschismus.“

Nicht uninteressant, daß Kurt Hiller, den Ziegler hernach polemisch erwähnt, in seinem Aufsatz „Philosophie des Ziels“ (1916) den folgenden Passus verübt hat:

„Es müßte schon als Verrat gelten, wenn einer im Feuilleton einer liberalen Tageszeitung den Expressionismus, selbst mit treffenden Gründen, verurteilte. Der vom linken Ufer hat das rechte nicht zu betreten — es sei denn als Feind.“

Wie wenig „links“ das expressionistische Ufer gewesen ist, beweist das rechte, auf dem grade der Autor dieses Zitats ansässig ist und, streng genommen, stets ansässig war — wer selber mal an chronischer Hilleritis krankte wie Ziegler und ich, erkennt dies mit doppelter Schärfe. Zieglers Hinweis auf die reaktionäre Zielrichtung selbst des scheinrevolutionärsten Expressionismus trifft also zu; aber eben dieser zutreffende Hinweis beschwört sofort einen neuen Widerspruch herauf. Denn wir Marxisten wissen zwar, daß Benn, Bronnen, Heynicke, Johst nicht trotz, sondern *dank* dem Expressionismus zu Mystizisten und Faschisten geworden sind und, umgekehrt, Becher, Brecht, Wolf, Zech nicht dank, sondern *trotz* dem Expressionismus zu Realisten und Antifaschisten; aber wir wissen auch, daß es beispielsweise mitten in Bechers heutiger, wahrhaft realistischer Lyrik noch expressionistische Einsprengsel gibt, die in so spärlicher Dosierung dort keineswegs deplaciert sind. In Bechers grandiosem Poem „Luther“, im achten Abschnitt, wo die Empörung der Bauern über Luthers Verrat in jedem Sinne auflodert, mischen sich Abstraktionen und Bildhaftigkeit, optische und akustische Wahrnehmungen echt expressionistisch, dabei höchst wirksam, in folgender Weise:

Ich bin der Hahn, der rote Hahn, der kräht.
Ich krähe rot, oh rot, auf Fürstendächern.
Ich bin der Hahn, der den Verrat verrät.
Ich rufe, wenn ich krähe, nach den Rächern.

Rot krähen — das erinnert fast wörtlich an den bekannten „roten Schrei“, der sich anno 1919 sogar als „Schrey“ (mit y!) zum Titel einer hessischen Expressionistenzeitschrift auswuchs, welche der „Aktion“ nachgemacht . . . und mit der Kühnheit gesegnet war, sich selber für die legitime Nachfolgerin des „Hessischen Landboten“ Georg Büchners zu halten und zu erklären. Ich erwähne diesen letzten Tatbestand deshalb, weil er beweist, daß die Expressionisten auch die Dreistigkeit in der Usurpierung des Erbes der großen deutschen Literaturvergangenheit gemeinhatten mit präfaschistischen Literaturtheoretikern wie Gundolf und mit faschistischen wie Neter und Kindermann.

Doch eben auch von dezidierten Antifaschisten werden bei der Auswahl des Erbes bedenkliche Fehler begangen. Liest man, wie Klaus Mann im „Wort“ die Thesen aufstellt, Herr Gottfried Benn habe „sich in den Nationalsozialismus verirrt“, habe „sich verführen, berauschen, auf die ärgsten Pfade verlocken lassen“, und die Nazis hätten „einen untrüglichen Instinkt gegen alle seine Qualitäten“ — so kann man sich der Befürchtung nicht

erwehren, daß Klaus Mann in der früheren Produktion Benns immer noch irgendwelche „Erbelemente“ vermutet. Er möge es mir nicht verübeln, wenn ich ihn daran erinnere, daß er einen analogen Fehler vor genau vier Jahren begangen hat, als er in seinem Aufsatz „Das Schweigen Stefan Georges“ — in der „Sammlung“ 1. Jahrgang, 2. Heft, Oktober 1933 — die echt präfaschistisch-dekadente Hinneigung Georges zu Mallarmé als das Symptom eines „Europäertums“ gedeutet und sich sogar zu dem Satz verstiegen hat:

„Hitler — und Stefan George: das sind zwei Welten, die niemals zueinander finden können.“

Sie *haben*, trotz ihrem kolossalen Qualitätsunterschied und trotz der Schweigsamkeit Georges, objektiv und faktisch zueinander gefunden; und ebenso, trotz allen gegenteiligen Lippenbekenntnissen der Nazis, die „Welten“ Hitlers und Benns.

Es gibt nur einen Ausweg aus dem Labyrinth sämtlicher hier angedeuteter Widersprüche: die konkrete historische Analyse des Schaffens einzelner Expressionisten. Damit sei nun begonnen, und zwar gerade am Beispiel dreier Vergessener, die dem Vorkriegsexpressionismus zugehörten — und deren einst erregendes Werk noch dort, wo es zeitgemäße Züge trägt, heute bloß rührend-atavistisch wirkt.

I

Vor nunmehr siebzehn Jahren schloß Kurt Pinthus in seiner „Menschheitsdämmerung“ die Stimmen von dreiundzwanzig expressionistischen Lyrikern zu einer „Symphonie jüngster Dichtung“ zusammen. Darin nahm er auch Verse von Georg Trakl, Georg Heym und Ernst Wilhelm Lotz auf. Und sie wie alle anderen empfahl er im Schlußsatz seines Vorworts den Jünglingen einer freieren und glücklicheren Menschheit:

„Diese zukünftige Menschheit, wenn sie im Buche ‚Menschheitsdämmerung‘ (‚Du Chaos-Zeiten schrecklich edles Monument‘) lesen wird, möge nicht den Zug dieser sehnstichtigen Verdammtten verdammen, denen nichts blieb als die Hoffnung auf den Menschen und der Glaube an die Utopie.“

Solcher Glaube und solche Hoffnung von einst — beides rührt heute gerade uns um so mehr, als wir nun schon zu eben der glücklicheren „zukünftigen“ Menschheit gehören, der beides entrückt ist. Glückhaft verwirklicht wird ja, im sozialistischen Neuhumanismus, die schwermutvolle Hoffnung jener „sehnstichtig Verdammtten“ ...

Schwermut war die Achse zumal in Trakls Gefühlswelt. Schwermut warum? Eine gültige Antwort auf diese Frage hat auch Klaus Mann in dem Essay über Trakl, den er einst in der „Weltbühne“ erscheinen ließ, nicht zu geben vermocht. Klaus Mann begann und beendete jenen Essay mit dem Satz: „Er aber war der Schwermütigste von allen.“ Gewiß; doch diese Wahrnehmung, stereotyp wiederholt, reicht nicht aus zur Verbreitung eines innigen Verständnisses für die Schwermut eben des Schwermütigsten. Und ausreichen würde hierzu sicherlich ebensowenig die vulgärsoziologische „Analyse“

Trakls als eines zum „schwankenden Kleinbürger“ prädestinierten „Intellektuellen“.

Wie unsicher freilich die materielle Basis des Fünfundzwanzigjährigen war, der 1913 als Medikamentenakzessist ans Garnisonhospital nach Innsbruck kam, aber diese und andere Berufstätigkeit bald aufgab, am gleichen Ort im Hause Ludwig Fickers bis zum Kriegsausbruch lebte — das hat ebendieser beschrieben: „Er fand sich im äußeren Leben immer schwerer zurecht . . . Hab und Gut besaß er kaum mehr.“ Aber gleichzeitig „erschloß sich der Born seiner dichterischen Schöpfung immer tiefer“. Auch weder Weine noch Drogen, die ihn physisch entkräfteten, waren die Verursacher seiner psychischen Schwermut:

„Ihn, der ein starker Trinker und Drogenesser war, verließ nie seine edle, geistig ungemein gestählte Haltung; es gibt keinen Menschen, der ihn im Zustand der Trunkenheit jemals auch nur hätte schwanken oder vorlaut werden gesehen, obschon sich seine sonst so milde und wie um eine unsäglich Verstumtheit kreisende Art des Sprechens in vorgeschrittener Nachtstunde beim Wein oft seltsam verhärtete und ins Funkelnd-Böse zuspitzen konnte. Aber darunter hat er oft mehr gelitten als die, über deren Köpfe hinweg er die Dolche seiner Rede in die schweigende Runde blitzen ließ; denn er schien in solchen Augenblicken von einer Wahrhaftigkeit, die sein Herz förmlich bluten machte. Im übrigen war er ein schweigender, in sich verstummter, aber keineswegs verschlossener Mensch . . .“

Als der Krieg ausbrach und als der junge Medikamentenakzessist mit einem fliegenden Spital ins Feld mußte, „schien er aufgetaut und seiner Schwermut entrissen“ — nicht etwa aus Begeisterung für die geistlose Habsburgerei, sondern einfach kraft der Vitalität, die ihm die erste Begegnung zwischen seiner sanften Innerlichkeit und der grimmigsten Realwelt einhauchte. Dem Zusammenbruch des galizischen Feldzugs (Rückzug von Grodek) folgte sein eigener Zusammenbruch; man brachte ihn zur Beobachtung seines Geisteszustands in das krakauer Garnisonspital, wo er in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1914 verschied, nach eintägiger Agonie und, wie sein Biograph vermutet, „an der Wirkung einer zu starken Dosis Gift, die er zu sich genommen . . .“

Die Kenntnis biographischer Fakten ist hier wie immer von Nutzen, aber sie allein gewährt keine tiefere Einsicht in die schmerzlich-schwermütige Schönheit der Dichtungen Trakls. Es wäre wiederum eine vulgärsoziologische Torheit, wollte man die in seinem Leben und in seinem Lebenswerk dominierende Schwermut unmittelbar aus einem stetigen Zusammenprall mit der bürgerlichen Sozialordnung ableiten. Schwermut von solcher Tiefe ist bei einem so apolitischen, ökonomisch so labilen, sein Hab und Gut, selbst den Besitz der ihm liebsten Bücher so unbedenklich veräußernden Menschen wie Trakl kein unmittelbares Produkt des Kapitalismus. Wohl aber dessen *mittelbares* Produkt (durch die Produktion und Reproduktion der Arbeit „in letzter Instanz“ bestimmt, wie Engels zu sagen pflegte): eine Folge der durch die kapitalistische Arbeitsteilung verursachten Undurchsichtigkeit der Beziehungen des Menschen zum Menschen; seiner seelischen Verarmung (zugunsten reicherer „Benervtheit“ von fragwürdigem Wert); seiner Vereinsamung. Wes-

sen Poesie aus der Wurzel solcher Schwermut herauswächst, der gestaltet freilich nicht die Vereinsamung selbst als wandelbaren, gleichsam revisionsfähigen Prozeß, vielmehr sogleich und ausschließlich dessen tragisches Resultat: die Einsamkeit als unwandelbaren, kontinuierlichen Zustand. Nicht die Erstarrung, sondern die Starrnis. Nicht Drang noch Bedrängung, sondern Bedrückung. Nicht Druck noch Bedrückung, sondern bedrückendsten in drei Strophen des Gedichts „De profundis“, in denen des Dichters Einsamkeit und die der Natur einander bitter durchdringen:

Es ist ein Stoppelfeld, in das ein schwarzer Regen fällt.
Es ist ein brauner Baum, der einsam dasteht.
Es ist ein Zischelwind, der leere Hütten umkreist —
Wie traurig dieser Abend.

... Auf meine Stirne tritt kaltes Metall.
Spinnen suchen mein Herz.
Es ist ein Licht, das in meinem Mund erlöscht.

Nachts fand ich mich auf einer Heide,
starrend von Unrat und Staub der Sterne.
Im Haselgebüsch
klagen wieder kristallne Engel.

Ein mystischer Abgesang, wie hier in der Schlußstrophe, schwächt nicht selten den Ausklang der Traklschen Verse. Kein Rätsel, warum der Dichter von russischen Autoren am inbrünstigsten Dostojewski verehrte. Auch andere Quellen mystizistischen Einflusses durchrieseln sein Werk, so die Sprachmetaphysik des Karl Kraus und ein von diesem wie von dem ihm nahen innsbrucker Kreis um den „Brenner“, dessen Herausgeber ja Ludwig Ficker war, geschätztes und gefordertes Katholisieren in Kierkegaards Art. Zu den Metaphysikern der Kraus-Sphäre gehörten Adolf Loos und Karl Borromäus Heinrich, deren jedem je eines der Gedichte Trakls („Sebastian im Traum“ und „Gesang des Abgeschiedenen“) zugeeignet ist; auch Kraus selbst besang er, freilich mehr als zwanzig Jahre vor dessen erkennbarer Entartung, als „kristallene Stimme, in der Gottes eisiger Odem weht“.

Aber stärker als diese zeitgenössische Illusionierung ist in Trakls Poesie der Einfluß Hölderlins spürbar, wenn auch — gemäß der kälteren Einsamkeit Trakls — nur im düster-kontemplativen, resignierenden, nicht im leuchtend-aktiven, jakobinischen Sinn. Die Bilderwelt und insbesondere die Farbenwelt Trakls ist durchaus hölderlinisch in ihrer Begrenztheit und in ihrer dennoch erstaunlichen Fülle. Hier einige Beispiele, absichtsvoll „aus dem Zusammenhang gerissen“: Kristallne Engel, kristallene Stirn, kristallene Stimme; mondenes Gestein, mondene Augen; blaue Felsengruft, blaues Wild, blaue Stille, blaue Blumen und Früchte, blaue Brauen und Lider; schwarzer Wald, schwarzes Tal, schwarze Mauern, schwarzer Flug, schwarze Verwesung; rosiger Spiegel, rosiger Hügel, rosige Osterglocke, rosige Seufzer; purpurner Nachtwind, purpurne Höhlen, purpurner Wein, purpurner Schlaf.

Beim Eintritt in die mystische Sphäre verdichtet sich solche Bildhaftigkeit gar zum tragisch-hölderlinischen Sujet der Geistesumnachtung:

Stirne Gottes Farben träumt,
spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
von Verwesung schwarz umsäumt.

Nicht aus Hölderlins Werk, doch aus Hölderlins Leben geschöpft, nimmt das Motiv „sanfter Wahnsinn“ in Trakls Versen einen stets breiteren Raum ein: der „heilige Bruder“ in dem Poem „Helian“ ist ebenso „versunken in das sanfte Saitenspiel seines Wahnsinns“, wie am Ende desselben Poems „der Enkel in sanfter Umnachtung einsam dem dunkleren Ende nachsinnt“. Die Häufigkeit dieses furchtbaren Motivs ist symptomatisch für das tragische Ende einer zeitgeborenen tragischen Einsamkeit und dessen, der an ihr tiefstens litt.

II

Georg Heym, grundverschieden von dem fast gleichaltrigen Trakl, beugte nicht wie dieser wehmütig sein Haupt vor den Imponderabilien der neu-deutschen Misere — er griff wuchtig mitten hinein in die brausende Realität. In die Realität des Brausens par excellence: der neuzeitlichen Metropole, der Großstadt, des „Asphalts“. Mit bärenstarken, nicht spinnwebartigen Nerven meisterte er die großstädtische Sphäre, deren Einbeziehung in die künstlerische Thematik den „Asphaltliteraten“ heut goebbels-gleiche Zwerge verar-gen (einem Troglodytentum und einem technischen Rückschritt zuliebe, welch letzterer ihnen bloß dann nicht reizvoll erscheint, wenn er ihre Kriegsrüstungen beeinträchtigen könnte). Lügen gestraft wird dabei gerade durch Heyms vorbildliches Beispiel der Vorwurf der Dekadenz, mit dem — nach der Devise „Haltet den Dieb!“ — ausgerechnet die nun wirklich dekadenten George-Epigonen hinter einem Geschrei nach Zucht und Sitte ihre eigene Zuchtlosigkeit und Unsittlichkeit vergebens zu tarnen versuchen.

Wohl, wie George so war auch Heym von Baudelaire entscheidend beeinflusst — aber auf ungleich gesündere Art als der doch fürwahr nicht „asphaltene“ Lehrmeister des Goebbels-Lehrmeisters Gundolf. Denn während George die deutsche Lyrik durch Nachdichtung und (im „Jahr der Seele“) durch Nachahmung der „Fleurs du mal“ parfümierte, machte sich Heym nicht Baudelaires morbide Empfindsamkeit, sondern dessen heilsame Formstrenge zu eigen. Jeder seiner Rhythmen „sitzt“, wo er „sitzen“ soll, und überschlägt er sich doch einmal, dann nur dort, wo der Inhalt es vorschreibt; jeder seiner Reime ist hart und hell wie Edelmetall. Nichts angelesen, alles gleichwohl erlesen; nichts ersonnen, alles durchlebt und durchlitten in ihm selbst oder im Nachbarmenschen:

In einer Stube voll von Finsternissen
schreit eine Wöchnerin in ihren Wehn.
Ihr starker Leib ragt riesig aus den Kissen,
um den herum die großen Teufel stehn.

Sie hält sich zitternd an der Wehebank.
Das Zimmer schwankt um sie von ihrem Schrei,
da kommt die Frucht. Ihr Schoß klappt rot und lang
und blutend reißt er von der Frucht entzwei.

Der Teufel Häse wachsen wie Giraffen.
Das Kind hat keinen Kopf. Die Mutter hält
es vor sich hin. In ihrem Rücken klaffen
des Schrecks Froschfinger, wenn sie rückwärts fällt.

Doch die Dämonen wachsen riesengroß.
Ihr Schläfenhorn zerreißt den Himmel rot.
Erdbeben donnert durch der Städte Schoß
um ihren Hof, den Feuer überloht.

Zu lesen in dem gewaltigen Gedicht „Die Dämonen der Städte“. Der Städte, die Heym mit inbrünstiger Haßliebe umgab, gleichweit entfernt vom naturalistischen Fetischkult für die städtische Technik wie vom stadtfeindlichen romantischen Antikapitalismus. Diese Haßliebe ist der geometrische Ort zur Bestimmung *seiner* Schwermut — einer völlig andern als der Traklschen. Denn die Heymsche steigerte sich, wenn das Zünglein an ihrer Waage sich auf die Haßseite neigte, zu einer wahrhaft dämonischen sozialen Prophetie. Gigantisch zumal in den Schlußstrophen des Gedichts „Der Krieg“, geschrieben drei Jahre *vor* dem Weltkrieg und machtvoller noch als das gleichnamige Wuchtbild des Zeichners Kubin:

Eine große Stadt versank in gelbem Rauch,
warf sich lautlos in des Abgrunds Bauch.
Aber riesig über glühnden Trümmern steht,
der in wilde Himmel dreimal seine Fackel dreht

über sturmzerfetzter Wolken Widerschein,
in des toten Dunkels kalten Wüstenein,
daß er mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh.

Zu einer ähnlich machtvollen Prophetie war Heym jedoch auch jenseits der ihm geläufigen Sphäre befähigt. Das Sonett „Rußland“, ein Brudergruß an die im zaristischen Kerker schmachtenden „düsteren Kohorten“, gleichfalls schon 1911 (im März) geschrieben, klingt aus in die Seherworte:

Der Mond schwenkt seine große Nachtlaterne
auf ihren Weg, wenn sie zur Hürde wanken,
sie fallen schwer in Schlaf. Und sehen ferne
die Nacht voll Feuer in den Traumgedanken
und auf der Stange, rot, gleich einem Sterne,
aus Aufruhrs Meer das Haupt des Zaren schwanken.

Die gleiche visionäre Blickschärfe, die gleiche Bildhaftigkeit, die den monumtalen Zauber seiner Verszyklen „Der Ewige Tag“, „Umbra vitae“ und „Der Himmel Trauerspiel“ bewirkte, strahlt uns auch entgegen aus Heyms Novellensammlung „Der Dieb“, deren Prosa geradezu versifiziert wirkt.¹

Wie eine Vision der von Heym nicht mehr erlebten Großen Sozialistischen Revolution muß der folgende Passus seiner (im Paris der ersten französischen Revolution spielenden) Novelle „Der Fünfte Oktober“ anmuten:

„... Ein blutrotes Banner war entfaltet. Eine gewaltige Oriflamme der Freiheit, die mit einem purpurnen Fahmentuche im Abendhimmel ihnen vorausflackerte wie eine Morgenröte.

Sie alle waren unzählige Brüder geworden, die Stunde der Begeisterung hatte sie aneinander geschweißt.

... Ihre Leiden waren geadelt, ihre Qualen waren vergessen, der Mensch war in ihnen erwacht.

Das war der Abend, wo der Sklave, der Knecht der Jahrtausende seine Ketten abwarf und sein Haupt in die Abendsonne emporhob, ein Prometheus, der ein neues Feuer in seinen Händen trug.

... Und das Abendrot lief über sie hin, über ihre Gesichter und brannte auf ihre Stirnen einen ewigen Traum von Größe. Die ganze meilenweite Straße brannten tausend Köpfe in seinem Lichte wie ein Meer, ein urewiges Meer.

Ihre Herzen, die in der trüben Flut der Jahre, in der Asche der Mühsal erstickt waren, fingen wieder an zu brennen, sie entzündeten sich an diesem Abendrot.

Sie gaben sich die Hände auf dem Marsche, sie umarmten sich. Sie hatten nicht umsonst gelitten. Sie wußten alle, daß die Jahre der Leiden vorbei waren, und ihre Herzen zitterten leise ...“

Und diese Schilderung eines Triumphs streitbarer Humanität, eines Aufbruchs und der Sekunden zuvor,

„in denen die Zukunft Frankreichs gewogen ward, bis die Schale voll Fesseln, Kerkern, Kreuzen, Bibeln, Rosenkränzen, Kronen, Zeptern, Reichsäpfeln, gebettet in die falsche Sanftmut bourbonischer Lilien voll hohler Worte, Versprechungen, Tafeln voll königlicher Eidbrüche, ungerechter Urteile, harmloser Privilegien, dieser ungeheure Berg alles dessen, mit dem die Jahrtausende Europa betrogen hatten, langsam zu sinken begann“

— diese singende, klingende (nicht klingelnde), musizierende, skandierende, marschierende und zum Marsch mitreißende Prosa, auch diese *Lyrik* bleibe unvergessen!

So unvergessen wie der grauenvolle, von Heym selbst oft prophetisch besungene Tod, den er vor und mit fünfundzwanzig Jahren beim Eislaufen auf der Havel (in der Nähe von Schwanenwerder) zugleich mit seinem Freunde, dem Lyriker Ernst Balcke, erlitt — eine „Sensation“ für Pressehyänen, die den lebenden Dichter hämisch ignorierten, ein Tod, der ihn bekannter gemacht hat, als sein Werk ...

¹ Vgl. „Georg Heym als Novellist“ (in Heft 10 des „Wort“)

III

Ernst Wilhelm Lotz starb noch jünger als Trakl und Heym (mit vierundzwanzig Jahren fiel er am 26. September 1914 als Leutnant und Kompanieführer in Frankreich) und ihn hat man völlig vergessen; man kennt selbst in literaturbeflissenen Kreisen kaum noch seinen Namen. Diesen und nicht nur diesen, sondern vor allem sein Werk lebendig zu machen, dünkt uns sehr ernsthaft ein Gebot der Stunde, nicht etwa bloß ein Gebot larmoyanten Mitgefühls und konventioneller Pietät. Denn in einem Grade wie nur wenige seiner und unserer Zeitgenossen besaß er als Haupteigenschaft eine Tugend, die jeder Revolutionär, noch der kühnste, zu würdigen weiß: blühende, glühende, auch den Mitmenschen befeuernde Vitalität. Dabei hatte sein Sensualismus gar nichts gemein mit dem geistfeindlichen humanitätsfeindlichen, nietzscheanisch-faschistischen Dionysoskult, mit jenem Kultus der „blonden Bestie“, der dem von jeher metaphysisch-imperialistischen Herrn Gottfried Benn die alberne Theorie von den „Gehirnen mit Eckzähnen“ eingab; im Gegenteil, die Bejahung der Humanität, die Bejahung sogar schon der sozialistischen Revolution („Aufbruch der Jugend“) bildete den Hauptinhalt vieler Lotzscher Gedichte. Und es war keineswegs ein Zurückweichen vor der Reaktion, wenn er, der ehemalige preußische Berufsoffizier, aus Klugheitsgründen den mittelbaren Weg der geistigen Revolutionierung für gangbarer hielt als den unmittelbaren.

Hierbei vermochte er, der doch keineswegs ein Marxist war, instinktsicher immerhin schon eine der unsrigen ähnliche Einstellung zur „Agitka“ zu antizipieren:

Im Zwiellicht summt das halbe Kaffeehaus,
das halbe ist getaucht in leichtes Glühen
und flackert in den Lampentag hinaus,
wo dünne Nebel an die Scheiben sprühen.

Es wollen ernste Freunde mich bedeuten,
ich sei zu leicht für diese Gründerjahre,
weil ich, statt kampfgemessenen Sturm zu läuten,
auf blauer Gondel durch den Äther fahre.

Ich sah bisher nur Zeitungsfahnenwische
und warte längst auf Barrikadenschrei,
daß ich mich heiß in eure Reihen mische,
besonnt vom Wind des Ersten Völkermars.

Den Kopf ganz rot, malt ihr Kulissenbrand
und übertäubt die Zeiten mit Besingung.
Begreift: ich wirke, spielend leichter Hand,
mein helles Ethos silberner Beschwingung!

Man braucht den metaphysischen Begriff „helles Ethos“ nicht anzuerkennen, um diese silberne Beschwingung gegen jene Besingung und gegen den Kulissenbrand auch der heutigen Agitka-Täter mit ebensolchem Enthusiasmus und ebenso spielend leichter Hand auszuspielen wie der Dichter dieser si-

cherlich nicht unsterblichen, aber sicherlich stets zeitgemäßen Verse. Der polemische Imperativ „Begreift!“, den er dem zitierten Gedicht als Titel vorangesetzt und den Imperativen der Kulissenbrandmaler entgegengesetzt hat, will ja keineswegs die Imperativität als solche aus dem Kunstwerk verbannen, will sie vielmehr durch Mittelbarkeit wirksamer machen — ein durchaus zeitgemäßes Postulat.

Wo seine anderen (nie bloß didaktischen, stets auch ekstatischen, nie bloß ekstatischen, stets auch suggestiven) Imperative und Postulate heut unzeitgemäß sind, da würde gerade Lotz sich am innigsten freuen, daß sie es sind. Denn auf einem Erdsechstel ist seit zwanzig Jahren verwirklicht, was er vor vierundzwanzig im „Ausbruch der Jugend“ postulierte und manifestierte:

Grell wehen die Fahnen, wir haben uns heftig entschlossen,
ein Stoß ging durch uns, Not schrie, wir rollen geschwellt,
wie Sturmflut haben wir uns in die Straßen der Städte ergossen
und spülen vorüber die Trümmer zerborstener Welt.

Wir fegen die Macht und stürzen die Throne der Alten,
vermoderte Kronen bieten wir lachend zu Kauf,
wir haben die Türen zu wimmernden Kasematten zerspalten
und stoßen die Tore verruchter Gefängnisse auf.

Nun kommen die Scharen Verbannter, sie strammen die Rücken,
wir pflanzen Waffen in ihre Hand, die sich fürchterlich krampft,
von roten Tribünen lodert erzürntes Entzücken,
und türmt Barrikaden, von glühenden Rufen umdampft.

Beglänzt von Morgen, wir sind die verheißenen Erhellten,
von jungen Messiaskronen das Haupthaar umzackt,
aus unsern Stirnen springen leuchtende, neue Welten,
Erfüllung und Künftiges, Tage, Sturmüberflaget!

Gerade jetzt erscheint diese lyrische Hinterlassenschaft eines Lotz und die eines Heym, eines Trakl zwar nicht als „Erbe“, aber als Vermächtnis früherer Zeitgenossen an uns Genossen einer Zeit, die noch bewegter als die ihrige und doch geklärt ist, ja schon sieghaft und glücklich auf einem Sechstel der Erde. Und so ist kein Gedenktag nur im Kalendersinn, was uns mahnt, dieser drei zu gedenken — wiewohl gerade in diesem Jahre der 3. Februar als fünfzigster Geburtstag Georg Trakls, der 30. Oktober als fünfzigster Geburtstag Georg Heyms und der 16. Januar als ebendessen fünfundzwanzigster Todestag das Gedenken an zumindest zwei von ihnen schon der Pietät halber hätte wachrufen sollen.

Eine Ehrenrettung? Jawohl — aber nicht des *Expressionismus*, sondern dreier *Expressionisten*! Jener wirkt um so anachronistischer, je mehr diese uns rühren. Denn was sie — alle drei — eben wegen ihrer expressionistischen Beingtheit nur zu ersehnen, nur zu errahnen vermochten, ist uns Wirklichkeit oder Teilwirklichkeit; was sie schwermütig stimmte, ward uns fremd, ist uns fern . . . und doch nah und vertraut, weil solcher Schwermut nachzuhängen noch vor zwanzig Jahren auch unsereiner historisch befugt schien.

Ernst Bloch begibt sich mit dem nachstehenden Essay auf ein Gebiet, wo trotz der Fülle des von ihm beigebrachten Materials noch weite Strecken der wissenschaftlichen Aufhellung und Sichtung bedürfen. Es ist Ernst Bloch zu danken, daß er diese notwendige Arbeit einleitete. Viele Zusammenhänge, die er hier herstellt, sind neu und werden, wie die daraus gezogenen Schlußfolgerungen, bestritten werden, zum Teil auch bestreitbar sein. Dennoch glauben wir, diesen anregenden Aufsatz unsern Lesern vermitteln zu sollen.

Die Redaktion

ORIGINALGESCHICHTE DES DRITTEN REICHS

von

Ernst Bloch

Hier wird von mancherlei Altem und Sonderbarem die Rede sein. Aber der Blick darauf ist nicht behaglich und betrachtend, es werden keine Scherben eingesammelt. *Führer* und *Reich* tauchen auf, in anderer Weise als heute gewohnt. Der Stoff ist teilweise noch frisch, desto fauler freilich, was Blindheit und Betrug mit ihm angestellt haben. Sein etwas träumerisches Wesen ließ viel Mißbrauch mit sich treiben. Aber auch Schönes und Edles leuchtet aus kaum vergangenen Tagen, es ist heute wichtig, daran zu erinnern.

Hat doch der Nazi nicht einmal das Lied erfunden, mit dem er verführt; nicht einmal das Pulver, mit dem er feuerwerkt; nicht einmal die Firma, unter der er betrügt. Gerade der Terminus *Drittes Reich* hat eine lange Geschichte, eine revolutionäre. Schöpferisch, sozusagen, war der Nazi hier wie überall nur im Betrug, womit er revolutionäre Losungen für ihr Gegenteil verwendete; womit er — neben dem schäbigen Blödsinn der hintersten Stammtische — den dunklen Glanz alter Worte benutzte und die Revolution, die er zu machen vorgab, patinierte.

Ein solch altes Wort ist das *Dritte Reich*, klangvoll allein schon durch die Dreizahl („Wie im Märchen“), klangvoll als dritte Krönung Deutschlands (nach dem mittelalterlichen und dem Bismarckschen Reich). Damit aber eben der revolutionäre Schein nicht zu kurz komme, fügte Moeller van den Bruck, der eigentliche Erneuerer des Terminus, mystische Überlieferung aus ganz anderen „Reichen“ hinzu. Denn im Original hatte das Dritte Reich den sozialrevolutionären Idealtraum der christlichen Ketzerei bezeichnet: den Traum von einem Dritten Evangelium und der Welt, die ihm entspricht.

Die frühmittelalterlich einsetzenden Klassenkämpfe fanden im Haß gegen die Verweltlichung der Kirche ihren ersten Ausdruck.

Je mehr sich die Lage der Bauern und kleinen Stadtbürger verschlechterte, je sichtbarer andererseits das Kaufmannskapital und Territorialfürstentum reussierten und das rein feudale, auf vergangenen Wirtschaftsweisen aufgebaute Reich zerfiel — desto kräftiger mußte die Prophetie eines neuen, eines „evangelischen“ Zeitalters einschlagen; hier als bäurisch-proletarisch-kleinbürgerlicher Kampfruf gegen die verschärfte Ausbeutung, dort als heuchlerische Ideologie gegen Zentralgewalt und Kirche. Es waren derart entgegengesetzte Interessen, die sich im Nebel der Ketzerei trafen; Nebel, Verhüllung der gegebenen Wirklichkeit und ihrer Wege grassierte vor allem auf der Linken, unter der ausgebeuteten Klasse. Dennoch aber fehlte neben der Wolke die Feuersäule nicht, sie war im Impetus und Ideal der revolutionären Sache.

Der Nebel, gewiß doch, war religiös, er war durch die religiöse Verkleidung der Klassenkämpfe gebildet und größtenteils diese Art Verkleidung selbst. Der damalige Stand der Produktionsverhältnisse und des Bewußtseins, das ihnen entsprach, schloß ökonomische Wissenschaft, damit die Durchführung des Sozialismus, aus. Ebenso sind die Inhalte des heutigen, des in Durchführung begriffenen Sozialismus in nichts mehr die theologischen, klassenmäßig nicht einmal die theologisch verkleideten von damals. Trotzdem mag der Sozialismus vor den Träumen seiner Jugend Achtung tragen; ihren Schein tut er ab, doch ihre Versprechungen erfüllt er.

Deutschland hört noch, wie sich gezeigt hat, auf die alten Retter- und Reichsträume, selbst wenn sie von Betrügnern vorgebracht werden; und es hörte desto verführbarer darauf, als die sozialistische Propaganda vielfach kalt, schulmeisterlich, ökonomistisch war.

Zwei Glanzmotive haben vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert das revolutionäre Bewußtsein erregt: die Motive des *Retters* und eben des *Dritten*, zuletzt gar des *Tausendjährigen Reichs*.

DER „KÜNFTIGE BEFREIER“

Sich selbst helfen die Armen erst langsam und spät. Der Wunsch nach einem Führer reißt so leicht nicht ab. Er ist im Verhältnis zwischen Kind und Vater und im Suchen des jungen Menschen, wenn der Vater ein Tropf war. Gruppentiere haben das stärkste Männchen an der Spitze; Jagdvölker, die noch gar keine Arbeitsteilung kennen, wählen einen Häuptling.

Das erste Führerbild im menschlich großartigen Sinn stellte Moses dar: er ist zugleich ein Führer der Unterdrückten und einer ins gelobte Land. Doch auch unter ganz anderen Verhältnissen gingen die Blicke nach vorn und oben, verschönten oft, was an der Spitze zu sehen war. Alexander sollte bereits ein Retter sein, der Herr des alle versammelnden Friedens. Vollends Augustus wurde als Friedenskaiser gefeiert, als der sibyllinisch geweisagte Wiederhersteller des goldenen Zeitalters. Bekannt ist die Stelle Ver-

gils, in der vierten Ekloge, über den Wunderknaben, der in Kürze erscheint, der nach all der staatlich-sozialen Wirrnis das Glück der Urzeit heraufzuführen wird. Die Äneis spielte Augustus diese Retterrolle zu; später wurde sie auf Trajan, Antonin und andere „gute Kaiser“ übertragen. Soziale Erwartungen der fluktuierenden, landlosen Masse Spätroms und Wünsche der Oberschicht nach ungestörter Ruhe gingen bei alldem schwer unterscheidbar durcheinander.

Übrigens ist auch Vergils Erwartung des rettenden Wunderknaben sehr alt und sehr früh in dynastische Heilsträume eingesetzt worden; gleichsam auf rührende, sanfte, sozusagen allgemein-menschlich ergreifende Weise. Das Ägypten des mittleren Reichs hat zuerst die orientalische Prophetie eines Erlöserkönigs um das Bild der Kleinheit, ja Krippe vermehrt, um die Idee der göttlich-wunderbaren Geburt des segensbringenden Kindes Horus (vgl. Norden, Die Geburt des Kindes, S. 73 f.).

Es war dieselbe Legende, welche hernach auf Jesus übertragen wurde, diesmal mit deutlich proletarischer und durchaus nicht patrizischer Heilserwartung; das Christusbild, welches die Sklaven gerade bei der Stange halten sollte, wurde, obwohl in der Bergpredigt angedeutet, erst in der römischen Reichskirche geformt. Der Retter Jesus sollte insgesamt freilich nur in der *Innerlichkeit* erlösen, erst als Paraklet, am Ende der Tage, richtete er sein sichtbares Reich an.

So blieben das irdische Elend und die wirkliche Unordnung erhalten, so prolongierte sich selbstverständlich auch die Heilserwartung *irdischer Art*: die sibyllinische Kaisersage setzte sich fort in Byzanz. Je verrotteter dort die innere Lage (Schuldenlast des Volkes, Palastrevolutionen) je bedrohlicher die äußere (Araber, Bulgaren, Türken) desto aussichtsreicher wirkten die gemalten Perspektiven einer irdischen Frohbotschaft neben der himmlischen. Solch ein Trostbuch entstand gegen Ende des siebenten Jahrhunderts in den Weissagungen des Methodius; zugleich erlangte hier die Kaisersage eine äußerst merkwürdige Gestalt. Denn zum erstenmal mischt sich ein Totenmotiv in sie, Methodius prophezeit: ein großer mächtiger Kaiser stehe auf, „wie ein Mann aus dem Schlaf erwachend, die Menschen haben ihn als Leiche angesehen“. Wahrscheinlich ist dabei an Alexander gedacht, der als Enkel eines Äthiopierkönigs eingeführt wird und von Äthiopien her aufsteht: vor dem (nahe gedachten) Weltende kehrt er als Kaiser der Griechen und Römer in Macht und Herrlichkeit wieder.

Das alte Motiv vom sterbenden und im Frühling auferstehenden Vegetationsgott, das bereits auf den Tod Jesu, auf Karfreitag und Himmelfahrt adaptiert worden war, sieht sich hier verweltlicht, das heißt, durchaus in dieser Welt noch einmal gebraucht.

Auf die spätere Kyffhäusersage hat diese Wendung stark eingewirkt, daneben aber schickte Byzanz noch ein anderes, ein völlig magisches Rettermotiv in die deutsche Phantasie: es ist in der Sage vom sogenannten Priesterkönig Johannes enthalten; und Indien ist der Schauplatz, das Zauberland mit seinem Paradiesesgarten, seinen Wundersteinen, seinen wahrsagenden Bäu-

men und dergleichen mehr. Im innersten Indien lebt der entrückte Priesterkönig (Johannes der Täufer, der Evangelist, der Apokalyptiker in einem) die zehn verlorenen Stämme Israels sind bei ihm und warten auf ihre Stunde, er besitzt wundertätige Steine, die ihn unsichtbar machen, andere übernatürliche Kräfte aus sich selbst. Zweifellos klingt hier das Bild eines Yoghi oder Mahatma an; das Novum der Legende aber ist, daß dessen magische, ja der Welt entrückten Kräfte im Dienst christlichen Rechts stehen sollen. Der Priesterkönig Johannes als Retter aus dem Osten wurde von deutschen Bauern späterhin sogar im Heer der Türken vermutet; als geheimster Statthalter Christi sozusagen, als Messias Kaiser außer Lands.

Näher kehrt die gleiche Verbindung zwischen übermenschlicher Kraft und humaner Hilfe in deutschen Sagen von Berggeistern wieder, etwa dem Rübzahl; solche Phantasien kamen überall dort wie gerufen, wo eine abergläubische Masse, heimgesucht von Hungersnot und Lepra, aus ihren eigenen Reihen keinen Rächer zu stellen wußte.

Historischer, nämlich auf wirklich vorhandene oder vorhanden gewesene Menschen sich beziehend, geriet nun freilich der eigentliche Führertraum, die wieder dynastisch gewordene *Kaisersage des Mittelalters*, die Karlssage Frankreichs, die deutsche von Friedrich II. und seiner Wiederkehr. Man erinnert sich der byzantinischen Weissagung des Methodius (sie zirkulierte in zahlreichen Abschriften) und ihres seltsamen Leichenmotivs. Eben dieses bot sich an, als der dämonische Staufer (Friedrich II.) gestorben war: die erträumte wie gefürchtete Zuchtrute der Kirche, der rationalistisch-imperialistische Urheber des Worts von den „drei Betrügnern“ (Moses, Mohammed, Jesus) der Antichrist, auf den gerade deshalb so viele apokalyptische Gedanken sich gerichtet hatten. Friedrich II. konnte und durfte nicht tot bleiben, sein Werk war ungetan, sein Zeichen unerfüllt, und nur unter seinem Namen war es — nach den Weissagungen der damaligen Methodiuspropheten — erfüllbar.

Ein solcher neuer (sehr viel höherer) Methodius war, kurz vor Friedrich, der Abt Joachim von Fiore; seine Schule sowie andere verbreitete Prophetien sahen in dem Kaiser das Zeichen der sozial-chiliasmatischen Wende. Der erregten Phantasie durfte der Kaiser nicht tot bleiben, er war zwar nicht in den Himmel gefahren, durchaus nicht, doch ebensowenig in die Hölle, überhaupt nach keinem (transzendenten) Ort, von wo es keine Rückkehr gibt. Sondern die Legende brachte den Kaiser in einen Berg, zuerst in den Ätna (vielleicht spukten hier sizilianische Erinnerungen an die Empedoklessage nach) dann, auf dem Zug gegen Norden, in den Kyffhäuser.

Alle chthonische Bilder verbanden sich diesem uneigentlichen Grab: auf dem Kyffhäuser war in vorchristlicher Zeit ein Bergkult zuhause, und der Berggott war ein Unterirdischer, wohnte in den Höhlen des Innern unter geheimnisvollen Schätzen. Friedrich II. nun setzte sich an seine Stelle und viel später erst tauschte der Ketzerkaiser seinen Platz mit Friedrich I. Barbarossa, dem Frommen, Unbedeutenden, dem romantischen Inbegriff bana-

ler Reichsherrlichkeit im Stil Wilhelms „des Großen“ (als welcher er dort jetzt sein Denkmal hat).

Indes selbst die pervertierte Sage hat ihren ursprünglichen sozial-chiliasischen Zug darin erhalten, daß sich der Kaiser allemal nur einfältigen Leuten aus dem Volk zeigt. Ebenso ist ihr das alte Motiv verbunden, daß der Messiaskaiser, wenn er die Mächte der sozialen und Glaubensnot gedemütigt hat, sich selbst demütigt, abdankt, nach Golgatha zieht und dort Krone, Szepter und Schwert niederlegt (vgl. Kamvers, *Die Deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage*, S. 104).

Ähnlich wie Friedrich II. träumt auch Kaiser Karl im Untersberg, ja wo immer das Werk eines geglaubten Retters nicht getan oder nicht zu Ende getan erscheint, hat der Volksglaube aus dem toten Retter einen bloß entschwindenen gemacht, einen Siebenschläfer, der auf seinem Tag wartet.

Das Entrückungsmotiv ist auch heute so wenig erloschen, daß keiner Vitalität, die in die Phantasie griff, ihr Tod gern geglaubt wird. Der Inhalt des alten Sibyllenspruchs: „Vivit, non vivit“ belebt sich in der Folklore immer wieder frisch. Noch den Tod so moderner Figuren wie Napoleon, auch Ludwig II. hat eine ungesättigte Fama nicht wahr haben wollen: Napoleon lebte der Fama in der Maske eines Türkengenerals fort, und von Ludwig II. behauptet die bayrische Bauernlegende, er sei nach Amerika entflohen und kehre wieder, wenn es seinem Bayernvolk am schlechtesten gehe. Das Siebenschläfermotiv ist an Napoleon zwar durch die aufgeklärte Finte eines Scheintods und einer Flucht ersetzt, der Kyffhäuser ist zu St. Helena geworden (wie vorher, mit mehr Berechtigung, zu Elba) aber das Pathos der Wiederkehr fehlt nicht und im Fall Ludwigs II. nicht einmal das Pathos des verpuppten Retters.

Das alles zeigt an, wie außerordentlich zäh das Urbild eines Retters verwurzelt ist, einer Reprise vergangener Glanzgestalten, mindestens einer Reprise vergangener Glanzzeiten durch einen neuen Wiederhersteller. Hier sind jene reitenden Boten des Königs, die die Dreigroschenoper persifliert, und womit sie keineswegs nur die billigen Lösungen der alten Oper oder der Kolportage persifliert. Daß die reitenden Boten sehr selten kommen und der Deus ex machina noch seltener, dies Versagen hebt, wie gerade der Hitler-effekt erwiesen hat, die alte Blickrichtung nicht auf. Ja sogar die eigentlich archaische Erweckungsmythe lebt noch, wenn auch in sehr abgeschwächter, analogischer, geschichtsklitternder Form. Eben Napoleon dekorierte sich als wiedergekehrter Charlemagne, Hitler (wenn es überhaupt möglich ist, den Sieger von Potempa mit dem Sieger von Austerlitz in selbem Atem zu nennen) zieht zum Grab Heinrichs des Löwen und erweckt damit Assoziationen für eine künftige „Inkarnation“. Kein Zweifel mindestens, daß beim Nazi von Anfang an gedacht war, den verlegenen Titel *Führer* bei halbwegs triumphaler Gelegenheit durch den Titel *Volkskaiser* zu ersetzen; diese Gelegenheit allerdings kommt nicht mehr. Aber die alte Rettervision, die auf den Hund gekommene, hat diesem doch viel geholfen und erst recht die entscheidende Vision, in deren Dienst sie stand: die vom *Dritten Reich*.

DAS „DIESSEITIGE EVANGELIUM“

Das Glück sahen die Menschen meist dort, wo sie nicht sind. Essen, Wohnen, Liebe sind seine einfachsten Orte, das hat sich wenig gewandelt. Seit Klassen aufkamen, zweierlei Arten von Menschen, ist dies Glück für die ausgebeutete Art verkümmert oder gar verschwunden. Daher gibt es kaum einen Erdstrich, dem Rauschgifte zur Tröstung unbekannt geblieben wären; noch aus Moos oder Milch wurden sie hergestellt, wo andere Stoffe nicht zu haben waren.

Ein Rausch höherer Art aber war allemal die religiöse Hoffnung, und zwar in doppelter Gestalt. Denn wie die pharmakologischen Phantastica in zwei Gruppen zerfallen, in die entspannende (Opium) und die erregende (Wutgift), so gibt es — *mutatis mutandis* — verschiedene Gruppen des Hoffnungsstraums. Es gibt entspannende Religionen, die durchs Jenseits trösten oder auch durch die Flucht in die Inwendigkeit; das Christentum hat mit beidem viel geleistet. Doch wenn sich das Jenseits auf die Erde stürzen will und die Inwendigkeit in die Auswendigkeit, dann freilich verwandelt sich das Opium im subjektiven Faktor zu einem Sprengmittel ohnegleichen, zum Wollen des Himmels auf Erden.

Auch dies Wollen war im Christentum, war in den mittelalterlichen Weisungen des erwähnten Abtes Joachim von Fiore, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts sein drittes Testament verkündete oder die fällige Barzahlung des zweiten. Es braucht hier nicht gesagt zu werden, daß der solchergestalt erzeugte revolutionäre Rausch abstrakt und mythologisch war; daß er keine Augen für die Wirklichkeit hatte und keine haben konnte; daß er lediglich den subjektiven Willen zur Veränderung der Welt, nicht aber eine irgend konkrete Methode zu dieser Veränderung in Marsch setzte.

Indes der Wille selbst war gründlich genug, der Traum vom *Dritten Reich* heftig und anfeuernd bis in die Hussitenbewegung, bis in die Bauernkriege hinein. Es ist nicht unwichtig, in den Keller des so höllisch mißbrauchten Terminus zu steigen; ist er doch von Haus aus alles andere als ein Folterkeller (er enthält eher zu viel Ladungen Liebe als zu wenig). Und zwar reichen die Fundamente dieses Traums hinab bis zu Origines, bis zu dessen Lehre von der dreifachen möglichen Auffassung der christlichen Urkunden: einer leiblichen, einer seelischen und geistigen. Die leibliche Auffassung ist die buchstäbliche, die seelische die moralisch-allegorische, die geistige aber offenbart aus den Umhüllungen der Schrift das in ihr gemeinte „ewige Evangelium“.

Rein kontemplativ kehrt die Lehre von den drei Erkenntnisstufen im zwölften Jahrhundert bei Richard und Hugo von St. Viktor wieder, den Zeitgenossen des Joachim, den großen Psychologen des inneren Sinns. Hier erscheint die fleischliche Auffassung als *cogitatio* oder Erfassung der Körperwelt, die seelische als *meditatio* oder Erfassung der Innerlichkeit, die geistige als *contemplatio* oder Erhebung zur *visio beatifica Dei*, ja als Vergottung des

Menschen. Die Victoriner gaben derart durchaus eine Heilsgeschichte, einen mystischen Entwicklungsroman von Stufen und Reichen, fast ließe sich sagen: eine erste Phänomenologie des Geistes; doch die Stufenfolge blieb eine des bloßen Individuums. Und die letzte Stufe stand nicht etwa bevor, das letzte Reich stand nicht etwa in utopischer Geburt, sondern war mitsamt seinem Objekt zu allen Zeiten fertig da.

Wahrscheinlich hat Joachim von Fiore die Victoriner gekannt und ist sowohl von ihnen wie von Origines ausgegangen; großartig aber hat er die bloße Innerlichkeit beider aufgegeben. Er hat die Dreiheit der Standpunkte aus einer individuell-pädagogischen Folge zu einer der fortarbeitenden, der unfertigen Menschheit verwandelt. Was in der Mystik ein Stufengang der Seele, ein kohärentes Übergehen aus einem seelischen Zustand in den anderen, das wird von Joachim auf den ganzen Menschheitsprozeß projiziert: es erscheint ein Stufengang der *Geschichte* durch die Grade der geistigen Vervollkommenung hindurch; und diese Grade sind nicht von einzelnen Menschen, sondern nur von ganzen Zeitaltern jeweils erreichbar (vgl. Grundmann, Studien über Joachim von Floris, 1927, S. 131 f.).

Näher ist die Lehre Joachims vom dritten Status, vom Dritten Reich, diese: das erste Zeitalter war das der Knechtschaft des Gesetzes, das des Vaters und seines Alten Testaments, der Laien und Verheirateten; das zweite Zeitalter ist ein Mittelzustand zwischen Fleisch und Geist, es wird eröffnet durch den Sohn und sein Neues Testament, beherrscht von der Kirche und ihren Klerikern; das dritte Zeitalter aber, das dem Ende der Welt vorhergeht, steht jetzt in Geburt, es wird von Mönchen bewohnt, das ist von den *viris spiritualibus*, von der „Freiheit des Geistes“. Der Buchstabe des Evangeliums Christi mit seiner Kirche und seinen Klerikern wird vergehen, die urchristliche Gemeinde fährt vom Himmel auf die Erde, kommunistische Bruderschaft und Friedensreich beginnen. Das erste Zeitalter war das der „Furcht und Erzählung“, das zweite das der „Forschung und Weisheit“, das dritte aber wird das der „Liebe und Erleuchtung“ sein, des totalen Pfingstfestes, der „Ausgießung des heiligen Geistes“.

So fremdartig dem heutigen Revolutionär diese Kategorien klingen (noch befremdlicher als die erinnerten Kaisergeburtstagsfeiern des vorigen Abschnitts) so wenig darf man sich dadurch abschrecken lassen, den Glücks- und Freiheitshunger, die Freiheitsbilder entrechteter Menschen in diesen Träumen zu bemerken und auszuzeichnen. Der Sozialismus hat eine phantastisch großartige Tradition; fehlt ihm auf so frühen Stufen, wie selbstverständlich, jede Art von ökonomischem Blick, so doch nicht einer seiner anderen Grundzüge: die *Humanität* und die mit ihr gesetzte Totalität. Joachitisch ist der Satz: „Man schmückt die Altäre, und der Arme wandelt in bitterem Hunger“; joachitisch die Ablehnung der „Furcht des Herrn“. Selbst das kommende „Zeitalter der Mönche“ ist nicht so sehr als ein asketisches gedacht denn als eigentumloses und brüderliches, als allgemeiner Kloster- oder Konsumtionskommunismus. Ja, die mönchischen Prophezeiungen wurden in der Schule Joachims (er hatte einen eigenen Orden gestiftet) derart mit

dem Diesseitsglanz eines „tausendjährigen Reichs“ versehen, daß gerade die spirituale Strenge zu einer der Lebensfreude wurde und den ganzen Leib ergriff.

Dieses Sinns verkündete Telesphorus von Cosenza Ende des vierzehnten Jahrhunderts: Gott sei darum Mensch geworden, damit der ganze Mensch in sich glücklich werde, und nicht nur der innere, sondern alle Augen, Ohren, Mäuler, Hände, Füße, Lebern, Nieren; kurz, die Vollkommenheitszeit sollte mit dem geistlichen auch das gesamte irdische Glück entbinden.

Noch viel irdischer als das franziskanische Gebet an Bruder Sonne klingt derart der joachitische Hymnus bei Telesphorus: „O vita vitalis, dulcis et amabilis, semper memorabilis“ — o lebendiges Leben, süßes und liebenswertes, immer gedenkenswertes! Wurde dieser Gesang der joachitischen Bewegung sozusagen nur latent an der Wiege gesungen, so ist wenigstens die Nähe zu einer neuen irdisch-geistlichen Verschlingung und Glückslaufbahn bei Joachim bereits völlig manifest: der Weg von der servitus legis zur libertas amicorum geschieht *in dieser Welt*. Das ist die eigentliche Kühnheit Joachims: er hat die aufs Jenseits fixierten Blicke auf eine irdische Zukunftszeit gerichtet, und sein Ideal nicht im Himmel, sondern auf der Erde erwartet. Er hat die Freiheit der neuen viri spirituales nicht als Freiheit von der Welt, sondern für eine neue Welt verkündet, und wenn er die Erde unter strenge christförmige Forderungen stellte, wenn er die laxen Zweiweltenlehre des laxeren Katholizismus durchbrach, wenn er religiös-indifferente Kultur in seinem Dritten Reich nicht kannte und im zweiten bereits nicht anerkannte, so nur deshalb, damit das Jenseits verspeist und das Liebeswort hier unten bereits Fleisch werde: das Reich Christi ist von dieser Welt, *so bald diese Welt eine neue geworden ist*.

Das ist die fortwirkende, bis zum Bauernkrieg revolutionär fortwirkende Kühnheit Joachims und der wesentliche Gehalt seiner Gedankenwelt: er hat die christlich-katholischen Ideen, Motive und Denkformen so umgeschichtet, daß sie, statt in die Diesseits-Jenseits-Beziehung, eingelagert sind in ein Geschichtsbild mit aufsteigenden Graden der Vollkommenheit (vgl. Grundmann, I. c., S. 141).

Ebenso revolutionierend zu seiner Zeit, wirkte der von Joachim ausgehende „Spiritualismus“, das ist die Auslegung der Bibel (des Buchstabens) gemäß dem „innerlich treibenden Geist.“ „Nemo audit verbum nisi spiritu intus docente“ — dieser orthodoxe Grundsatz wurde von den Joachiten als den ersten „Schwärmgeistern“ dermaßen übersteigert, daß die Schrift, ja alles Auswendige und Überlieferte überhaupt, dem Deutungsbelieben des „inneren Worts“ übergeben wurde. Indes das Belieben des inneren Worts war in Wahrheit gar keines, sondern der Geist, der auslegte, war genau so wie der Geist, der trieb, bei den damaligen Spiritualisten *ausschließlich auf dem Impetus und den Wunschinhalt der sozialen Revolution orientiert*.

Wie die viri spirituales als Bürger eines kommunistischen Zeitalters gedacht waren, so war das innere Wort, der „Schlüssel Davids“ ein Instrument, um in der Bibel „die Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes“ aufzu-

schließen und alle Widersprüche zu dieser Offenbarung zu verriegeln. Hat doch das Christentum, vom ökonomischen Anlaß her, darin seinen Unterschied zu allen übrigen Religionen, daß es als Ideologie der Unterdrückten begonnen hat; dieser rebellische Anfang kam trotz seiner sofortigen Ablenkung (ins Innere) seiner späteren Verdeckung und Umkehrung durch die Kirche nie mehr ganz aus der Welt. So daß auch Joachims Gedanke vom dritten Zeitalter und Reich unverändert unter den Ketzern lebendig blieb, ja noch von *Lessing* mit unmittelbarer Erinnerung an die Schwärmer des dreizehnten Jahrhunderts zitiert werden konnte. Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ brachte eben die joachitische Stufenlehre in die Aufklärung und ihre Toleranz; das „Elementarbuch“ des Christentums beginnt aussturiert zu sein, ein neues Blatt schlägt sich auf. „Hüte dich“, mahnt *Lessing*,

„du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühst, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst... Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten. Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimmen Absichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund ebenso wohl antiquiert werden müsse, als es der Alte geworden... Nur daß sie... übereilten, nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern zu machen glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.“

Man sieht aus diesen erstaunlichen Worten: noch die deutsche Aufklärung wußte sich in ihrem tapfersten und klarsten Kopf der alten Dreiteilung zu bedienen, der „Aufhebung“ des Christentums in einem fast Hegelschen Doppelsinn des Worts: als einer Vernichtung und Bewahrung zugleich. Die patriarchalische Zeit war die Raupe, die Kirchenzeit die Puppe der Vernunft; nun begrüßt sich die bürgerliche Revolution als Schmetterling. Lessings Stufenteilung der Geschichte nach dem Alten und Neuen Testament ist gewiß selber die antiquierteste, sie ist von der wirklichen historischen Aufeinanderfolge, als einer von Klassengesellschaften, die entfernteste; doch das Ende eben, das dritte Zeitalter, proponiert den gleichen Humanitätszustand im Nebel und in Allgemeinheit, dem die proletarische Revolution in Sonne und Präzision zusteuert. Es überrascht daher nicht, daß der Dritte-Reichs-Gedanke — bei *Lessing* noch so kräftig — mit dem Sieg der Bourgeoisie erlischt oder nur noch sporadisch und unverstanden vorzukommen pflegt.

So bei *Schelling* in seinem Alterswerk, den reaktionären Vorlesungen über „Philosophie der Offenbarung“; die joachitische Tradition, bei *Lessing* noch lebendig, war hier bereits so abgerissen, daß nur mehr das Schema, nicht aber der Inhalt der Abfolge erinnert geblieben ist. Lediglich Epochen der Kirchengeschichte (weiter der „Potenzen in Gott“) nicht aber soziale

werden von Schelling in die drei Reiche geteilt: Petrus oder der Katholizismus gelten als Reich des Vaters, Paulus oder der Protestantismus als darauffolgendes Reich des Sohns, Johannes aber hat für die Geistkirche der Zukunft sein Evangelium geschrieben (Schelling selbst gibt in den Vorlesungen an, die „Übereinstimmung“ dieser rein theologisch, ja gnostisch ausgedeuteten Folge mit Joachim von Floris erst nachträglich entdeckt zu haben.)

Verblüffend erscheint das Dritte Reich sogar bei *Ibsen* wieder, im Jugenddrama „Kaiser und Galiläer“, diesmal freilich aufs neue mit einer Art Humanität verbunden, mit einem Vorklang der spätbürgerlichen „Emanzipationen“ im Jugendstil. Blaß und dennoch raunend ergeht hier die Symbolik der „drei Ecksteine der Notwendigkeit“: der erste zwar ist mehr die Antike als das Alte Testament, der zweite das Christentum, der dritte die Synthese beider, die Durchdringung der „Schönheit und Wahrheit“. Kaiser Julian soll sie bringen, das Dritte Reich „froher Adelsmensen“ soll erscheinen — eine besonders bemühte Hoffnung im Anblick des heutigen Deutschland: im Anblick Streichers, des Adelsmensen, Hitlers, Görings, Goebbels' oder der „Synthese von Wahrheit und Schönheit“!

Die Nazis aber haben den Terminus Drittes Reich — was nicht vergessen werden soll — ebenfalls literarisch übernommen; nicht aus *Ibsen*, wohl aber aus *Dostojewski*. Vielmehr aus dem rassigen Parfüm, das *Moeller van den Bruck*, der Herausgeber des deutschen *Dostojewski*, von diesem halb zaristisch, halb prophetisch abgezogen hat. „Das Dritte Reich“ schlechthin nennt *Moeller* sein Buch, es ist das „Hauptwerk“ des Nazismus geworden und hat die „Elite“ der Bewegung viel stärker erfaßt als Hitlers Stilübung oder *Rosenbergs* Kompilation.

„Afrika dunkelt herauf“ — das ist *Moellers* angebliche Furcht; Preußen-Deutschland, durch Halbasien interpretiert, spielt er dagegen aus, auch den bekannten „Sozialismus preußischen Stils“. Die eigentümliche Verbindung, welche *Dostojewski* zwischen seinen neubyzantinischen Spekulationen und der „Beiwohnung des heiligen Geistes“ gestiftet hatte (beide geeint im „Gott tragenden russischen Volk“) — diese Anti-Voltaire-Welt ohnegleichen wurde von *Moeller* auf Deutschland übertragen, auf das Deutschland des Monopolkapitals, der beginnenden Krise, der drohenden Revolution.

So kam das „Dritte Reich“ von neuem zurecht, doch welch ein anderes als das des *Joachim* und *Lessing*: glühende Finsternis fiel aufs Land, eine Nacht voll Blut und lauter Betrug. Das also ist die „Wirklichkeit“ der alten Liebes- und Geistträume geworden; *Lessings* „rationales Evangelium“ hier, Hitlers „Mein Kampf“ dort! Einzigartig hat der Nazismus sowohl die ökonomische Unwissenheit wie das immer noch wirksame Hoffnungsbild, Chiliasmusbild früherer Revolutionen, für sich mobilisiert.

Chiliasmus — das ist das letzte zu behandelnde Stichwort; die Lehre vom *Tausendjährigen Reich* war, wie *Luther* sagte, „aller Rottenmeister Gaukelsack“. Zu *Luthers* Zeiten freilich war der Chiliasmus ein Schlachtgesang der

auführerischen Bauern, im gekommenen „Dritten Reich“ von heute betäubt oder betäubte er — in völlig verschmutzter, perversierter, preisgegebener Gestalt — die Opfer der Reaktion.

DIE „ERDE ALS PARADIES“

Niemals malte sich der Wille nach Glück in eine leere und durchaus neue Zukunft hinein — immer sollte bessere Vergangenheit hergestellt werden, freilich nicht eine eben vergangene, sondern die einer nachgeträumten schöneren Vorzeit. Und dies goldene Zeitalter sollte nicht nur erneuert, sondern durch ein noch namenloses Glück überboten werden.

Es liegt nahe, in diesen Träumen vom goldenen Zeitalter Erinnerungen an die Urkommune zu erkennen, besonders dann, wenn Reste ihrer (wie die Allmende) oder noch nicht zu lange Verlorenes (wie Freiheit der Jagd, des Fischfangs) das revolutionäre Lob der Urzeit unterstützen. Das war während der Bauernkriege deutlich der Fall; die Rückforderung der alten „Gemeinfreiheit“ hat den Parzellierungswünschen einiger Gruppen entgegen gewirkt, hat Münzers Parole „*omnia sint communia*“ gestärkt.

Natürlich reproduziert das Bild vom goldenen Zeitalter keinen wirklichen Anfang der Geschichte, keine irgend prähistorische Wirklichkeit; schon deshalb nicht, weil die Urkommune, mit ihren unentwickelten Produktivkräften, so paradiesisch nicht gewesen sein kann. Aber die Hoffnung hatte an der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit der Gentes ihren ersten Anhalt, auch Inhalt. Den übersteigerte sie mit rückwärts gewandter Utopie, den ließ sie aber erst recht aus der Zukunft sich wieder entgegengehen, aus der Zukunft des wiederhergestellten Paradieses.

Damit eben beginnt der Mythos vom *Tausendjährigen Reich*, von einer glücklichen Endzeit, der die Geschichte zustrebt, vielmehr: die die Geschichte für die „Gerechten“ bereithält.

Der Mythos selbst entstammt der Wechselwirkung zwischen ökonomisch-politischem Elend und Glanzerinnerungen aus einer Vergangenheit, die eben — mit utopischer, nicht nur romantischer Glückssehnsucht — in eine möglichst nahe Endzeit hinübergebogen wurde. Die heilseschatologischen Vorstellungen des prophetischen Judentums vor, besonders nach dem Exil, dürften diese Geschichtsutopien zuerst entbunden haben; aus dem Orient wanderten sie, lange vor dem Christentum, ins kaiserliche Rom und verbreiteten die Hoffnung von dem wiederkehrenden goldenen Aion.

Was das Tausendjährige Reich des genaueren angeht, diesen alten Hintergrund des Dritten, so stammt sein gesamter Inhalt aus der Prophezeiung Jesajas Kap. 30, 55, 60. seine Chronologie aus dem Buch Daniel, Kap. 7, der magische Mechanismus seines Eintritts aus der Offenbarung Johannis, Kap. 20, 21.

Wilde persische Phantasien toben sich in der Beschreibung dieses Mechanismus aus: der Drache, die alte Schlange, wird tausend Jahre gebunden und im Abgrund verschlossen, die Gerechten aber kommen von den Toten

wieder und regieren mit Christus tausend Jahre — das ist die erste Auferstehung. Sind aber tausend Jahre vollendet, dann wird der Satan wieder losgebunden, er verführt die Heiden, die Völker Gog und Magog zum letzten Streit, eine Zeit der letzten Drangsal und Verwirrung herrscht so lange, bis das Feuer Gottes aus dem Himmel auf die Feinde fällt. Der jüngste Tag und das jüngste Gericht brechen an, die Hölle wird für die Sünder, ein neuer Himmel und eine neue Erde für die Erwählten bereitet — das ist die zweite Auferstehung.

Die rasende Pedanterie dieser Prophezeiungen hat alle revolutionären Bewegungen der Christenheit beschäftigt bis hart an die Aufklärung; noch heute geht sie bei den sogenannten „ernsten Bibelforschern“ um, bei den von Hitler verbotenen. Sind solche Angstträume des Heils *wesentlich nur historisch* beachtbar, so steht es anders mit dem *Inhalt des Endreichs*, besonders in der Gestalt, die ihm Jesajas enträumt hat. Denn dieser Inhalt überrascht, bei aller Verstiegtheit, nicht nur durch seine vernünftige Reinheit, sondern mehr noch durch seinen Hedonismus, um nicht zu sagen: durch seinen humanen Materialismus.

Man vergleiche folgende Sätze aus angegebenen Kapiteln des Jesajas, die glückliche Endzeit betreffend:

„Es wird deinem Samen, den du auf den Acker gesät hast, Regen gegeben und Brot von des Ackers Einkommen und davon volles Genüge. Und dein Vieh wird sich zu der Zeit weiden in einer weiten Aue... Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kauft und esset; kommt her und *kauft ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch*... Ich will Gold anstatt des Erzes und Silber anstatt des Eisens bringen und Erz anstatt des Holzes und Eisen anstatt der Steine; und ich will zu deiner *Obrigkeit den Frieden machen und zu deinem Herrn die Gerechtigkeit*... Aus dem Kleinsten sollen tausend werden und aus dem Geringsten ein mächtiges Volk.“

Soweit Jesajas, soweit der primitiv sozialistische Inhalt des enträumten Bundes zwischen Gott, Mensch, Tier und allem Dasein.

Alle späteren Ausmalungen des Tausendjährigen Reichs (in der Sekten-Theologie) folgen dem Jesajas nach: langes Leben wird prophezeit, Sünde und Tod sind geschwächt, der Leib erlangt ungeahnte Kraft, der Acker trägt tausendfältige Frucht, die Wüste wird in Fruchtgärten umgewandelt, die gesamte Natur in ein menschliches Haus, gottähnliches Dasein beginnt in Unschuld, Friede und durchdringender Freude. So sichtbar also wie die Vertröstung und passive Phantasterei, so sichtbar ist in diesen Gebilden auch die klassenfeindliche Ketzerei, soll heißen: der Maßstab, den sie an die christliche Kirche, gar an den christlichen Staat anlegen ließ.

Folgerichtig wurden die chiliastischen Diesseitshoffnungen von der offiziellen kirchlichen Lehre bald *verworfen*, am energischsten von Augustin; das Feuer wurde abgestumpft, der Maßstab entsozialisiert. Denn nach Augustin beginnt das Tausendjährige Reich bereits mit Jesus; daß sich ein Mensch zu seinem Erlöser bekennt, *das* bereits ist die erste Auferstehung. Das Reich, worin die auferstandenen Gerechten mit Christus herrschen, ist einzig die

kirchliche Gemeinschaft der Gläubigen, der irdische Gottesstaat, die *civitas Dei terrena*. Die zweite Auferstehung und das jüngste Gericht haben demgemäß keine Bedeutung für die Geschichte der Menschheit, sondern nur für die einzelne Seele — das Gottesreich *auf Erden* ist und bleibt die sich ausbreitende Kirche. Dem Staat selbst machte Augustin durchaus den Prozeß, und zwar sowohl als Kirchendenker wie als Philosoph der christlichen Inwendigkeit; in den historischen Staatsgebilden, einschließlich Roms, erblickt Augustin nur eine Gemeinschaft der Verdammten, eine durch Zwietracht geteilte. Hier allein auch ist Weltgeschichte (nämlich sukzessiv sich verschärfende Trennung zwischen dem Sünder- und Gnadenreich) Heilsgeschichte aber ist keine Weltgeschichte, sondern lediglich individuelle, ebenso ist Zukunft einzig das individuelle Jenseits.

Augustin hatte allen Anlaß zu dieser Abdankung des Tausendjährigen Reichs, denn der Chiliasmus war in der frühen Kirche durchaus nicht erloschen. Bereits im zweiten Jahrhundert n. Chr. war gegen die „verweltlichte Kirche“ ein „Prophet“ aufgetreten, der Derwisch Montanus. Er hatte ein urchristliches Gemeinwesen begründet, das, von der Welt abgeschieden, auf das Herabfahren des oberen Jerusalem sich bereiten sollte. Im dritten Jahrhundert trat der unruhig-strenge Montanismus einen Siegeszug durch die Welt an; erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts wurde der Chiliasmus ausgeschieden, er galt von da ab durchgängig als *Ketzerei*.

Daß aber die Phantasien des Tausendjährigen Reichs auf Erden, des neuen Jerusalem trotz Kirchensiegs nicht austilgbar waren, daß sie im Bund mit der sozialen Not fort und fort aufpeitschten, das haben viel später, in sozialrevolutionären Epochen, das Münster der Wiedertäufer, vor allem das Tabor der Hussiten bewiesen.

Die Hussitenbewegung bezeichnet das erste Heilzeitalter einer kommunistischen (kommunistisch gemeinten) Revolution; in ihrer ideologischen Mitte jedoch stand eben der Chiliasmus als Lehre vom möglichen Diesseits des Jenseits. Die Taboritenprediger verkündeten ganz in jesajischem Stil das Zionsreich der Freiheit und Gleichheit für die „Gerechten“, für die in den paradiesischen Stand der Unschuld Zurückkehrenden. Nur in dieser Hoffnung wurde Tabor gegründet — ein Neu-Jerusalem, worin der christliche Liebeskommunismus der Urgemeinde erneuert werden sollte: keine Stände, keine Herrschaft, kein Sondereigentum, keine Steuern — ein demokratisches Gemeinwesen unter Gott als dem mystischen König.

Daß die Sektarmystik dieser Zeiten durchaus keine paradiesische Unschuld gebracht hat, sondern der Manufakturwirtschaft sich eingliederte, ja die Ideologie zu den reinsten Formen des Kapitalismus lieferte (England, Amerika) ist bekannt. Die materielle Logik der damaligen Produktivkräfte war stärker als der urchristliche Moralwille und der apokalyptisch-revolutionäre Glutpunkt im falschen Bewußtsein.

Dennoch wäre die Hussiten- und Täuferbewegung überhaupt nicht in Gang gekommen, wenn der Chiliasmus sie nicht ideologisch entzündet hätte; wenn er der Revolution nicht die scheinbar objektive Gewißheit zur subjektiven

hinzugefügt hätte. Der Chiliasmus (wie übrigens auch die astrologischen Weissagungen des ausgehenden Mittelalters von einer „notwendigen“ Wende der Zeit) vertrat damals sozusagen die Wissenschaft der Revolution, nämlich deren Objektivität und Unausweichlichkeit; die Zeit wurde als nicht nur subjektiv, sondern als objektiv reif zur Revolution erfahren, die Revolution stand „im Termin“, die himmlische Gerichtsuhr selbst schlug sie an.

Die Förderung des Aufruhrwillens durch solche Widerspiegelungen und Verankerungen seiner kann gar nicht überschätzt werden, und auch dieses steht fest: es war nicht der Chiliasmus, der das ökonomische Bewußtsein, die konkrete Beherrschung der Wirklichkeit damals verhindert hat. Er stand diesem Bewußtsein durchaus nicht im Wege (wie etwa ein Kurpfuscher dem Arzt im Wege steht und dessen rechtzeitiges Eingreifen verhindert) sondern: rein aus ökonomischen Gründen war damals kein ökonomisches Bewußtsein vorhanden, und wenn der Chiliasmus nicht gewesen wäre, so wäre auch kein revolutionäres Bewußtsein vorhanden gewesen, folglich überhaupt keine Revolution. Und nicht wegen des Chiliasmus ging diese Revolution zugrunde oder lief zur Manufakturperiode, gar zum puritanischen Kapitalismus aus, sondern umgekehrt: der Chiliasmus hat — in rationalisierter Gestalt — bis zur französischen Revolution, wo nicht länger, weite Massen dazu angefeuert, daß sie mit ihrem derzeitigen „Schicksal“ sich nicht abfinden, daß sie revolutionäre Handlungen für den „Durchbruch des Reichs“ begehen.

Die geringe oder gänzlich fehlende Übereinstimmung dieser Handlungen, auch Zielbestimmungen mit der Wirklichkeit liegt gewiß auf der Hand, ja gibt späten Chiliasmen wie denen Weitlings, anders Fouriers, vom marxistischen Standort aus etwas Kindisches. (Eben weil sie in Zeiten, denen ökonomisches Bewußtsein möglich geworden ist, Gegenwart wie nächste Zukunft als weiße Flecken oder unentdeckte Landstriche behandelten; weil sie statt der Löwen, womit alte Kartographen ihre weißen Flecke ausgeziert hatten, überschwengliche Palmzweige oder andere Abstraktionen bloßer Wunschphantasie einzeichneten.)

Dennoch darf diese späte, zweitrangige, oft kindische, ebenso oft auch rührende Ausgeburt weder die Gewalt alter Träume verdecken noch die Sprengkraft, welche diesen — zum Bösen wie zum Guten — immer noch inneohnt. Die Sprengkraft war überall dort, wo die „Verheißung“ nicht quieszierend wirkte, nicht als innerlich-geistliches Lametta oder als kontemplatives Geflunker, sondern aufreizend wie ein vorenthaltenes Gut und einleuchtend wie Schlaraffenland.

Bis allerdings auch hier ein Rattenfänger erschien „in zwölfter Stunde“, und ebenso herrlichen Zeiten entgegenführt wie sein Vorgänger, nämlich dem Krieg. Keine Schwerter werden von Hitler zu Sicheln, keine Lanzen zu Pflugscharen geschmiedet, eher umgekehrt; dafür dauert das neue Tausendjährige Reich gleich mehrere hunderttausend Jahre, angeblich ohne jüngstes Gericht. Ein riesiges Maul, ein Maul wie eine Blutschüssel trinkt den Behälter der gesamten Zukunft leer. Genau so vortrefflich wie der Messias-

kaiser, wie das Dritte, wurde derart auch das Tausendjährige Reich in Deutschland verwirklicht: es gibt „deutschen Sozialismus“ ausgeübt von viri spirituales ohnegleichen; es gibt Schachtwechsel zahlbar in Reich-Gottes-Währung.

„Ich will zu deiner Obrigkeit den Frieden machen und zu deinem Herrn die Gerechtigkeit“ — dies Wort aber scheint von der deutschen Überrasche nicht ganz erfüllt. Und sonst hat das Dritte Reich Hitlers mit dem erträumten des Joachim von Floris genau dieselbe Ähnlichkeit wie sein Sozialismus mit dem der Sowjetunion.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Alles fließt, aber der Fluß kommt jedesmal von irgendwo her. Er nimmt von den Gegenden, die er durchlaufen hat, Stoffe mit, die färben sein Wasser noch lange. Ebenso sind in jeder neuen Form Reste einer älteren, zwischen heute und gestern ist kein unbedingter Schnitt. Es gibt keine völlig neue Arbeit, am wenigsten eine revolutionäre; die alte wird nur klarer weitergeführt, zum Gelingen gebracht. Die älteren Wege und Formen werden nicht ungestraft vernachlässigt; wie sich gezeigt hat. Besonders Träume, auch die allerwachsten, haben eine *Vorgeschichte*, und sie tragen sie mit sich. Bei zurückgebliebenen Schichten sind diese Reste besonders stark und oft vermufft, doch auch die revolutionäre Klasse ehrt ihre Vorläufer und hört sie noch. Die alten Formen helfen zum Teil, wenn *richtig* eingesetzt, am Neuen mit.

Daß sie äußerst wirksam sind, hat der braune Hund gerochen. Es ist an der Zeit, mehrere von ihnen wieder zum Eigenen zu schlagen, das Gebot der Stunde drängt dazu. Der weiche Hochmut, womit Kautsky über „Helden“ oder „Pröbchen apokalyptischer Mystik“ lächelte und nichts als lächelte, ist theoretisch-praktisch zu Ende. Selbst ein so absurd und undemokratisch erscheinendes Gebilde wie der alte Führertraum (um den „revolutionären“ Kaisertraum außer Acht zu lassen) stellt sich in der Praxis — mutatis mutandis — nicht als so dumm dar. Die revolutionäre Klasse und ganz sicher die revolutionär noch Unentschiedenen wünschen ein Gesicht an der Spitze, das sie hinreißt, einen Steuermann, dem sie vertrauen und dessen Kurs sie vertrauen — die Arbeit auf dem Schiff geht dann leichter. Die Fahrt ist sicherer, wenn nicht jeder jeden Augenblick die Richtung nachzuprüfen für nötig findet.

Das alles hat die Praxis erwiesen, bei bestem demokratischem Gewissen; auf dem Marsch muß eine Vorhut und eine Spitze sein. Solange der Marsch noch theoretisch ist, tritt sie nicht in Erscheinung, doch in seiner Verwirklichung sogleich. Das Kommunistische Manifest enthält kein Wort von Führern oder nur zwischen den Zeilen, gleichsam im mitgegebenen Dasein seiner Verfasser, derer, die es erlassen haben. Doch sobald das Manifest realisiert zu werden begann, leuchtete neben den erhabenen Vätern des Marxismus der Name Lenin auf, es folgte der Name Stalin — wirkliche Führer ins Glück, Richtgestalten der Liebe, des Vertrauens, der revolutionären

Verehrung. Die Erscheinung Dimitroff in Leipzig hat der Revolution mehr geholfen als tausend (ebenso notwendige) Referenten in Versammlungen. Derart menschliche Dinge wie die Revolution lassen sich ohne sichtbare Menschen, ohne das Vorbild wirklicher Führer kaum durchführen.

Die anderen Träume der alten Zeit, die äußerst nebligen, sind nicht die sichersten. Hat sich doch unter ihrem Namen gerade das völlige Gegenteil eingestellt, das Gegenteil nicht des Nebels, sondern des Traums. Muß aber deshalb der Keim mit der Hülle preisgegeben werden, oder ist es nicht so, daß auch der Traumkeim, recht herausgearbeitet, das ungeheure Falsifikat widerlegt, das die Nazis mittels der Nebelhülle hergestellt haben?

Die Frage ist praktisch, und sie kommt gerade im Zeichen der beginnenden deutschen Volksfront zurecht, spezieller: des christlichen Antifaschismus innerhalb der Volksfront.

Kurz vor Hitlers Antritt hat in Berlin eine öffentliche Diskussion stattgefunden, zwischen dem Halb- oder Edelnazi Hielscher, dem Jesuitenpater Przywara, dem protestantischen Theologen Dehn, über das Thema „Reich und Kreuz“. Da stellte Dehn (der damals bereits von den Nazis verfolgte) aus seinen christlichen Prämissen fest, daß das imperialistische Nazireich „die Ideen des Friedens und der Gerechtigkeit nirgends berücksichtige“; ja er spielte gegen die Öde dieses Reichsbegriffes die kommunistische Lehre aus, sofern in dieser doch immerhin heilsgeschichtliche Erwartungen nachklangen. Das Nazireich aber sei bar jedes menschlichen Inhalts, es komme aus dem Dunkel bloßer Triebe, aus der Gerissenheit bloßer Kapitalsinteressen, die dieser Triebe sich bedienen, und gehe ins Dunkel wieder zurück. Es lasse sich nicht substantizieren, zum Unterschied von der kommunistischen Reichsidee, von der „Idee“ der klassenlosen Gesellschaft, bei der es sich nicht zuletzt um eine aktuelle Umwandlung altchristlicher und theologisch-keizerlicher Fixierungen handle. Soweit Dehn; soweit die Neutralisierung, ja mögliche Sympathie dieser Männer für den Kommunismus.

Wie immer dessen „altchristliche Bestimmung“ berechtigt und zurechtgewiesen werden mag: hier ist der wichtigste *Berührungspunkt* zwischen christlichem und kommunistischem Antifaschismus. Es ist das Amt der kommunistischen Propaganda (genauer: der revolutionären Traditions-kompagnie, die sie in ihrem Gefolge führt) an dieser Stelle nach dem Rechten zu sehen und die abergläubische Scheu der Frommen vor der „Gottlosenbewegung“ zu korrigieren. Ohne daß die Probleme des Atheismus berührt werden müßten, ohne die mindeste Verlegenheit, gar Unredlichkeit, hat Propaganda unter Bekenntnischristen und humanen Katholiken hier Platz.

Viele Vorläufer des Sozialismus waren es aus Christentum; das verbindet beides, das ist eine gemeinsame Wegstrecke zu dieser Zeit. Und spätere Zeiten, worin die bisherige Religion abgestanden sein wird, werden der Kraftquelle leichter gerecht werden, die in der „Freiheit der Kinder Gottes“ neben aller Vertröstung und Ausbeutungs-Ideologie floß.

Die Frage wurde bereits gestreift, ob nicht gerade der Nebel die alten Träume zu ihrem heutigen Ende geführt habe. Zweifellos hat die ökonomische Unwissenheit den Nazis ihren Betrug erleichtert, zweifellos haben sie die alten dunklen Worte höchst demagogisch benutzt. Aber viel wichtiger ist die Frage, ob diese Benutzung, dieser Mißbrauch nicht gerade *deshalb* so leicht gelang, weil die echten Revolutionäre hier *nicht Wache* gestanden haben.

Ökonomische Unklarheit, kleinbürgerlicher Muff und mystizistischer Nebel gehen gewiß trefflich zusammen: eines steht dem anderen bei, aber deshalb brauchen ökonomische Klarheit und Kritik des metaphysischen Scheins noch nicht den gesamten Umfang und Inhalt der irrational bezeichneten Gehalte a priori zu desavouieren. Das hatte zu Voltaires Zeiten revolutionären Sinn, heute jedoch dient es, wie der deutsche Effekt erwiesen hat, fast ausschließlich der Gegenrevolution. Es ist auch gar kein Realismus in diesen Mechanismen des Nein; konträr: große Schichten der sozialen, ja physischen Wirklichkeit werden durch die mechanistische Banalität ausgekreist. Die Zeiten dieser Borniertheit sind vorüber, das Verständnis wie die Anwendung des Marxismus erlangen immer vollere Gegenständlichkeit, immer größere Weite und Tiefe.

Zugleich aber — und das ist jetzt bereits, an der Schwelle der neuen Wendung, wichtig zu betonen — zugleich aber richtet die erlangte Weite und Tiefe irrationale Verblasenheit viel gründlicher und kenntnisreicher, als der Aufklärlicht je hierzu imstande war. Ja, sollte das Unwahrscheinliche geschehen, daß infolge der veränderten Luft auch der Mystizismus aufholt, dann wird gerade das Wissen der Weite und Tiefe selber, als solches, an die Spitze der Opposition treten, der Opposition gegen den Mystizismus. Denn mystizistische Banalität ist um kein Haar besser, wohl aber um eine ganze verkitschte Künstlermähne widriger als die rationalistische; Mystizismus ist die unwissende Karikatur der Tiefe, wie der Aufklärlicht die viertelsgebildete Karikatur der Klarheit war.

Rationalismus wie Irrationalismus (gar dekadenter) gehören gleichmäßig zur bürgerlichen Welt (als Wechselformen) und vergehen mit dieser. Vernunft ist und bleibt das Instrument der Wirklichkeit, freilich jedoch konkret-materialistische Vernunft, die dem Ganzen der Wirklichkeit gerecht wird, folglich auch den komplizierten und phantasievollen Bestandteilen. Sie weiß, daß die Welt, daß die schwierige Fahrt der Welt, daß die vielen Unaufgelöstheiten ihrer Vergangenheit, daß die noch nicht erschienenen Horizonte ihrer Zukunft — daß alle diese Bestandmomente dialektisch-realer Tendenz keine Objekte der Realschul-Aufklärung darstellen und ebensowenig der Martin Buber- oder Keyserling-Mystik.

Gründliche, philosophische, das heißt wahrhaft marxistische Vernunft richtet und berichtigt die rationalistische Seichtheit im gleichen Akt wie ihr Gegenspiel: die Windbeutelerei, den Mystizismus. Von diesem lebten die Nazis, doch sie konnten eben nur deshalb so ungestört mit ihm betrügen, weil eine allzu radikale (nämlich zurückgebliebene) Linke die Massenphantasie un-

terernährt hatte. Weil sie die Welt der Phantasie fast preisgegeben hatte, ohne Ansehung ihrer höchst verschiedenen Personen, Methoden und Gegenstände, ohne rechte Differenzierung zwischen dem Mystiker Eckardt und dem „Mystiker“ Hanussen oder Weißenberg.

Es ist aber ein nicht mehr unterschlagbarer Unterschied zwischen der Prophezeiung aus Kaffeesatz und jener anderen Meister Eckardts, im Sermon von der Geburt, über die verborgene Herrlichkeit des Menschen:

„Ich werde in mir etwas gewahr, das erglänzt in meiner Vernunft; ich empfinde wohl, daß es etwas ist, aber was es ist, das kann ich nicht erfassen; nur soviel dünkt mich: könnte ich es erfassen ich wüßte alle Wahrheit“.

Es ist das gleiche menschliche *Herrlichkeitsgefühl*, welches später Thomas Münzer, den Jünger Eckardts, Taulers, Susos, zum Ideologen des Bauernkrieges gemacht hat; welches über Hunger und Skorbut hinaus gegen die Verhältnisse protestieren ließ, worin der Mensch, nach Marxens Worten, ein gedrücktes, verächtliches, verschollenes Wesen geworden ist.

Die deutsche Mystik des Mittelalters mit ihrer Laienpredigt, ihrem praktischen Christentum, ihrem Drang nach der „Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes“ stammt aus frührevolutionären Bewegungen des Bürgertums. Und der vorhandene Nebel war keiner des gesamten Inhalts; dieser enthielt vielmehr zielsetzendes Licht, dasselbe, das Münzer sagen ließ:

„So anders die Christenheit soll recht aufgerichtet werden, so muß man die wuchersüchtigen Bösewichter wegtun.“

Derart ist der Nebel durchaus nicht ein und alles in den alten Träumen (seien es die politisch-chiliasischen, seien es die nur scheinbar individuellen der mystischen Knechtzerbrechung, Sohnwerdung, der Ladung mit immanenter Herrlichkeit). So paradox es daher klingen mag: ein großer Teil des revolutionären Stolzes kam erst durch die deutsche Mystik in die Welt, und christlich-humane Utopie spielte ihr vor.

Immer wieder freilich muß zwischen Nebel und Licht unterschieden werden, und das Licht berichtigt sich auch. Das gilt besonders für die weitere Folge der utopischen Träume, für die Verengung, welche sie in den sogenannten Staatsmärchen der Neuzeit gefunden haben. Diese sind fast zu Spaß geworden, und obwohl das Wort Utopie vom ersten ihrer herstammt, haben sie mit der Utopie im alten joachitisch-glühenden, gar im neuen konkreten Sinn wenig gemein. Schon die technisch-pedantische Ausmalung, schon die romanhafte Einkleidung gibt ihnen einen gewissen verspielten Charakter, macht aus ihnen eine Art revolutionäres Kunstgewerbe.

Über die Hälfte ist diese konstruktive Form der Utopie subjektives Besserwissen gewesen; undialektisches Postulat, mythologische Übertragung eines unbewußten Klasseninteresses in die „Endzeit“ oder in ein „Fernland“ überhaupt. Aber der Antrieb wie Hintergrund dieser Gebilde ist hier gleichfalls ein anderes wie die Hülle, in die sie sich kleiden.

So sicher daher die Mängel des abstrakten Wesens feststehen, so ehern der Sozialismus von solcher Art Utopie zur Wissenschaft fortgeschritten ist,

so wenig darf doch auch hier der Kern mit der Hülle verwechselt werden, so wenig wird er mit ihr vernichtet. Lenin hat sogar im Begriff der *Ideologie* einen guten Kern herausgearbeitet, einen Kern ohne Nebel und Betrug, und er hat ihn pointiert, als er den Sozialismus die Ideologie der Arbeiterklasse nannte.

Ebenso fällig aber ist die Rettung des guten Kerns der *Utopie* (als eines Begriffs, der höchstens im Nebel, niemals im Betrug lag) *die konkret dialektische, die in der wirklichen Tendenz erfaßte und lebendige Utopie des Marxismus* ist diese Rettung.

Die undialektische herangebrachte Träumerei war der Nebel der Sache, und im Nebel lagen — bis Weitling und Fourier — alle die Wunschzeiten und Wunschräume der alten Utopie. Auch enthielten sämtliche Phantasmagorien, welche die Sehnsucht nach einer besseren Welt in Zukunftszeiten oder ferne Inseln oder unzugängliche Täler projizierte, immer nur die befreiten *Klasseninhalte* der jeweils unterdrückten Klasse (wenn auch transparent für klassenlose Ahnungen überhaupt). Auch standen die meisten alten Utopien in der ihnen gegebenen Wirklichkeit still, sie schlugen aus ihr gleichsam nur das Phlegma und destillierten spiritus heraus, sie kannten keinen *Prozeß* und keine *Totalität* der Erneuerung.

Die *konkrete Utopie des Marxismus* dagegen läuft mit dem Prozeß der Produktivkräfte und seiner heute schlechthin klassenlosen Tendenz; sie ist Produktions-, nicht Konsumtions-Kommunismus und stößt durchaus ins noch nicht Bewußte, noch nicht Gekommene, noch nicht Verwirklichte vor.

Das Proletariat, sagt Lenin, ist „die einzige bis zu Ende revolutionäre Klasse“; daß heißt, sie hebt nicht nur als einzige das Privateigentum auf, sondern auch die mit ihm immer noch tingierten „Zukunftsträume“. Selbst das Glück, das marxistisch seine Laufbahn hat, ist nicht das einer bereits vorhandenen und nur reichlicher zugeteilten Art, wie die „Seligkeit“ in den geistlichen Utopien, wie die Langeweile eines dauernden Sonntags in den bürgerlichen. Das alles ist statische, ja ganz eigentlich phantasielose Mythologie; das Schlaraffenland, Märchenland entsteht hier wesentlich nur durch Subtraktion des gegebenen Übels, durch Wegnahme des „Jammer-tals“ oder — in den bürgerlichen Utopien — des All- und Werktags.

Die marxistische Hoffnung dagegen ist auch hier so produktiv, daß sie sich auf bloße mythologische Verlegungen eines bereits Gegebenen, wenn auch relativ besser Gegebenen, nicht einläßt. Der Marxismus lehrt, daß alles bisherige Glück in der bloßen Vorgeschichte, bestenfalls in der Andeutung des Rechten steht; er lehrt sein Diesseits, sein lebhaftiges Diesseits als ebenso offenes wie noch unermessenes.

Gerade *das* aber ist echte Utopie, und *das* holt aus den Staatsmärchen, wie erst aus den Reichsträumen bleibende Velleität, humane Phantasie heraus; steht im engsten Zusammenhang mit allem, was in der alten Utopie an Echtheit enthalten war, an nachwirkend befeuerndem Traum; steht jenseits des subjektiven Besserwissens, ~~des~~ undialektisch an die Wirklichkeit herangebrachten

Postulats, jenseits der mythologischen Fernverlegung fertiger Wunschinhalte. Doch die Sphäre selbst ist von der des Joachim von Floris nicht absolut verschieden, noch ist sie absolut verlassen. Mit anderen Worten: das Reich der Freiheit kritisiert die Ideologien der undurchschauten Notwendigkeit, indem es sie durchschaut und vernichtet, aber die Utopien der undurchschauten Freiheit, indem es sie durchschaut und erfüllt.

Die rechten Träume vergehen und vergehen nicht, sobald sie erfüllt werden. Wie am sittlichen Wollen geht auch am utopischen die Frage eines Erbes auf. Eines Erbes besonderer Art; denn es ist vom kulturellen, von der Übernahme eines bereits *gestalteten* Reichtums verschieden. Übernehmbar ist hier nur der Wille, nicht irgendeine Form, nur der feurige Umriß und Tiefsinn, nicht die jeweilige Ausmalung. *Die* ist vergänglich, ja vielfach nur Übermalung des Rechten, das beerbbar zugrunde liegt und noch nirgends konkret geworden ist. Dies Erbe wurde vom selber noch abstrakt-utopischen Sozialismus, etwa vom französischen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, keineswegs bemerkt; im Gegenteil, es wurde hier sehr oft durch Skurrilitäten, zu denen keine Zeit mehr war, verdächtig gemacht. Der Traum vom Tausendjährigen Reich nimmt kein gutes Ende, wenn Fourier etwa, in seiner „*théorie des quatre mouvements*“ das Meer zu Limonade versüßt und die Löwen nicht minder gezähmt werden läßt, oder auch ein Nordlicht lehrt, das gleichzeitig leuchtet, wärmt und duftet.

Gar die frivolen Dilettantismen, die der alte Traum sich in bürgerlichen Phantastereien seitdem gefallen lassen mußte, bis zu Wells und ähnlichen Neukopien des Thomas Morus, fallen gänzlich unter den Tisch.

Daß aber das *Original* des Traums nicht abgegolten, zeigt ein Brief aus Engels' Frühzeit (1842) mit noch viel Feuerbach darin, auch mit ungewohnter Pathetik, doch mit einer des ursprünglichen Impulses und selbstverständlich keiner der Dekoration. Die Stelle lautet:

„Das Selbstbewußtsein der Menschheit ist der neue Gral, um dessen Thron sich die Völker juchzend versammeln. Das ist unser Beruf, daß wir dieses Grals Templeisen werden... und unser Leben fröhlich einsetzen in den letzten heiligen Krieg, dem das *tausendjährige Reich der Freiheit* folgen wird.“

Hier ist der alte Terminus zu einem Bild geworden, doch zu einem mit der Sache eng verbundenen, und das „Reich der Freiheit“ selbst, dies hegelianische Fürsichsein, steht gar nicht innerhalb der Hegelschen Kontemplation, sondern fühlbar bei den alten Reichsträumen, auch Durchbruchsträumen der Freiheit.

Im Marxismus ist das alles auf den Weg der Wirklichkeit gebracht worden und an ihr vom Nebel befreit. Was immer wert ist, behalten, wert und fähig ist, verwirklicht zu werden, hat der Marxismus gerettet und auf die Füße gestellt. damit es gehe. Aber die konkretisierten Träume werden besser sichtbar, die feurigen Erbinhalte dringen propagandistisch wie theoretisch deutlicher vor, wenn ihre ersten Erscheinungen erinnert werden. Sie selber greifen in die Gegenwart, damit sie berichtigte Gültigkeit erlangen und durch konkrete Revolution endlich verwirklicht werden.

Johann Michael Moscherosch

1601—1669

Das Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland bietet manche betäubende Parallele zu dem Deutschland der Gegenwart. Die großen Schriftsteller jener Zeit berühren uns deshalb oft so ungeheuer aktuell. Grimmelshausens „Simplicissimus“, Abraham a Sancta Claras Predigten und Moscheroschs „Gesichte“ scheinen in vielen Partien Satiren auf die heutigen deutschen Zustände zu sein.

Wir bringen im folgenden, nach der Originalausgabe, einen Auszug aus Johann Michael Moscheroschs „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald, Das ist Straff-Schriefften Hanns-Michael Moscherosch von Wilstädt. Ander Theil. Straßburg 1650“; und zwar aus dem sechsten Gesicht, „Soldatenleben“.

TEUTSCHLANDS UNFALL

Soldaten, Bürger und Bauern sitzen in der Schenke zusammen und besprechen die Ursachen vom Niedergang aller Kultur, von der Auflösung aller geordneten Verhältnisse in Deutschland:

Nachdem wir aber einen zimlichen Trunck hatten, huben die Herren Beampte und Schultheis an, frey herauß zu reden, was ihnen umbs Hertz war, doch mit vorgehender Bitte, daß keinem was für übel solte gehalten werden, welchen ihnen mit Teuffel holen versprochen worden, das war unser gemeinster Schwur.

Einer, ein Hauptmann von der Besatzung, hub an zu erzehlen, wie ubel es in Teutsch-Land hergienge; wie die alte teutsche Freyheit von Männiglichen fast angefochten und undertrücket wäre; und wie so gar diejenige, welche es mit den Teutschen gut gemeinen, von selbigen nicht geliebet würden. Es wäre kein Danck bey den Teutschen zu erjagen, man koche es ihnen wie man wolle; sie halten den Freund, wie den Feind, den Außländischen wie den Einheimischen; und welches das ärgste ist, so hat unsere Armee, unser Volck und unser Herr kein Glück noch Segen mehr, es gehet alles über und wider einander, und da wir vor diesem allemal das Feld erhalten, so müssen wir jetzund das Feld räumen und Reißauß machen; also daß einer nicht bald weis, was er dienen oder mit welcher Party er es halten solle.

Und, fuhl der Lffl [ein Soldat] in die Rede, und darumb, sprach er, ist es noch allzeit mein Sagen, wer Glück und Segen will haben, der halte es mit uns, denn es schneyet das Glück bey uns mit großen Flocken, und kann uns nicht fehlen, daß wir unsere Feinde (in dem sahe er den Schultheißen, und

einen Bawren, so bey ihm saße, an) nicht alle erlegen und gewinnen solten. Juh, sprach er, ein großes Glaß in der Hand haltend:

Dien ich dem einen, so krieg ich kein Geld,
Dien ich dem andern, so haßt mich die Welt.
Dien ich zu Wasser, so wird mirs zu lang,
Dien ich zu Felde, so hab ichs kein Danck,
Dien ich dem da, so werd ich beschissen,
Dien ich dem dort, so fürcht ichs Gewissen,
Ich weiß mir einen Helden zu Feld,
Der sich hier bey uns helt,
Dem laßt uns dienen ohne Geld,
Dann er laßt uns stehen, wo es uns gefelt.

Und darumb:

Frisch, unverzagt, behertzt und Wacker.
Der scharffe Sebel ist mein Acker,
Und Beuten machen ist mein Pflug,
Damit gewinn ich Gelds genug.

Ja freylich, sprach der Schultheiß, das erfahren wir arme Bawren wol:

Und Bawren schinden ist dein Pflug,
Und doch hast du nicht Haut genug,

und habt ihr Herren gut zu gewinnen, ihr wüßt wohl, daß wir euch nichts thun dörrfen, sonst wolten wir etc. Heraus mit der Red, sprach Bbwtz [ein andrer Soldat], der ist deß Teufels der nicht alles sagt was er weis.

Ho ho nein, sprach der Schultheiß, ich hab mit dem Herrn Hauptmann hie zu thun. Er möcht gern wissen, warumb die Teutsche ihre Freund und Feinde fast in gleichen Ehren halten, und einen lieben wie den andern. Y wills imm wohlso gen waren, wann y wärd dörrfen reden waren.

Herauß Bawr, sprach der Hauptmann. Es stoßt dir sonst das Hertz ab.

Aß ist eben aß, antwortete der Bawr, irr harran sien salbscht schaulick dron, irr machas eban an dynroh, eynar wy der annyer, Jinner wy dar un dar Jinner, un wyß key Deyirr war Feing or Früng ischt. Irr halten yn gs ebban all wy Feing; un wan dy Buran a wol Meister wara waren, so würt gohn gehm wungerbehrly hargohn wara.

Du hast recht, Bawr, sprach der Hauptmann, weistu aber auch, fragte er ferner, woher es komm, daß wir sogar kein Glück mehr auff unserer Seyten haben können:

Y willys währly wohl saga wara, wannyr mir nischt thuon wara.

Nein, nein, sprachen sie alle, rede nur her, dein Rachtumb [Rechnung] ist schon gemacht, es wird dich nichts desto mehr kosten, als sonst auch.

Y wills y dan eba saga etc.

Welche Worte er auff gut Kochenspergisch vorbrachte, ich aber, dem Leser zu lieb, in verständlicher Sprach hiebey hab setzen wollen, weil deß Bawren Rede solcher Mühe wol werth ist. O wie manch einfaltig Mann redet hochweißlich von der Sache!

Vorzeiten, wann man hat zur Feldschlacht, oder zu einem Scharmützel, oder auff Party gehen wollen, so hats geheissen: Wir wolen fort, in GOTTes Namen! Ein jeder sprech ein Vatter unser, und befehle sich Gott, dann der Feind ist da, es wird jetzt an ein Treffen gehen. Nun Gott helff! haltet euch redlich ihr Brüder und denckt an Gott und an unsern gnädigen Hayren und thut alle das beste. Da hatts dann golten, und ist Glück dabey gewesen.

Aber heutigs tags, es gehe für Scharmützel vor, was immer wolle, wo ist einer, der in GOTTes Namen dran gienge, oder sein Gebett zu Gott thäte?

Da heist es jetzt, botz hundert tausend Sack voll Endten! auff ihr Bursch, daß dich der Donner und der Hagel mit einander erschlag, druckt droff.

Gebt Fewr, daß dich der Hagel erschlag, ihr Bursch alle mit einander.

Halt Trupp, daß dich botz hundert tausend Safferment schände; und was dergleichen schreckliche Morgen und Abendsegen mehr seynd.

Stehet auff, daß euch der Hagel erschlag.

Marschirt, daß euch der Donner erschmeiß.

Freßt, daß euchs der Teuffel geseigne.

Sauß, daß dirs hellisch Feuer in den Hals fahr.

Legt euch nieder, daß euch der Teuffel mög holen etc.

Wie wolt es dan, ihr meine liebe Herren, möglich seyn, daß ihr soltet Glück und Segen zu hoffen haben, da ihr euch doch alle undereinander selbstn also verfluchet, das Haupt den Soldaten, der Soldat das Haupt; daß es Gott in Himmel selbs erbarmen möcht.

Sic auspicatus bella non melius gerit. [Mit solchem Segen bedacht, führt man die Kriege nicht besser.]

ARNOLD ZWEIG FÜNFZIG JAHRE

von

Bernhard Ziegler

Am 10. November 1937 beging Arnold
Zweig seinen fünfzigsten Geburtstag.

Wer in den Bergen wandert, kennt das Erlebnis: da liegt am Ende der Täler, die man durchstreift, ein Berg. Lieblich liegt er da, im vollen Licht der Tagessonne, gerundete Hänge, zarte Konturen. Dann sinkt die Sonne — und der Berg wandelt sein Gesicht: Schründe und Schluchten werden sichtbar, die sanften Linien des Bergrückens lösen sich in Zacken auf, und aus heller zurückgeworfenem Koloß. Angezogen von dieser Verwandlung machen wir uns auf, ihn zu besteigen und nun erleben wir vollends seine Größe und Macht.

Geht es uns nicht mit vielen deutschen Schriftstellern so, jetzt, wo die Dämmerung über unser Land hereingebrochen ist?

Mir drängte sich dieser Vergleich auf, als ich versuchte, mir heute, am Vorabend von Arnold Zweigs 50. Geburtstag, dessen Lebenswerk rückblickend vorzustellen. Im Licht der Vorhitlerzeit, das trotz allem heller und freundlicher war, als das Dunkel von heute, aber eben auch trügerisch, hatten wir fast nur auf die lieblichen Züge des Ausschnitts aus dem Bilde der deutschen Wirklichkeit geachtet, den Arnold Zweig uns sehen ließ. So lasen wir seine Novellen, seine Übersetzungen der Lyrik von Poe und Kipling, so in den letzten Kriegsjahren „Claudia“, die uns bezauberte. Ja selbst „Grischa“, der nach längerer Pause Kunde davon gab, daß die harten Schläge des Weltkriegs den Dichter nicht hatten verstummen lassen, sprach uns zuerst von der Seite der feinen Psychologie der Gestaltung der Hauptfigur an.

Heute sehen wir das Werk anders. Jetzt erkennen wir deutlich die Größe der Darstellung eines Stückes jüngster deutscher Vergangenheit, in das vor Arnold Zweig noch niemand so tief hineingeleuchtet hat.

Aber es ist nicht nur das Licht, in dem wir das Werk heute überblicken, nicht nur unser Standpunkt, was sich gewandelt hat. Mächtiger, reicher ist inzwischen das Werk selbst geworden, seit bei dem Autor mit dem Unglücksjahr 1933 in dem Orchester der schöpferischen Impulse die Partie des basso ostinato „Wie konnte das geschehen?“ stärker und stärker geworden ist und immer mehr die Führung bei der Verarbeitung des reichen, dem Dichter zur Verfügung stehenden Erlebnisstoffes aus der Zeit der „Ludendorffdiktatur“ übernimmt.

Arnold Zweig hat aus dem Weltkrieg ein böses Andenken mit nach Hause gebracht: ein Augenleiden, das ihn, wie er selbst es nennt, „in sich eingesperrt“, besser gesagt: seinen Blick nach innen gerichtet hat. Dem unermüdlischen und siegreichen Kampf eines Dichters gegen diese Hinterlassenschaft aus der „großen Zeit“ verdankt die deutsche Literatur eine in ihrer Art einzigartige Bereicherung des modernen deutschen Zeit- und Gesellschaftsromans. Spätere Geschlechter, die in der zeitgenössischen Literatur nach Antworten auf jene Frage: „Wie hatte das alles kommen können?“ suchen werden, werden immer wieder zu der Trilogie Arnold Zweigs greifen und zu den Werken, die, so hoffen wir an diesem Gedenktage, in Zukunft aus seiner Feder hervorgehen werden.

ALBERT BASSERMANN

von

Gustav Wangenheim

Am 7. September 1937 erlebte der große deutsche Schauspieler Albert Bassermann seinen siebenzigsten Geburtstag.

Bassermann entfloh mit seiner Kunst in die Welt, als Deutschland mit brutalen Streichen von ihr abgespalten wurde, er sprang wie viele über den Abgrund, in den sie die Grenze verwandelt hatten, sie, die Irrationalen, die mit den internationalen Grundlagen aller heutigen nationalen Kultur auch die Grundlagen jener Kunst zerstörten, in der er, der Weltkünstler Bassermann, ein Gipfel war. Verbunden dem, was groß, echt und wahrhaft deutsch war unter den Bleibenden, ging er. So gingen viele. Manche vor ihm. Das Ehrenlied aller dieser Menschen, aller dieser deutschen Künstler wird noch gesungen werden.

Sie arbeiten heute in der ganzen Welt verstreut. Viele mit unerhörter Energie fremde Sprachen meisternd. In London, Paris, New York, Hollywood, in Zürich, in Prag, in der Sowjetunion. In Moskau, in Engels, der Hauptstadt der Wolgadeutschen Republik, in Dnjepropetrowsk, Odessa. Beim Film und beim Theater. Oft Träger der größten Erfolge. An den Sendern in Moskau und Madrid. Ja — für die Freiheit Spaniens und der Welt, für Deutschlands Freiheit kämpfend in den Reihen der Internationalen Brigade.

Es zeigt sich eine Emigration der Bühnenkünstler von nie gekanntem Ausmaß und größter Bedeutung. In dieser Reihe, die unendlich verlängert wird

von jenen, die Helden sind im Konzentrationslager und allen „denen, die da leiden im Vaterlande“, muß man sich den Jubilar vorstellen, um recht zu verstehen, in welchem Sinne wir ihn besonders preisen.

Wir haben die Stimme ein wenig erhoben, weil auch die Sache des Theaterspiels, des Theatermenschen, ein heiliger Teil unserer heiligen Sache ist. Und weil wir wissen, wie das menschlich-politische Schicksal des Künstlers Anteil hat am Wesen seiner Kunst.

Als wir Schauspielschüler waren, konnten wir Bassermann gut kopieren. Das bewunderte Vorbild reizte zur Nachahmung. Welche Höhen und Tiefen erreichte diese Stimme, die, wenn es gewollt war, obgleich sie brach, nicht verlöschte, sondern mit überraschender Leuchtkraft entzückte. Steil hinaufsteigend wie eine Rakete. Wie jubelnd grüßte sie aus dem glücklichen Othello die „ho-ho-holde Kriegerin“. Und wie gern möchten wir allen einen Abglanz dieser helltönigen, liebenswürdigen Menschlichkeit vermitteln, die Bassermann aus seinem wahrhaft edlen Mohren strahlen ließ. Die Stimme. Das Auge. Die hohe Gestalt. Schön war er. Wenn er den Egmont spielte. Mit langem, blondem Vollbart. Wer hätte sich sonst einen solchen Fußsack leisten können, ohne komisch zu sein? Das Edelbild des Germanen, an dem die Nazis vergeblich herumpinseln, gelang ihm spielend, weil er immer ein Weltmensch war. Er verstand es stets, auch „spanisch zu kommen“. Und mit französischem Charme, selbst wenn er den Sternheimschen Snob spielte. Mit englischer Würde. Ist er nicht überhaupt wie von Galsworthy erfunden? Als Herr von Sala mit alt-österreichischer, müder Lässigkeit... Unnötig, noch mehr heranzuziehen, denn gerade heute wird es am Mangel offenbar, daß der Kultur, und so dem Theater im Zentrum Europas, dem deutschen Theater, der Einfluß von allen Seiten die Fülle gab, das Nieversiegen, die immer neue Kraft. Als Bassermann um Jahrzehnte jünger war, haben Mounet-Sully, Sarah Bernhard, die Réjane, Beerbohm-Tree, Irving, Rossi, Zacconi, die Duse, haben die Stanislawskyschen Schauspieler in Deutschland Schule gemacht. Und die Weltliteratur! Schon damals tobte der Teutonenmob nach „Deutschen“, weil Ibsen, Björnson, Rostand, Maeterlinck, später Shaw und Strindberg, Tschschow, Tolstoj und vor allem Gorki im deutschen Reiche heimischer waren als manche urdeutsche Talentlosigkeit.

Ibsen hat Bassermann schaffen geholfen. Das waren die großen Jahre des Deutschen Theaters unter Brahm. Zwar Ibsen war in die norwegische Enge zurückgekehrt, aus der auch ihn wilder Angriff in eine Emigration vertrieben hatte; das war vielleicht schon wieder vergessen und ist Bassermann nie recht zu Bewußtsein gekommen. Aber noch Wesentlicheres war geschehen: die Sozialdemokratie hatte das Sozialistengesetz beseitigt und der „vierte Stand“ trat breit auf den Plan... auf die Bühne. Diese Bewegung brach die feudalen Fesseln, in denen selbst die Urkraft Matkowskys, immer schwächer werdend, vertobte. Mitterwurzer, Kainz hatten nur den Nerv, aber das

hier war die Richtung der Zeit. Diese „ganze Richtung“, die ihnen „nicht paßte“ — sie hat auch an Bassermann mitgeschaffen.

Es ging nicht um den Rinnstein der Hohenzollernzeit, es ging um ihr Elend. Es galt, Neuland zu erobern. Nicht weit. Im Hinterhaus. In der Dienstbotenkammer. Mit der Pferdebahn zu erreichen, dort in den Arbeitervierteln, dort in den Fabriken. Menschen galt es darzustellen und keine legendären Gestalten. Was Liebermann machte, war zeitgemäß, später Zille und vor allem Lovis Corinth. Dazu war Bassermann mit seinem Wirklichkeitsblick eben der rechte. Die Gestalten Bassermanns waren der Tiefe des Lebens nachgebildet, die sich dem Erfinder der „Bassermanschen Gestalten“ noch im achtundvierziger Berlin nur als das Lumpenproletariat offenbarte und nun anders ihm, dem Bassermann der neunziger Jahre als die neuen, aufwärtsdrängenden Figuren der Armut, die Gestalten des Proletariats.

Ob er wolle oder nicht, er sah. Denn er hatte des Künstlers offene Augen.

Könnten wir heute noch einmal Brahms berühmten Ibsen-Zyklus erleben, so wie er war, und all die Aufführungen der „Naturalisten“, dann würde der Realismus Bassermanns neue Triumphe feiern. Ja selbst in dem längst versunkenen, verlogenen Vorderhaus-Hinterhaus-Theater unzähliger scheinsozialer Literaten gab es durch ihn (und andere!) bedeutende Bilder wahrer Menschlichkeit, des Nachruhms wert.

Dann ging Bassermann zu Reinhardt. Dort schuf er seine klassischen Gestalten. Die Klassik aber eröffnete sich ihm, dem Realisten, wie sie sich allen öffnet, die ihr „Sesam, Sesam!“ rufen, wenn sie ihren Platz auf dem umstrittenen Boden der Gegenwart erkämpft haben. Bassermann war schon der große Bassermann. Aber jetzt wuchs er mit jeder Rolle: Wallenstein, Percy Heißsporn, Othello, Malvolio, König Philipp, Petrucchio, Benedikt, Marinelli, Mephisto, Hamlet, Shylock, bis zum Lear. Es ist viel, was Albert Bassermann in Deutschland geschaffen hat; und wir werden ihm in *unserem* Deutschland den Dank dafür erweisen, den ihm dieses heutige Deutschland schuldig bleibt.

Lessing sagte: Wir haben Schauspieler und keine Schauspielkunst. Wir können sagen: Wir hatten und haben Schauspieler und eine Schauspielkunst, mit Bassermann an der Spitze. Aber wir haben kein Theater. Kein deutsches Theater in Deutschland. Das muß noch geschaffen werden. Wir kennen die Voraussetzungen. Dann wird Bassermann wieder mit an der Spitze sein. Das Volk wird Gelegenheit haben, einen Volkskünstler zu sehen, und die jungen Künstler werden von ihm die Methoden der Wirklichkeitsforschung lernen, mit der man die kleinen Ekdaslügenbolde enthüllt wie die großen Adolfs und andere Schwindler.

Wie könnten wir aber vergessen, wenn wir ihn mit unsern augenblicklich noch so kärglichen Mitteln feiern, mit der Verheißung nur auf zukünftige Lösung der großen Schuld unseres Dankes — wie könnten wir vergessen, ihm zuzurufen vor allen:

Albert Bassermann! Die russischen Künstler deiner Generation — Stanislawsky, Njemirowitsch-Dantschenko, Katschalow, Moskwins, Tarchanow.

Knipper-Tschechowa, Blumenthal-Tamarina — das sind keine „Landflüchtlinge“, das sind die Lieblinge und Freunde, das sind die wahren Künstler des Volkes, der Völker der Sowjetunion. Die Theater werden gestürmt, wenn sie spielen. Als Ingenieure der Seele sind sie echte Führer des Volkes . . . !

Vielleicht hat Bassermann im Trubel der pariser Weltausstellung Moskwins getroffen, und vielleicht hat er ihn auch schon nach solchen Problemen gefragt. Dann hätte ihm Moskwins erzählen können, daß die Bürger der Sowjetunion den Schauspieler Moskwins zu einem ihrer Vertreter im höchsten Organ der Sowjetdemokratie, im Sowjet-Kongreß, machten,¹ daß in seiner Heimat nicht nur die Köchinnen, sondern ebenso die Schauspieler für wert erachtet werden, den Staat zu *regieren*.

Moskwins war kein wilder Umstürzler; ein behutsamer Stanislawsky-Mensch. und als berühmter Künstler bei aller demokratischen Zeitgewohnheit eher konservativ, bewahrend, wie etwa Bassermann und manch anderer Könnner. Moskwins hätte Bassermann in Paris erzählen können, was er in seiner Kongreßrede gesagt hat: wie die Revolution, der Sowjetaufbau, das Sowjetleben den alten Menschen in ihm umgekrempelt, ja, aus dem alten Künstler Moskwins einen neuen gemacht haben. An einen solchen neuen Bassermann wollen wir denken, heute, an seinem siebzigsten Geburtstag. Und das fällt denen besonders leicht, die sich an ein Wort von ihm erinnern, das schon einmal die Situation glänzend beleuchtete. Faschistische Elemente störten die Neu-Aufführung des Wilhelm Tell am berliner Staatstheater mit Kraus und Radau und unterbrachen sie schließlich trampelnd. Da trat er, Bassermann, der Wilhelm Tell, hervor an die Rampe, der Künstler trat aus seiner Rolle, der empörte Mensch Bassermann rief in den tobenden Saal: „So schmeißt doch die bezahlten Lummels raus!“ Es wurde mucksmäuschenstill. Wie im Tiefsten verletzt muß dieser Mann gewesen sein, der Zurückhaltendsten, Reserviertesten einer, wenn er so aufschrie voll Wut. Stille und dann donnernder Applaus; die Vorstellung ging weiter.

Wir haben jetzt größere Fragen. Größere Kämpfe. Und tiefere Wunden. Wir wissen: auch Bassermann ist einer, der sie spürt. Er schreit nicht — jetzt. Es ist nicht seine Sache. Aber es wird eine Freude des Siebzigjährigen sein, wenn durch das Toben der Deutschland zertrampelnden Nazis, von Unzähligen weitergegeben, geflüstert, gesendet, heute, tagtäglich seine, Albert Bassermanns einfache und schlagende Worte klingen: „Schmeißt doch die bezahlten Lummels raus!“

¹ Moskwins ist auch inzwischen als Kandidat für die Wahlen zum Obersten Sowjet der UdSSR aufgestellt worden. *D. Red.*

„DEIN UNBEKANNTER BRUDER“

Willy Bredel:

„Dein unbekannter Bruder“
Malik-Verlag, London

„Walter Keppler ist ein Spitzel!“ ruft unablässig, wochen- und monatelang der politische Gefangene Arnold, er ruft es vor dem Untersuchungsrichter, ruft es in der Zelle, im Bunker, ruft es, wenn sich die Zellentür öffnet, ruft es, wenn er grausam geschlagen wird, ruft es, wenn man ihn anredet und Antwort von ihm haben will. „Walter Keppler ist ein Spitzel“, schreit es unaufhörlich durch die Gefängnisgänge. Alle hören es, alle sprechen davon. Immer wieder ertönt die gleiche Anklage, damit sie endlich aus dem steinernen Grab hinausdringe in die Welt, zu den Freunden, damit die Kameraden gewarnt werden und ein Verräter seine Strafe erhalte. „Walter Keppler ist ein Spitzel“ — Arnold weiß es, aber die Freunde wissen es nicht, deshalb die stete Wiederholung dieser fünf Worte. Die Wahrheit muß an den Tag kommen.

Der Kampf, den dieser wehrlose, ohnmächtig scheinende, geprügelte, verhöhte Gefangene führt, wird von Willi Bredel in seinem Buch „Dein unbekannter Bruder“ nicht nur packend, dramatisch, erregend geschildert wie man es sonst wohl in üblichen Romanen liest, in denen erzählt wird, wie ein Geheimnis enthüllt wird, ein Knoten sich löst. Es handelt sich aber nicht nur um eine interessante Geschichte, wie sie etwa, Meister spannender Erzählungskunst, die Dumas zu entwickeln vermögen. Dieser Kampf des Gefangenen Arnold, der unablässig nur daran denkt, wie er den freien Freunden helfen kann, wächst symbolhaft aus der Schilderung des deutschen Befreiungskampfes heraus. Da hat Bredel einen deutschen Menschen von unerhörter Beharrlichkeit, größtem Mut, äußerster Geduld, letzter Hingabe geschaffen. Wenn es Wesen gibt, die immer wieder von Zweifeln überfallen werden, ob dieser furchtbare Kampf gegen die Feinde unseres Volkes durchgehalten, bestanden werden kann, ob zuletzt das Ziel erreicht wird, kann man auf eine solche Gestalt verweisen, wie sie Bredel im Arnold geschaffen, die ihre zahlreichen Vorbilder in der Wirklichkeit hat. Welche Phrasen werden nicht von den Faschisten gedroschen, wenn sie vom deutschen Wesen fabulieren. Und schlecht bewertet man auch vielfach sonst deutsche Eigenschaften, deren Wert von *jenen* allerdings diskreditiert wurde, die am meisten davon sprachen. Es zeichnet Bredel aus, daß seine Darstellung sich einfach, realistisch gibt, daß er kein Wesens von großen Leistungen macht, nicht einen falschen Ton setzt. Und so bezwingend ist diese Art, daß noch der Besprecher eines solchen Buches sich selbst diszipliniert zu verhalten hat, die Worte wählen muß, um keine falschen Vorstellungen von der Tapferkeit jener Männer

und Frauen zu erwecken, die jeden Augenblick damit zu rechnen haben, daß sie jemand am Arm packt und erklärt: „Geheime Staatspolizei“.

Bredel ist in diesem Buch weitergekommen als in der „Prüfung“, weitergekommen als Schriftsteller und Politiker. „Die Prüfung“ war die Wiedergabe eines persönlichen stärksten Erlebnisses, ein Konzentrationslagerroman mit tief erschütternden Enthüllungen, ein Schrei der Anklage. In seiner politischen Tendenz hielt sich dieser Roman noch in zu engen Grenzen, der Kampf gegen den Faschismus erschien noch nicht als eine Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes, und dieser illegale wie auch legale Kampf selbst wurde nicht in seinem ganzen Umfang geschildert. Aber starke allgemein menschliche Züge dieses Buches hinterließen einen großen Eindruck, man erinnere sich, wie Bredel am Schluß jenes Buches den Sonntagsspaziergang des Entlassenen schilderte, der sich plötzlich wieder in der Nähe des Schreckenhauses sah, in dem er so viele seiner Kameraden wußte. Das kameradschaftliche Band, das den Freigelassenen mit den gefangenen Brüdern verband, erhielt hier einen dichterischen, rührenden Ausdruck von größter nachhaltiger Wirkung. Der Schriftsteller Bredel wirkt moralisch, er ist ein Moralist im besten Sinne dieses so sehr mißbrauchten Wortes. Aus der Schilderung der Geschehnisse und der Betrachtungsart des Dichters erwächst diese sittliche Wirkung. Bredels Darstellungen wirken erzieherisch, nicht mittelbar, sondern unmittelbar, dieser Dichter spricht zum Gewissen, mahnt, schafft Vorbilder ohne Schminke und Retusche, denn er zeichnet die Menschen mit allen ihren Schwächen und Fehlern — ohne zu übertreiben. Deshalb schenkt man seiner Darstellung Glauben und Vertrauen, deshalb flößt sie aber auch Mut ein.

Bredel schildert den Menschen unserer Zeit, der für eine gerechte Ordnung sein Leben wagt. Das ist ein allgemein gültiges, klassisches Thema. Und wir können in den Werken Bredels feststellen, wie hier lebendiges klassisches Erbe neu geformt wird. Bredel schildert unser Land mit seiner ganzen Schönheit und gestaltet die Menschen, die es bewohnen. Er hat inzwischen vieles erfahren und viel gelernt, sein Blick umgreift heute einen weit größeren Kreis von Menschen verschiedener Berufe und Klassen als vor drei Jahren; man kann nicht sagen, daß Bredel sich überall gleich gut auskennt, daß seine Versuche, die Schranken zu durchbrechen, immer von Erfolg gekrönt sind und Bredel die Menschen dieser neu von ihm betrachteten Schichten so reden, so handeln, so sich bewegen zu lassen vermag, wie er unsere Arbeiter kennt. Hier hat er noch zu lernen, wie er auch einen gewissen Puritanismus bei der Gestaltung weiblicher Figuren zu überwinden hat. Aber Bredel richtet seine ganze dichterische Kraft dahin, unser gesamtes Volk, das unter der Unterdrückung leidet, in allen seinen Teilen zu erfassen, und es wird ihm gelingen, überzeugende Schilderungen zu schaffen. Bredels Buch entstand in einer Zeit, da der Kampf gegen den Faschismus noch keineswegs von einer so breiten Front geführt wurde wie heute, es zeugt aber von Bredels großer Entwicklungsfähigkeit, daß er frühzeitig die Wege erkannte, auf denen man gehen muß, um den Erfolg zu sichern. Deshalb kann der aufnahmefähige

Bredel, der die Stimmen des illegalen Deutschland hört, überzeugend schildern, wie sich die Arbeiten verschiedener Parteien im illegalen Kampf zu gemeinsamen Handlungen finden und die notwendige Einheitsfront herstellen; inzwischen hat dies gemeinsame Vorgehen eine noch weit speziellere Auswirkung erfahren, haben sich die Methoden des illegalen Kampfes verfeinert, sind sogar legale Formen möglich geworden, von denen in Bredels Roman noch wenig die Rede sein konnte. Bredels Darstellung des antifaschistischen Kampfes greift aber bereits in kleinbürgerliche Kreise hinein und mit großer Anschaulichkeit erzählt Bredel von den antifaschistischen Regungen und Sympathien verschiedener bürgerlicher Schichten, so daß schon in diesem Roman sichtbar wird, wie der Kampf gegen den Faschismus eine Angelegenheit des ganzen Volkes wird, soll es nicht in den Abgrund gerissen werden, den die Kriegstreiber unserm Land bereiten.

Dieser Roman beweist die Entwicklungsfähigkeit Bredels und damit unserer Emigrationsliteratur überhaupt, deren Vertreter den Blick nicht rückwärts richten, deren Produktion nicht stagniert, da sie sich aufs engste mit den Freunden im Lande verbunden fühlen. Bredel beweist, daß man sehr wohl den Stoff zu meistern und Menschen wie Geschehnisse zu schildern vermag, die man persönlich nicht mitmacht, wenn die Gemeinschaft der zeitweilig im Ausland Lebenden mit den Verfolgten, Gehetzten und Kämpfenden unseres Volkes nur stark bleibt, und der Wille vorhanden ist, diese Verbundenheit so eng zu gestalten wie nur möglich. Deshalb vermag Bredel die Vorgänge im Lande so lebendig zu schildern, daß nicht nur diejenigen aus diesem Buch etwas lernen und erfahren, die draußen leben, sondern auch diejenigen, die drinnen wirken. Es gibt Leute, die uns etwas von einer Entfremdung erzählen wollen, die zwischen den im Lande Lebenden und der Emigration bestände; diese Leute besorgen, vielleicht ohne daß es ihnen voll zum Bewußtsein kommt, die Geschäfte des Faschismus. Bredels Buch müßte sie eines bessern belehren, denn es ist ein Buch der Liebe zu unserm Land und seinem Volk, ein Buch von den besten Menschen, die dies Land heute besitzt, ein Buch des guten, gerechten Kampfes um unsere Zukunft.

Kurt Kersten

SITTINGER UNVERÄNDERLICH?

Oskar Maria Graf:
„Anton Sittinger“
Malik-Verlag, London

Man hat der deutschen, schreibenden Emigration — selbst von seiten wohlwollender Kreise — oft entgegengehalten: „Ihr wollt der deutschen Kultur unversöhnliche Hüter sein, doch Ihr seid jenseits der Grenze, weit vom Lande, dessen Sprache Ihr sprecht, die nur noch in engen Zirkeln zu Euch dringt.

Bitternis der Fremde wird das Schaffen verdüstern, Rastlosigkeit der Flüchtenden euch aus dem Erleben der Städte und Dörfer verdrängen, mit denen euer Denken und Handeln verbunden war; Ihr werdet nur noch das Lied der Verfolgten singen, denn ausgerissen seid Ihr aus dem Boden, der euch Nahrung gab, zerschnitten jäh der Kontakt, der im unmittelbaren Miterleben entstand; durch das Fernglas der Emigration erhascht, zeigt sich die Heimat nur in ungewissen Konturen, welche die Jahre immer mehr verwischen, und fremd wird euch der Mensch, der in ihr lebt.“

Alle diese Argumente, die oft auf die tragischste Weise die Emigrationen verschiedener Epochen bedrängten, scheinen gegenüber dem deutschen freien Schrifttum, das sich außerhalb des Dritten Reiches mutig behauptet, ihre düstre Prophetie eingebüßt zu haben. Nach den Anklagebüchern des Terrors, nach den Niederschriften erlebter Folterungen, nach den Enthüllungen der Justizwillkür und der in diesem Namen begangenen Verbrechen, finden wir bereits eine Reihe von Werken emigrierter deutscher Schriftsteller, die Zeugnis für das feste *Verwachsensein* des verfeimten Schriftstellers mit dem leidgeprüften Volke seiner Heimat sind. Wir finden die Besten des deutschen Schrifttums jenseits der Grenzen des Dritten Reiches auf dem Posten, würdig der Worte, die Ludwig Börne einmal aus der Emigration schrieb:

„Die deutschen Flüchtlinge ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härtesten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und fristen ihr Leben durch Arbeiten ihres Geistes...“

Und das Obdach der Emigration wird zum provisorischen Unterstand. Herz, Auge und Feder machen nicht halt vor der Reichsgrenze, verbinden sich mit dem vertrauten, geliebten Land und seinen Menschen: die verlorene Heimat rückt dem Streiter für die bessere Sache wieder greifbar nah, er schenkt uns Werke, welche die Vergangenheit und die Gegenwart dieser Heimat erforschen und gestalten und die Pfade der Zukunft erhellen.

Zu diesen Werken zählt auch das jetzt erschienene Buch von Oskar Maria Graf „*Anton Sittinger*“. Gab Graf in seinem schon in der Emigration geschriebenen Roman „*Der Abgrund*“ eine Auseinandersetzung mit der faschistischen Umwälzung in Deutschland. dem Leben der Emigration und der Wiederaufnahme des Kampfes der Vertriebenen, so stellt er uns nun den Postinspektor Anton Sittinger vor, den wir in diesem Roman gründlich kennenlernen.

Indem er das Leben dieses bayrischen Bürgers, seine Ehe, seine Familienbeziehungen und seinen gesellschaftlichen Verkehr mit der Offenherzigkeit eines Schriftstellers, der jeden Schlupfwinkel trüben Denkens satirisch beleuchtet, aufdeckt, zeigt der Autor jenen Typ der hürgerlichen Gesellschaft, der egoistisch, selbstgefällig, behaglich allein leben will, der allen fortschrittlichen Ideen abhold ist, politisch haltlos sich immer nach der jeweiligen Regierung wendet und sein Verhalten mit der geheimen Liebe für philo-

sophisch verschwommene Gedankengänge rechtfertigt, die sein „Ich“ verklären. Diesen Anton Sittinger nun, der nichts als seine Ruhe und Bequemlichkeit, sein Heim, seine gute Flasche Wein und witzelnde Stammtischkumpane sucht und sonst „Gott und die Welt einen guten Tag leben lassen will“ (wenn man nur nicht an seine Stellung, nicht an seine Rente rührt) läßt Oskar Maria Graf die Zeit des Weltkrieges, der Republik und des nationalsozialistischen „Umbruchs“ durchlaufen.

Mit der aus seinen früheren bayrischen Geschichten bekannten Meisterschaft gibt Graf uns den Anton Sittinger ganz intim. Kein psychologisches Moment wird ausgelassen, keine der entnervenden, kleinen Ehezänkerein übersprungen, um in diesem geregelten Leben des Postinspektors die politischen Wandlungen, die Umwertung von Geld, Ordnung und bislang gewohnten Sitten — auf Sittinger-Weise — anschaulich zu machen, denn, wie der Autor im ersten Kapitel voranstellt:

„Für uns nämlich, die wir dem Alltag und der unbegünstigten Masse angehören — für uns ist der Mensch etwas absolut Abhängiges. Wir spüren es, einer wie der andere, wie uns das Leben, wie uns die Zustände umbiegen und verändern.“

Und die Zeiten erhitzter politischer Debatten, die Wirtschaftskrise, die ersten „Sturmtrupps“ für Deutschlands Errettung, die später seine Würger werden, „veränderten“ Sittinger: biegen seine Ruhe, seine Selbstgefälligkeit in quälendes, unsicheres Tasten um. Er möchte ja auf keinen Fall zur rechten Zeit den Anschluß an neue Herren verpassen, und wer die kommenden Mächtigen sind, ist für ihn nicht so leicht herauszufinden. So wechselt Sittinger von seinem anfänglichen „Vertrauen“ zu radikalen Ministern als guter Katholik zu Brüning hinüber und nach dessen Notverordnungen, die seine Rente schmälern, duckt er sich geschmeidig vor den Nazis. Diese „Wandlungen“ trägt Sittinger nicht etwa in Parteilokalen und durch aktive Anteilnahme an den politischen Veränderungen aus — nein, Sittinger glaubt seinem „Stand“ und seiner Erziehung, seinem Denken und seiner Art nur das *schlaue Abwarten* schuldig zu sein. Das Zusammenleben mit seiner Malwine, das Vergiften dieser Ehe bei den geringsten Anlässen wird sein „Kampffeld“. Hier läßt er seinen Groll ungeniert ab, hier tobt er sich aus, hier zeigt Sittinger die ganze Niedertracht, deren ein Mensch, der nur sich und sein leibliches Wohl als Mittelpunkt kennt, fähig sein kann: rund um ihn kann alles in Flammen aufgehen, wenn nur aus dem Meer von Arbeitslosigkeit, Not und Elend, er heil herauskommt, *seine* Wohnung auch im härtesten Winter mollig bleibt, *sein* Tisch auch in den bittersten Zeiten reichlich versehen ist und die Leute anerkennen, was „man“ jenem Sittinger schuldig ist, von dem Oskar Maria Graf bitter (und bis dahin richtig) feststellt:

„Menschen wie Sittinger gibt es in allen Ländern Abertausende. Ihre Zahl ist Legion. Alle Gescheitheit und List, aller Unglaube und alle Erbärmlichkeit einer untergehenden Schicht sind in ihnen vereinigt.“

Graf ermüdet den Leser nie, denn sein Sittinger steht in (vielleicht etwas zu naturalistisch gestaltetem) bayrischem Milieu glaubwürdig und plastisch da; alle politischen Strömungen vor Ausbruch des Dritten Reiches spiegeln sich in dem Alltag der Personen, die mit Anton Sittinger diese Zeit erleben.

Den Stützpunkt, den die „siegenden“ Nationalsozialisten in den verschiedensten Kreisen (des kleinen bayrischen Ortes plötzlich finden, die widerwärtige Anbiederei Sittingers, die vom militärischen Schneid der Hitlerianer entflammte Begeisterung seiner Ehefrau, die Hetz auf Juden und Rote, geben einen eindrucksvollen Ausschnitt aus den ersten Tagen des Machtantritts der Nationalsozialisten. Der Autor benutzt alle Ereignisse, um den Typ des an nichts als seinem persönlichen Besitz hängenden, des niemals und für keine Sache opfernden Sittinger schonungslos bloßzulegen — hat man doch *„politisch mit ihm zu rechnen, wenn man die Welt verändern will“*. Und es ist das besondere Verdienst dieser ausgezeichneten Charakterstudie, diese Schicht der Sittinger ins grelle Licht gerückt zu haben, denn:

„Instinktiv hassen sie den sozial Benachteiligten, den Arbeiter und Armen, und ihr tückischer Haß wird sofort zur unversöhnlichsten Feindschaft, sobald sie merken, daß sie bei einer sozialen Umwälzung etwas einzubüßen hätten. Deswegen ist ihnen die wirkliche Demokratie ein Greuel.“

In unseren Tagen des zugespitzten Kampfes für eine wahre Demokratie und eine bessere Zukunft ist es von unbestreitbarem Wert, den Gegner in seinen sozial so verschiedenen Gewandungen richtig zu sehen, zu erkennen, seine „Gesinnungsfestigkeit“ zu überprüfen, sein Lebenselement darzulegen, menschliche Feigheit und Labilität klar zu gestalten, denn er kann den Gang einer neuen Menschheitsordnung zwar nicht verhindern, aber hemmen.

Aber wir wollen auch diesen aus seinem Milieu bedingten Kleinbürger mit einbeziehen in die neue Gerechtigkeit, die mit niedriger Spekulation um materielle Güter nichts gemein haben wird. *Graf jedoch verweigert seinen Sittingers diese Einbeziehung*, und hier scheint uns der einzige wesentliche und vor allem im Sinne der Volksfront bedenkliche Fehler des Buches zu liegen. Denn die (sogar als Motto vorangestellte) Grundthese Grafs, die breite Schicht der Sittingers sei *unwandelbar*, wird glücklicherweise durch die Wirklichkeit widerlegt: wir haben nämlich bereits, unter veränderten Gesellschaftszuständen, einen gewaltigen, der Menschheit dienenden Umbau erlebt. Die Sowjetunion ist dafür ein sprechendes Beispiel — auch dort hat es einmal Sittingers gegeben.

Maria Arnold

EINE FRAU AUS DEM ERZGEBIRGE

Max Brod: „Annerl“
Allert de Lange, Amsterdam

Wie immer bei Brod ist auch dieser Roman ein Versuch von zweifacher Bedeutung: dasjenige darzustellen und künstlerisch zu gestalten, was ihn selbst bewegt, beglückt und gepeinigt hat, und zugleich der Welt einen Spiegel vorzuhalten, damit der Fall seines Helden über dessen Einzelschicksal hinaus lehrhaft wirke. Zwei Zitate aus dem eigenen Buch setzt Max Brod dem Roman voran, die hier, wie es ihnen zukommt, lieber in umgekehrter Reihenfolge wiedergegeben werden sollen:

„Die allzu Schönen werden nicht geliebt, weil sie zu sehr begehrt werden.“

„Wie schrecklich, daß sich für all dies Gefühl, dieses heiße Herz, diesen unverbrauchten Mut kein anderer Weg gefunden hat als der eine, den Annerl notgedrungen geht! Heinz hat den Eindruck, daß man unserer Zeit und unserer Gesellschaftsordnung keine schärfere Anklage entgegenhalten kann.“

Nicht umsonst ist Max Brod immer schon ein Bewunderer Flauberts gewesen. Beim Lesen dieses seines neuesten Romans fühlt sich der Leser tatsächlich mehr als einmal, freilich meist mit widerstrebendem Gefühl, an die Madame Bovary erinnert. Die Tragik des Brodschen Romans besteht gerade darin, daß das Bewußtsein des Tragischen, von dem die Madame Bovary auf Schritt und Tritt als von ihrer Lebensluft umwittert ist, von Anna Jaksch aus dem böhmischen Erzgebirge — Unkraut verdirbt nicht — abgeleitet und höchstens als eine dünne Dunstfahne hinter ihrem zeitweiligen Schicksalspartner im Roman, Heinz Pachelbel, einherzieht.

Daß der erfahrene Schriftsteller mit diesem Roman nicht nur schildern wollte, wie es einem armen hübschen Mädchlein innerlich und äußerlich ergeht, wenn es auf den Weg der Verkommenheit gelockt wird, den der Kapitalismus gepflastert hat, und auch nicht nur darstellen wollte, wie sich die Beziehung einerseits zwischen solch einem Mädchen, das in der ihm aufgenötigten raffinierten Prostitution immer noch als halbe Dame virtuos seine gesellschaftliche Stellung zu wahren versteht, und andererseits dem Heinz Pachelbel, einem Staatsbeamten mit künstlerischen Neigungen, entwickelt, wird bei der Lektüre dieses Buches bald klar, obzwar diese Themen an sich schon reichhaltig genug gewesen wären, den Rand eines Buches zu überquellen.

Brod wollte mehr. Er wollte außerdem noch ein mosaikartig zusammengesetztes Bild seiner Zeit rings um diese Begebenheit entwerfen, hier das als besonders arme Gegend bekannte Erzgebirge in Böhmen mitspielen lassen, dem Annerl entstammt, dort das „Wienerische“ — Pachelbel wird die Rolle eines wiener Ministerialbeamten vorgeschrieben — als eine Art Lebenswürdigkeitskomponente in die Handlung mit aufnehmen; er wollte auch zeigen, wie das Lust- und Unlustgeschehen im Leben dieses Mädchens, als

handelte es sich, ganz abgesehen davon, daß jedes Menschenleben wertvoll ist, um eine besonders hohe Wertigkeit, seine Strahlen nach allen Richtungen hin aussendet; er wollte alle Schuld einsammeln und gesammelt vorweisen, die außerhalb dieses Mädchens selbst gelegen war, und die Welt zu einer Besserung aufrufen. Und er wollte, halb skeptisch, halb gläubig, die Herzen auf die Frage konzentrieren:

„Ist Hilfe möglich? Kann mit höchstem Krafteinsatz dem Menschen vom Menschen Hilfe gebracht werden?“

In diese Fragen münden eigentlich alle Teilprobleme oder besser gesagt: alle Themen des Buches. Es ist Brod gegeben, sich dem eigentlichen Problem zu nähern, nämlich jenem, zu erkennen, daß hinter dem Schicksal des Einzelnen die Abhängigkeit von der Gesellschaft in ihrem jeweiligen Zustand steht und daß manches, welches wir Schicksal oder Charakter nennen, von dieser Abhängigkeit abgeleitet werden kann, aber es ist ihm, oder es war ihm wenigstens bisher, nicht gegeben, diese für ein Romanschaffen so wichtigen Zusammenhänge mit der gleichen Deutlichkeit zu fassen und aufzuzeigen, mit welcher er die psychologischen Vorgänge in seinen Gestalten zu erhellen versteht. Dadurch, daß Brod das erwähnte Zitat von der Anklage gegen die Gesellschaftsordnung seinem Roman voransetzt, bekennt er vor sich selbst mit genügender Deutlichkeit, daß seine Erfahrung in dieser Hinsicht keiner Belehrung durch eine Kritik bedarf, mit der er ohnehin eines Sinnes ist.

Max Brod ist durchaus ein Dichter unserer Zeit; dies zu verkennen wäre böses Unrecht. Es soll vielmehr immer wieder hervorgehoben werden — und bei einem ebenso fruchtbaren wie wichtigen Autor ist oft genug Gelegenheit dazu gegeben — wie wichtig es wäre, vor allem für ihn selbst, für die Wirkung seiner Arbeiten und für die Fortdauer seines Werkes, an der einmal erkannten gesellschaftlichen Grundwahrheit mit zäher Konsequenz festzuhalten, diese Grundwahrheit, wo sie sich verlieren will, in ihrer Verborgenheit auszuforschen, denn mit ihr verliert sich schließlich alles, auch Liebreiz und Lokalkolorit, und nicht nur seinem Annerl, sondern, wenn es nötig ist, auch seinem Pachelbel mit der Blendlaterne ins Gesicht zu leuchten. Zwar wäre da manche Leidenschaft in ihrem Spiel aufgestört, dafür aber manches Glück gewonnen, das Pachelbel, sein Held, nicht nur für sich in aller Welt so traurig zu suchen scheint.

Rudolf Fuchs

DENKT MAN...

Theodor Wolff:
„Die Schwimmerin“
Oprecht & Helbling, Zürich

Theodor Wolffs kürzlich erschienenen Roman nahm man erwartungsvoll zur Hand. Der Autor kennt das Deutschland der letzten drei, vier Jahrzehnte bis zum Einbruch der Hitlerbarbarei, die auch ihn vertrieben hat, gründlich. Und das zeigt er gleich zu Beginn seines Romans: eine Fülle interessanter Figuren wird dem Leser vorgestellt, jede einzelne glaubhaft, mit ein paar Strichen plastisch herausgearbeitet; die ganze Weltkriegsatmosphäre in Berlin ist da. Im Mittelpunkt ein liberaler Großbürger: Ulrich Faber, Bankfachmann, Fabrikant, klug, belesen, voller Kultur. Das wird ein realistischer Roman, das wird die Tragödie des deutschen Liberalismus, das wird ein sehr persönliches Buch des weltgewandten politischen Publizisten Theodor Wolff... denkt man.

Denkt man! Doch dann lernt dieser Ulrich Faber ein junges Proletariermädel kennen, und... es gibt eine Liebesgeschichte ohne Liebe, einen Unterhaltungsroman, der nicht unterhaltend ist.

Wie ist das möglich, gerade bei diesem Autor, der viele Qualitäten in die Waagschale zu werfen hätte? Deshalb: weil er an den großen Möglichkeiten, die ihm sein Stoff bot, vorbeiging. Weil er ihnen auswich. Sich zu ihnen liberal verhielt. Und damit sind wir beim Kern eines Problems, das — weit über die Tatsache dieses mißglückten Experiments hinaus — interessant und wichtig ist: führt schon der Liberalismus, die Kompromißbereitschaft, das Ausweichen, in der *Politik* zu jenen Folgen, die Wolff in seinem Roman andeutet (und auch wohl selbst schmerzlich erleben mußte) so gibt es ein Gebiet, auf dem der Liberalismus ebenso sicher (und nur leichter erkennbar) zum Mißerfolg führt: in der *Kunst*. Nun gar, wenn sich ein Werk gerade die Gestaltung des Liberalismus — in der Person eines liberalen Helden — als Ursache des Mißerfolgs zum Ziel setzt!

Wolff entscheidet sich in seinem Roman für nichts und gegen nichts: sein Ulrich Faber weicht aus, immer und immer wieder. Gut, *das* gerade könnte zum Konflikt, zur Tragödie führen; aber dann müßte sich der Autor entschließen, die Gegensätze zu vertiefen, anstatt sie liberal auszugleichen. Ulrich Faber jedoch reist mit seiner „Schwimmerin“ in eine recht behagliche Emigration — damit ist für ihn der Nationalsozialismus erledigt.

Aber vielleicht wollte Wolff so „liberal“ sein, keinen politischen, sondern einen Unterhaltungsroman à la Ullstein zu schreiben? Jedenfalls war er in diesem Falle doch wieder so liberal — den Antifaschisten gegenüber, zu denen er sich sicher rechnet — einige „politische“ Szenen einzustreuen, in denen Kommunisten (die Wolff nicht kennt) eine zwar edle, aber kriminalhaft romantische, und Faschisten (die Wolff noch nicht erkannt hat) eine

zwar widerlich banditenhafte, aber ebenso ausgefallene Rolle spielen. Gleichzeitig aber ist der Autor auch höchst liberal gegenüber jenem Leser, der das „garstige“ politische Lied nicht mag: weder bei den Kommunisten noch bei den Faschisten geht es in den „politischen“ Szenen um etwas Politisches: die Kommunisten tun nur etwas, was jeder andere anständige Mensch auch täte: sie schützen ein Mädchen vor der Vergewaltigung durch einen (zufällig) nationalsozialistischen Rowdy.

Doch wir tun Theodor Wolff vielleicht unrecht — es kam ihm womöglich nur auf die beiden Hauptfiguren und deren Beziehungen zur Umwelt an? Zum Beispiel: welche Konfliktstoffe birgt das Verhältnis des Großindustriellen zu dem Proletariermädchen! Nach Theodor Wolff: keine. Wenn man es nicht als Konflikt nehmen will, daß sich die junge Geliebte, die ein angeblich kräftig entwickeltes Klassenbewußtsein hat, nicht von dem reichen Manne als Mätresse aushalten lassen will. Ulrich Faber — oder Theodor Wolff — weiß diesen Konflikt liberal zu überbrücken: das Mädchen bekommt eine bezahlte Anstellung, leistet etwas und nimmt so gut wie keine Geschenke; später macht sie sich auf höchst abenteuerliche Art — als Wafenschieberin! — „selbständig“.

Der zweite Konfliktstoff, dessen Gestaltung einen wertvollen und somit unterhaltenden Roman hätte ergeben können, nämlich das gewandelte Verhältnis des Mädchens zu seiner Klasse, bleibt ebenso ungenützt liegen: der Autor ist so „liberal“, seiner Heldin (und damit dem Leser) jede Aufregung ersparen zu wollen.

Bleibt als letzte Annahme: vielleicht wollte Wolff das Unmögliche versuchen, nur „rein Menschliches“ im Verhältnis der beiden Hauptfiguren zueinander, ganz unabhängig vom Gesellschaftlichen darzustellen, eine „reine Liebesgeschichte“ zu schreiben? Nun — selbst dabei geht er jedem wirklichen Konflikt aus dem Wege und zwar so weit, daß er seine beiden Helden nicht einmal mit einer gesunden, kräftigen Sexualität ausstattet, von wirklicher Liebe gar nicht zu reden: der alternde Ulrich Faber verzehrt sich in einer ziemlich larmoyanten Sehnsucht nach seiner „Schwimmerin“, diese ist, trotz aller angedichteten Abenteuerlichkeit von wohltemperierter Kühle, dazu launenhaft, undankbar und starrköpfig.

Schließlich aber finden sie sich doch. Oder finden sie sich nicht, gehen sie wieder auseinander? Einerlei — der Leser ist am Ende schon selbst so „liberal“ gegenüber dem Autor geworden, nicht mehr allzu drängend danach zu fragen — dazu hat ihn dieser Unterhaltungsroman nicht genügend unterhalten.

Aber wohlbemerkt: *das brauchte nicht so sein!* Bei einem Theodor Wolff brauchte es wirklich nicht so zu sein...

EIN WARENHAUSROMAN

Vicki Baum:
„Der große Ausverkauf“
Querido Verlag, Amsterdam

Vicki Baum kann unterhalten. Sie versteht das Handwerk. Sie weiß, was sie dem Durchschnittsleser (und noch mehr der Leserin) schuldig ist. Leider weiß sie es oft *zu gut*, auch davon soll die Rede sein.

Aber das Erfreuliche ist, daß eine Entwicklung, die sich schon deutlich in ihrem letzten Roman („Die Karriere der Doris Hart“) ankündigte, in diesem neuen Buch ihre Fortsetzung findet: eine Entwicklung zum Realismus. Und es vorwegzunehmen: dadurch wird der Unterhaltungsroman nicht weniger unterhaltend! Im Gegenteil, die Überlegenheit Vicki Baums gegenüber jenen Schriftstellerkollegen und -kolleginnen, die das gleiche Genre pflegten, bestand ja schon immer darin, daß ihre Romane — neben bereitwilliger Erfüllung von Wunschträumen des kleinen Mannes und des kleinen Mädchens und neben dem gehörigen Schuß billiger Abenteuerlichkeit — viele realistische *Details*, oft sogar ganze realistische Komplexe aufwiesen... wenn diese auch meist nur dazu dienten, die unwahrscheinliche Handlungskonstruktion, den Bluff, zu verschleiern.

Mögen nun auf Vicki Baum die Ereignisse im faschistischen Deutschland ihre Wirkung getan haben, mag sie unter dem Einfluß gewisser Forderungen nach größerem Realismus in Hollywood stehen, oder, anders formuliert, mag ihre Wandlung nun ideologische oder materielle Gründe haben, möge vielleicht auch beides zusammentreffen — einerlei, die vorteilhafte Wandlung in ihrem Schaffen ist feststellbar: Vicki Baum nähert sich den Positionen einer ernsthaften, realistischen Literatur.

In ihrem neuen Roman „Der große Ausverkauf“, in dem sie das wechselvolle Schicksal zweier Warenhausmädchen und einer ganzen Reihe interessanter Nebenfiguren erzählt, beweist sie — bis ungefähr zur Mitte des Buches — daß sie, ohne auch nur etwas von der Spannung oder Unterhaltsamkeit aufzugeben, ernsthaft realistisch gestalten kann: was früher bei ihr nur kleinere, verstreute Komplexe im Ganzen waren, ist hier ein großer, zusammenhängender, in sich geschlossener gut komponierter Teil: ein Warenhaus mit seinem erregenden Getriebe, mit seiner raffinierten Rationalisierung, seiner rücksichtslosen Ausbeutung, den Schikanen durch Hausdetektive und nicht zuletzt durch das „bessere“ Publikum — das alles und mehr steht lebendig und wahr vor uns.

Doch dann, in der Mitte des Buches, ist es plötzlich aus, nachdem man kurz zuvor schon ein wenig befremdet gefragt hat, weshalb der (sehr plastisch gestaltete) Liebhaber und Schaufensterdekorateur ausgerechnet ein verarmter schwedischer Graf sein mußte. Dann also geht es plötzlich mit

einem Salto mortale (mortale!) in den Unterhaltungsroman alten Genres, in das ... Filmexposé. Einziger Unterschied nur der: das, was ehemals auf den Geschmack und die Mentalität des *deutschen* kleinen Mannes und des *deutschen* kleinen Mädchens zugeschnitten war, ist jetzt *amerikanisiert*. Da gibt es plötzlich wieder den dollarschweren Rechtsanwalt, den Klubfreund vieler Großkapitalisten, der die unglückliche kleine Verkäuferin edelmütig in sein Haus aufnimmt, wo sie — natürlich, denn sie vertritt im Roman das „gute“, das „moralische“ Element — unberührt bleibt. Da gibt es bei der Gegenspielerin, die im ersten Teil durchaus als Mensch aus Fleisch und Blut gestaltet ist, plötzlich wilde, abenteuerliche Gangstererlebnisse, und sie wird zu einer klischeehaften Kino-Intrigantin. Alles was im ersten Teil des Romans herb oder humoristisch und immer wahr behandelt wurde, wird im zweiten Teil (wiederum von gelegentlichen realistischen Partien, so etwa der Folterung mit dem „dritten Grad“ in amerikanischen Gefängnissen abgesehen) mit der Sauce der Sentimentalität begossen oder mit dem Sacharin der Biederkeit gesüßt: plötzlich sind so niederträchtig behandelte Angestellte, wie der alte Detektiv, bereit, für das „Zentral-Warenhaus“ freudig ihr Leben aufs Spiel zu setzen; plötzlich wird sogar aus dem vorher ekelhaft grantigen, unmenschlichen Warenhausbesitzer ein rührseliger alter Onkel, der es eigentlich gar nicht so böse meint ...

Das ist schade, jammerschade. Wir haben so wenig gute Unterhaltungsromane. Man legt das Buch enttäuscht aus der Hand, doppelt enttäuscht, weil es nicht so zu sein brauchte.

Sprachlich hat Vicki Baum, die, wie man weiß, schreiben kann, diesmal mehr geschludert als sonst. Häßliche Austrozismen häufen sich, vor allem in der zweiten Hälfte des Buches — was ja wohl kein Zufall ist. Ein paar Beispiele, die beliebig vermehrt werden könnten: ihre Menschen vergessen nicht *etwas*, sondern „darauf“ und „daran“; er wird nicht in die Fresse *gehauen*, sondern „gehaut“; ein Bordfest findet nicht statt *auf dem*, sondern „am“ Schiff; ein Mädchen darf den Dekorateur nicht erst dann besuchen kommen, *wenn* sondern „bis“ er die Auslage fertig arrangiert hat; Schlüssel in einer Hand werden nicht *los-*, sondern „ausgelassen“; und schließlich der häufig wiederkehrende falsche Konjunktiv (sie sah aus, als „würde“ sie lächeln, anstatt: als *lächelte* sie) der in den letzten Jahren — nicht nur bei Vicki Baum — mehr und mehr in die Literatursprache einzudringen beginnt.

Auch das alles ist schade. Denn auch auf diesem Gebiet kann Vicki Baum anders. Die erste Hälfte dieses Romans bewies es, wenn es bei ihr eines solchen Beweises noch bedürfte. Sollte es diese begabte Schriftstellerin nicht reizen, ihr Können einmal in einem *ganzen* Werk unter Beweis zu stellen? Der bessere Teil ihrer Leser wartet darauf, und der schlechtere gewänne nur dabei.

Fritz Erpenbeck

DIE BIOGRAPHIE EINES SONDERLINGS

Erich Kuttner:

„Hans von Marées. Die Tragödie
des deutschen Idealismus“
Verlag Oprecht, Zürich 1937

Es ist verständlich und richtig, daß sich die Gedanken des deutschen Schriftstellers, der um die Erkenntnis der Gegenwart und der Zukunft unseres Landes ringt, immer wieder der jüngeren Vergangenheit Deutschlands und dem Schaffen seiner besten Söhne zuwendet. Hier muß einer der Schlüssel zum Verständnis dessen liegen, was sich heute dort abspielt.

Erich Kuttner hat sich durch die Wahl des Gegenstandes für seinen Beitrag zu dieser Arbeit die Aufgabe besonders *schwer* gemacht. Er hat die bildende Kunst der sechziger und siebziger Jahre und in ihr eine so ausgefallene Gestalt wie Hans von Marées gewählt, um uns eine Vorstellung von der erstickenden Atmosphäre zu geben, in der im ausgehenden 19. Jahrhundert in Deutschland der klassische Idealismus zugrunde ging und die Barbarei aufkeimte.

Aber nicht genug damit: er hat versucht, neben einer Skizzierung der Probleme der deutschen Malerei jener Periode und neben der Verlebendigung einer besonders schwierigen künstlerischen Individualität auch noch mehr zu geben: er will in dieser Periode der deutschen Vergangenheit eine Plattform zum Kampf gegen den Faschismus finden (indem er diesem den „deutschen Idealismus“ Marées gegenüberstellt) und nebenher noch einmal den Rassenschwindel der Nazis anprangern: der in deutschen Museen heute snobistisch gefeierte deutsche Künstler Marées ist ein jüdisch-französischer Mischling.

Das hieß zu viel auf einmal wollen; und es war beinahe unvermeidlich, daß keines der gesteckten Ziele, mit Ausnahme höchstens des allerletzten, erreicht werden konnte.

Man liest das Buch gern und mit einer gewissen Spannung. Es ist wirklich eine Tragödie, die man da ablaufen sieht. Aber nicht die Tragödie eines Volkes, einer gesellschaftlichen Schicht oder einer geschichtlichen Epoche, sondern die eines Individuums, eines Sonderlings.

Erich Kuttner hatte sich offenbar vorgenommen, der landläufigen Auffassung entgegenzutreten, nach der Hans von Marées als Kuriosum, ja als pathologischer Fall betrachtet wird. Aber es ist ihm nicht gelungen. Was wir im besten Fall vor uns sehen, wenn wir das Buch zuklappen, ist jener Künstlertypus, den Balzac in seiner unsterblichen Novelle „Das unbekannte Meisterwerk“ festgehalten hat. Man glaubt geradezu, es mit einem Bild von Marées und mit einem Besuch Konrad Fiedlers in Marées' Atelier, so wie Kuttner es beschreibt, zu tun zu haben, wenn man bei Balzac die Szene liest, wo Porbus und Poussin Frenhofers „Meisterwerk“ zu sehen bekommen: sie erblicken nichts als

„Farben. wirr angehäuft und von einer Menge von bizarren Linien zusammengehalten, die einen Berg von Malerei bilden“,

bis sie in der Ecke des Bildes einen herrlich gemalten Frauenfuß entdecken,

„starr vor Bewunderung vor diesem Fragment, das einer unbekannten, langsamen und fortschreitenden Zerstörung entronnen war“.

Um diesen Künstlertypus zu gestalten, der besessen von einer magischen Vorstellung dessen, was Kunst sein mußte, so lange an seinen Bildern herum-malt, Farbe auf Farbe häuft, bis das ganze groß konzipierte Werk wieder zerstört ist, reichte eine Novelle aus. Sie ist vor fast genau hundert Jahren geschrieben worden und brauchte nach Balzac nicht wiederholt zu werden. Der Typus war geschaffen, einer der möglichen Schicksalsfälle des bildenden Künstlers war mit genialer Einfühlungsfähigkeit durch einen großen Menschendarsteller gestaltet. Wer zu diesem Thema zurückkehrte — und Hans von Marées lieferte dreißig Jahre nach der Niederschrift von Balzacs Novelle wirklich einen konkreten Anlaß zur Wiederaufnahme dieses Problems — mußte einen Schritt *weiter* gehen und zeigen, wie diese Erscheinung unter konkreten historischen Bedingungen zustande kommt.

Deutschland war während zweier Jahrhunderte ohne Malerei gewesen. Zu Beginn des dritten, des 19. Jahrhunderts gab es einen kümmerlichen male-rischen Aufschwung: die blutleeren pietistischen Nazarener Cornelius, Veit, Schnorr; spießbürgerliche Romantiker, Richter, Schwind, Spitzweg; ein paar heroische Landschaftler — der einzige Lichtblick. Und das zu einer Zeit, wo die besten Geister des Volkes in Philosophie und Literatur Deutsch-land in das Konzert des europäischen Geistes zurückgeführt hatten. In der Malerei begann die eigentliche Auseinandersetzung deutscher Künstler mit dem Erbe der Renaissance und Antike verspätet, in einem Augenblick, wo sich die klassische Auffassung dieses Erbes bereits zu zersetzen begann, wo das deutsche Bürgertum seinen Frieden mit der Reaktion geschlossen hatte und von der Kunst die Apologie seiner Herrschaft verlangte. Deutschland machte eine Periode des unerhörten wirtschaftlichen Aufschwungs durch. Der Parvenü beherrschte das öffentliche Leben. Im geistigen Leben häuften sich Probleme, an denen in anderen Ländern mehrere Generationen hinter-einander laboriert hatten, auf einmal an: sie sollten hier von einer Genera-tion allein gelöst werden, die, kaum daß sie festen Boden unter die Füße bekommen hatte, ihre Zukunftsperspektiven sich auflösen sah. Die meisten Denker und Künstler kapitulierten. Die Masse der Maler pinselte einfach herunter, was verlangt wurde. Ein paar Außenseiter schwammen gegen den Strom der byzantinischen Historienmalerei, tief verfeindet mit dem verständ-nislosen Vaterland und in freiwilliger Verbannung in Italien lebend. Unter ihnen befand sich der Sprößling einer französischen, in Deutschland akkli-matisierten aristokratischen Familie, Hans von Marées. Völlig unberührt von den praktischen Problemen, die sein Land bewegten, lebte er in doppel-ter Isolierung nur seiner Kunst. Auch er nahm sich Aufgaben vor, an deren

Lösung sich in anderen Ländern, beispielweise in Frankreich, zwei Generationen und zahllose Individuen versucht hatten. Er wollte nicht mehr und nicht weniger als Corot, Delacroix, Courbet, Puvis de Chavannes, Manet und Cézanne in einer Person sein.

Dieser Versuch, noch dazu unternommen in einem Lande, dessen eigene malerische Tradition zweihundert Jahre lang unterbrochen war, richtete ihn zugrunde. Sein Werk blieb ein Stammeln. Denn so erschütternd die persönliche Tragödie seines ewigen Scheiterns ist — was Marées geschaffen und hinterlassen hat, ist ein Torso, der uns kalt läßt. Der Versuch, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Magie der Malerei wiederherzustellen, war zum Mißlingen verurteilt. Goethe wußte es, als er von dergleichen, noch zu seiner Zeit beginnenden Versuchen sagte:

„Das antike Magische ist Natur menschlich betrachtet, das Moderne dagegen ein bloß Gedachtes, Phantastisches.“

Nur wer den Modernismus in der bildenden Kunst ernst genommen hat, wer in der expressionistischen Auflösung der europäischen Kunsttraditionen eine notwendige und positive Etappe erblickt, kann rückblickend Marées' Jagd nach der „Wesenheit“, nach der Materialisierung der reinen „inneren Vorstellung“ als Vorstufe, als Vorläufertat bewundern.

Erich Kuttner ist den eigentlichen Problemen, die der gewählte Stoff enthält, aus dem Wege gegangen. Der historische Hintergrund, auf dem sich die Tragödie der „unbekannten Meisterwerke“ Hans von Marées' abspielte, wird nicht greifbar. Selbst die nähere Umgebung Marées', die durch die Figuren Anselm Feuerbachs, Böcklins, Hildebrands gebildet wird, erscheint in schiefer Darstellung. Anstatt das Gemeinsame herauszuarbeiten, das diese Opponenten gegen die vaterländische Historien- und Genre-Malerei mit Marées verbindet, macht Kuttner sie zu dessen Gegenspielern, die in dem Maße abgetan werden, wie der Einzelgänger Marées sich mit ihnen persönlich verfeindet. Es bleibt eben bei der *persönlichen Biographie eines Sonderlings*.

Kuttner hat sein Unternehmen im Vorwort zu rechtfertigen versucht:

„Das Kulturbewußtsein unserer Zeit, hundeelend, mißtrauisch gegen sich selber, jeden Augenblick abdankungsbereit zugunsten der Gewalt, schreit nach Stützen. Wankende umklammern instinktiv Gegenstände in nächster Nähe, ohne ihre Festigkeit zu prüfen. Läßt der Griff aus, sind Enttäuschung und schmerzhafter Sturz die Folge... Aber warum ein Maler?... Liegt der Gegenstand des Buches nicht etwas weit ab von aktuellen Problemen? Wir würdigen den Einwand und erwidern: Wenn der Felsen nur Halt gibt.“

Nein, so aus seiner Zeit herausgelöst, gibt der „Felsen“ Hans von Marées keinen Halt. Wir brauchen darüber nicht enttäuscht zu sein, aber wir bedauern es um so mehr, als wir wissen, daß der talentierte Autor seiner Gesinnung und Weltanschauung nach ein wesentlicheres Werk hätte schaffen können, wohin ihn — davon sind wir überzeugt — eine glücklichere Stoffwahl das nächstmal führen wird.

Viktor Röbig

ARISTOKRATISCHER FASCHISMUS

Rudolf Borchardt:

„Vereinigung durch den Feind hindurch“
Bermann-Fischer Verlag, Wien

Ein paar Jahre vor dem Weltkrieg begann der deutsche Schriftsteller Rudolf Borchardt seine literarische Tätigkeit. Er fiel auf, weil er in jedem gewünschten Stil dichten konnte und die Sprache jeder Zeit nachzuahmen verstand, was kritiklosen und unwissenden Philologen, denen die deutsche Sprachgeschichte ein Geheimnis war, mächtig imponierte. Während des Weltkrieges verfaßte der Ästhet Borchardt alldeutsche Propagandabroschüren, die schon deshalb keinen weiteren Schaden anzustiften vermochten, weil sie in einem so komplizierten und fehlerhaften Deutsch geschrieben waren, daß sie über den Kreis der Borchardt-Gemeinde, die es damals bereits gab, nicht hinausdrangen. Nun darf man nicht etwa glauben, Borchardts Kriegshetze und Kriegspropaganda seien lyrisch-ästhetisch gewesen; nein, sie waren sehr real und sehr blutrünstig. Er forderte zum Beispiel wörtlich die Vernichtung der „Civilisation“ und der „European civilisation“ („Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr“, Heidelberg, 1915, Seite 11), er verhöhte das deutsche Volk, weil es den Hunger des Hinterlandes als allzu groß empfand, kurz, er war für das Leben und Sterben der anderen sehr wenig sentimental. Seine Freigebigkeit mit dem Leben und Leiden der anderen war sehr großzügig.

Nach dem Kriege verhielt er sich zunächst zurückhaltend und schweigsam. Der Mann hatte 1915 prophezeit, der Sieg im Weltkriege werde nach „Verdienste allein“ zugewogen werden, er hatte Ludendorffs Genie gepriesen, aber schließlich war alles anders ausgegangen, als Borchardt und das Stellvertretende Generalkommando des XIV. Armeekorps, mit dessen Genehmigung Borchardt die Bluthetze betrieben hatte, es einst in vorzeitigem Siegesjubiläum angenommen. Da er also vermuten durfte, daß die Deutschen seinen neuen Prophezeiungen wenig Glauben schenken würden, wandte er sich der Übersetzung der „Göttlichen Komödie“ zu, zumal ja der Denkmalschutz für Werke der Literatur nicht besteht. Längst wenn Borchardts Name in den mit Perlschrift gedruckten Teilen der Literaturgeschichte stehen wird, wird man dieser Übersetzung als eines Musters der Albernheit und Verschrobenheit gedenken; Borchardt nämlich hat den wehrlosen Dante in ein erfundenes Deutsch übersetzt; er hat eine Sprache, die er für mittelhochdeutsch hält, mit einer anderen, von der er glaubt, daß sie baseldeutsch ist, zusammengemixt und aus diesem seltsam abenteuerlich-sinnlosen Wortbrei Verse holprig, ungefüg und melodielos geschaffen, von denen er, mit jenem Hochmut und jener Überheblichkeit, die auch seine Weltkriegsprophezeiungen gekennzeichnet hatten, behauptete, sie allein seien jenes Deutsch, das dem Italienisch Dantes kongenial sei.

Die Zeit verging. Der Prophet Rudolf Borchardt durfte annehmen, man habe

seine Prophezeiungen aus der Weltkriegszeit vergessen. Wieder begann er sich mit nichtliterarischen Gegenständen und dem, was er für Politik hält, zu befassen. Er veröffentlichte, neben anderen Pamphleten ein Sudelbroschürchen „Führung“, in dem er nicht nur den italienischen Faschismus pries, den werdenden deutschen forderte, sondern wo er sich auch an Frankreich anzubiedern versuchte, an das gleiche Frankreich, dessen physische Vernichtung und Ausrottung er ein paar Jahre vorher gefordert hatte. Er, der deutsche Kriegsziele propagiert hatte, die weit grausamer, unmenschlicher, tückischer waren als die schlimmsten Sätze des Versailler Vertrages, schmiß sich nun an die reaktionären Kreise Frankreichs an, damit mit ihrer Hilfe das Schwerste vollbracht werden könne:

„die Wiederumstürzung des Umsturzes, der negierten und negierenden Negation, der Revolution gegen die Revolution.“

Nicht genug damit. Lange vor der Zeit, ehe der deutsche Faschismus noch die Macht dazu hatte, seine Gegner physisch zu vernichten, forderte der Lyriker und Danteübersetzer Rudolf Borchardt die körperliche Erledigung all jener Menschen, deren Geist ihm nicht paßte. Er schrieb, daß jeder, der Deutschland führen wolle, es erst zu erobern habe. Er schrieb:

„Der Weg vom Wildpferd bis zum befehlsgewohnten Reittier, das den Gedanken des Reiters schon vor dem Schenkeldruck übernimmt, ist der Weg der ganzen Menschheit, die es gezähmt hat, und führt durch harte Schulen.“

Man könnte zur Verteidigung dieses seltsamen Humanisten einwenden, er habe seine Bilder, die allerdings weder menschlich noch geschmackvoll sind, nicht so wörtlich gemeint, sie seien gewissermaßen dichterische Freiheit. Aber der Verteidiger Borchardts irrt: dieser Humanist hat die Eroberung Deutschlands und die Ermordung aller Nichtfaschisten wörtlich, ganz wörtlich und ganz unliterarisch gemeint; denn er selbst hält es für notwendig, alle zu warnen, die glauben ein Mitbestimmungsrecht am Staate zu haben:

„ein Recht auf das Mitraten und Mittaten am Staate, auf Fibel, Füllfederhalter und Zeitungen als unsere Kroninsignien zu stützen, so scheint es mir an der Zeit, daran zu erinnern, daß Feuer noch stärker ist als Papier und der Rohrstock stärker als der Federhalter, und daß man in normalen Zeiten der Geschichte gedruckte Lumpereien vom Henker hat verbrennen lassen und den Lumpenhunden, die sie geschrieben hatten, zu Stockprügeln verholten.“

Der erste deutsche Schriftsteller also, der Bücherverbrennungen, Prügel und Martern und all die unaussagbare Rohheit des Faschismus, lange vor dessen Machtantritt im Deutschen Reich, empfohlen hat, war Rudolf Borchardt. Das war, wie gesagt, vor dem Faschismus. Nun, da die Gedankengänge Borchardts, die Bücherverbrennungen und Stockprügel, die Zähmung des deutschen „Wildpferds“ und die Eroberung des eigenen Landes, alles Gedanken, die Borchardt bereits 1931 verkündet hatte, zum realen Alltag des deutschen Lebens geworden sind, nun kann Rudolf Borchardts Literatur gar nicht in dem Deutschen Reich erscheinen, in das sie gehört. *Der erste Schriftsteller, der Bücherverbrennungen empfohlen hat, kann nicht in Deutschland erschei-*

nen! Hier liegt offensichtlich ein Unrecht vor, denn vor solchem Verdienst hätten sich die regierenden Faschisten — ebenso wie vor all den anderen propagandistischen Diensten, die Borchardt geleistet — beugen müssen; es wäre für sie eine Pflicht der Dankbarkeit gewesen, Rudolf Borchardt zum Ehrenarier zu ernennen, damit er weiter mit Benn, neben den er gehört, seines humanistischen Amtes als Prophet walten könne.

Aber die Faschisten sind undankbar, so muß das neueste Werk Borchardts, der in Italien lebt, wo auch rassisch nicht Einwandfreie Stockprügel verabreichen dürfen, in Österreich erscheinen, im Verlag Bermann-Fischer in Wien, der ebenfalls aus rassischen Gründen Deutschland verlassen mußte. Einst erschienen Borchardts dem Faschismus dienende Sudelbroschüren in dem dem Deutschnationalen Handlungsgehilfenverein gehörigen Verlag Georg Müller, und heute muß er in eine Art Halbemigration; aber Borchardt hat sich gerächt, er ist Faschist geblieben. Nur daß er seinen Faschismus ein wenig gewandelt hat, er verkündet in seinem neuen Roman „*Vereinigung durch den Feind hindurch*“(!) einen aristokratischen Faschismus, in dem nur die Aristokraten und nicht auch die Geld- und Industrieherrn das Recht haben sollen, Stockprügel zu erteilen.

Die Fabel des Romans ist eine alberne Liebesgeschichte zwischen einem (natürlich aristokratischen) ehemaligen Offizier und einer Standesgenossin. Und das große Problem, dessen Unlösbarkeit die beiden daran hindert, ins Ehebett zu steigen, ist, daß sie arbeiten müssen, weil sie zu wenig Geld haben. Arbeiten müssen, das ist so ziemlich, nach Borchardts neuem Buch, das Entwürdigendste, das einem Menschen — pardon! — einem Aristokraten auferlegt werden kann; denn zu den Vorrechten der Aristokratie, die zur Herrschaft berufen ist, gehört ohne jede Arbeit ein ererbtes Bankbuch. Die Heldin Borchardts schreibt ihrem Helden, der, man denke! „auf der Holzbank des münchner Nachtschnellzugs“ reisen muß wie irgend ein Prolet, diesem Märtyrer also schreibt sie:

„Ich habe eine Stellung in München als Sekretärin bei einer Art Bankmenschen, vom 15. ab; zwei unmöblierte Zimmer, Kaulbachstraße, mit Berliner Möbeln baldigst; Dein Geld war für die notdürftigste Einrichtung und Reserve, ich muß wieder ein Bankbuch haben. Bist Du mir böse? Nein, nicht wahr? Hättest du lieber gewollt, daß ich schieße? Ich hätte geschossen, auf irgend etwas schließlich.“

„*Ich muß wieder ein Bankbuch haben*“, aus diesem Satz läßt sich alles verstehen, was Rudolf Borchardt meint, wenn er von politischen Dingen, von Ehre, Heimat und Vaterland spricht. Das *Bankbuch* — das ist die Ehre, die Arbeit, sein Fehlen — das ist die Entwürdigung. Etwa so:

„Gewiß sei es für einen Mann an sich beschämend, seiner Frau Erwerbsarbeit zumuten müssen, aber diese Schande trüge die Zeit, nicht er...“

Da nun die aristokratischen Helden die Arbeit als Schande empfinden, benehmen sie sich in ihren Stellungen so sinnlos frech und dumm, daß sie natürlich jeder Chef glatt auf die Straße setzen würde; aber bei Borchardt, der von der deutschen Wirklichkeit der Massen nie etwas wußte, haben die

Chefs zunächst ein Interesse daran, der Aristokratie zu helfen und dann erst, ihre Geschäfte zu machen. Immerhin hat die Borchardtsche Gräfin so viel gelernt, daß sie ihre Stellung in einem regulären Bankgeschäft aufgibt und zu einem Schieber geht, der großzügiger im Bezahlen ist. Und als der Held von Borchardts Heldin vom neuen Chef und seinen seltsamen Geschäften erfährt, reist er seiner Gefährtin nach, um sie aus den vorläufig gut zahlenden Klauen des Schiebers Nienhus zu retten. Er hat eine Unterredung mit ihm:

„Nienhus riß die Uhr noch einmal aus der Tasche, steckte sie wieder ein, setzte zum Sprechen an und schien losbrechen zu wollen. Harbricht glaubte den Sturm kommen zu fühlen, und war schon auf der Hut, aber der ungewöhnliche Mensch da drüben gab seinen Stil nicht preis. Seine Erregung sprach nicht lauter als sonst, sondern leiser, und über das Auge schob sich ein undurchdringlich dunkler Schmelz. „Gräfin Mayenwörth ist zu schade für die Stellen, in denen Sie ihr zugemutet haben, sich unterzuordnen. Daß solche Damen in Abhängigkeit von unsauberen Gewerbetreibenden gebracht werden, ist bereits *Bolschewismus*. Sie haben geglaubt, das verantworten zu können...“

Der Held rettet endlich die Heldin aus dem Unglück des Arbeitenmüssens, der Phantasie des Lesers bleibt überlassen, sich die Frage zu beantworten, ob die beiden aristokratischen Menschen schließlich doch ins Ehebett gelangt sind und ob sie ihr Bankbuch erreicht haben.

So schreibt der deutsche Edelfaschismus, so unsinnig und frech! Etwa von den Baltikumern und Zeitfreiwilligen, den Mördern ungezählter deutscher Arbeiter; sie sind für Borchardt:

„Sturmhaufen von Kriegsknechten, die gerade überall der bleckenden Hundswut entgegentraten“.

Das Idol und Symbol Borchardts ist die Reitpeitsche; wenig hat sein Held in die Armseligkeit des Zivil zu retten vermocht, darunter vor allem:

„seine Reitpeitschen, eine aus Nilpferdhaut, auf dem goldenen Knopf ein Fragezeichen graviert“.

Genug dieser Beispiele! Es bleibt nur noch zu sagen, daß Borchardts Buch in einer Sprache geschrieben ist, die man kaum mehr als deutsch bezeichnen kann. Zum Beispiel:

„In dem nach hinten das Parterre des Anbaues abschließenden Gartenzimmer des Marienbad, in dem Julie sie einquartiert hatte, lag Georgs, des hierher dirigierten Telephonat. Eine halbe Stunde später rangen die Liebenden die gegeneinander wortlos aufgehobenen Händen ineinander, rückwärts und seitwärts mit leidenden Häuption sich voneinander und gegeneinander wiegend, ehe sie sich umschlossen und mit nassen Augen herzten“ —

wobei nicht vergessen werden darf, daß all diese komplizierten Bewegungen nur ausgeführt werden müssen, weil die Heldin kein Bankbuch hat. Schön ist auch folgendes Bild Borchardts:

„...ein sehr bescheidener Wagen, mit einem nur durch die Mütze schwach verherrschtaftlichten Fahrer...“

Solche Sätze wären seitenlang zitierbar; sie müssen genügen.

Rudolf Borchardt hat auch heute noch, sogar außerhalb Deutschlands, eine Art von Gemeinde; er ist zum Beispiel einer der führenden Mitarbeiter der vornehmen Zeitschrift „Corona“, die in der Schweiz erscheint, und er gilt bei all den Leuten, die Luxusdrucke sammeln, aber nicht lesen, als ein bedeutender Autor. Deshalb ist es notwendig, auf dieses neue alberne Buch Borchardts hinzuweisen, das ein neuerliches Bekenntnis zum deutschen Faschismus und zum Faschismus überhaupt ist. Weiter muß deshalb von diesem Buch des *Verlages* wegen gesprochen werden, in dem es erschienen ist; an der seltsamen Tatsache, daß ein Verlag, der von den Bücherverbrennern zum Verlassen Deutschlands gezwungen wurde, nun der Welt einen Mann präsentiert, der zum Bücherverbrennen und zum Martern von Menschen aufgefordert hat, noch dazu bereits zu einer Zeit aufgefordert hat, ehe die heute faschistischen Schriftsteller so verbrecherische Gedanken hegten, der also schon vor der Zeit ein „Zeitfreiwilliger“ war — an einer so seltsamen Tatsache kann man nicht schweigend vorübergehen.

Fritz Brügel

DEUTSCHE NACHDICHTUNGEN TSCHECHISCHER UND SLOWAKISCHER LYRIK

F. C. Weiskopf:
„Das Herz — ein Schild“
Malik-Verlag, London

Es ist ein sehr seltsames Gefühl, wenn man Versen, die einem in der geliebten Muttersprache lieb und vertraut sind (ja, zu denen man gar in einem ganz nahen Verhältnis, nämlich dem des Autors zum Werk steht) plötzlich im Kleid einer anderen Sprache begegnet. Ist die Übertragung gut, sogar sehr gut — wie das bei den Übersetzungen F. C. Weiskopfs der Fall ist — dann kommt es einem vor, als erblicke man die Zwillingsschwester einer Geliebten oder ihre großgewordene Tochter. Alles erscheint einem bekannt — und doch gibt es feine Unterschiede, durch die das Gewohnte einen seltsamen abenteuerlichen Glanz der Neuheit erhält.

Es lohnte die Mühe, einmal ausführlich über ein Phänomen zu schreiben, das uns immer wieder bei Übersetzungen gegenübertritt. Ich sagte schon, daß Weiskopfs Übersetzungen sehr gut sind. Vielleicht genügt dies nicht. Vielleicht muß man sagen, daß hier ein Dichter kongenial Verse einer fremden Sprache in der eigenen nach- und neugeformt hat. Und nun das seltsame Phänomen: durch das andere Wesen der Übersetzersprache wird der Klang der Verse ein anderer. Konkret gesprochen: das Deutsche ist härter, straffer als das Tschechische; man verstehe mich recht: es ist in seiner Sprachmusik härter, straffer, aus einem spröderen Metall gemacht.

So erhalten die tschechischen und slowakischen Verse in deutscher Übersetzung ein anderes Funkeln, einen anderen Klang. Was im Slawischen Flötenton ist, wird im Deutschen zum Clairon. Unbewußt Rebelliges tritt stärker hervor, vielleicht sogar zündender und mitreißender — dafür ein Hauch Verträumtheit. Man kann nicht sagen: dies ist schöner als jenes (oder umgekehrt). Mir scheint: beides ist schön. Und vor allem: es kann nicht anders sein, weil Deutsch und Tschechisch eben klanglich, rhythmisch verschieden, im Temperament möchte ich sagen, verschieden sind.

Am besten liegen Weiskopf wohl die singbaren Gedichte, die Volkslieder. Aber auch die Balladen von Wolker sind ihm ans Herz gewachsen, das merkt man. Ein Meisterstück ist die Übersetzung des kleinen Gedichtes „Totentanz“ von Novomesky; und die Nachdichtung des Roman-Gedichts „Zuhause auf dem Friedhof“ gehörte in alle Schullesebücher deutscher Sprache in der Tschechoslowakei.

Es ist möglich, daß ein Einwand gegen die Sammlung erhoben wird: daß sie etwas einseitig ist, nämlich nach der sozialen Seite hin. Aber erstens ist es das gute Recht des Anthologisten, einseitig zu sein (und nicht nur sein Recht, sondern ein Gebot seiner eigenen dichterischen Persönlichkeit) und zweitens wird jeder Kenner der tschechischen Literatur feststellen können, daß tatsächlich das soziale Element in der ganzen tschechischen Kunst überaus stark ist, ja daß man es einfach nicht wegdenken kann aus ihrer Entwicklung. Es gibt keinen tschechischen Dichter von Rang, der nicht das soziale Element stark in seiner Dichtung gepflegt hätte, und Erscheinungen wie etwa einen Stefan George wird man in der tschechischen Literatur vergeblich suchen.

Ein besonderes Wort des Lobs verdient das knappe Vorwort, das dem Ausländer oder Fremdsprachigen in kurzen Strichen ein treffendes Bild der kulturgeschichtlichen Entwicklung unseres tschechischen Volkes skizziert.

Die tschechischen Schriftsteller können ihrem Interpreten Weiskopf sehr dankbar sein. Aber ich glaube, auch unsere deutschen Freunde haben Grund, ihm zu danken. Und mir scheint, man kann eine Rezension über das Sammelbuch Weiskopfs nicht besser schließen als mit einem Urteil des großen deutschen Dichters Thomas Mann, der sich über diese Anthologie äußerte: daß er sich gut vorstellen könne, wie Goethe, auch im Alter ein Herderschüler, einen solchen Übersetzer beglückwünscht haben würde.

Fr. Halas

„DIKTATUR DER GRAUEN THEORIE“

Brief aus Deutschland

Die braunen Wissenschaftler winseln zwar demütig unter der Fuchtel des Nationalsozialismus, sie verraten für das tägliche Brot glatt und widerstandlos ihre Überzeugungen, und viele finden doch keine Anerkennung und Gnade. Die „Säuberungsaktionen“ an den Universitäten und in den wissenschaftlichen Instituten werden weitergeführt und die Entrechtung der Gelehrten, der Forscher wird vollständig. Am sichtbarsten und auffallendsten ist die Aktion gegen das Kaiser-Wilhelm-Institut, diese größte wissenschaftliche Gesellschaft Deutschlands, die mit ihren 32 Forschungsinstituten auch bei der Kriegsvorbereitung eine bedeutende Rolle spielt.

Die Offensive begann mit mehr oder weniger versteckten Angriffen gegen Max Planck, den bisherigen Präsidenten der Gesellschaft. Diesen weltbekannten Wissenschaftler, der die ersten Grundlagen zur Quantentheorie gelegt, und damit den Zugang in die Welt der Atome und Moleküle eröffnete, durfte „Das Schwarze Korps“ als „Gesinnungsjuden“ bezeichnen; er wurde gleichzeitig mit Sommerfeld und seinem Schüler, dem Nobelpreisträger Professor Werner Heisenberg, Professor der theoretischen Physik in Leipzig, angegriffen, der als der „Ossietzky der Physik“ bezeichnet wurde.

Die Angriffe sprachen von der „Diktatur der grauen Theorie“, die gestürzt werden müsse. Zu diesen Ausfällen gab der Obernazi-Physiker, Professor Johannes Stark, der Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt seine bestätigende Unterschrift.

Das neue Schlagwort „gegen die Diktatur der grauen Theorie“ hat natürlich seine tiefere Bedeutung. Es soll die wissenschaftliche Erkenntnis, daß bestimmte phantastische und sinnlose Kriegspläne undurchführbar sind, unterdrücken.

Aber die Machthaber des Dritten Reiches begnügen sich nicht mit „theoretischen“ Angriffen -- sie schritten schnell zur „praktischen“ Tat: die Satzungen der

„Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ wurden geändert. Geheimrat Planck, der bisherige Präsident, mußte von seinem Amt zurücktreten. Dieser Rücktritt wurde versüßt mit seiner Ernennung zum „Ehrensator“, dem aber nur eine rein repräsentative, passive Rolle zukommt.

Der neue Präsident? Wahrhaftig: er ist kein Mann der „grauen Theorie“ — den höchsten Posten, den die deutsche Wissenschaft zu vergeben hat, wird Carl Bosch einnehmen, der Vorsitzende des Aufsichtsrates und Verwaltungsrates der IG-Farbenindustrie!

Die IG-Farben werden überhaupt eine hervorragende Rolle in der umgestalteten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft spielen: von dem abgesetzten alten Senat werden die hohen Angestellten der IG-Farben in den neuen hinübergerettet; so Professor Hörlein und Professor Eugen Fischer, Leiter des Kohlenforschungsinstituts in Mühlheim, dessen enge Bindung mit den IG-Farben bekannt ist. Im neuen Senat wird außerdem noch Professor Krauch, Direktor der Leunawerke, Platz nehmen.

Und wer wird sonst noch würdig befunden ins höchste Gremium der deutschen Wissenschaft berufen zu werden? Generaldirektor Dr. Vögler von den Vereinigten Stahlwerken, Dr. von Schröder, der sich um die Wissenschaft das Verdienst erwarb, Herrn von Papen mit Hitler zusammengebracht zu haben; dann der Kanonenkönig Krupp, ferner der berüchtigte „Prinz Auwi“, Herr Dr. Thyssen, Herr Dr. Schacht (wenn er nicht inzwischen ausgebootet wird), der Herzog von Koburg, General der Artillerie Professor Dr. Becker.

O nein: das sind keine „Männer der grauen Theorie“ — das sind die „Wissenschaftler“ der blutigen Praxis!

Maria L.

ZU UNSERN BEITRÄGEN

„Iwans Tod“ von Alexej Tolstoi ist ein Ausschnitt aus dem neuen Roman des Verfassers, der unter dem Titel „Brot“ in diesen Tagen russisch erscheint.

PAUL VAILLANT-COUTURIER

8. I. 1892 — 10. X. 1937

In der Nacht vom 10. zum 11. Oktober ist Paul Vaillant-Couturier, Chefredakteur der „L'Humanité“, im Alter von 45 Jahren infolge einer plötzlich auftretenden Leberkrise unerwartet gestorben. Paul Vaillant-Couturier war bis weit über den Kreis seiner Gesinnungsfreunde hinaus als Schriftsteller, Journalist und Politiker bekannt und beliebt, denn er sprach eine Sprache, deren Wahrheit und Aufrichtigkeit sich keiner verschließen konnte.

Vaillant-Couturier verteidigte die besten kulturellen Traditionen des französischen Volkes und suchte die geistigen Werte dieser Traditionen weiter zu entwickeln. Aus dem Weltkrieg kehrte Paul Vaillant-Couturier mit Henri Barbusse als Kämpfer für den Frieden zurück, und beide gründeten zusammen die Vereinigung republikanischer Frontkämpfer. 1920 erscheinen seine „Briefe an meine Freunde“, geschrieben von 1917—1919. Weitere Werke von ihm sind: Der Ball der Blinden, Hans ohne Brot, Rote Züge, Der Besuch beim Schäfer, Vater Juli (zusammen mit Léon Moussinac).

Paul Vaillant-Couturier bewältigte eine vielseitige politische und journalistische Tätigkeit. Seine Reden waren literarische Werke und seine literarischen Werke waren eindringliche Reden. Seine Leitartikel waren die besten Essays und seine Essays flammende Leitartikel.

In Paul Vaillant-Couturier herrschte jugendliche Aktivität und Lebendigkeit, die ihn auch mit der Jugend sehr verband. Ihr widmete er sein Werk: „Das Unglück jung zu sein.“ Gewissermaßen als Antwort auf seine eigenen Ausführungen hatte er sich vor wenigen Monaten daran gegeben, „Das Glück jung zu sein“ zu schreiben. Vor einigen Tagen erst waren die letzten Seiten des fertigen Manuskripts in die Redaktion der Jugendzeitung „L'Avant-Garde“ gelangt; die Wahlarbeit für die französischen Kantonwahlen waren beendet, der Leitartikel für den Wahlsonntag mit einem Aufruf zur Einheit geschrieben, da, als die ersten Resultate der Wahl verkündet wurden, schloß Paul Vaillant-Couturier für immer die Augen. Die Verteidigung der Kultur hat einen ihrer besten Verteidiger verloren.

K. O.

BLINDER GENOSSE

Das nachstehende Gedicht sandte uns ein Sanitäter der Internationalen Brigade aus Spanien.

Wenn ich dir das Essen bringe,
mein lieber Genosse,
greifen deine Hände tastend nach dem
Teller.

Wenn ich dich in den Garten führe,
mein blinder Genosse,
drehst du dein Antlitz zur Sonne.
Wenn mich ein andrer bittet:
„Gib mir ein Buch“ —
senkst du den Kopf, denn du kannst nicht
mehr lesen.

Ein Mädchen geht durch das Zimmer.
Du fragst: „Ist sie schön?“

Wir fassen die Teller.
Wir lesen die Bücher.
Die Sonne leuchtet uns.
Und unsere Augen folgen dem Gange der
Fraun.

Wenn du aus dem Fenster blickst,
ohne die Berge zu sehen,
blinder Genosse —
hassen unsere Herzen den Feind.
Und werden furchtlos.

Ludwig Adam

ZU EINER BUCHBESPRECHUNG

In Heft 7 unserer Zeitschrift brachten wir eine Besprechung des Buches von Silvius Hermann: „Nachlaß eines Frühvollendeten“.

Nun macht uns unser Mitarbeiter Louis Fürnberg auf zwei Irrtümer aufmerksam, die zwar weniger unserm Rezensenten (Walter Haenisch) als den Herausgebern des Hermannschen Nachlasses unterlaufen sind; sie haben offenbar einige Verse, die sich der Verstorbene, wohl weil sie ihm gefallen haben, gelegentlich notiert hatte, für seine eigenen gehalten. So stammen die abgedruckten Zeilen aus „Die Hände“ nicht von Hermann; und die Strophen unter dem Titel „Los der Arbeitslosen“ sind dem „Song der offenen Posten“ von Louis Fürnberg entnommen, erschienen 1932 in einer Lieder- und Balladensammlung im „Vorwärts“-Verlag, Reichenberg.

FILMPOLITISCHE NICHT-INTERVENTION

In Prag ist eine neue Tonfilm-Wochenschau nach Art der Fox-, Paramount-, Pathé-Wochenschauen gegründet worden; sie heißt „Aktualita“. Es verlautet, daß sie in einem gewissen Maße die moralische Unterstützung der tschechoslowakischen Behörden genieße und diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß sie manchmal demokratische Kundgebungen tschechoslowakischer Politiker bringt. Übrigens hält sie sich auch in ihren Reportagen vom spanischen und chinesischen Kriegsschauplatz und aus der Sowjetunion auf einer bewußt demokratischen Linie. Sie wird je nach Wunsch den Kinos der CSR in einer tschechischen oder einer deutschen Ausgabe abgegeben, wird also *doppelsprachig* hergestellt. Diese Tatsache wurde bei der Gründung der „Aktualita“ der deutschen Fach- und Tagespresse in der CSR bekanntgegeben und von dieser mit Anerkennung oder stillschweigend zur Kenntnis genommen.

Nicht so von der *reichsdeutschen* Presse: sie geriet in einen Wut-Paroxysmus. Warum? Man wird es nicht für möglich halten: weil in der demokratischen CSR Minoritätenrechte geachtet werden, und daher eine tschechoslowakische Tonfilm-Wochenschau *auch in deutscher Sprache* herausgegeben wird!

Sie! halten, lieber Leser, eine so völlig blödsinnige Reaktion von reichsdeutscher Seite denn doch nicht für möglich? Lesen Sie in dem berliner Fachblatt „Der Film“ vom 7. August 1937 zu diesem Thema:

„Man dreht zwar mit Deutschland einen Gemeinschaftsfilm, vielleicht verdient man daran, aber auf der anderen Seite gibt man zu, daß man selbstverständlich die Absicht hat, deutschsprechende (und deutschdenkende!) Teile der Bevölkerung mit tschechischem Staatsgedanken zu infizieren. Und bekanntlich unterscheiden sich der deutsche und der tschechische Staatsgedanke grundsätzlich. Das Minderheitenproblem der Tschechoslowakei wird wieder einmal in seiner ganzen Art der Auffassung und Behandlung seitens der Tschechoslowakei sinnfällig vor Augen geführt.“

Dieser ungeschickte Schreiberlehrling deckt die Karten mehr auf, als es Herrn Goeb-

bels lieb sein dürfte. So steht es also: die Herren finden es *empörend*, daß die deutschsprechende Bevölkerung der Tschechoslowakei durch eine deutschsprachige Tonfilmschau mit tschechoslowakischen, daß heißt *demokratischen* Staatsgedanken „infiziert“ wird. *Infiziert!* Die tschechoslowakische Republik soll also nicht das Recht haben, ihren *eigenen Staatsgedanken innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu propagieren!* Die reichsdeutsche Presse, der reichsdeutsche Rundfunk, der reichsdeutsche Film — sie dürfen überhaupt nichts anderes tun, als „nationalsozialistische Inhalte in die Welt tragen“ wie Herr Goebbels ausdrücklich befohlen hat, aber die Tschechoslowakei — sie darf nach Ansicht dieser perfiden Journaille nicht einmal zum *eigenen Gebrauch* ihre eigene demokratische Wochenschau besitzen: die Schafe des Herrn Henlein könnten durch diese Wochenschau am Ende mit der „demokratischen Pest“ angesteckt werden. „Das Minderheitenproblem der Tschechoslowakei wird wieder einmal in seiner ganzen Art der Auffassung und Behandlung seitens der Tschechoslowakei sinnvoll vor Augen geführt“ —, weil man die Sudetendeutschen nicht mehr ausschließlich dem berliner Rundfunk und der getarnten Hitler-Propaganda der Ufa-Wochenschau ausliefern will, verletzt man „sudetendeutsche „Minoritätenrechte!““. Das demokratische „Minoritätenrecht“ beinhaltet also, daß zwar Herr Goebbels durch den Mund seines Vasallen Henlein in Eger, Saaz, Außig, Reichenberg brüllen darf, so viel er will — aber die tschechoslowakische, demokratische Republik selbst, oh nein, die darf beileibe dort nicht ihre eigene Staatsidee verkünden!

Aus solchen kleinen Entgleisungen spricht die *Wahrheit*, die unverfälschte Wahrheit. Um ein altes deutsches Sprichwort zu variieren. Ein einziger journalistischer Dummkopf verrät oft mehr, als tausend gerissene Pressegauner verschweigen können.

W. S.

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

Tschechoslowakei

Der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller in der Tschechoslowakei“ hielt diesmal seine Hauptversammlung erst spät im Sommer ab. Dafür konnte der abtretende

Ausschuß berichten, daß es ihm gelungen sei, die Geschäftsführung endlich wieder in Ordnung zu bringen und die Verbandstätigkeit erheblich zu verbessern. Der von Konrad Henleins „Sudetendeutscher Partei“ gegründete „Trutzverband“ hat im abgelaufenen Jahr kein einziges Lebenszeichen von sich gegeben. Dagegen konnte der „Schutzverband“ eine Reihe von Aktionen zu Gunsten der sudetendeutschen Literatur unternehmen. Seine Mitgliederzahl ist quantitativ und qualitativ gewachsen; unter den Neuaufgenommenen befinden sich Thomas Mann, Klaus Mann und Franz Werfel.

Der Herder-Preis des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller in der Tschechoslowakei“, dessen Schaffung von der vorjährigen Hauptversammlung beschlossen worden war, wird am 18. Dezember 1937 zum erstenmal zur Verteilung gelangen. Der Präsident der Republik, Dr. Eduard Beneš, hat fünftausend Kronen zu diesem Zweck gestiftet, der Preis wird an einen deutschen Schriftsteller, Mitglied des SDS in der Tschechoslowakei, verliehen, dessen Arbeit den Herderschen Traditionen entspricht.

In Neapel starb während einer Sommerreise plötzlich der Schriftsteller Walter Seidl, über den wir in Heft 8 dieser Zeitschrift („Zwischen Sudeten und Karpaten“) ausführlicher berichtet haben. Seidl gehörte zweifellos zu den besten Talenten der jüngeren sudetendeutschen Schriftstellergeneration, wenn auch seine Begabung in letzter Zeit durch eine weltanschauliche Charakterschwäche bedroht schien. Er hat sich als Romancier, Novellist, Dramatiker und Musikkritiker betätigt. Von seinen Werken seien genannt: die Komödie „Wirbel in der Zirbeldrüse“ und die Romane „Romeo im Fegefeuer“, „Anastase und das Untier Richard Wagner“ und „Der Berg der Liebenden“.

Im September wurde der große tschechische Dichter Petr Bezruč siebenzig Jahre alt. Als deutschen Beitrag zu den Bezruč-Feiern ließ Rudolf Fuchs eine Neuausgabe der deutschen Nachdichtungen von Petr Bezruks „Schlesischen Liedern“ erscheinen. Die Vorrede zu dieser Neuausgabe — ein umfangreicher Essay über den schlesischen Dichter, auch in Heft 9 des „Wort“ ver-

öffentlicht — wurde vom Verlag Družstevní Práce tschechisch herausgegeben. Eine von Professor Frýdecký besorgte Übersicht der Bezruč-Übersetzungen nennt die deutschen an erster Stelle.

Der unter Henleins Einfluß stehende „Bund der Deutschen“ hat — offenbar angeregt durch Adolf Hitlers münchener Kolossalkitschausstellung — eine „Schau sudetendeutscher Kunst“ veranstaltet. Nach allgemeinem Urteil ist diese Ausstellung die schwächste, die man seit vielen Jahren im sudetendeutschen Gebiet sah. Als Gegenstück zu dieser Schau sei die Ausstellung des Malers Ernest Neuschul in Außig genannt. Die Henlein-Partei verfehlte nicht, auch bei dieser Gelegenheit ihre Kulturfeindlichkeit zu beweisen. Vier ihrer Mitglieder drangen in die Neuschul-Ausstellung ein und vernichteten einige Bilder.

Das karlsbader Stadttheater wurde von der Henlein-Partei wiederholt wegen „unvölkischer und kulturbolschewistischer Haltung“ angegriffen. Unter anderem erhob die Henlein-Partei die Forderung nach „Abenden volksechter deutscher Kunst“. Der Theaterdirektor, ein biederer Geldverdiener, ging auf dieses Verlangen ein und bat um Vorschläge. Dadurch wurden die Herren von der Henlein-Partei in eine peinliche Lage versetzt. Zuerst wußten sie überhaupt kein „volksechtes“ Werk vorzuschlagen. Endlich präsentierten sie... Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“! Die Vorstellung war, wir zitieren das Henlein-freundliche „Karlsbader Bodeblatt“, „die schlechtest besuchte der ganzen Saison“. Dafür wies ein Nachtkloak, in dem Negertänzerinnen auftraten, einen glänzenden Besuch auch von karlsbader „Eingeborenen“ auf. Zu den ständigen Gästen gehört der Generalsekretär der Sudetendeutschen Partei, Jonak.

Von deutschen Büchern wurden neuerdings ins Tschechische übersetzt: Alex Weddings „Das Eismeer ruft“, Klaus Hinrichs „Staatliches Konzentrationslager VII“, Theodor Wolffs „Der Krieg des Pontius Pilatus“, Klaus Manns „Mephisto“ und Ludwig Winders „Der Thronfolger“.

Der prager Deutsche Rundfunk brachte in seiner Reihe „Europäischer Geist“ ein Hörspiel von F. C. Weiskopf: „Das große Ko-

müdientheater des Herrn de Balzac“. Auf dem Programm der deutschen Sendung für 1937/38 steht eine Reihe von Dichterstunden sudetendeutscher Schriftsteller.

Im Verlag Karl Kreibich, Prag erschien als umfangreiche Massenbroschüre eine instruktive Schrift G. Hoffmanns: „Von deutscher Freiheit“. Ein Anhang bringt eine lange Bücherliste als Ratgeber für nicht-faschistische Leser in den Sudeten. Fast das gesamte Schaffen der deutschen antifaschistischen Schriftsteller ist hier erwähnt.

Der Verlag Mars, Prag, macht den Versuch, die Werke der Brüder Čapek und anderer modernen tschechischen Autoren deutsch herauszubringen. Bisher erschienen Bände von Josef Čapek und Jan Čep. Die Übersetzung besorgte Julius Mader.

Der Verlag Kittl, Mährisch-Ostrau, brachte neben den „Schlesischen Liedern“, über die wir bereits weiter oben schrieben, einen Roman des karlsbader Autors Ernst Sommer „Botschaft aus Granada“ heraus; der Verlag Eduard Kaiser, Böhmisches-Leipa, einen Roman des Schutzverbandvorsitzenden Kreische: „Die Frau im Mond“. Einen besonderen Hinweis verdient ein Glaserbeiterroman des sozialdemokratischen Publizisten Josef Hofbauer: „Dorf in Scherben“. Auf dieses, im Verlag E. Prager, Prag-Bratislava, erschienene Buch werden wir gelegentlich noch zurückkommen. Eine Kuriosität stellt das gleichfalls vom Verlag E. Prager herausgegebene Buch „Der letzte Sommer“ von Erich Falkner dar. Erich Falkner ist niemand anders als Emil Franzl, Redakteur des „Sozialdemokrat“ und Mitherausgeber des (tschechoslowakischen) „Kampf“. Franzl gehört zu den Erfindern eines „Volkssozialismus“ mystisch-antemitisch-nationalistischer Färbung. Auf sein Konto gehen die gehässigen Anpöbeleien antifaschistischer Schriftsteller im „Kampf“, auf sein Konto die Verteidigungen Trotzki, Otto Strassers, des Spitzels Rudolf, Willi Schlamms und anderer im „Sozialdemokrat“. Kürzlich konnte man Artikel von ihm unter durchsichtigem Pseudonym in Schuschnigg's „Christlichem Ständestaat“ lesen. Jetzt entpuppt sich der vielseitige Franzl auch noch als Erzeuger einer pornographisch gedachten, wenn auch

infolge Ungeschicks nicht pikant genug ausgefallenen Erzählung. Der Verlag hat dieses Prachtwerk in einer Anwendung von berechtigter Scham nur als teuren nummerierten Sonderdruck herausgebracht.

Die literarische Sektion des „Bert Brecht-Clubs“ hat ihre Tätigkeit in breiterem Rahmen (Kulturausschuß der „Liga für Menschenrechte“) wieder aufgenommen. Die erste Veranstaltung galt der „Entarteten Kunst“, die zweite war ein Masaryk-Gedenkabend.

Der „Verein der Kunstfreunde“ in Reichenberg eröffnete die Herbstsaison mit einem Vortragsabend über tschechische Poesie.

Die Leitung des Volksbildungsvereins „Urania“ in Prag demissionierte. Sie war in letzter Zeit besonders scharfen Angriffen von seiten der Henlein-Leute ausgesetzt. Andererseits konnte sie infolge ihrer schlappen Haltung keinerlei Unterstützung von antifaschistischer Seite erwarten. Ein neuer Geschäftsleiter ist bisher noch nicht gewählt worden. Der große „Deutsche Kulturverband“ ist schon vor geraumer Zeit von den Henlein-Leuten erobert worden. Jetzt zog eines der führenden Leitungsmitglieder, der demokratische Schriftsteller Hubert Nerad, die Konsequenzen. Nerad trat aus und übernahm die Leitung der neu gegründeten Volksbildungsstelle der sogenannten aktivistischen Parteien. Der Abgang Nerads hat dem Kulturverband merklich geschadet.

Nach einer Untersuchung des tschechischen Verlegerverbandes ist seit 1933 nur ein einziger gleichgeschalteter deutscher Autor übersetzt worden. Es handelt sich um Bruno Brehm. Alle anderen Übersetzungen aus dem Deutschen gehören der nichtgleichgeschalteten Literatur an.

H. W.-h

Palästina

Die Dichterin Else Lasker-Schüler, die momentan im Lande weilt, las auf Einladung der jerusalemener Vereinigung „Emeth we'emunah“ vor einem zahlreich erschienenen Hörerkreis aus ihren eigenen Werken.

Die Buchhandlung „Universitas“ zeigt in einer kleinen Ausstellung die Originale der Illustrationen des Buches „Das Hebräerland“ von Else Lasker-Schüler. Die Künstlerin gibt in ihren Bildern ein Palästina der Träume und der Sehnsucht, sie sieht *nicht* das karge Land ernster Kämpfe, sondern den „Bibelstern“ ihres Herzens.

Das hebräische Arbeitertheater „Ohel“ (Zelt) brachte das ostjüdische Volksstück „Josche Kalb“ in Inszenierung des new yorker Regisseurs Morris Schwarz heraus.

Die „Habimah“ (Bühne), gewissermaßen das palästinensische Staatstheater, bereitet die Uraufführung eines palästinensischen Zeitstückes „Wächter“ von Ever Hardani vor, das die jüngsten Unruhen im Lande behandelt.

Das satirische Theater „Matate“ (Besen) persifliert natürlich das Tagesgespräch Palästinas, den Teilungsplan der Royal Commission.

Eine Auslese politischer und literarischer Essays des frühverstorbenen Arbeiterführers Beilinson ist durch einen sorgfältig edierten Sammelband nun auch den deutschen Lesern zugänglich gemacht.

Die hebräische Universität in Jerusalem hat Prof. Martin Buber (früher Frankfurt a. M.) für die kommenden Semester verpflichtet. Martin Buber wird über Soziologie lesen.

B. Ch.

SULEIMAN STALSKI

Während der Drucklegung erreicht uns die Nachricht, daß Suleiman Stalski, der große daghestanische Volksdichter, am 23. November 1937 gestorben ist. Der Dichter kann so den Tag nicht mehr erleben, an dem er Abgeordneter des Volkes werden sollte.

ANTIFASCHISTISCHE PUBLIZISTIK

August — September 1937

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir um Unterstützung unserer Mitarbeiter und aller Leser.

KULTURKRITIK

- Ernst Bloch. Nutzen der Sensation. NW 36
 Thomas Manns Manifest. NW 37
 Wiederkehr der Ideale. NW 39
 Hugo Huppert. Moskauer Brief. IL 9
 Erwin Jäckle. Vom deutschen Glaubenskampf (über G. Pick. Die Religion der freien Deutschen) NZZ 29.9.
 Georg Lukacs. Ludwig Feuerbachs Erbe. DZZ 14.9.
 Karl Mannheim. Zur Diagnose unserer Zeit. MuW 1
 H. Steinhausen. Die Zukunft der Freiheit. MuW 1

GESCHICHTE UND ERBE

- Walter A. Behrendsohn. Das Wort als Waffe. Zu Heinrich Heines politischer Dichtung. NZ 5.9.
 G. Forster. 700 Jahre Berlin. DVZ 22.8.
 Walter Haenisch. William Cobbet im Spiegel der Schriften Marx' und Engels'. IL 8
 John Heartfield. Daumier. VI 35
 Erich Kaiser. Die preußische Ökonomie. MuW 1
 Georg Lukacs. Die Tragödie Heinrich von Kleists. IL 8
 Heinrich Heine als nationaler Dichter IL 9
 Heinrich Mann. Das geistige Erbe. NW 36
 Georg Schmidt. Rubens und Rembrandt im Urteil Jakob Burckhardts. „Schweizer Volksbildungszirkel“, August.
 Gerhard Scholz. Lichtenberg und wir. MuW 1
 W. V. Die letzte Frau im Leben Friedrich Engels'. ABZ (Z) 12. 8.

THEATER UND FILM

- Hans Flesch. Jean Harlows letzter Film. NW 37
 Joe Gassner. Zola in New York (Dreifus-Film) NW 38
 T. N. Hudès. Zwei Filme („La grande illusion“ und „Mein Sohn, der Minister“) NW 38
 Alfred Kerr. Theater in London (La-very: Die erste Legion) PT 1.8.
 Observer. Neue Produktion — alte Produktion (Tobis und Ufa) PT 13.8.
 Justin Steinfeld. Das deutsche Filmgeschäft. NW 32
 Berthold Viertel. Imaginäre Porträts (Jannings und Grätz) NW 36
 Friedrich Wolf. Es geht um den Menschen (über Sowjetfilme) IL 7
 Über Albert Bassermann: PrT 8.9. (Emil Faktor); NW 37; PrPr 8.9. (Otto Pick); NZ 6.9. (O. M. Fontana); PT 6.9. (Else Flatau); Wiener Tag 5.9.; Die Stunde 8.9.; Soz. (Pr) 7.9.
 Über Brecht-Weill: Die Dreigroschenoper (anlässlich der pariser Aufführung) PT 29.9. (r.br.)
 Über Leonhard Frank: Der Außen-seiter (anlässlich der Uraufführung in Prag) PrT 8.9. (m.b.); PrT 9.9.; Boh 8.9. (LW.); und 9.9.; PrPr 10.9. (O.P.); DWa 19 (J.St.); 19.9. (m.g.)
 -n: Moskauer Künstler-Theater (anlässlich des pariser Gastspiels) NW 37
 * Das Wolgadeutsche Theater vor großen Aufgaben. DZZ 29.8.

LITERATUR

- A. B.: Das „Geheimnis der Entstehung des Krieges“ in der modernen französischen Literatur (Roger Martin du Gard, Jules Romain, Louis Aragon) IL 9

- Johannes R. Becher. Maß und Richtung DZZ 24.9.
Der Glücksucher und die sieben Lasten (Selbstanzeige) IL 9
- Ernst Bloch. Henrik Pontoppidan. NW 32
- Edy Brandt. Buch und Gewehr (Kulturarbeit im spanischen Heer) PT 10.8.
- Willy Bredel. Über die Wahrung des Erbes. DZZ 1.8.
- Fritz Erpenbeck. Short Story. DW 8
- Lion Feuchtwanger. Ulrich Becher. DW 8 — Lion Feuchtwanger berichtet André Gide. NZ 3.8.
- G. Forster. Die deutschen Schriftsteller in der Emigration. DVZ 15.8.
- Antonie Fried. Fug und Unfug der Kurzgeschichte. DW 8
- Nordahl Grieg. Knut Hamsun. IL 7
- Hugo Huppert. Tschechoslowakische Lyrik (F. C. Weiskopf) DZZ 20.8.
Charles Baudelaire. DZZ 1.9.
- Marta Karlewis. Thomas Mann. Die Weltwoche 20.8.
- Hermann Kesten. „Die Auflösung“ des Romans. NZ 12.9.
- Kurt Kersten. Guy de Maupassant und die Kurzgeschichte. DW 8
- Felix Langer. Petr Bezruč. PT 26.9.
- F. Langer. Die Kurzgeschichte. DW 8
- Georg Lukacs. „Die menschliche Komödie“ des vorrevolutionären Rußland IL 7
- Klaus Mann. Franz Kafka. NW 33
- N. Plisko. Der Ahnherr der sozialistischen Literatur (Gorki). DZZ 2.8.
- Josef Roth. Bücherbesprechung. PT 20.8.
Lizenz von Hakenkreuz. PT 1.10.
- Justin Steinfeld. Zur Situation der deutschen Literatur. DWa 19
- Ferd. Timpe. Zolas „Mutter Erde“. NZ 15.8.
- Über Edgar Alexander: Der Mythos Hitler. DVZ 5.9. (Bruno Frei)
- Über Aragon: „Die Glocken von Basel“. DW 8 (Maria Arnold)
- Über Alexander Barta: „Ohne Gnade“ und „Amnestie“. IL 9 (J. Hay)
- Über Vicky Baum: „Der große Ausverkauf“. NWT 29. 8. ZiB 2.9.
- Über Gottfried Benn: DW 9 (Klaus Mann)
- Über Gottfried Benn: „Nun ist dies Erbe zuende“. DW 9 (Bernhard Ziegler)
- Über Petr Bezruč. DW 9 (Rudolf Fuchs)
- Über Jean Richard Bloch: „Spanien, Spanien!“. IL 9 (Maria Arnold)
- Über Willi Bredel: „Dein unbekannter Bruder“. DVZ 12.9. (Peter Nikl); Volkswille (Karlsbad) 12.9. (Prof. Kleinberg); PT 27.9. (M. Arnold)
- Über B. Brentano: „Prozeß ohne Richter“. MuW 1 (Humm)
- Über Deutsche Frauenschicksale. „Der öffentliche Dienst“ 35 (E. Allemann); DW 8 (Alex Wedding)
- Über A. Döblin: „Die Fahrt ins Land ohne Tod“. MuW 1 (F. Lion)
- Über Ilja Ehrenburg: „No pasaran“ in ABC (Z) 9.9. (Maria Arnold); Die Freiheit 3.9. (Maria Arnold); DVZ 5.9. (Werner Ilberg); PT 17.9.
- Über Lion Feuchtwanger: „Moskau 1937“. DZZ 15.8.; „Wissen ist Macht“ (Z) August; VI 32, 34; Der Funke 8/9 (J. St.)
- Über Georg Fink: „Schmerzenskinder“. Boh 5.9. (L. W.)
- Über Louis Fischer: „La guerre en Espagne“. PT 3.9. (v. f.)
- Über Bruno Frank: „Der Reisepaß“. IL 8 (A. B.); PT 27.8.
- Über Otto Friedrich: „Helden des Geistes“. NZ 30.8.
- Über Johann Foldes: „Die Straße der fischenden Katze“. NWT 29.8.
- Über Manfred Georg: „Männer, Frauen, Waffen“. 12.9.; Boh 26.9. (L. W.)
- Über Oskar Maria Graf: „Anton Sittinger“. PT 24.9. (Maria Arnold); „Der Abgrund“. Korunik 2.
- Über Hans Habes: „Drei über die Grenze“. PT 24.9.
- Über Konrad Heiden: „Ein Mann gegen Europa“. DVZ 8.8. (K. Sand); PT 17.9. (K. Kersten)
- Über Hemingway. DW 8 (F. C. Weiskopf)
- Über Hermann Hesse. MuW 1 (Humm)
- Über Harry Kessler: „Souvenirs d'Européen“. PT 20. 8. (Hans Jacob)
- Über Hermann Kesser: „Beethoven, der Europäer“. PT 6.8. (F. H.)

- Über Ruth Körner: „Fieberndes Indien“. PT 10.9.
- Über Egon Erwin Kisch: „Landung in Australien“. Korunik 2
- Über Kracauer: „Offenbach“. PrT 3.8. (mb)
- Über Theodor Kramer: „Mit der Ziehharmonika“. IL 8 (Hugo Huppert)
- Über Philipp Lamour: „Sauvons la France en Espagne“. PT 10.9. (Rudolf Leonhard)
- Über Thomas Mann: „Siegfried Marek“ in PT 13.8.
- Über Else Lasker-Schüler: „Hebräerland“ DW 9 (Justin Steinfeld)
- Über Peter Merin: „Spanien zwischen Geburt und Tod“. PT 13.8.
- Über Peter Musil: „Über die Dummheit“. NFrPr 1.8
- Über Stefan Priacel: „Au nom de loi“. NW 32 (Bruno Frei)
- Über Willi Reich: „Alban Berg“. PrT 3.8. (mb); NFrPr 8.8. (Stuckenschmidt); PT 13.8; PrPr 9.9.
- Über Josef Roth: „Das falsche Gewicht“. NW 33 (F. C. Weiskopf); NWT 22.8.; DW 9 (Fritz Erpenbeck)
- Über Anna Seghers: „Die Rettung“. ABC 12.8. (Jacob Bühner); ZiB 2.9.; NZZ 27.8.; NZ 5.9. (F. R. A.)
- Über Agnes Smedley: „China kämpft — China blutet“. DVZ 22.8.; Korunik 1
- Über René Schickele: „Die Flaschenpost“. PrPr 12.9.
- Über Upton Sinclair: „Drei Freiwillige“. Die Freiheit 3.9. (Maria Arnold); PrPr 17.9.; ABC 9.9.
- Über *sudetendeutsches Schrifttum*: „Zwischen Sudeten und Karpathen“. DW 8 und 9 (Heinrich Weerth)
- Über eine *Traven-Kritik* im „Wort“. „Traven, Schwinghammer und die Mittelschichten“. DW 9 (Kurt Kersten)
- Über F. C. Weiskopf: „Das Herz — ein Schild“. IL 9 (Maria Arnold); Frauenrecht 8.8.; NZ 15.8. (Manfred Georg); DZZ 20.8. (H. Huppert); Korunik 4.
- Über F. C. Weiskopf: „Die Versuchung“. NW 34 (Balder Olden); Korunik 1
- Über H. Wendel: „Die Marseillaise“. Korunik 5.
- Über Josef Wittlin: „Das Salz der Erde“. MuW 1 (Humm)

- Über Theodor Wolff: „Die Schwimmerin“. NZ 29.8.; IL 9 (Fritz Erpenbeck)
- Über Alfred Wolfenstein: „Die gefährlichen Engel“. NZ 8.8.
- Über Stefan Zweig: „Der begrabene Leuchter“. NZ 26.9.
- Über „*Internationale Literatur*“. DVZ 12.9
- Über *Vegaar-Bücherei* (Bredel, Kast, Langhoff). PT 1.10. (Fritz Hoff)
- * Christian Morgenstern in französischer Nachdichtung. PT 13.8.

DAS DRITTE REICH

- Fritz R. Allemann. Rudolf Binding. NZ 13.8.
- D. W. Dodd. Der halbamtliche Kriminalroman. NW 32
- Robert Hammer. Deutschlands Schulen — Giftküchen des Faschismus. DZZ 2.9.
- Alfred Kerr. Mussolinis Salonwagen. PT 29.9.
- Karl Sand. Lehrersorgen im Dritten Reich. DVZ 5.9.
- Maximilian Scheer. Historiker als Agenten. NW 39
- Paul Westheim. Kultur-Nazismus. PT 13.9.
- Aus Ziegler Reich NW 37;
- Baumfrevel. NW 39;
- Deutsche Kunstausstellungen. PT 19.9.
- Über die *münchener Hitlerrede*. („Entartete Kunst“): J. Heartfield in VI 33; Karl Kaschak in PrT 22.8.; Albin Stübs „Der Triumph der Postkarte“. NW 34. dt. Emil Nolde. NZ 6.8.; Paul Westheim in PT 1., 8.8.; Paul Westheim „Thoma war entartet“. NW 33; Hein Kiwitz „Absage eines deutschen Künstlers“. PT 27.8.; NWT 8.8.
- B.: Das merkwürdige Leben der berliner Auslandspresse. „Die Weltwoche“ 20.8.
- E. L.: Politik und Erziehung (über A. Bäumler). NZ 29.8.
- F. L.: Dietzschmidt über Ibsen — Uhlands Wanderung durchs Dritte Reich. IL 7
- H. L.: Der gefesselte Künstler. NZ 29.9.
- k. m.: Das österreichische Buch in Deutschland. NZ 3.9.
- L. R.: Verstaatlichte Wissenschaft. Boh 11.9.
- R. R.: Rassenkongreß in Paris. NZ 10.8.

- W. F.: Goebbels' Rede bei der Funkausstellung. PT 1.8.
 * Der preisgekrönte Glaubensstifter. Deutsche Presse Pr 11.9.
 * Deutsche Kulturwoche in Paris? PT 10.9.
 * „Mein Kampf“ und der deutsche Kulturkampf. Die Stunde. 27.8.

VERSCHIEDENES

- Alfens: Asylrecht, heute und gestern. DWa 1.8.
 Bruno Altmann: Thomas Masaryk, der Kämpfer gegen Vorurteile. PT 16.9.
 Hans Behrend: Attentat auf Händel. DW 9
 Alfred Durus: Englische revolutionäre Graphiker. IL 8
 Edgar Degas. DZZ 27.9.
 Peter Nikl. IL 7
 Spanische Kunst. DZZ 5.8.
 Ilja Ehrenburg: Über General Lukacs. IL 9
 Manfred Georg: Masaryk, der Mensch und sein Werk. PT 15.9.
 Iwan Heilbut. Ein Entarteter in Frankreich. NW 39
 Egon Erwin Kisch. Im ausgeräumten Prado. NW 39
 Heinrich Mann. Im Exil. NW 32
 Kurt Randloff. Professoren im Exil. NW 33

- F. C. Weiskopf. Zeitungen von der Front. NW 36
 Robert Wiene. „Spanischer Pavillon in Paris. NW 37
 F. A. Ein Abend deutscher Freimutsmusik in Paris. PT 6.9.
 E. Die Rettung der spanischen Kunstschätze. NZ 15.8.
 G. I. Eleonore Kalkowska PT 13.8.
 * Der pariser Philosophenkongreß. PT 18.8.; Der Montag (P) 30.8.
 * Die Reden auf der pariser Kundgebung „Deutsche Volksfront — Trägerin deutscher Kultur“ (Robert Breuer, Bruno Frei, Carl Misch). DVZ 16.9.

ABKÜRZUNGEN

Boh — Bohemia; — DVZ — Deutsche Volkszeitung; DW — Das Wort; DWa — Die Wahrheit; DZZ — Deutsche Zentralzeitung; IL — Internationale Literatur; MuW — Maß und Wert; NFrPr — Neue Freie Presse; NWt — Neues Wiener Tagblatt; NW — Neue Weltbühne; NZ — Nationalzeitung (Basel); NZZ — Neue Zürcher Zeitung; P — Prag; PT — Pariser Tageszeitung; PrPr — Prager Presse; PrT — Prager Tagblatt; Soz — Sozialdemokrat (Prag); VI — Volks-Illustrierte; Z — Zürich; ZiB — Zeit im Bild (Prag).